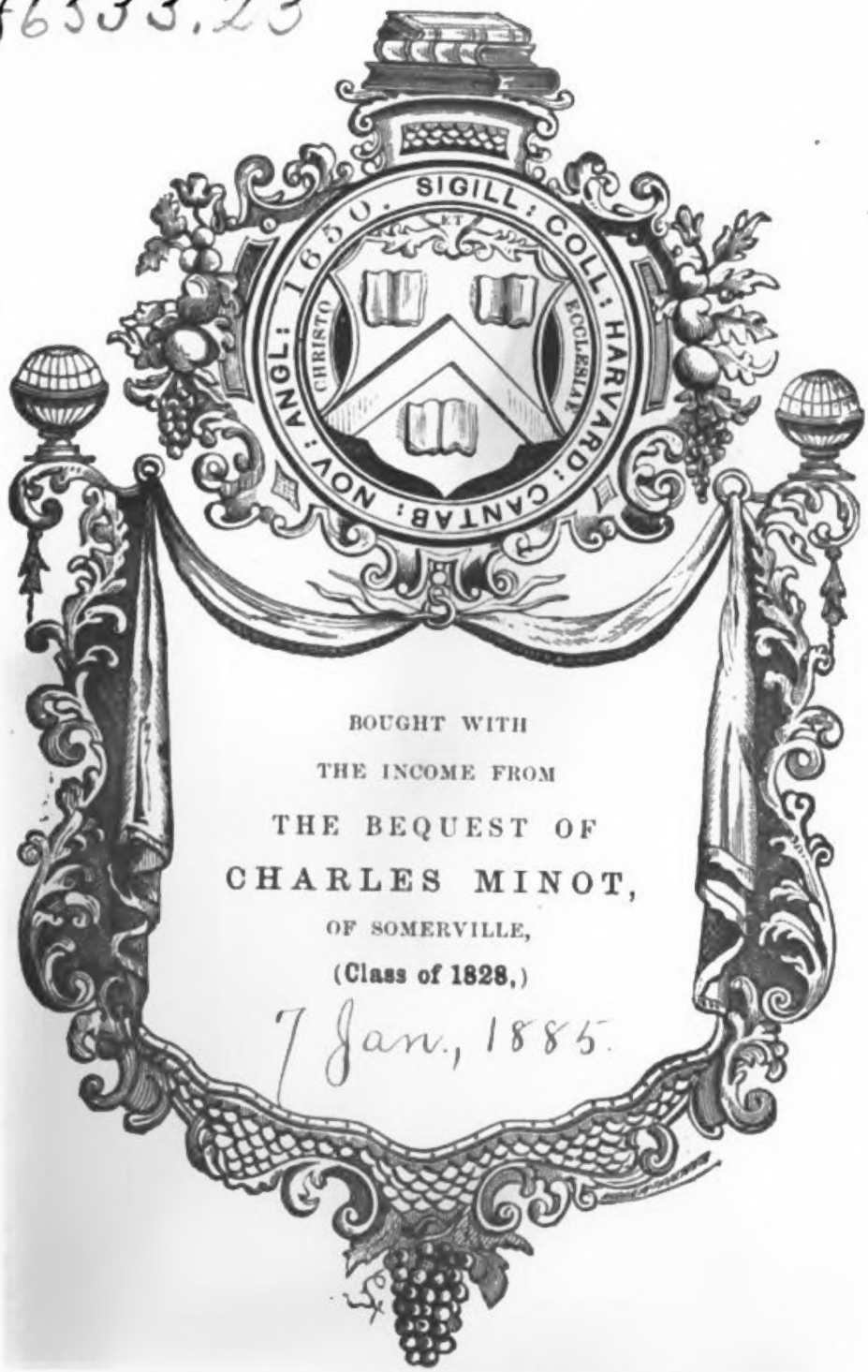
GESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR DES ACHTZEHNTEN JAHRHUNDERTS:...

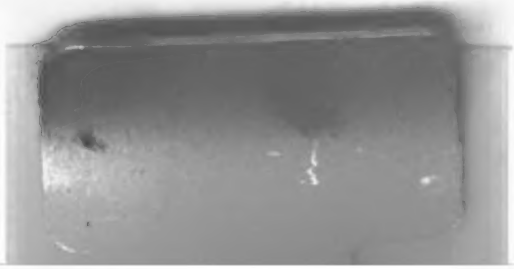
Johann Wilhelm Schaefer

Digitized by Google

46533.23



BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
7 Jan., 1885.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Geschichte

der

deutschen Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

Digitized by Google

Geſchichte

der

deutſchen Literatur

des achtzehnten Jahrhunderts.

In überſichtlichen Umriſſen und biographiſchen Schilderungen

von

Dr. Johann Wilhelm Schaefer.

Zweite, vermehrte und vollſtändig umgearbeitete Auflage,

herausgegeben

von

Franz Muncker.

Leipzig.
T. O. Weigel.
1881.

Digitized by Google

465 3.23
3

JAN 7 1885

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Vorrede zur ersten Auflage.

Je mehr die Geschichte der deutschen Literatur eine gründliche wissenschaftliche Behandlung gefunden hat, um so weniger ist in dem Gesammtorganismus ihres Entwickelungsganges den einzelnen Individualitäten, wenn man etwa die Koryphäen der Literatur ausnimmt, eine besondere Würdigung zu Theil geworden. Der einzelne wird nur so weit beachtet, als er mit den aus der Masse hervorragenden Erzeugnissen seines Geistes den Einschlag zu dem Gewebe der Nationalliteratur hergibt. Die Geschichte seiner Bildung, die besonderen Lebensbeziehungen und Verhältnisse, unter denen seine geistige Thätigkeit gedieh und sich geltend machte, das stillere Wirken seines Einflusses in den engeren Kreisen seiner Umgebung und die mit seiner literarischen Bedeutsamkeit verbundenen und diese bedingenden Eigenthümlichkeiten seines sittlichen Charakters bleiben mehr oder minder dem Gesichtskreise entzogen.

Es ist indeß nicht zu bestreiten, daß die Theilnahme der Gebildeten an der Geschichte unserer neueren Literatur sich lebhaft der Schilderung des Lebens unserer ausgezeichnetsten Dichter zuwendet und nicht allein das Verhältnis ihrer Werke zu dem Ganzen der nationalen Geistesbildung, sondern auch das Entstehen derselben aus der geistigen Individualität sich zu veranschaulichen sucht. Das Verlangen nach biographischen Darstellungen ist in

Digitized by Google

dem Weſen der poetiſchen Literatur, die in ſo hohem Maße durch die Subjectivität ihrer Factoren bedingt iſt, begründet; es iſt vor allem berechtigt in der Literatur des vorigen Jahrhunderts, in welchem der Perſönlichkeit der Autoren ein weiter Spielraum vergönnt war und die geiſtige Richtung der Nation weit mehr durch die Schriftſteller beſtimmt und geleitet ward, als dieſe zu ſich heranzog und beherrſchte.

Dieſe Rückſichten veranlaßten mich, die Geſchichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, die Zeit des Werdens und der höchſten Ausbildung unſerer neueren Literatur, in einer Reihe biographiſcher Schilderungen der gebildeten Leſewelt näher zu legen, als es irgend eine andere Form der hiſtoriſchen Darſtellung vermag. Wenn dieſe Aufgabe mit wiſſenſchaftlichem Geiſte gelöſt werden ſollte, ſo ſchien es mir zugleich eine unabweisliche Forderung, das Einzelleben mit den leitenden Fäden der Geſchichte in Verbindung zu ſetzen, durch die chronologiſche Reihenfolge das Verhältnis der Individuen zu einander in ein klares Licht zu ſetzen und auch in der beſonderen Faſſung der biographiſchen Darſtellung den Blick ſtets auf die Stellung zu richten, welche der Geſchilderte in der Literatur einnimmt. Dadurch ſtellen ſich die Biographien unter den höheren Geſichtspunkt der hiſtoriſchen Anſchauung und erhalten unter ſich ein geiſtiges Band.

Um dies noch deutlicher hervortreten zu laſſen, habe ich die innere Geſchichte jeder einzelnen Literaturperiode in kurzen Umriſſen den biographiſchen Schilderungen vorausgeſchickt. Die Gruppierung derſelben, die Auswahl der zur Biographie geeigneten Autoren iſt dadurch bereits vorgezeichnet. Nur diejenigen treten in beſonderen Lebensgemälden in den Vordergrund, deren Lebensereigniſſe mit ihren Geiſteswerken und ihrer Wirkſamkeit für die Literatur und die nationale Bildung in inniger Beziehung

Digitized by Google

ſtehen. Ausgeſchloſſen ſind daher nicht allein für den Gang der Literatur bedeutungsloſe Autoren, ſondern auch die, deren äußeres Leben wenig oder gar kein Verhältnis zu ihren Productionen hat. Dies der Grund, weßhalb z. B. Lichtwer, Ebert, Götz unter die Biographien des erſten Bandes nicht aufgenommen ſind, mochten ſie auch hinter Gleim, deſſen Bedeutſamkeit gerade auf ſeinem vielſeitigen Wirken für die Literatur beruht, an dichteriſcher Begabung kaum zurückſtehen.

Daß ich mir eine ſorgfältige Benutzung aller mir zugänglichen Quellen und Hilfsmittel zur Pflicht gemacht habe, wird dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen; doch ſchien es mir der populären Behandlung, nach der ich ſtrebte, nicht angemeſſen, durch die Anführung der benutzten Schriften oder durch kritiſche Erörterung von Einzelnheiten beſchwerlich zu fallen. Ich kann dabei nicht unterlaſſen, der Verwaltung der Göttinger Univerſitätsbibliothek, insbeſondere Herrn Profeſſor Hoeck und Herrn Dr. Elliſſen, öffentlich für die Bereitwilligkeit und zuvorkommende Güte zu danken, durch die mir während eines Ferienaufenthalts in Göttingen die freie und ergiebige Benutzung der dortigen reichen Literaturſchätze möglich ward.

Der zweite Band wird hauptſächlich Leſſing, Wieland und die Mitglieder des Göttinger Dichterbundes zum Inhalt haben; ein dritter und letzter wird die biographiſchen Darſtellungen mit Herder, Goethe und Schiller abſchließen. Ein Regiſter über das Ganze wird dem letzten Bande beigegeben werden.

Möge mich im Verfolg meiner Arbeit das ermuthigende Bewußtſein begleiten, daß das mit Liebe gepflegte Werk eine freundliche Aufnahme findet.

Bremen, den 30. Mai 1855.

J. W. Schaefer.

Digitized by Google

Vorwort zur zweiten Ausgabe.

Bei der Ausarbeitung des vorliegenden Werks richtete ich den Blick vornehmlich auf die Lehrer der deutschen Literaturgeschichte, welche mit dem nicht nur anziehenden, sondern auch zum tieferen Verständnis der einzelnen Dichter am sichersten anleitenden biographischen Material, das man meist aus vielerlei Büchern zusammenlesen muß, den Unterricht zu beleben wünschen, ferner auf die reifere Jugend und gebildete Freunde der deutschen Literatur überhaupt, welche das Bedürfnis fühlen, das Bild von den Chorführern unserer nationalen Bildung, das ihnen sonst nur in allgemeinen Umrissen vorgezeichnet ist, mit charakteristischen Zügen des individuellen Lebens im einzelnen auszustatten.

Der Kritik habe ich für die wohlwollende Anerkennung dankbar zu sein, womit sie eine wissenschaftliche Arbeit, die mich mehrere Jahre beschäftigt hielt, aufgenommen hat; doch war der zugleich ausgesprochene Wunsch nicht ungegründet, es möge durch eine Ermäßigung des Preises die Anschaffung des Buches in den Kreisen, für die es vorzugsweise bestimmt sei, erleichtert werden.

Die geachtete Verlagshandlung hat dazu durch die Veranstaltung einer wohlfeileren Ausgabe bereitwillig die Hand geboten. Ich kann schließlich nur den Wunsch ausdrücken, daß das mit gewissenhafter Sorgfalt bearbeitete Werk, welches, so wenig es die gelehrte Forschung zur Schau trägt, doch die Resultate vielseitiger literarhistorischer Studien in sich faßt, auch ferner zu einer gründlichen Kenntnis unserer reichhaltigsten Literaturperiode beitragen möge.

Bremen, im Januar 1859.

J. W. Schaefer.

Digitized by Google

Vorrede zur zweiten Auflage.

Einer freundlichen Empfehlung Karl Goedekes zufolge erhielt ich im Lauf des verflossenen Winters von der Verlagsbuchhandlung den Antrag, eine neue Ausgabe von Schaefers Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zu besorgen. Als ich, um ein Bild zu gewinnen von dem Verfahren, das ich bei dieser Arbeit einzuschlagen hätte, Schaefers Buch einer genauen Durchsicht unterzog, erkannte ich bald, daß das Werk in der That, wie der Verfasser sich im Vorwort rühmt, mit gewissenhafter Sorgfalt ausgeführt sei und daher — einige Berichtigungen des ästhetisch-historischen Urtheils ausgenommen — im einzelnen nur wenig Angaben enthalte, die geradezu einer Verbesserung bedürfen. Dagegen schien es erforderlich, in mehreren ergänzenden Zusätzen die Resultate der neueren Forschung dem Buche einzuverleiben.

Zugleich aber sah ich mich vor die Frage gestellt, ob nicht vielleicht die gesammte Gliederung und Anordnung des Stoffes zu ändern sei. Hätte ich auf eigne Hand eine Geschichte unserer Literatur zu schreiben, so wäre es mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß die biographische Schilderung der hervorragenden Autoren zwar keineswegs aufgegeben, aber in die Darstellung des allgemeinen, innern Entwicklungsganges verwoben werden müßte. Hier hingegen, wo es sich um die Wiederherausgabe einer fremden Arbeit handelte, glaubte ich, meinen Geschmack und meine Anschauung den Absichten des ursprünglichen Verfassers unterordnen zu müssen. Und Schaefer legte ein großes Gewicht auf die Scheidung und besondere Ausführung der einzelnen Biographien,

Digitized

die allerdings außer den von ihm bereits hervorgehobenen innern Vorzügen noch den formalen Vortheil gewährt, daß die Gestalt eines jeden Autors dadurch klarer und einheitlicher im Zusammenhang ihres ganzen Wirkens sich darstellt. Um den Grundcharakter des Werkes nicht zu verändern, behielt ich daher — auch mit Rücksicht auf den Wunsch des Verlegers — die Eintheilung Schaefers bei; ebenso widerstand ich dem Verlangen, den vorhandenen Biographien neue beizufügen, obwohl Bodmer und Gottsched, Geßner, Zimmermann, Möser und Sturz, Winckelmann und Hamann, Lenz und Klinger und andere mehr vielleicht eben so viel Anspruch auf selbständige biographische Behandlung hätten wie Rabener, Cramer und Jacobi. Ich begnügte mich, den Namen dieser Männer, sei es, daß sie in der allgemeinen Uebersicht der Literatur oder inmitten einer andern Biographie erwähnt werden, die nöthigsten Angaben über ihr Leben und Wirken beizufügen.

Dagegen hielt ich mich für befugt, neben der biographischen auch die in einem engeren Sinne so zu nennende literarhistorische Seite der Darstellung mehr hervorzukehren. Nur ein kleiner Theil meiner Zusätze betrifft das Leben, weitaus der größte vielmehr die Werke unserer Autoren. Schaefers Kritik derselben ist theilweise berichtigt, meist ergänzt; oft auch ist die Betrachtung derselben, die Schaefer stillschweigend oder ausdrücklich abgelehnt hatte, vollkommen neu hinzugefügt. Zu andern, kleineren Einschiebseln führte mich das Streben, das Wissenswerthe möglichst vollständig zu geben; ich erwähnte und besprach daher Vorgänge und Schriften, die als biographisch unwichtig von Schaefer übergangen worden waren, die aber in der Geschichte der deutschen Literatur einen mehr oder minder hervorragenden Platz verdienen.

Am bedeutendsten umgestaltet wurden durch diese Aenderungen

Digitized by Google

und Zusätze neben einigen Partien der allgemeinen Uebersichten die Biographien von Wieland und Schiller, nicht viel weniger Johann Elias Schlegel, Weiße, Klopstock, Lessing und Herder; die Darstellung Goethes, bei der sich Schaefer, wohl in Anbetracht seines größeren Werkes über diesen Dichter, ungewöhnlich streng darauf beschränkte, die entscheidenden Lebensmomente hervorzuheben, wurde namhaft erweitert. Geringer sind meine Zuthaten zu den übrigen Biographien; am wenigsten hatte ich bei Gellert, dessen Schilderung ich trotz ihrer fast unverhältnismäßigen Länge nicht abzukürzen wagte, Rabener, Cramer, Gleim, Kleist, Jacobi und Hölty zu ändern, obschon einzelne von ihnen, wie z. B. Kleist, neuerdings die sorgfältigste wissenschaftliche Behandlung erfahren haben.

Selbständige Forschung liegt erklärlicher Weise nur einzelnen Abschnitten des Buches zu Grunde. Sehr oft sah ich mich genöthigt, die Resultate der eignen Arbeit, weil sie zu sehr in die Detailuntersuchung führen würden, zu verschweigen; oft mußte ich mir mit einer kritischen Benützung der neueren Specialstudien anderer literarhistorischer Genossen genügen lassen. Wenigstens aber habe ich kein Datum, keine Notiz, mochte ich sie bei Schaefer oder sonst wo finden, auf Treu' und Glauben angenommen; jedes nur irgend erreichbare Citat ist neu verglichen und oft nach dem Wortlaut des Originals berichtigt worden. Manchem werden diese Citate vielleicht allzu sehr gehäuft zu sein scheinen; ich habe sie nicht eben merklich vermehrt, doch auch nicht verringern wollen, da sie gewiß vornehmlich beitragen, die Darstellung lebendiger und anschaulicher zu machen.

Der Deutlichkeit zu Liebe habe ich mir vielleicht hie und da eine kleine Wiederholung erlaubt oder eine bereits vorhandene nicht ausgemerzt; sonst bin ich mir bewußt, hauptsächlich bei meinen

Digitized

eignen Zusätzen nach der knappsten Form des Vortrags gestrebt zu haben.

Der Gleichförmigkeit halber bin ich auch mit Sprache und Stil meiner Vorlage etwas freier verfahren. Schaefers Diction ist im großen und ganzen einfach und frisch. Gleichwohl erscheint sie nicht immer sorgfältig genug gefeilt, so daß etwa die Wiederholung des gleichen Wortes auf engem Raume gehörig vermieden, die Verknüpfung der Sätze und Satzglieder unter einander stets aufmerksam behandelt wäre; bisweilen auch wird sie durch die Neigung des Autors zu abstracter Ausdrucksweise mittelst Verbalsubstantiva und ähnlicher Bildungen ein wenig schwerfällig. Auch in dieser Hinsicht habe ich mich bemüht, der Sprache unseres Werkes ein einheitliches und, wo möglich, immer natürliches Gepräge aufzudrücken.

Wie weit mir dies, wie weit mir überhaupt die neue Bearbeitung des Buches gelungen ist, ob ich nicht zu viel oder zu wenig an meiner Vorlage geändert habe, gebührt nicht mir zu entscheiden. Den Wunsch jedoch darf ich aussprechen, daß sich das Werk auch in der neuen Ausgabe derselben billigen Aufnahme von Seiten der Kritik erfreuen möge wie bei seinem ersten Erscheinen, und daß das lesende Publicum, dessen Interesse an deutscher Literatur jetzt bedeutend reger und allgemeiner ist als damals, das von dem Verleger nunmehr in Einen Band zusammengezogene und reicher ausgestattete Buch freundlich willkommen heißen möge.

München, am 25. August 1881.

Franz Muncker.

Digitized by Google

Inhalt.

Einleitung.

Seite

Die deutsche Literatur bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts 1

Erstes Buch.

Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Herders und Goethes erstem Auftreten (c. 1700— c. 1766).

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Literatur 21

Zweites Capitel.

Hagedorn und Haller.

1. Hagedorn 50
2. Haller 58

Drittes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Leipziger Schule.

1. Gellert 70
2. Rabener 101
3. Die Brüder Schlegel 112
4. Cramer 126
5. Weiße 130

Viertes Capitel.

Klopstock 143

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Vereine zu Halle, Halberstadt und Berlin.

1. Uz 204
2. Gleim 209
3. Kleist 224
4. Ramler 238
5. Johann Georg Jacobi 246

Sechstes Capitel.

Lessing 255

Siebentes Capitel.

Wieland 332

Zweites Buch.

von Herders und Goethes erstem Auftreten bis zu Schillers Tode (c. 1766 — c. 1805).

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Literatur 388

Zweites Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

1. Bürger 412
2. Hölty 433
3. Voß 442
4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg 481

Drittes Capitel.

Herder 509

Viertes Capitel.

Goethe 598

Fünftes Capitel.

Schiller 675
Register 771

Digitized by Google

Einleitung.

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Die deutsche Literatur bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts.

Wenn wir unter Literatur nur die durch die Schrift aufgezeichneten Denkmäler der höheren geistigen Cultur unseres Volkes verstehen, so würde sie sich erst an der Grenze des Alterthums mit Vulfilas Bibelübersetzung eröffnen. Die deutsche Literatur würde sich demnach gleich in ihrem Beginne an eine fremde Cultur angelehnt haben und erst aus der christlich-römischen Bildung erwachsen sein. Allein viele Jahrhunderte vorher hatte ein anderer mächtiger Trieb der germanischen Dichtung in dem innersten Leben des Volkes Wurzel geschlagen und sich in frischer, selbständiger Kraft entfaltet. Nicht unterdrückt, nur manchmal verdeckt von der kirchlichen Literatur, erhielt und erweiterte er sich in den nachfolgenden Zeitaltern, bis sich auf der Höhe der nationalen Bildung beide Richtungen versöhnten und in der christlich-germanischen Poesie des Mittelalters die herrlichsten Früchte reiften.

Sind gleich die Nachrichten von der ältesten Cultur unseres Volkes sehr unbestimmt, so daß wir uns anstatt deutlicher Einsicht oft mit Ahnungen und Muthmaßungen begnügen müssen, so dienen sie doch zum hinlänglichen Beweis, daß die Germanen nicht als ein rohes Volk aus dem asiatischen Stammlande in die Landschaften des mittleren Europa eindrangen und sich hier neue

Digitized by Google

Wohnsitze gründeten. Von dort brachten sie eine überaus bildungsfähige Sprache mit, die an Kraft und Fülle, an Reichthum der Formationen keiner andern nachstand. Unfreundlich und unwirthbar war noch die mit Wäldern und Sümpfen bedeckte neue Heimath. Während ein rauhes Klima den Körper abhärtete, forderte der Kampf mit der widerstrebenden Natur zur Entbehrung und zur Anstrengung auf, um ihr das Nothdürftigste abzuzwingen. Der Krieg mit den Völkern, denen man die neuen Wohnsitze entriß, der Streit der eingewanderten Völkerschaften unter einander förderte den angestammten kriegerischen Muth, die Lust zu heldenmüthiger That und das stolze Bewußtsein der Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Allein diese Kraftfülle war nicht blos eine äußerliche; sie durchströmte vielmehr zugleich die Tiefe des Gemüths und trat in der einfachen Hoheit des altehrwürdigen Götterglaubens, in der keuschen häuslichen Sitte und der Ehrfurcht vor dem geheiligten Rechte hervor. Wie man sich vor der Herrlichkeit der Gottheit beugte und die Wunder der Schöpfung im Mythus zu Handlungen der Götter gestaltete, so ward auch die Erinnerung an die Begebenheiten des Stammes, an die Thaten der hervorragenden Helden des Volkes von Geschlecht zu Geschlecht gehegt und zur Sage ausgebildet. Die Dichtung war die Blüthe des Götterglaubens und des thatenvollen Volkslebens.

Aus den ersten Berichten römischer Schriftsteller über die Germanen vom Beginn unserer Zeitrechnung erfahren wir von alten Liedern, die vor der Schlacht oder beim festlichen Mahle sowie beim Grabe heldenmüthiger Führer gesungen wurden. Stammsagen waren der Inhalt dieses balladenartigen Volksgesanges; man fühlte sich gehoben durch das Andenken an die Thaten der Vorzeit. So pries man Tuisco und Mannus, die göttlichen Ahnherren des germanischen Volkes; so feierte man den Befreier Deutschlands vom Joche der Römer, Arminius.

Digitized by Google

Zauberſprüche und Räthſellieder, Wett- und Schmähgeſänge begleiteten die Vorgänge des alltäglichen Lebens; aus dem ſteten Verkehr mit den Thieren des Waldes entwickelte ſich eine naiv aufgefaßte Thierſage. In Deutſchland ſelbſt haben ſich von dieſer älteſten Poeſie faſt keine Ueberreſte erhalten. Dagegen wurden in Island, wo ſich die Mythen des germaniſchen Heidenthums am längſten und reinſten bewahrten, die alten Götter- und Heldenlieder zu Anfang des zwölften Jahrhunderts wahrſcheinlich durch Sämund Sigfuſſon in der „Edda“ geſammelt, während unter den angelſächſiſchen Stämmen, die ſich auf britiſchem Boden niedergelaſſen hatten, ſchon im ſiebenten oder achten Jahrhundert die Einzelüberlieferungen wunderbarer Thaten und Geſchichten zu umfaſſenden epiſchen Dichtungen wie im „Beovulf“ zuſammenrannen. Mehr noch als in dieſen Nachbarländern führten im eigentlichen Deutſchland neue Ereigniſſe ſtets neuen Stoff zu den urſprünglichen Sagen hinzu, verdrängten das Alte oder verſchmolzen es mit jüngeren Traditionen; die Sage ſteht nicht ſtill, ſondern wächſt lawinenartig im Laufe der Jahrhunderte. Vornehmlich rückte die Völkerwanderung alle früheren Verhältniſſe aus den Fugen, und die Fluth großartiger Ereigniſſe, welche die Thaten vergangener Zeiten in Vergeſſenheit begrub, ſchwemmte auch die älteren Sagen aus dem Gedächtniſſe des Volkes hinweg; was etwa übrig blieb, wurde mit den Heldennamen einer ſpäteren Zeit verknüpft. Ward auch Siegfried oder Sigurd noch in Liedern gefeiert, ſo hat er doch ſeine Verbindung mit dem Göttermythus aufgegeben und erſcheint als tapferer Streiter an den Ufern des Rheins, wo Franken und Burgunder ihre neuen Reiche gegründet hatten. Attila oder Etzel, Theodorich oder Dietrich von Bern wurden die Helden der gothiſchen Sage und laſſen auch in dieſer noch deutlich erkennen, welch einen Antheil ältere Ueberlieferungen an den auf ihre Namen übertragenen Sagen haben. Keine neue Cultur, ſelbſt nicht die

Digitized by Google

Verbreitung des Christenthums, konnte dem Volke diesen Schatz von Erinnerungen an eine verschwundene Heldenzeit wieder entreißen. Sie bildeten den Inhalt der Lieder, welche Karl der Große aus dem Munde des Volkes sammeln und aufschreiben ließ.

Die christliche Bildung, welche seit der engern Berührung mit den griechisch-römischen Völkerschaften zuerst bei den Gothen an der unteren Donau Wurzel faßte, stand zu jener Volksdichtung in entschiednem Gegensatz. In dieser waren, wenn auch nur verhüllt, die Ueberreste des alten Göttermythus enthalten. Sie pries die heroische Selbsthilfe, sie verherrlichte sogar die Leidenschaft der blutigen Rache. Das Christenthum dagegen forderte Demuth und Entsagung: es erhob nur die Hingebung des Glaubens und die Handlungen der Liebe; es wies das Gemüth von der Erde auf das Jenseits, und statt der Verehrung des vaterländischen Bodens heiligte es die Andacht zu dem im fernen Osten zum Heile der Menschheit errichteten Kreuze. Ein halbes Jahrtausend vergieng, bis die christliche Religion über sämmtliche germanische Völker den Sieg errungen hatte. Da sie diesen Kampf meistens mit den Waffen des Geistes führte und nur selten das Schwert zu Hilfe rief, so entstand mit der Verbreitung des Christenthums eine geistliche Literatur, der wir die erste Ausbildung der deutschen Mundarten zur Schriftsprache, die ältesten Sprachdenkmäler verdanken. Denn was bis dahin in Runen, den anfänglichen deutschen Schriftzügen, aufgezeichnet war, beschränkte sich auf dürftige Andeutungen und Formeln.

Die Bibelübersetzung des Vulfila, welcher von 348 bis 388 als Bischof der arianischen Westgothen in Mösien wirkte, veranschaulicht uns, obschon nur Bruchstücke des großen Werkes auf uns gekommen sind, welch eine hohe Stufe der Ausbildung die gothische Sprache bereits erreicht hatte. Wir finden eine Lautfülle, einen Reichthum der Formationen, wie sie die spätere Sprachentwicklung nicht mehr hat bewahren können. Mit der

Einwanderung der Gothen in die ſüdlichen Provinzen des weſtrömiſchen Reiches gewann die lateiniſche Sprache die Oberhand, und mit dem Untergange der Staaten, die ſie in Spanien und Italien gründeten, verloren ſich auch die letzten Reſte gothiſcher Sprache.

Eine lange Zeit vergieng, ehe die deutſchen Völker des Frankenreichs ihre Mundarten zur Schriftſprache ausbildeten. In den nächſtfolgenden Jahrhunderten der Barbarei bewahrten die Geiſtlichen einen kümmerlichen Reſt gelehrter Bildung in lateiniſcher Sprache; erſt ſpät entſchloſſen ſie ſich, die in Verachtung geſunkene Mutterſprache anzuwenden. Die angelſächſiſche Kirche wählte früher als die fränkiſche dies Mittel, mit ihren Glaubenslehren die Herzen des Volkes zu ergreifen. Erſt als die von ihr ausgegangenen Glaubensboten im Frankenlande die Verbreitung des Chriſtenthums aufnahmen und zugleich eine Reform des verwahrloſten fränkiſchen Clerus herbeiführten, als endlich mit dem karolingiſchen Königthum die Verbindung mit Italien den geiſtlichen Studien einen Aufſchwung gab, begann wieder eine deutſche Literatur, welche durch die von Karl dem Großen geſtifteten Hof- und Kloſterſchulen befördert wurde, wenn auch nur mittelbar, indem die zunehmende Liebe zu den eleganten Formen des lateiniſchen Ausdrucks, der überdies durch die Kirche geheiligt war, die deutſchen Sprachformen noch hart und ungefügig erſcheinen ließ.

Obgleich Karls Nachfolger ſeine Liebe zur deutſchen Heldendichtung nicht theilten, ſo wirkte die wiedererweckte Sage doch ſelbſt auf die geiſtliche Poeſie zurück. Dem chriſtlichen Sänger, der die großartigen Darſtellungen des Heroenthums lebendig in ſich aufgenommen hatte, trat der Heiland der Welt in ähnlicher Weiſe als der mit Götterwürde ausgeſtattete königliche Held entgegen, welcher ein himmliſches Reich auf Erden gründet und darin die Seinen als getreue Dienſtmannen verſammelt, alle beſtimmt, ſeinen

Digitized by Google

Ruhm und seine Macht unter die Völker zu verbreiten. Eine solche Darstellung des Lebens und Reiches Christi unter dem Bilde eines germanischen Lehensstaates gibt uns der altsächsische „Heliand", das Werk eines Geistlichen aus dem zweiten Viertel des neunten Jahrhunderts, welches die eben erst bekehrten Sachsen mit der Geschichte der Begründung des göttlichen Reiches bekannt machen und durch seine sagenartig gehaltene poetische Darstellung derselben die nationale Heldendichtung verdrängen sollte. Wie in der germanischen Poesie der Heidenzeit, giebt die Alliteration oder der Stabreim, der regelmäßig in der Verszeile sich wiederholende Gleichklang der Anfangsbuchstaben hochbetonter Stammsilben, der poetischen Sprache jene ausdrucksvolle Kürze und rasche Lebendigkeit, die uns auch an dem aus dem achten Jahrhundert zufällig erhaltenen Bruchstücke des Hildebrandsliedes, der ältesten Aufzeichnung der Dietrichssage, und an den Liedern der nordischen „Edda" entzückt.

Die erzählende Dichtung der Geistlichen wurde bald nachher durch die Einführung des aus der lateinischen Hymnenpoesie der Kirche stammenden Endreims und der Strophenform bedeutsam umgestaltet. Der fränkische Mönch Otfried zu Weißenburg im Elsaß verfaßte um 868 sein Evangelienbuch in der neuen Form, als deren Schöpfer er der Hauptsache nach anzusehen ist. Die natürliche Folge dieser dem lyrischen Wohlklange huldigenden Form war die Erweiterung des lyrisch-didaktischen Elements in der heiligen Geschichte. Otfried brach damit einer neuen Entwicklungsperiode der deutschen Poesie, die freilich erst weit später in ihrer ganzen Bedeutung hervortrat, die Bahn. Zunächst jedoch wurden die Früchte derselben der Nation in den bald darauf folgenden Zeiten der Verwüstung des Vaterlandes wieder entzogen. Normannen und Slaven, Magyaren vor allen, machten Deutschland auf mehr als ein Menschenalter zum Tummelplatz verheerender Horden. Abgeschnitten von dem lebendigen Verkehr

Digitized by Google

mit dem Volksleben, fristete sich die Bildung kümmerlich in den Zufluchtsstätten der Klöster.

Heinrich I. der Finkler stellte die Wehrfähigkeit und die Ordnung im Reiche wieder her; aber es vergieng noch eine geraume Zeit, bis die Bildungsanstalten sich wieder belebten und die Geistlichen sich der Literatur wieder annahmen. Auf's neue gieng von der Verbindung mit Italien der Antrieb zu regerer geistiger Thätigkeit aus. Das Lateinische bemächtigte sich daher einer fast ausschließlichen Herrschaft in der Literatur, dergestalt, daß von den Geistlichen selbst die Erzählungen der deutschen Heldensage und ihres komischen Gegenbildes, der Thiersage, in ein antikes Gewand gekleidet wurden. So wurde zu St. Gallen im Laufe des zehnten und elften Jahrhunderts der „Waltharius", ein Episode aus dem burgundischen Sagenkreis, in virgilischen Hexametern bearbeitet; ein Mönch zu Tegernsee stellte wahrscheinlich um das Jahr 1000 die novellistische Geschichte vom Ruodlieb in gereimten lateinischen Versen zusammen. Noch unter Heinrichs I. Regierung zeichnete ein lothringischer Mönch zu Toul Stücke des Thierepos lateinisch auf. Ja selbst von einem lateinischen Nibelungenlied wird uns berichtet, das Bischof Pilgrim von Passau (gestorben 991) durch einen gelehrten Geistlichen, Namens Konrad, habe aufschreiben lassen. Von der deutschen Sprache des zehnten Jahrhunderts würden wir kaum eine Kunde haben, wenn nicht die Klosterschule von St. Gallen, vor allem der fleißige Notker Labeo (gestorben 1022), uns eine Reihe von Uebertragungen biblischer Schriften, unter denen Notkers Uebersetzung und Erklärung der Psalmen hervorzuheben ist, sowie einige gelehrte Abhandlungen hinterlassen hätte. Unter der Herrschaft der fränkischen Kaiser machte im Laufe des elften Jahrhunderts die althochdeutsche Literatur noch größere Rückschritte. Willirams (gestorben 1085) Uebersetzung und Paraphrase des hohen Liedes steht tief unter Notkers ähnlichen Arbeiten.

Digitized by Google

Das zwölfte Jahrhundert war das Zeitalter der geiſtigen Umgeſtaltung des Abendlandes, wie es ſpäter das fünfzehnte ward. Durch feindliche wie durch friedliche Berührung mit den Arabern erwachte in Spanien und Südfrankreich, das an den Kämpfen ſeiner Nachbarn für den chriſtlichen Glauben bedeutenden Antheil nahm, jenes ideale Ritterthum, das bald in den Kreuzzügen nach dem heiligen Grabe einen größeren Schauplatz ſeiner Thaten fand. Am Fuße der Pyrenäen und der Alpen, in den blühenden Landſchaften Languedoc und Provence waltete daheim ein glücklicher Friede, und an den zahlreichen kleinen ſüdfranzöſiſchen Höfen und Burgen der Ritter umgab ſich das geſellige Leben mit den Reizen der Poeſie; um die Huld der Frauen warb man im Turnier wie im ſehnſuchtsvollen Liede. Ritterliche Bildung und die mit ihr auf's innigſte verwachſene Poeſie verbreiteten ſich von dort über das geſammte Abendland. Die Dichtung bemächtigte ſich der bisher verachteten Volksſprachen und ſchuf mit mächtigem Triebe neue Formen. Die Welt der Sage ſtieg in ungeahnter Fülle aus der Verborgenheit der Volksüberlieferung empor, das Morgenland öffnete den Schatz ſeiner Mährchendichtung, das Alterthum ſchloß ſich mit Sage und Geſchichte den abenteuerlichen Ritterthaten an, und die ſchöpferiſche Dichterphantaſie zog ſelbſt die Symbole der chriſtlichen Andacht in den Kreis ihres epiſchen Sagenreichthums.

Deutſchland hatte mit der Regierung der hohenſtaufiſchen Kaiſer geordnete Zuſtände gewonnen, welche der Verbreitung ritterlicher Bildung günſtig waren, während die Waffenthaten der Deutſchen, die geachtete Stellung des deutſchen Reichs, das als erſte Macht der Chriſtenheit den übrigen Staaten voranleuchtete, den Sinn für Volks- und Ritterſage rege erhielten. Anfänglich waren noch die Geiſtlichen die Träger der neuen Dichtung, ſeit dem Ausgang des elften Jahrhunderts vornehmlich bemüht, Theile der bibliſchen Geſchichte und die an die Kirche ſich anlehnende

Digitized by Google

Sage, die zugleich unterhaltende und erbauliche Legende in volksthümlichen Formen zu verbreiten, dann auch profanen Stoffen, den Mythen, die sich um den karolingischen Helden Roland, um Alexander den Großen gebildet hatten, zugewandt. Allein durch die freiere geistige Bewegung der weltlichen Dichter sahen sie sich bald überflügelt. Fahrende Spielleute erneuerten die im Volke lebendige Sage in gefälligeren Formen; so entstanden die mährchenhaften Dichtungen vom Herzog Ernst und König Rother. Mit der ritterlichen Bildung entstand eine neue Klasse von Sängern, die als Meister der Kunst gleich den Troubadours der Provence bis in die Reihen der Fürsten hinaufreichten. Zuerst in Süddeutschland und am Rhein, dann vornehmlich in Thüringen erhob sich unter der Regierung des Kaisers Friedrich I. Barbarossa (1152—1190) die höfische Lyrik oder der Minnesang und erreichte nach kurzer Zeit in wundervoller Entwicklung jene Höhe, auf welcher im Anfang des dreizehnten Jahrhunderts Walther von der Vogelweide steht, neben Wolfram der tiefste und umfassendste Dichter des deutschen Mittelalters.

Durch das Zusammenwirken von Volks- und Minnegesang erhielt zur gleichen Zeit das nationale Epos die höfisch vollendeten Formen, die wir im Nibelungenliede und in dem Gedichte von den Schicksalen der Gudrun bewundern. Das Rittergedicht, dessen formale Ausbildung Heinrich von Veldeke, einer der ältesten Minnesinger, mit seiner Aeneide begann, entfaltete den vollen Glanz anziehender epischer Darstellung in dem „Iwein" des schwäbischen Ritters Hartmann von Aue, des Meisters der heiteren, maßvollen Erzählung, in dem „Parzival" und „Willehalm" des fränkischen Herren Wolfram von Eschenbach, der sich tiefsinnig den höchsten sittlichen und philosophischen Problemen über Gott und Welt widmete, und in dem „Tristan" des bürgerlichen Meisters Gottfried von Straßburg, des größten Künstlers in deutscher Zunge, der ein zaubrisches Bild aller ver-

Digitized by Google

führenden Erdenpracht blendend entwarf. Alle dieſe Dichtungen folgten bald nach 1200 ſchnell auf einander; die Verfaſſer beſchränkten ſich meiſt darauf, den aus den britiſch-franzöſiſchen Sagenkreiſen vom König Artus und vom heiligen Gral entnommenen Stoff zu erweitern und zu vertiefen.

Der lyriſche Geſang gab der Sprache eine ſolche Biegſamkeit und Gewandtheit, daß ſie ſelbſt im Wohllaut ſich mit den melodiſchen romaniſchen Sprachen meſſen konnte. Ueberdies war die deutſche Lyrik inniger und wahrer als die verwandte provençaliſche Dichtung. Frühlingsluſt und Liebesſehnſucht, religiöſe Andacht und beſonnene Lebenserfahrung ſprechen ſich in unendlich wechſelnden Geſangesweiſen aus, und der Meiſter ſucht ſich im kunſtvollſten Bau der Strophe und in der ſchwierigſten Verſchlingung und Häufung der Reime zu bewähren. Von Heinrich von Veldeke bis auf Heinrich Frauenlob von Meißen — ein blüthenreiches Jahrhundert deutſcher Lyrik, gegen die Mitte ſchon ſinkend und langſam zerfallend, bis zuletzt nur die leere äußere Form übrig blieb, welche in den ſpäteren Meiſterſingerſchulen der Städte noch den geiſtloſeſten Sprach- und Singübungen zu Grunde gelegt ward.

Die ritterliche Bildung und die aus ihr hervorgegangene Poeſie waren das Erzeugnis einer hoch erregten Zeit, das in der Periode der Verwilderung, welche dem Sturz der Hohenſtaufen folgte, untergehen mußte. Nach Rudolf von Habsburg waren Fehde und Waffenübung, nicht Poeſie und Bildung der Stolz des Fürſten und Ritters. Zwar finden wir noch lange Zeit Sänger auf Wanderung; noch ſuchten ſie die Gunſt der großen Herren; allein ſie übten nur noch eine verachtete Kunſt, wenn ſie bei Feſten und Turnieren Wappenbeſchreibungen oder gereimte „Ehrenreden“ verfertigten. Sollte die Poeſie ſich noch fernerhin aus dem Nationalleben entwickeln, ſo konnte ſie ſich nur in dem Bürgerthum der Städte auf's neue einen Boden

Digitized by Google

bereiten; denn der Bürgerstand, seit Rudolfs Zeiten das gesundeste Glied des Reichskörpers, wuchs in der nächsten Periode durch Handel und Gewerbthätigkeit, welche er oft im muthigen Kampfe zu schützen genöthigt ward, an Bedeutung und Einfluß und lernte zugleich die geistige Bildung mehr schätzen. Seit dem vierzehnten Jahrhundert wurde die Kunst des Gesanges in den zunftmäßig geregelten Schulen der Meistersinger aus dem Handwerkerstande gelehrt und gelernt. Das Reich der Phantasie war freilich sehr beschränkt, wo der Sinn allenthalben auf die nächsten Verhältnisse und auf den Erwerb gerichtet war. Dessenungeachtet suchte das Gefühl von Freude und Leid des Lebens auch in diesen engen Kreisen einen entsprechenden Ausdruck. Durch die künstlichen Weisen der Minnesinger lange zurückgedrängt, brach nun das Volkslied wieder mächtig hervor, dessen einfache Laute durch die innige Wahrheit der Empfindung oft tiefer ergreifen als die kunstvollste Lyrik.

Wenn gleich das Interesse für Heldenthaten und Ritterabenteuer sich mehr verloren hatte, so liebte man doch die Erzählung von Vorfällen des Lebens, in denen man heimisch war. Für belehrende Geschichten oder Beispiele und lustige Schwänke floß im Volksleben eine ergiebige Quelle. Nicht minder hatte der einfache Sinn des Volkes stets das Treiben der Thierwelt als einen Spiegel menschlicher Sitten und Leidenschaften betrachtet und an der bildlichen Einkleidung der Fabelpoesie Freude gefunden. Die altdeutsche Thiersage, die sich früher neben den Rittersagen nur bescheiden hatte hervorwagen dürfen, fand jetzt den günstigsten Zeitpunkt für ihre Erweiterung und allgemeinere Verbreitung. Bisher vornehmlich in Nordfrankreich und in den Niederlanden gepflegt, erhielt sie am Schluß des Mittelalters (1498) in dem niederdeutschen „Reineke Vos“ ihre vollendetste Gestalt, als das getreue Abbild des verworrenen Vasallenstaats, in welchem Gewalt und List über Recht und Gesetz siegten.

Digitized by Google

Selbst das Drama gelangte in den bürgerlichen Kreisen der Städte zu den ersten erheblichen Versuchen, nicht ohne Antheil der Geistlichkeit, welche die anfänglich lateinisch verfaßten Mysterien, die Spiele an hohen Kirchenfesten, vornehmlich zur Osterzeit, nach und nach für die Schaulust der Menge einrichteten, die Volkssprache anwandten und lustige Volksscenen mit der ernsten Passions- und Heiligengeschichte verbanden. Das Fastnachtsspiel gieng unmittelbar aus den Schwänken und Mummereien der Fastnachtslustbarkeiten hervor und gab die ersten rohen Striche zu einem volksmäßigen Lustspiel. In dieser Neigung zu dramatischer Darstellung zeichnete sich Nürnberg bis tief in das Reformationszeitalter hinein unter allen deutschen Reichsstädten aus.

Von der literarischen Thätigkeit der Geistlichen und der Gelehrten, die seit der Gründung der Universitäten sich mehr und mehr als ein besonderer Stand geltend machten, hatte die Poesie nur geringen Gewinn, obgleich Sittenpredigten, Allegorien und Legendensammlungen von ihnen häufig in Reime gebracht wurden. Desto größer ist ihr Verdienst um Ausbildung der deutschen Prosa. In den zahlreichen Landes- und Stadtchroniken, welche in verschiednen deutschen Mundarten in allen Theilen Deutschlands fleißig aufgezeichnet wurden, bildete sich eine schlichte Form der Erzählung aus, anziehend vornehmlich durch sinniges Ausmalen der Ereignisse und durch frische Lebendigkeit, mit welcher die Chronisten das Selbsterlebte vortrugen. Die Franziscanermönche, unter ihnen namentlich Bruder Berthold von Regensburg (gestorben 1272) mit seinen Predigten voll poetischen Reizes und warmer Empfindung, dann die Geistlichen, welche im vierzehnten Jahrhundert der dürren theologischen Scholastik entgegentraten und sich mit einer geheimnisvollen Gefühlsreligion inmitten des Volkes eine größere Wirksamkeit zu verschaffen suchten, die Mystiker, unter denen Meister Eckard, Johann Tauler und Heinrich Suso hervorleuchten, bil-

Digitized by Google

deten durch ihre Predigten und Erbauungsschriften die Lehrprosa aus. Ferner mehrten sich die Darstellungsformen der Prosa, als der Prosaroman und die Novelle nach französischen und italienischen Vorbildern hinzutraten, als mit der Zunahme der Sprachstudien eine reichhaltige Uebersetzungsliteratur aufblühte und damit die Werke der durch den Humanismus neu erschlossenen Antike ihren Einfluß auszuüben begannen. Endlich kam auch die Erfindung der Buchdruckerkunst der Literatur zu Hilfe und verschaffte ihr eine weitere Verbreitung in allen Theilen der Nation. Indeß, während dies Zeitalter durch die Begeisterung für das Alterthum das wissenschaftliche Streben frisch belebte, förderte es zugleich wieder die Vorliebe für die lateinische Rede; es entstand für die deutsche Sprache ein Kampf mit der bevorzugten Gelehrtensprache, der eben so sehr hemmend als fördernd auf die deutsche Literatur einwirkte.

In der Reformationszeit schloß die Wissenschaft einen innigen Bund mit der geistigen Cultur des gesammten Volkes, wodurch eine neue Periode der deutschen Geschichte und namentlich auch der Nationalliteratur herbeigeführt wurde. Die Poesie hatte zwar zunächst von der Erregung des religiösen Lebens, von der Vertiefung der theologischen Forschung nur geringen Nutzen, indem die Theologie alle geistigen Bestrebungen zu sich heranzog und in ihren Dienst nahm. Doch wenn auch die früheren Formen der Volksdichtung keine wesentliche Umgestaltung erfuhren, so trat doch der sittliche Ernst und die klarere Weltanschauung der Reformationszeit in Fabeln und Parabeln, Schwänken und Fastnachtsspielen hervor. Die Poesie des einfach-bescheidenen, liebenswürdigen und überaus fruchtbaren Hans Sachs wurzelt noch im Mittelalter; aber es weht in ihr der Geist einer neuen Zeit, die von der früheren Beschränktheit sich losmacht. Die wundergläubige Legendendichtung verschwand. An ihre Stelle trat, wahrhaft erhebend und erbauend durch Glaubenstiefe und Begeiste-

Digitized by Google

rung, das geiſtliche Lied, eine Frucht des Proteſtantismus; es ward ein Theil des Gottesdienſtes und ſeitdem ein bedeutendes Element in der Bildung des Volkes.

Martin Luthers Bibelüberſetzung ward eine neue Sprachſchöpfung, eine unerſchöpfliche Quelle für Poeſie und Proſadarſtellung und um ſo einflußreicher, als ſie fortwährend die Grundlage evangeliſch-religiöſer Bildung und ſomit das Lehr-, Leſe- und Erbauungsbuch des proteſtantiſchen Theils der Nation blieb. Durch ſeine Bibel wie durch ſeine zahlloſen religiöſen und polemiſchen Schriften, ſeine Predigten, Katechismen und Bibelauslegungen wurde Luther der ſprachgewandte Bildner der neuhochdeutſchen Schriftſprache, vielfach dabei unterſtützt durch ſeine mitſtrebenden Zeitgenoſſen, welche ihre Lehr- und Geſchichtsproſa zugleich nach den Meiſterwerken des Alterthums bildeten. Die theoretiſchen Arbeiten des Nürnberger Malers Albrecht Dürer, namentlich die vier Bücher von menſchlicher Proportion, die hiſtoriſchen Werke von Aventinus, Aegidius Tſchudi und Sebaſtian Franck, die Abhandlungen über Sprichwörter von Agricola und Franck geben uns neben zahlreichen ähnlichen Schriften hinlänglich Zeugnis, daß man in Behandlung wiſſenſchaftlicher Gegenſtände auch außerhalb der Theologie die Mutterſprache in Ehren hielt.

Gegen die freie geiſtige Entwicklung in der lebensfriſchen Jugendzeit der Reformation trat nach der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts ſelbſt in den Reihen der Proteſtanten eine beſchränkende und lähmende Reaction ein. In den Glaubensformeln der Orthodoxie und in der damit verknüpften unfruchtbaren, engherzigen Polemik gewann die kaum überwundene Scholaſtik wieder die Herrſchaft über die Theologie; die Kluft zwiſchen den Gelehrten und dem Volke erweiterte ſich mehr und mehr. Die Sprache des gemeinen Mannes wurde von der abgeſchloſſenen Kaſte der Gelehrten verachtet; die Kunſt der Darſtellung machte überall

Digitized by Google

Rückschritte. Selbst die üppige Sprachgewandtheit eines Johann Fischart, des geistvollsten Prosaisten aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, war in ihrer originellen Formlosigkeit wenig geeignet, Nachahmung zu finden und das Gebiet der Sprache zu erweitern. Die Volkspoesie verstummte nach und nach. Georg Rollenhagen machte in seinem „Froschmäuseler" den letzten Versuch, in episch-satirischer Erzählung den Ton des „Reineke Vos" zu erneuern; in den Schauspielen des Nürnbergers Jakob Ayrer um 1600 zeigte sich der rasche Verfall der volksthümlichen Kunst des Hans Sachs. Nur das Kirchenlied erhielt noch seinen früheren volksmäßigen Charakter. Uebrigens schienen die gelehrten Dichter nur noch der lateinischen Sprache die Fähigkeit zuzugestehen, der höheren Poesie einen Ausdruck zu leihen, und allerdings können wir der Meisterschaft, mit der man fremdartige Formen einer längst entschwundenen Cultur durch Kunst und mühsame Uebung reproducierte, unsere Bewunderung nicht versagen. Auf die Dauer konnten auch die gelehrten Dichter sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Muttersprache in der Dichtkunst auf gleiches Recht wie die alten klassischen Sprachen Anspruch zu machen habe. Es entstand daher für sie die Aufgabe, die als unumgängliche Norm betrachteten Gattungen und Gesetze der antiken Poesie auf die Nationalsprachen zu übertragen, ein Entwicklungsproceß, den fast die gesammte europäische Literatur durchzumachen hatte. Die Poesie der Franzosen und Niederländer, von der die Deutschen am nächsten berührt wurden, gab ihnen vornehmlich das Muster, die vaterländische Sprache und Dichtkunst nach ähnlichen Gesetzen zu bilden.

Die ersten Versuche giengen von Gelehrten aus, die durch lateinische Gedichte ihren Dichterruhm gegründet hatten, Denaisius, Melissus, Andreä; sie waren noch hart und in der Behandlung der metrischen Form ohne bestimmte Gesetze. Allein

ſobald nur der Gebrauch der deutſchen Sprache wieder zu einiger Achtung gebracht war, blieb die Reform nicht aus. Die im Jahre 1617 unter fürſtlichem Schutze geſtiftete fruchtbringende Geſellſchaft, ſpäter der Palmenorden genannt, ſtellte die Ausübung und Verbeſſerung der „hochgeehrten Mutterſprache“, wie ſie jetzt ſchon genannt wurde, an die Spitze ihrer Statuten. Neben hervorragenden Gelehrten und Dichtern zählte die Geſellſchaft im Lauf der nächſten fünfzig Jahre an fünfzig Herzöge und mehr als doppelt ſo viel Fürſten, Grafen und Freiherren zu Mitgliedern; alſo auch die höheren Stände fiengen an, die deutſche Sprache zu ſchätzen, und ſtifteten mit den Gelehrten einen Bund, der nicht ohne wohlthätige Folgen für die Nationalliteratur bleiben konnte.

Martin Opitz, mit feinem Sprachtalent und ſicherem Tacte für metriſchen Wohlklang begabt, gab der noch ſchwankenden Sprache und Versmeſſung beſtimmtere Geſetze. Das Buch von der deutſchen Poeterei und die erſte Sammlung ſeiner Gedichte, beide dem Jahre 1624 angehörig, bezeichneten eine neue Periode in der Geſchichte der deutſchen Dichtung. Obwohl für die Begrenzung der Dichtungsarten, für die poetiſche Behandlung des Stoffes und für den künſtleriſchen Ausdruck die Regeln der lateiniſchen Poeſie im allgemeinen maßgebend blieben, ſo ließ man doch im Versbau die modernen Formen walten, wie ſie in der Literatur der Nachbarländer bereits Geltung erhalten hatten. Der Reim galt in der neueren Poeſie für unentbehrlich. Der Alexandriner trat nach dem Vorgang der franzöſiſchen und holländiſchen Dichter an die Stelle des lateiniſchen Hexameters; lyriſche Strophenformen, wie ſie ſchon in den Kirchenliedern verbreitet waren, erſetzten die klaſſiſchen Odencompoſitionen. Für die deutſche Poeſie war aber namentlich wichtig, daß durch Opitz der regelmäßige Wechſel von betonten und unbetonten Silben als proſodiſches Geſetz feſtgeſtellt ward. Damit waren die Formen

Digitized by Google

der alten Volkspoeſie wie mit einem Schlage verdrängt; Fabeln, Schwänke und Volkskomödien ſowie Helden- und Ritterſagen verſchwanden oder erhielten ſich nur noch in der rohen Geſtalt der ſogenannten Volksbücher oder der Puppenſpiele, an denen die Menge ſich beluſtigte. Nur in der geiſtlichen Liederdichtung, welche noch viele vortreffliche Poeten, unter ihnen einen Paul Gerhard und Johann Scheffler, zählte, ſowie in den niederdeutſchen Satiren eines Hans Lauremberg beſtand noch ein Band zwiſchen den Gelehrten und dem Volke.

Von den beſchränkenden, erborgten Formen, in denen die Gelehrtenpoeſie ſich jetzt bewegte, war nichts Großes zu erwarten; indeß, obwohl in ähnlicher Enge befangen, hat es die franzöſiſche Poeſie zu einer gewiſſen Klaſſicität der Kunſtdichtung gebracht, indem ſie ſich zu einer höfiſchen Poeſie heranbildete. Sie hatte den Vortheil, daß ſie ſich an den Hof Ludwigs XIV. und die höheren Geſellſchaftskreiſe Frankreichs anſchließen konnte, wo ihr überall Verehrung und Theilnahme ermunternd entgegenkam. Für die deutſche Dichtung geſtalteten ſich die Verhältniſſe weit ungünſtiger. Der dreißigjährige Krieg zerſtörte den Wohlſtand blühender Landſchaften, vernichtete den Handel und die Gewerbthätigkeit, überhaupt das deutſche Bürgerthum; die Kraft des deutſchen Nationalgefühls war auf lange Zeit dahin. Deutſchland ward zuletzt der Tummelplatz fremder Heere, der Spielball ausländiſcher Politik. Eine trübe Stimmung drückt daher die trefflichſten unter den Dichtern jenes Zeitalters nieder. Opitz beginnt ſeine Verſuche in der didaktiſchen Poeſie mit dem Troſtgedicht in Widerwärtigkeit des Krieges, und eines ſeiner beſten Gedichte beſchreibt die durch den Ausbruch des Veſuv angerichtete Zerſtörung.

Paul Fleming flieht ſein bedrängtes Vaterland und findet in fernen Landen, wehmüthig nach der Heimath zurückblickend, Stoff für lyriſche Geſänge. Andreas Gryphius, der talentvollſte der ſchleſiſchen Dichter, gleich groß als Lyriker

Digitized by Google

und Dramatiker und von der Nachwelt dankbar als Vater der deutschen Tragödie anerkannt, wird nicht durch große Begebenheiten im Völkerleben zum Drama hingezogen, sondern spricht es im Vorwort, womit er seine erste Tragödie einführt, deutlich aus, daß er die Vergänglichkeit des Irdischen darzustellen beflissen sei, weil jetzt das Vaterland sich in seine eigene Asche verscharre und in einen Schauplatz der Eitelkeit verwandle. Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, der Begründer des biographischen Romans, stellt in den lebensfrischen Scenen seines „Simplicissimus" die äußerste sittliche Verwilderung Deutschlands dar. Es gab keine erhebenden Ereignisse mehr, an denen der Dichter sich aufzurichten vermochte; es fehlte ein Volk, an welches der Dichter sich wenden konnte: selbst bei den höheren Ständen trat in Folge des Krieges eine solche Erschlaffung und Gleichgültigkeit gegen deutsche Sitte und Bildung ein, daß die Poesie nur noch an einigen Literaturstätten und in den engeren Kreisen von Genossenschaften auf Theilnahme rechnen durfte. Selbst die Zeit des verheerenden Krieges muß noch als eine poetisch erregte und productive erscheinen, wenn wir sie mit dem tief gesunkenen Zeitalter vergleichen, das darauf folgte.

Die Mittelpunkte der poetischen Thätigkeit waren jetzt vornehmlich die freien Städte, Hamburg im nördlichen, Nürnberg im südlichen Deutschland. Dort wurde 1643 die deutschgesinnte Genossenschaft oder der Rosenorden durch Philipp von Zesen, 1660 der Elbschwanenorden durch den Prediger Johannes Rist gegründet, den man den zweiten Opitz nannte; hier suchten seit 1644 die Hirten an der Pegnitz oder der gekrönte Blumenorden im Anschluß an italienische und spanische Muster die Poesie durch die allegorischen Flitter eines idyllischen Arkadien der nüchternen Wirklichkeit zu entrücken, wodurch sie in geschmacklosen Tändeleien untergieng.

Digitized by Google

Schleſien trat gegen 1660 noch einmal in den Vordergrund der Literatur. Hoffmann von Hoffmannswaldau und Lohenſtein wurden die Begründer einer neuen Manier, welche durch rhetoriſch-ſchwülſtigen Bilderprunk die Eleganz mit der Erhabenheit zu verbinden ſuchte und daher wieder zum Drama hingedrängt wurde. Die Producte dieſer zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule geben ein klares Zeugnis, daß aller Sinn für einfache Natur, für wahre Empfindung und Auffaſſung des Lebens, für hiſtoriſche Größe und ſittliche Würde verloren gegangen war. Nicht minder beweiſt dies die enthuſiaſtiſche Aufnahme, welche dieſe Poeten bei den Zeitgenoſſen, ja faſt ungetheilt bis zum Schluſſe des Jahrhunderts fanden; man ſtellte ihre Namen neben die der größten Dichter aller Zeiten und glaubte Homer und Virgil übertroffen zu ſehen.

Dieſer Extravaganz des rhetoriſchen Schwulſtes traten theils diejenigen entgegen, denen die einfache Ausdrucksweiſe der opitziſchen Schule noch muſtergültig war, theils die Anhänger der franzöſiſchen Hofdichtung, welche nach der Auswanderung der franzöſiſchen Hugenotten allgemeiner verbreitet wurde und immer ſtärker auf die deutſche Bildung einzuwirken begann. Freiherr von Canitz, der als kurbrandenburgiſcher Geſandter und geheimer Staatsrath am Berliner Hofe eine angeſehene Stellung einnahm, Johann von Beſſer, der als Ceremonienmeiſter am brandenburgiſchen, ſpäter am kurſächſiſchen Hofe die Dichtkunſt mit dem Glanz der Hoffeſtlichkeiten zu verbinden wußte, Benjamin Neukirch, der ſich aus einem eifrigen Lohenſteinianer in einen Verehrer des franzöſiſchen Geſchmacks verwandelte, führten die Sprache der Dichtkunſt aus dem bilderprunkenden Pathos zum Natürlichen zurück, ohne indeß durch dies blos negative Verfahren, worin auch vornehmlich der Werth der Sinngedichte des Chriſtian Wernicke beſteht, weiter gelangen zu können als zu einer nüchternen und breiten Verſtändigkeit des

Digitized by Google

poetiſchen Stils, worin die Poeſie ſich noch eine lange Zeit fortſchleppte. Chriſtian Günther (1695—1723) aus Striegau, der ſchöne Abſchluß der ſchleſiſchen Dichter, ſtieg wie ein Stern in dieſer glanzloſen Epoche empor, um raſch und ohne nachhaltigen Einfluß wieder zu verſchwinden: trotz ſeiner reichen lyriſchen Anlage zerrann ihm durch eigne Schuld und äußeres Unglück ſein Leben wie ſein Dichten.

Ein Umſchwung der deutſchen Literatur ward erſt durch die Reform der Wiſſenſchaft herbeigeführt, welche mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts ſich Bahn brach.

Digitized by Google

Erſtes Buch.

Vom Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Herders und Goethes erſtem Auftreten.

c. 1700 — c. 1766.

Erſtes Capitel.

Innere Geſchichte der Literatur.

Gegen den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts bereitete ſich im Bereich der ſtrengen Wiſſenſchaft, auf dem Gebiete des philoſophiſchen Denkens eine Umgeſtaltung des geiſtigen Lebens in Deutſchland vor, welche, in conſequenter Entwicklung ſich fortbildend, in Kants Philoſophie und Schillers Dichtung ihren Höhepunkt erreichte. Leibnizens genialer Scharfſinn zerſtörte die dürren Lehrſyſteme der Schulphiloſophie, befreite

Digitized by Google

das Denken von dem leeren Formalismus und weckte nach allen Seiten das Interesse für philosophische Studien. Obgleich seine Werke meist in lateinischer und französischer Sprache abgefaßt sind, war er dennoch einer der ersten, welche den Werth der deutschen Sprache für philosophische Arbeiten erkannten und durch Wort und That erwiesen.

Christian Thomasius (1655—1728) nahm für die Muttersprache das Recht wissenschaftlicher Darstellung in noch weit größerem Maße in Anspruch. Das Leipziger Universitäts-programm des jungen Docenten „Discurs, welchergestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll" (1687) kündigte schon den Kampf an gegen die Herrschaft der lateinischen Sprache in akademischen Vorträgen und wissenschaftlichen Schriften. Als er sich, aus Leipzig verdrängt, nach Halle zurückzog und seine Lehrthätigkeit den ersten Anlaß zur Gründung der dortigen Universität (1694) gab, fand sein Beispiel auf der jungen Akademie eine so allgemeine Nachahmung, daß die Autorität der lateinischen Sprache für immer gebrochen war. Durch seine Monatsschrift „scherz- und ernsthafte, vernünftige und einfältige Gedanken über allerhand lustige und nützliche Bücher und Fragen" (1688—1690) wurde auch in dem gelehrten Journalismus die Muttersprache zum ersten Mal in ihre Rechte eingesetzt. Wie Thomasius hierin dem herkömmlichen Formenwesen mit männlichem Muth erfolgreich entgegentrat, so nahm er sich auch in der Wissenschaft überall des freien Denkens an; die Verdienste, die er sich durch den Kampf gegen die Hexenprocesse und das unmenschliche Rechtsverfahren der Criminalgerichte um die Menschheit erwarb, sind vor allem im dankbaren Andenken der Nachwelt geblieben.

Auf derselben Universität Halle begründete Christian Wolff (1679—1754) das erste wissenschaftliche Lehrgebäude der Philosophie. In dem theoretischen Theile bildeten Leibnizens Lehren

Digitized by Google

die Grundlage; er ſelbſt machte ſich vornehmlich um die Begründung und Ausführung der praktiſchen Philoſophie verdient. Indem er die deutſche Sprache für den philoſophiſchen Vortrag ausbildete, befeſtigte und ſicherte er überhaupt ihren Gebrauch zu wiſſenſchaftlichen Zwecken.

Mit dieſer Befreiung des wiſſenſchaftlichen Denkens berührte ſich in mancher Hinſicht die Reform des religiöſen Lebens inmitten der proteſtantiſchen Kirche, wozu Philipp Jakob Spener (1635—1705) die erſte, mächtig wirkende Anregung gab. Gleichwie Thomaſius ſtellte er ſich dem ſtarren Dogmatismus der Schule gegenüber. Gegen die in Formenweſen verknöcherte Orthodoxie der Theologen machte er die Rechte des Gefühls geltend und erkannte die Bedeutung des wahren Chriſtenthums in der religiöſen Erhebung des Gemüths und dem praktiſchen Wirken der chriſtlichen Liebe im Geiſte des Stifters der Kirche; das Weſen der Reformation in der Periode ihrer erſten Begründung ward erſt dadurch wieder lebendig erfaßt. Der Pietismus, den Spener in Deutſchland ſtiftete, griff daher auch in das Gebiet der Pädagogik über und ſuchte auch hier die geiſtloſen Formen, in denen die humaniſtiſche Bildung erſtarrt war, zu durchbrechen, der Erziehung der Schule größere Wärme zu geben und in dem Unterrichte mehr inneres Leben zu wecken.

Auguſt Hermann Francke (1663—1727), nicht minder als Thomaſius in Leipzig wegen ſeiner Neuerungen verfolgt, fand in Halle eine freie Wirkſamkeit für ſeine religiös-pädagogiſchen Zwecke. Von ſeinem Waiſenhauſe und ſeinem Pädagogium zu Halle giengen Pflanzſchulen nach allen Theilen des nördlichen Deutſchland aus. Anfangs gieng der Pietismus mit der philoſophiſchen Denkfreiheit Hand in Hand. Gottfried Arnolds „unparteiiſche Kirchen- und Ketzerhiſtorie“ (1699—1700) beleuchtete die Orthodoxie mit dem Lichte der Geſchichte, während Johann Guſtav Reinbeck und andere die Grundſätze und die

Digitized by Google

Methode der wolffiſchen Philoſophie auf die theologiſchen Wiſſenſchaften anwandten. Erſt als ſich die Pietiſten in einſeitigem Glaubenseifer von der Wiſſenſchaft abwandten, bis ſie zuletzt im Herrnhutismus des Grafen von Zinzendorf (1700—1760) durch Sectenbildung in eine neue Unfreiheit geriethen, giengen die beiden Richtungen weiter und immer weiter aus einander und traten oft feindlich einander entgegen. Halle ſelbſt gab ein ſolches Schauſpiel, als Johann Joachim Lange ſeine denuncierende Polemik gegen Wolff begann und dadurch deſſen Entfernung vom philoſophiſchen Lehrſtuhl an der halliſchen Univerſität erwirkte. Der Sieg der wolffiſchen Philoſophie ward dadurch nicht aufgehalten, vielmehr erſtreckte ſich mehr und mehr ihr Einfluß auf verwandte wiſſenſchaftliche Gebiete. Sie drang auch in die Theorien der Dichtkunſt ein und trug zur Verjüngung der matt gewordenen Poeſie bei.

Sobald ſich die in Frankreich geltenden theoretiſchen Grundſätze, wie ſie Boileaus „l'art poétique“ in eleganteſter Form vortrug, in Deutſchland verbreiteten, wagte ſich auch, Anfangs zwar nur ſchüchtern, die Kritik gegen den bis dahin in der Literatur herrſchenden Geſchmack hervor. Chriſtian Wernicke richtete in ſeinen „Ueberſchriften oder Epigrammata“ (zuerſt 1697) mehrere treffende Angriffe auf die ſchwülſtige Rhetorik und die prunkende Bilderſprache der Schleſier und begründete ſein kritiſches Urtheil in theoretiſierenden Anmerkungen, in denen der Einfluß Boileaus nicht zu verkennen iſt. Sein Streit mit Poſtel und Hunold, die neben Barthold Feind als Operndichter zu Hamburg dem lohenſteiniſchen Geſchmacke noch huldigten, war die erſte Kritikerfehde des achtzehnten Jahrhunderts, die wenigſtens in dem hamburgiſchen Dichterkreiſe folgenreich war und den franzöſiſchen Theorien den Weg bahnte. Es iſt dies derſelbe Boden, auf welchem Chriſtian Ludwig Liſcows (1701—1760) energiſche Satire die mit Phraſen überkleidete Blöſe einiger Schrift-

Digitized by Google

steller seiner Zeit an's Licht zog und namentlich den Schwulst der pomphaften Reden des hallischen Professors Philippi dem Spotte preisgab. Liscow sah sich deßhalb Angriffen von allen Seiten ausgesetzt; man rechnete seine satirische Kritik in die Klasse der Pasquille und Schandschriften, so daß er sich genöthigt sah, das Recht der Kritik ausführlich zu vertheidigen.

Auf mehr wissenschaftlichem Wege gestaltete sich die Theorie und Kritik im Bunde mit der wolffischen Philosophie. Den ersten Grund hiezu legten die Schweizer Bodmer und Breitinger sowie Johann Christoph Gottsched aus Ostpreußen (1700 — 1766). Während seiner Studienzeit in Königsberg beschäftigte er sich neben der Theologie eifrig mit der Philosophie und habilitierte sich an der dortigen Universität mit einer philosophischen Abhandlung; durch seinen Lehrer Pietsch, der sich als Dichter einen Namen erwarb, wurde er zugleich für die schöne Literatur gewonnen. Diese Richtung trat entschiedner hervor, als er 1724 sich nach Leipzig begab und in Johann Burkhard Menke, dem gelehrten, auch als Dichter geschätzten Vorsteher der deutschübenden poetischen, nachmals deutschen Gesellschaft, einen Gönner nnd Beförderer seiner Studien fand. Er ward Docent, bald hernach (1729) Professor an der Leipziger Universität und begann mit der Zeitschrift „die vernünftigen Tadlerinnen" 1725 die seitdem unermüdlich fortgesetzte kritische Thätigkeit. 1727 wurde er Senior der deutschen Gesellschaft, die durch ihn neue Statuten erhielt und seitdem ihren Einfluß in weiteren Kreisen verbreitete. Seine Lehrbücher der Stilistik und Dichtkunst verschafften seinen Theorien einen immer größeren Boden. Die Regeln der Redekunst und Poesie suchte er auf philosophische Principien zurückzuführen und das wolffische Lehrgebäude nach dieser Seite hin zu erweitern. Wie er überhaupt die Philosophie nur von ihrer formalen Seite auffaßte, so richtete er auch in diesen theoretischen Schriften sein Augenmerk fast ausschließlich auf die

Digitized by Google

Form, und ſelbſt die Dichtkunſt galt ihm nur für eine beſondere Form des ſtiliſtiſchen Ausdrucks. Solche Anſichten von dem Weſen der Poeſie als einer eleganten Schreibart mußten ihn zu einem Verehrer der franzöſiſchen Literatur machen, ſo ſehr auch ſein Nationalgefühl ſich gegen die Abhängigkeit vom Auslande ſträubte; lieber wies er daher auf die Griechen und Römer hin als auf die moderne Poeſie Frankreichs, gegen die er die deutſche Literatur zum Wettkampfe führen wollte; doch kam er nicht über die franzöſiſche Theorie hinaus, in der er die Grundſätze der Alten wiederzufinden meinte.

Im Jahre 1730 erſchien zuerſt ſein „Verſuch einer kritiſchen Dichtkunſt vor die Deutſchen“, welcher die lange Reihe der autoritativen Lehrbücher der Poetik in Deutſchland zuſammenfaſſend abſchloß. Seitdem übte Gottſched ein Jahrzehnt hindurch eine faſt unbeſtrittene Dictatur in Sachen des Geſchmackes aus. Die Gründung kritiſcher Zeitſchriften, namentlich der gehaltvollen „Beiträge zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache, Poeſie und Beredſamkeit“ (1732—1744) trug weſentlich bei, ſeine Autorität zu befeſtigen und auszubreiten. Die in andern Städten, beſonders auf Univerſitäten (Jena, Greifswald, Göttingen, Königsberg, Helmſtedt) geſtifteten deutſchen Geſellſchaften ſtanden mit ihm in Verbindung und ordneten ſich ihm gewiſſermaßen unter. Von allen Seiten, wo das Intereſſe für deutſche Literatur rege geworden war, kamen ihm Zeichen der Anerkennung und Huldigung entgegen, ſelbſt von manchen, die ſpäter ſeine Gegner wurden oder ſich doch von ihm losſagten, als es keine Ehre mehr war, ſein Schüler oder ſein Schützling geweſen zu ſein.

Sein Anſehen wurde zuerſt 1740 heftig erſchüttert, als Johann Jakob Breitinger zu Zürich (1701—1776) ſeine „kritiſche Dichtkunſt“ herausgab. Auch dieſes Werk ſuchte die Geſetze der Poeſie durch philoſophiſche Begriffsentwicklungen zu ermitteln; auf einen directen Angriff gegen Gottſched

Digitized by Google

hatte es der Verfaſſer nicht abgeſehen. Breitinger und ſein Freund Johann Jakob Bodmer (1698—1783), die ſchon 1721 durch die moraliſch-äſthetiſche Wochenſchrift „die Discurſe der Malern“ (nach dem Muſter des von Richard Steele und Joſeph Addiſon in England 1711—1714 herausgegebenen „spectator“) die Literatur in Deutſchland zu erneuen ſuchten, ſtanden damals noch mit Gottſched in freundlichem Verhältnis. Gleich ihm verehrten ſie Opitz und Canitz und befehdeten die zweite ſchleſiſche Dichterſchule; des principiellen Gegenſatzes, der von Anfang zwiſchen beiden beſtand, wurde ſich wenigſtens Gottſched lange gar nicht bewußt. Während er von der bereits vorhandenen deutſchen Poeſie ausgieng und dieſe in eine formale Zucht nehmen wollte, dachten die Schweizer an eine in der Zukunft völlig neu zu begründende Literatur. Sie ſchritten über das Princip einer äußerlichen Correctheit hinaus und richteten ihre Blicke vornehmlich auf die Art und Weiſe des poetiſchen Schaffens. Sie ſprachen es aus, daß die Natur die einzige und allgemeine Lehrerin ſei, daß die Poeſie vor den Regeln geweſen ſei; ſie empfahlen dem Dichter, die Imagination zu cultivieren und das Herz reden zu laſſen; daraus folgte die in beſonderen Abhandlungen weiter ausgeführte Vertheidigung des Wunderbaren und der poetiſchen Gleichniſſe, daraus die Bewunderung Homers und Miltons, deſſen „verlornes Paradies“ Bodmer ſeit 1732 wiederholt überſetzte. So bereiteten die Züricher eine unter engliſchen Einflüſſen neu werdende Literatur vor, während Gottſched ſich bald immer engherziger und anmaßender jedem Fortſchritt, den er nicht eingeleitet hatte, entgegenſtellte.

Aus den Angriffen, welche anfänglich ſeine Schüler, namentlich ſein treuer Client Johann Joachim Schwabe gegen die Schweizer richteten, entſpann ſich eine kritiſche Fehde, welche von beiden Seiten mit heftigſter Leidenſchaft geführt ward; als ſtarrer Verfechter einer geſchichtlich überwundenen Vergangenheit mußte

Gottſched darin unterliegen. Sein Anſehen wurde nicht minder durch die Niederlagen erſchüttert, die er an dem Orte ſeiner nächſten Wirkſamkeit, in Leipzig ſelbſt, erlitt. Er hatte hier gleich Anfangs ſeine Abſicht auf die Reform des Theaters gerichtet. Als der Theaterdirector Johann Neuber und ſeine Frau im Jahre 1728 mit ihrer Truppe in Leipzig zu ſpielen begannen, beſtimmte er ſie, ſtatt der rohen Haupt- und Staatsactionen und niedrigen Poſſen einen Verſuch mit der Darſtellung regelmäßiger Stücke zu machen. Die erſte Aufführung eines aus dem Franzöſiſchen überſetzten Dramas ward mit großem Beifall aufgenommen; mehrere franzöſiſche Stücke wurden nun übertragen und auf die Bühne gebracht. Gottſched verfaßte etwa 1729 nach dem Vorbild des „Cato“ von Addiſon und von Deschamps ſein Originaltrauerſpiel „der ſterbende Cato“, das eine glänzende Aufnahme fand, und forderte ſeine Schüler zu ähnlichen Verſuchen im regelmäßigen Drama auf. Seine geiſtvolle Frau Luiſe Adelgunde Victorie, geb. Kulmus, unterſtützte ihn in dieſer Thätigkeit und ſuchte das franzöſiſche Luſtſpiel und Converſationsſtück durch Ueberſetzungen und Originalarbeiten auf die deutſche Bühne zu verpflanzen. Es war die Anregung gegeben, aus der die dramatiſchen Arbeiten von Johann Elias Schlegel und Gellert, kurz alles, was vor Leſſing im Drama Bedeutung erlangt hat, hervorgegangen ſind. Gottſched glaubte ſchon ſein Ziel errungen zu haben, die Leiſtungen des deutſchen Dramas den Franzoſen an die Seite ſtellen zu können; die von ihm angefeindete Oper verſchwand vom Theater, und der Hanswurſt ward feierlich auf der Bühne in's Grab gelegt. Als Neuber 1740 nach Petersburg gieng, ſammelte Gottſched ſeine und ſeiner Schüler dramatiſche Werke und Ueberſetzungen in der „deutſchen Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer“ (1741—1745). Doch ſein unmittelbarer Einfluß auf die Leipziger Bühne war vorüber. Als die Neuberin bald darauf als Direc-

Digitized by Google

trice nach Leipzig zurückkehrte, ſuchte ſie ſich ſeiner Autorität zu entziehen und brach endlich ſo völlig mit ihm, daß ſie ihn in der Rolle des Tadlers in dem Vorſpiele „der allerkoſtbarſte Schatz“ auf die Bühne brachte (1741). Doch blieb ſeine Methode noch immer beſtehen; erſt durch ſeine engherzige Polemik gegen die von Chriſtian Felix Weiße in Deutſchland neu belebte Oper wurde ſeine Herrſchaft auf dem Theater 1752 vollſtändig vernichtet.

Auf dem theoretiſchen Gebiete wuchs die Zahl ſeiner Gegner auch außerhalb der Schweiz. In Halle begründete Alexander Gottlieb Baumgarten (1714—1762) mit ſeinem Schüler Georg Friedrich Meier (1718—1777), an die wolffiſche Philoſophie wie an Breitinger und Bodmer ſich anſchließend, die Wiſſenſchaft der Aeſthetik, der er den Namen gab; zum erſten Mal ward hier die Kunſt vom Dienſte des logiſchen Verſtandes befreit und dem Schönen ein beſonderes Gebiet angewieſen. Durch die Oppoſition der halliſchen Schule verlor Gottſcheds Anſehen am meiſten; denn an ſie ſchloß ſich im weiteren Verlauf die Theorie der Berliner Kritiker an, welche, mit Ramler, Sulzer, Mendelsſohn und Nicolai emporſtrebend, durch Leſſing ſiegreich alles Frühere niederwarf und eine neue Aera der Kritik herbeiführte.

Nicht minder bedeutend iſt der Sieg, den die poetiſche Production in der Literatur errang; denn ohne dieſe blieb alle Kritik und Polemik unfruchtbar und ohnmächtig.

Die erſten Schritte geſchahen von zwei entgegengeſetzten Enden des deutſchen Landes, Hamburg und der Schweiz. In Hamburg war ein reges geiſtiges Leben, das ſich frei bewegen konnte und verſchiedene Richtungen neben einander aufkommen ließ. Die lohenſteiniſche Manier hielt ſich hier am längſten und hatte, als die Bekanntſchaft mit franzöſiſcher und engliſcher Poeſie hinzutrat, das Verdienſt, der Sprache den phantaſiereicheren Ausdruck, den Gottſched völlig zu verbannen ſtrebte, zu erhalten. Franzöſiſche Hofpoeſie konnte hier nie ſich feſtſetzen, vielmehr

Digitized by Google

trug Hamburg zu dem Aufblühen unſerer Dichtung vorzüglich bei als Vermittlerin der engliſchen Literatur. Barthold Heinrich Brockes (1680—1747), Rathsherr zu Hamburg, bildete ſich am Studium Marinis, deſſen „bethlehemitiſchen Kindermord“ er 1715 verdeutſchte, führte dann aber die Naturmalerei der Engländer bei uns ein, indem er in ſeinem „irdiſchen Vergnügen in Gott“ (1721—1748) die Natur bis in's kleinſte Detail ſchilderte und ſeine Gemälde mit moraliſch-religiöſen Betrachtungen von teleologiſch-deiſtiſcher Tendenz verknüpfte. Mit der Ueberſetzung von Thomſons „Jahreszeiten“ (1745) ſchloß er ſeine poetiſche Thätigkeit. Friedrich von Hagedorn ward in Liedern und heitern Erzählungen der Dichter des Frohſinns und des anmuthigen Lebensgenuſſes; er iſt der Vater der Fabeln- und Liederpoeſie, wie ſie bis in die Zeiten des ſiebenjährigen Krieges, wo ſich höhere Anforderungen geltend machten, betrieben wurde.

Die Schweiz hatte bis zum Beginn des achtzehnten Jahrhunderts nur geringen Antheil an der deutſchen Literatur genommen. Ariſtokratiſche Formen und kirchliche Engherzigkeit hielten den Geiſt in Bann, und das Wenige, das ſich dort aus den ſchleſiſchen Dichterſchulen entwickelt hatte, war ſpurlos vorübergegangen. Die Schweizer waren der hochdeutſchen Bücherſprache faſt ganz entfremdet worden. Allein es waren noch immer viele poetiſche Keime vorhanden. Eine herrliche Natur hob die Herzen empor; in hiſtoriſchen Erinnerungen lebte der Ruf der Freiheit und der Thatkraft; keine Hofpoeſie pries das Nichtige und Erbärmliche. Es bedurfte nur einer Anregung von außen, um die ſchlummernde Dichtung in's Leben zu rufen. Dies geſchah durch Karl Friedrich Drollinger (1688—1742) aus Durlach, der ſchon in früher Jugend ſeinen Wohnſitz in Baſel genommen hatte. Er ſtiftete hier die deutſche Geſellſchaft und wirkte mit ſolchem Eifer und mit ſo glücklichem Erfolge für die deutſche Literatur, daß man ihm den Namen eines helvetiſchen

Digitized by Google

Opitz beilegte. Er führte vornehmlich die religiös-beſchreibende und philoſophiſch-didaktiſche Poeſie ein, dieſelbe Gattung, welche Brockes im nördlichen Deutſchland zu allgemeiner Anerkennung gebracht hatte, und ward der Vorgänger Albrecht von Hallers, deſſen „ſchweizeriſche Gedichte“ (zuerſt 1732) auf längere Dauer den Charakter der deutſchen Lehrdichtung beſtimmten. In einer Zeit, wo in Poeſie und Proſa gemächliche Breite und Weitſchweifigkeit herrſchten, gab Haller das erſte Muſter eines gedankenreichen, energiſchen Ausdrucks. Obwohl ſich ſeine Poeſie nicht von der Reflexion losmachen konnte, gab er ihr doch einen würdigen Inhalt, indem er die höchſten Aufgaben des philoſophiſchen Denkens behandelte und einen Reichthum von erhabenen Gedanken und edlen Empfindungen in poetiſches Gewand kleidete.

Die Richtungen dieſer beiden Dichter ſetzten ſich im Verfolg der Literatur eine geraume Zeit fort. In dem Princip trafen ſie zuſammen, daß die Kunſt das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden müſſe. Daher berührten ſie ſich vielfach: verfaßte doch auch Hagedorn „moraliſche Gedichte“, und Haller hat das Lied von „Doris“ geſungen, wenn er gleich ſpäter über das Spiel ſeiner Jugend ſich ſehr bedenklich äußerte. Nach der ernſten Seite neigten insbeſondere die Jünglinge des Leipziger Dichterbundes; heitern Genuß lehrten die Lieder des halliſchen und halberſtädtiſchen Kreiſes; Fabeln und Erzählungen fanden überall ihre Verehrer.

Der Leipziger Verein entſtand aus dem Kreiſe von Jünglingen, welche durch Gottſched für die Beſchäftigung mit ſchöner Literatur gewonnen waren. Gottſched bedurfte jüngerer Talente zur Beihilfe bei ſeinen weitſchichtigen literariſchen Unternehmungen, nebenbei auch als Schildknappen ſeiner kritiſchen Fehden, wofür er ihnen ſeine dictatoriſche Protection angedeihen ließ. Unter ſeiner Aufſicht überſetzten Schwabe, Gärtner, Gellert und andere Bayles hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch, das 1741—1744 mit

Digitized by Google

ſeinen Anmerkungen und Vorreden herausgegeben wurde. Johann Joachim Schwabe vereinigte die jüngeren Parteigenoſſen durch die Herausgabe der Zeitſchrift „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes“ (1741—1745). Sie enthielt poetiſche und proſaiſche Beiträge von Gellert, Rabener, Käſtner, Johann Elias und Johann Adolf Schlegel, Zachariä und andern; neben ihnen finden wir auch Johann Joachim Spalding (1714—1804), deſſen Schrift über die Beſtimmung des Menſchen (zuerſt 1748) zahlreiche Auflagen erlebte, Uz, Kleiſt und Mylius, die nachher in Verbindung mit Leſſing und den preußiſchen Dichterkreiſen erſcheinen. Abraham Gotthelf Käſtner (1719—1800), der ſich ſpäter durch ſeine Sinngedichte einen Namen erworben hat, galt damals auch durch ſeine Lehrgedichte, die zur trockenſten Proſaabhandlung herabſinken, z. B. „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Leſern deutlich zu ſein“. Wie er ſich hier als echten Gottſchedianer zeigte, ſo verleugnete er auch ſpäterhin ſeine Anhänglichkeit an Gottſched ſelbſt dann nicht, als man für dieſen nichts mehr als Schmähungen hatte.

Die meiſten der jüngeren Dichter zogen ſich von ihm und der Verbindung mit Schwabes „Beluſtigungen“ zurück, als ſie unter Karl Chriſtian Gärtners (1712—1791) Leitung zur Herausgabe der „neuen Beiträge zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes“ (Bremen und Leipzig, 1744 ff.) ſich vereinigten. Dies gab zugleich zu einem engeren literariſchen Verein und einem innigen Freundſchaftsbund Anlaß. Mit Gärtner verbanden ſich Anfangs Cramer, Johann Adolf Schlegel und Rabener; bald darauf traten ihnen bei Johann Arnold Ebert (1723 — 1795), der Ueberſetzer gleichzeitiger engliſcher Dichter, namentlich Glovers und Youngs, Friedrich Wilhelm Zachariä (1726—1777), der ſich zunächſt als Dichter komiſcher Epopöen nach dem Muſter von Boileaus „Chorpult“ und Popes

Digitized by Google

„Lockenraub“ mit vielem Glück versuchte, später mit geringerem Erfolg als Nachahmer Addisons und Klopstocks und als Uebersetzer Miltons der beschreibenden und der biblischen Poesie sich widmete, Konrad Arnold Schmid von Lüneburg (1716 — 1789), Christlob Mylius (1722—1754), der sich aber bald wieder von dem Vereine trennte, Johann Elias Schlegel, damals bereits in Dänemark, Straube in Breslau, Gellert, Nicolaus Dietrich Giseke (1724—1765), der sich anmuthig und liebenswürdig in den kleineren Formen der Poesie bewegte; zuletzt gesellten sich noch Klopstock und sein Vetter, der Anakreontiker Johann Christoph Schmidt aus Langensalza (1727—1807), später Goethes Amtsgenosse in Weimar, sowie Gottlieb Fuchs, der „Bauerssohn“ (1722—1799), und andere Freunde zu den „Beiträgern“. Von den kritischen Streitigkeiten, die ihnen Schwabes Zeitschrift verleidet hatten,wandten sie sich ganz ab und machten die Production zur Hauptsache; die Vorrede sprach es ausdrücklich aus, daß sie den Leser nicht mit Polemik belästigen wollten: es gebe kriegerische Gegenden genug. Statt dessen förderten sie sich mehr durch gegenseitige Kritik. Sie hielten regelmäßige Zusammenkünfte und unterwarfen die Beiträge der einzelnen Mitarbeiter einer strengen Prüfung; über die Aufnahme der Aufsätze und Gedichte oder über die Aenderung einzelner Stellen entschied die Mehrheit der Stimmen. Selbst Gärtner, der Herausgeber, mußte seine Arbeiten den Freunden erst vorlegen, bevor sie gedruckt werden durften. Da keinem Beitrage der Name des Autors beigefügt wurde, so gelang es den Verfassern der „bremischen Beiträge“, wie sie gewöhnlich genannt wurden, eine Zeit lang unbekannt zu bleiben. Der Muth, unabhängig von Gottsched ihre Wege zu wählen, führte sie über ihn hinaus. Sie brachen äußerlich nicht mit ihm, legten aber alles Gewicht auf die dichterische Production, in welcher seine Stärke am wenigsten lag; der Beifall, der ihnen zu Theil wurde, trug

Digitized by Google

zugleich zu ſeinem Sturze bei, und ein verjüngender Hauch durchdrang die Literatur. Zwar war der Abſtand von Schwabes „Beluſtigungen“ nicht ſehr groß; wir finden auch hier weitläufige Lehrgedichte und breite didaktiſche Oden; allein es trat doch in den anakreontiſchen Liedern und in den Schäfer- und Luſtſpielen Gärtners und Gellerts ein heiteres Element hinzu. Das Princip der äußern Correctheit und formalen Eleganz war mit aller Strenge conſequent durchgeführt. Beſonders wurde aber durch die ideale Jugendfreundſchaft dem poetiſchen Gefühl eine lebendige Wärme, ein lyriſcher Gehalt mitgetheilt, und in der Dichtung wagte die Subjectivität des Dichters mehr hervorzutreten. Die Oden „auf den Abſchied eines Freundes“ von Ebert, „über die Zärtlichkeit in der Freundſchaft“ von Giſeke, „das traurige Leben ohne Freundſchaft“ von Johann Adolf Schlegel bereiteten ſchon auf die elegiſchen Freundſchaftshymnen Klopſtocks vor, der vornehmlich im „Wingolf“ dem Bunde ein ſchönes Denkmal geſetzt hat.

Die „bremiſchen Beiträge“ führten, wie es Haller und noch mehr Hagedorn begonnen hatten, die Poeſie aus dem Kreiſe der Gelehrten heraus; ſie wandten ſich wie früher die „Diſcurſe der Malern“ ausdrücklich an die weibliche Leſewelt, an den gebildeten Theil des Volkes außerhalb des Gelehrtenſtandes und der Höfe. Für dieſe mittlere Sphäre war der gemüthliche Humor der gellert'ſchen Fabeln und Erzählungen, die gutmüthige Geſchwätzigkeit der Satiren Rabeners berechnet. Die geiſtlichen Lieder von Cramer, Johann Adolf Schlegel und Gellert verſchmolzen die moraliſche Didaxis mit der lyriſch-religiöſen Dichtung und gewannen ſich eine Stelle in den Geſangbüchern der proteſtantiſchen Gemeinden. Viele von den Mitgliedern dieſes Kreiſes ſtanden nachmals in einflußreichen Aemtern in verſchiedenen Gegenden des nördlichen Deutſchland und verbreiteten wieder durch ihre Schüler die Theilnahme für deutſche Dichtkunſt, ſo daß ein Faden geiſtiger Verbrüderung ſich bis Kopenhagen hinzog,

Digitized by Google

wo Johann Elias Schlegel eine Zeit lang wirkte und später Klopstock und Cramer sich zusammenfanden. In Braunschweig lehrten Gärtner, Ebert, Zachariä, Schmid und bildeten gewissermaßen einen neuen Mittelpunkt für die literarischen Bestrebungen Norddeutschlands.

Klopstocks „Messias", dessen erste drei Gesänge im vierten Bande der „Beiträge" erschienen, keineswegs unter vollem Beifalle der übrigen Mitglieder, die sich hier weit überflügelt sahen, vollendete den Sieg über Gottsched. Bodmer begrüßte mit schwärmerischem Enthusiasmus das neu aufgehende Gestirn der Zukunft, das seinen Theorien einen größeren Glanz verlieh. Der Streit, der sich noch einmal zwischen den Parteien über diese Dichtung erhob, verschaffte ihr eine rasche Verbreitung und allgemeine Wirksamkeit. Das Regelwerk der conventionellen Poesie stürzte zusammen. Gottsched wurde in seinem ohnmächtigen Entgegenstemmen gegen den immer kräftiger herandringenden Strom der Poesie zu den lächerlichsten Fehlgriffen verleitet, so daß er den „Hermann" des Freiherrn Christoph Otto von Schönaich (1725—1807) der Messiade lobpreisend entgegenstellte und seinem Clienten den Dichterkranz 1752 zu Leipzig öffentlich aufsetzte. Mit dieser Poetenkrönung gieng seine literarische Dictatur vollends zu Ende. Aber auch Bodmers „Noah" und seine sonstigen Patriarchaden, in denen er die Geschichte Jakobs und Josephs nach Klopstocks Vorbild dichterisch zu behandeln versuchte, zeigten nur, daß er mit seinem poetischen Talent den Fortschritten der deutschen Dichtung nicht zu folgen vermochte. Weit mehr hat er durch die Herausgabe des Nibelungenliedes, der Minnesinger und anderer mittelhochdeutscher Gedichte zur Förderung der Literatur beigetragen, ein Verdienst, das Gottsched als Herausgeber des „Reineke Vos" und des „nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" (1757—1765) mit ihm theilte.

Digitized by Google

Preußen ſchien bereits im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts an die Spitze der Literatur treten zu wollen, als Canitz und Beſſer in Berlin dichteten, als die Univerſität Halle ein Mittelpunkt für deutſche Philoſophie ward und durch ihre reformatoriſchen Beſtrebungen dem proteſtantiſchen Deutſchland voranleuchtete. Allein unter dem engherzigen, militäriſch-deſpotiſchen Regiment des Königs Friedrich Wilhelm I. ward das höhere geiſtige Streben durch Spott und Druck niedergehalten. Wolff ward aus Halle auf eine bloſe Denunciation der Pietiſten verjagt, und die Poeſie vermochte eben ſo wenig, ſich eine Stätte zu bereiten. Mit der Thronbeſteigung Friedrichs des Großen (1740) ſtrömte eine neue Lebenswärme durch das preußiſche Volk und drang ſelbſt weit über deſſen Grenzen hinaus. Die Wiſſenſchaft gedieh durch die ihr gewährte Gedankenfreiheit. Auf den Univerſitäten, in den höheren Lehranſtalten und in der friſch erſtehenden Berliner Akademie regte ſich ein neuer Geiſt, und große Thaten eröffneten die Regierung des jugendlichen Herrſchers, um den Geiſt des Volkes aus dumpfer Unterthänigkeit zu nationalem Selbſtgefühl zu erheben. Sobald dies geiſtige Leben ungehemmt ſeine Flügel entfalten konnte, bedurfte es nicht des beſondern Schutzes von oben herab, um in deutſcher Dichtung eben ſowohl wie in der Wiſſenſchaft hervorzutreten, mochte auch der König, welcher der Stolz der Zeitgenoſſen ward, ſich mit Verachtung von der deutſchen Literatur abwenden und den franzöſiſchen Philoſophen und Dichtern huldigen, in deren Reihen er ſich durch ſeine eignen Productionen einen Platz zu erwerben bemüht war.

An der Univerſität Halle ſuchten Alexander Gottlieb Baumgarten und ſein Schüler Georg Friedrich Meier hauptſächlich im Anſchluß an die Züricher Kritiker die philoſophiſchen Beſtrebungen auf das Gebiet der ſchönen Wiſſenſchaften auszudehnen. Sie ſtanden daher auf Seiten der Gegner Gottſcheds,

Digitized by Google

dessen „kritische Dichtkunst“ Meiers umständliche Polemik hervorrief. Eine deutsche Gesellschaft, die gegen 1735 von Lange nach dem Muster der Leipziger gestiftet wurde, förderte die Theilnahme an schöner Literatur, und vornehmlich ward sie auch hier ein Band der Freundschaft junger, emporstrebender Talente. Die Poesie schloß das herzliche Verhältnis zwischen Samuel Gotthold Lange (1711—1781) und Jakob Immanuel Pyra (1715—1744). Ihre 1745 unter dem Titel „Thyrsis' und Damons freundschaftliche Lieder“ nach Pyras frühem Tode gesammelten Gedichte veredelten das Gelegenheitsgedicht; sie besangen die Freundschaft und ließen schon den preußischen Patriotismus anklingen (z. B. in Pyras Ode auf den Regierungsantritt Friedrichs II.), der allen Dichtungen der preußischen Kreise ein eigenthümliches Gepräge, eine Beziehung auf das öffentliche Leben gab. Eng schlossen sie sich an die Oden des Horaz an, die in den preußischen Dichtervereinen ein kanonisches Ansehen besaßen. Sie versuchten sich in Uebersetzungen und Nachbildungen, selbst der Form, indem sie der bodmer'schen Theorie gemäß den Reim verwarfen. Gottsched, der früher selbst reimlose Verse empfohlen hatte, erklärte sich später mit Leidenschaft gegen dieselben; die Frage, ob gereimt oder reimlos, warf auf's neue den Erisapfel zwischen die Parteien, allein schon hinreichend, vieljährige Freundschaftsbande zu zerreißen. Die hallischen Dichter giengen in Bodmers Lager über; gegen die „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“, die Mylius und Cramer, damals noch Anhänger Gottscheds, in Halle herausgaben, schrieb Pyra 1743—1744 seinen „Erweis, daß die g*ttsch*dianische Secte den Geschmack verderbe“.

Im Jahre 1739 trafen die Jünglinge Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Johann Peter Uz und Johann Nicolaus Götz (1721—1781) auf der Universität Halle zusammen und schlossen einen poetischen Verein. Bei ihnen gesellte sich

Anakreon zu Horaz; dieſen nachahmend, ſangen ſie Lebensfreude und heitere Zufriedenheit, Liebe und Wein. Freilich iſt weder das Vollgefühl friſcher Jugendkraft noch eine ideale Wärme in ihren Liedern zu finden; es iſt mehr eine in engem Gedankenkreiſe gemüthlich ſich ergehende Tändelei mit den Bildern eines frohen Genuſſes des Daſeins, woran die Subjectivität des Dichters nur geringen Antheil hat. Allein für die freiere Bewegung der Poeſie war es ein Gewinn, daß man dem Dichter das Recht zuerkennen lernte, neben dem lehrhaften und erbaulichen Ton, den die Verfaſſer der „Bremer Beiträge“ vorzugsweiſe vertraten, auch eine anmuthige Sinnlichkeit zu Worte kommen zu laſſen, zumal in einer Zeit, welche die Freigeiſterei in Religion und Sitte auf das ſtrengſte ahndete und ſchon die leiſeſte Verletzung mit dem Bann der öffentlichen Meinung verfolgte. Uebrigens reichten die productiven Kräfte dieſes Vereins über die Lyrik nicht hinaus. Götz verfügte über eine geſchmackvolle Form, die der Eleganz des franzöſiſchen Liedes am nächſten kam, weßhalb er ſich auch den Beifall Friedrichs II. erwarb. Uz, der bedeutendſte unter ihnen, machte nur in ſeiner Jugend jene ſcherzhaften Tändeleien mit; die heitere Lebensweisheit jedoch, die ihn bis in's Alter begleitete, legte er in ſeinem Lehrgedichte „über die Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein“ nieder. In den ſpäteren Jahren dichtete er mit energiſchem ſittlichen Gefühl die Oden und geiſtlichen Lieder, die ihm eine mittlere Stelle zwiſchen Klopſtock und Gellert anweiſen.

Gleim lebte eine Zeit lang in Potsdam und Berlin, ſeit 1747 in Halberſtadt, überall der Apoſtel der Dichtkunſt, der es als ſeine Lebensaufgabe anſah, für die deutſche Poeſie Talente aufzufinden, aufzumuntern und zu unterſtützen. Gleichwie Bodmer ward er einflußreicher durch ſeine weit verbreiteten literariſchen Freundſchaften und Protectionen als durch ſeine zahlreichen dichteriſchen Verſuche; ſeine Lieder, Fabeln, Schäferſpiele und Romanzen waren blos ein ſchwacher Anlauf zur Poeſie,

Digitized by Google

ohne sich über das Tändeln mit Worten und Reimen erheben zu können. Nur durch die „preußischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier", zu denen sein warmer Enthusiasmus für Preußens Siege und seinen heldenmüthigen König ihn begeisterte, wehte ein lebendiger Hauch patriotischen Gefühls; daher gewannen sich diese Dichtungen schnell das Herz des gebildeteren Theiles der Nation, obwohl sie die natürliche Einfalt und Wahrheit echter Volkslieder nicht erreichten.

Durch Friedrich den Großen war ein neuer Gehalt in die deutsche Poesie gekommen. Auf seine Persönlichkeit und seine Kriegsthaten lehnte sich fast die gesammte Odenpoesie Karl Wilhelm Ramlers, welcher als Chorführer des Berliner Dichterkreises zu hohem Ansehn gelangte. Er besaß nur geringe dichterische Anlagen; die horazischen Oden waren sein Vorbild, das er getreulich copierte. An den römischen Dichtern bildete und läuterte er seinen Sinn für Harmonie des Ausdrucks und Wohlklang des Verses; in dieser Hinsicht gewann sein kritisches Urtheil eine große Autorität und wurde von seinen Freunden oft zum Ausfeilen der Form zu Rathe gezogen, so daß er es in eitlem Selbstvertrauen nicht selten über Gebühr und selbst da walten ließ, wo man seine Verbesserungen nicht begehrt hatte. Zum Uebersetzer hatte er am meisten innern Beruf. Seine Nachbildungen der Gedichte des Horaz, Catull und Martial brachen eine Bahn, auf der nach ihm Johann Heinrich Voß ein höheres Ziel erreichen konnte. Hiebei ist zugleich der Einfluß in Anschlag zu bringen, den Klopstocks von einer schwungvollen Sprache unterstützte Erneuerung der antiken Versmaße ausübte. Der Hexameter hatte den Alexandriner verdrängt; die reimlosen Oden in den Silbenmaßen der griechisch-römischen Metrik traten an die Stelle der gereimten Strophenform, welche vornehmlich Cramer und Uz durch ihr Beispiel in Schutz nahmen.

Gleim und Ramler gewannen Ewald Christian von

Kleiſt, der ſeit 1740 in preußiſchen Kriegsdienſten ſtand, für die Dichtkunſt, unſtreitig ein bedeutendes poetiſches Talent, geſtützt auf einen edlen, energiſchen Charakter. Die elegiſche Stimmung, die ſeit ſeiner Jugend auf ſeinem zarten, keuſchen Gemüthe lag, der Hang zu idylliſcher Einſamkeit, der ihn aus dem Geräuſch des Lebens hinaustrieb, gab ſeinen Oden, Idyllen und Liedern den Ausdruck eines wahren, innigen Gefühls. Sein idylliſch-beſchreibendes Gedicht „der Frühling“ war ſeiner Zeit eines der hervorragendſten poetiſchen Producte, reich an Bildern aus der Natur und dem Landleben, deſſen Reize es vornehmlich zu beſingen beſtimmt war, abgeriſſen zwar und mehr reflectierend als unmittelbar empfunden, aber beſonders anziehend durch die elegiſche Sentimentalität, welche das idylliſche Glück im Genuſſe der friedlichen, ſtets gleichen Natur den wechſelreichen Freuden und dem ruheloſen Getümmel der Welt gegenüberſtellt. Ihrem Hauptcharakter nach ſchließt ſich dieſe Dichtung an Hallers „Alpen“ an, wie ſie den Grundton der lyriſchen Stimmung mit Klopſtock gemein hat; ſie leitet daher zu den idylliſchen Dichtungen des nachmaligen Göttinger Kreiſes hinüber. Im Gebrauche des Hexameters, der durch eine Vorſchlagſilbe dem Alexandriner genähert iſt, traf Kleiſt mit Klopſtock zuſammen.

Der ſiebenjährige Krieg riß Kleiſt aus der Idylle heraus und führte auch ihn zur patriotiſchen Poeſie; er dichtete die ſchöne Ode an die preußiſche Armee und feierte in dem erzählenden Gedichte „Ciſſides und Paches“ die hochherzige Aufopferung für das Vaterland. Der Tod im Gefecht, den er in den Schlußverſen dieſes Gedichtes ſich wünſchte und in der Schlacht bei Kunersdorf fand, verſchlang den Kranz des Helden mit dem des Sängers.

Mit dem Ende des Krieges hatte die Poeſie des Halberſtädter und Berliner Vereines ihren Kreis durchlaufen. Die tändelnde Sentimentalität der Freundſchafts- und Amorettenpoeſie kehrte zurück, als Gleim einige jüngere Dichter an ſich heranzog,

Digitized by Google

Klamer Schmidt (1746—1824), Johann Georg Jacobi, Wilhelm Heinſe, Günther von Goeckingk (1748—1828), welche mit etwas mehr Geiſt und einer friſchern Sinnlichkeit ſeine anakreontiſche und petrarchiſche Poeſie fortſetzten. Dieſe ältere Richtung der Lyrik dauerte bis an den Eingang der ſiebziger Jahre; in ihren ſpäteren Verſuchen wurden jene Dichter ſelbſt ſchon von der ſich aus dem Volksleben entwickelnden lebendigern Poeſie mit fortgeriſſen.

Die Tendenz der von Hagedorn, Uz und Gleim angeregten Poeſie fand in Wieland einen glänzenden Vertreter, nachdem dieſer in ſeinen komiſchen Erzählungen, ſeinen Romanen und romantiſchen Epopöen bald ſcherzend, bald didaktiſch den Reiz des durch die Grazien verfeinerten Lebensgenuſſes in anmuthigen Formen ausmalte. Daher ſtand er nicht nur mit Gleim, ſondern auch mit Heinſe in Verbindung; dieſer betrachtete ihn als das Vorbild zu den üppigen Gemälden des Sinnengenuſſes, und der Meiſter ſah mit Entrüſtung, auf welche Abwege die von ihm angebahnte Emancipation der Sinne ſeine Schüler geführt hatte.

Die klopſtockiſche Schule, die von Kopenhagen bis Zürich, vornehmlich außerhalb Preußens, ſich weit ausgebreitet hatte, ſtand zu der wielandiſchen in einem diametralen Gegenſatz. Klopſtocks Poeſie zog ſich ſeit dem Tode ſeiner Gattin Meta, geb. Moller, (1758) mehr und mehr auf das von ihm aufgeſtellte Ideal einer heiligen Poeſie zurück. Die Lebensfreude und Liebesinnigkeit, die ſeinen Jugendoden einen unvergänglichen Reiz gibt, klingt nur ſelten noch an. Während der ſiebenjährige Krieg Deutſchland erſchütterte, ſang er ſeine religiöſen Hymnen und geiſtlichen Lieder; die Meſſiade war 1755 mit dem zehnten Geſang zu einem Ruhepunkte gelangt, von wo aus der Dichter nur zögernd das im Grunde ſchon abgeſchloſſene Werk fortſetzte. Von der patriotiſchen Poeſie, die der Krieg hervorgerufen hatte, ward er gleichfalls ergriffen; allein da er nicht fähig war, dem

Digitized by Google

preußischen Könige, der als Eroberer, als Freund der französischen Literatur und als ungläubiger Philosoph seinen Unwillen erregte, poetisch zu huldigen, so versetzte er sich auf das abstracte Gebiet einer deutschen Urzeit. Er pries Hermanns Thaten und altgermanischen Heldenmuth, die deutsche Sprache und germanische Geistesherrlichkeit, wodurch er indeß von neuem auf die von Nationalgefühl gehobene jüngere Generation mächtig einwirkte.

Die Messiade fand die meisten Nachahmer in der Schweiz und dem protestantischen Süddeutschland, wo der kirchliche Glaube am wenigsten erschüttert war und die religiöse Gefühlsschwärmerei am leichtesten Eingang fand. An die Patriarchaden Bodmers schlossen sich die ersten Producte der schwäbischen Poesie an. Wieland dichtete in der Periode seiner jugendlichen Sentimentalität, damals noch ein Schützling Bodmers, unter anderm einen „geprüften Abraham" (1753) und der als social-politischer Prosaiker hervorragende Freiherr Friedrich Karl von Moser (1723—1798) einen „Daniel in der Löwengrube" (1763). Die Idyllendichtung Salomon Geßners aus Zürich (1730—1787) ist auf dem Stamm des klopstockischen Epos gewachsen. Gleich den Dichtungen Klopstocks führen uns seine Idyllen in eine Welt weichherziger unschuldvoller Menschen, die mehr durch lyrische Empfindsamkeit als durch Handlung und Charakter anziehen. Der „Tod Abels" (1758) ist eine zum Epos erweiterte Idylle, ebenso seine vollendetste Dichtung, „der erste Schiffer" (1762), alle in einer poetischen Prosa abgefaßt, die nur eine zierlich geglättete Auflösung klopstockischer Hexameter ist. Johann Kaspar Lavater (1741—1801), der mit patriotischen Schweizerliedern (1767) begann, trat nachmals mit seinen religiösen epischen Gedichten („Jesus Messias" 1782—1786, „Joseph von Arimathea" 1794) in eine Art Wetteifer mit Klopstock, obwohl er statt eines selbständigen Dichtwerkes nur eine wortreiche Paraphrase der biblischen Erzählung zu schaffen im Stande war.

Digitized by Google

Die ſpätere patriotiſche Poeſie Klopſtocks erregte das Fieber der Bardengeſänge, die zuletzt auf ein hohles Phraſenweſen hinausliefen, ſo ſehr ſie auch mit altgermaniſcher Kraft einherzuſtürmen meinten. Die Verbreitung, der von Macpherſon herausgegebenen gäliſchen Geſänge Oſſians leiſtete dem erkünſtelten Bardenthum nicht geringen Vorſchub. Die Einwirkung klopſtockiſcher Oden- und Bardenpoeſie reichte ſelbſt nach Oeſterreich hinüber, wo die Jeſuiten Michael Denis (1729—1800) und Karl Maſtalier (1731—1795) der deutſchen Dichtung eine Stätte zu bereiten ſuchten. In Wien fanden jedoch bald Wielands Schriften eine günſtigere Aufnahme als die keuſche, erhabene Poeſie Klopſtocks.

Während die langwierigen Kämpfe der Leipziger und Schweizer ſich allmählich in äußerliche Streitigkeiten zu verlaufen ſchienen, fand die Kritik und äſthetiſche Theorie in Berlin eine neue Stätte und für ihre Beſtrebungen unbeſchränkte Freiheit. Man begünſtigte hier die kritiſche Thätigkeit und jede Art von geiſtiger Aufklärung von oben herab; ſelbſt die öffentliche Meinung war hier minder ſpröde, wenn ſich das Streben nach Aufklärung mit Freigeiſterei und ſenſualiſtiſcher Lebensphiloſophie berührte. Johann Georg Sulzer (1720—1779) aus Winterthur in der Schweiz ſtand noch als treuer Bodmerianer auf dem Boden der Züricher Theorien, als er 1747 in Berlin ſeine kritiſche Wirkſamkeit begann, die er 1771—1774 mit ſeiner „allgemeinen Theorie der ſchönen Künſte“ abſchloß. Er befand ſich als Theoretiker ſehr bald in einer iſolierten Stellung, da ſelbſt Ramler ſich auf die Dauer nicht mit ihm vereinigen konnte. Ramler beſaß einen richtigen Tact für die Form, aber nicht philoſophiſchen Scharfſinn, um als Kritiker eine bedeutende Stelle einzunehmen; doch war ſeine Bearbeitung von Batteux' „les beaux arts réduits à un même principe“ (zuerſt 1758) als ein mit Beiſpielen ausgeſtattetes Lehrbuch von nicht geringem Einfluß auf die Theorie. Friedrich Nicolai, der mit der buch-

Digitized by Google

händleriſchen Betriebſamkeit einen lebhaften Eifer für ſchöne Literatur und Aufklärung verband, erwarb ſich ein unbeſtreitbares Verdienſt als Begründer der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ (1757 ff.), der „Briefe die neueſte Literatur betreffend“ (1759 ff.) und der „allgemeinen deutſchen Bibliothek“ (1765 ff.), von denen die letztere Zeitſchrift ſich zugleich über die wiſſenſchaftliche Literatur verbreiten ſollte. War ſchon die „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ in ſo fern Epoche machend, als ſie das erſte Organ äſthetiſcher Kritik war, das ſich völlig vom Einfluß einer Partei losmachte, ſo wurden es die „Literaturbriefe“ in einem noch weit höhern Grade. Leſſings Kritik, die ihnen die geiſtige Baſis und Richtung gab, entfaltete hier zum erſten Mal in vollem Glanze ihre ſiegende Gewalt. Das Partei- und Cliquenweſen hörte hier auf; ſtrenge Unbefangenheit ſprach das Urtheil über Werth und Unwerth der neueſten Literaturerzeugniſſe; hellere Geſichtspunkte wurden eröffnet, um die Poeſie aus dem conventionellen Regelzwange zur Wahrheit uzrückzuführen und mit dem Nationalleben zu vermitteln; es war nicht blos zufällig, daß die Gründung dieſer Zeitſchrift mitten in die Kriegsbewegung fiel. Leſſing zog zwar ſeine Hand bald von dem Werke zurück; aber auf der von ihm vorgezeichneten Bahn führte ſein Freund Moſes Mendelsſohn in Verbindung mit dem talentvollen Thomas Abbt und andern tüchtigen Mitarbeitern die Zeitſchrift bis 1765 fort. Es war dieſelbe Zeit, wo aus der wolffiſchen Schulphiloſophie unter dem Einfluß der engliſchen Deiſten und der franzöſiſchen Encyclopädiſten die populären Beſtrebungen der Aufklärer hervorgiengen, die an die Stelle eines allgemeinen ſpeculativen Princips den geſunden Menſchenverſtand des einzelnen denkenden Subjectes ſetzten, indem ſie aber das geſammte politiſche, religiöſe und ſociale Leben in den Kreis ihres Forſchens zogen, auf die Ausbildung der deutſchen Proſa bedeutſam einwirkten. Aus einer zahlreichen Schaar ſocial-

Digitized by Google

politischer Schriftsteller treten als Meister der Form namentlich Johann Georg Zimmermann aus Brugg in der Schweiz (1728—1795) und Helferich Peter Sturz (1736—1779) hervor. Zimmermann, der Schüler Hallers, dessen Biographie er verfaßte, und der Freund Wielands, als Arzt berühmt, offenbarte seinen umfassenden und beweglichen, aber nicht gründlichen Geist und seinen zwischen weicher Empfindsamkeit und gehässiger Weltverachtung schwankenden Charakter in den piquant geschriebenen Werken „vom Nationalstolze“ und „von der Einsamkeit“. Sturz, dem nordischen Literaturkreis angehörig, leitete durch kleinere Aufsätze in eleganter, gesellschaftlich vollendeter Diction zu der Bewegung der siebziger Jahre hinüber. Zur nämlichen Zeit erschloß Johann Joachim Winckelmann aus Stendal in der Altmark (1717—1768) in seiner Geschichte der Kunst des Alterthums (1764) die Schönheit der hellenischen Welt den vom Franzosenthum umnebelten Blicken der Deutschen und führte sie dadurch zugleich zum Verständnis der griechischen Dichter. An seine Untersuchungen anknüpfend, erörterte Lessing im „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie“ (1766) mit philosophischer Klarheit und antiquarischer Gelehrsamkeit das Verhältnis der dichterischen Darstellung zu den bildenden Künsten und vernichtete das Zwitterwesen der blos didaktischen und beschreibenden Poesie. In der „hamburgischen Dramaturgie“ endlich (1767—1768) suchte er mit gleichem Scharfsinn durch die ästhetische Zergliederung dramatischer Dichtungen in das Wesen der höchsten und schwierigsten Gattung der Poesie einzudringen, ihre unabänderlichen Grundgesetze festzustellen und an den reinsten Mustern nachzuweisen, wie er gleichzeitig in seinen eigenen dramatischen Werken zuerst den Deutschen zu klarer Einsicht brachte, was ein Drama zu leisten habe. Eine neue Literaturbewegung ward eingeleitet, in deren Mittelpunkt das Interesse für das Drama stand.

Digitized by Google

Von Gottſcheds „Cato“ zu „Minna von Barnhelm“, von der „kritiſchen Dichtkunſt“ zur „hamburgiſchen Dramaturgie“, welch ein Abſtand! Und doch liegt nur ein Menſchenalter dazwiſchen. Mit Eifer und Selbſtvertrauen hatte ſich Gottſched des deutſchen Dramas angenommen, um es nach dem Muſter der Alten, welches bei ihm mit dem Zuſchnitt der franzöſiſchen Dramen gleichbedeutend war, einzurichten; ſeine „deutſche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer“ hatte ihn zu der Hoffnung ermuthigt, daß die deutſchen Dichter den Franzoſen nicht lange mehr den Vorzug würden zuzugeſtehen brauchen. Es war ein verfehltes Unternehmen, unſer Drama auf den Leiſten der franzöſiſchen Regeln zu ſchlagen; aber es wurde doch durch Gottſcheds Bemühungen die tief geſunkene dramatiſche Dichtung wieder in den Kreis der Gelehrtenpoeſie eingeführt und jüngere Talente angeregt und aufgemuntert.

Johann Elias Schlegel brachte die Neigung zum Drama ſchon von der Schulpforta mit nach Leipzig. Er hatte, mehr von Euripides als von den franzöſiſchen Nachbildern geleitet, ſchon ehe er die Univerſität bezog, die „Hecuba“ (ſpäter „die Troianerinnen“) und „die Geſchwiſter in Taurien“ (ſpäter „Oreſt und Pylades“) gedichtet und im Schülerkreiſe zur Aufführung gebracht. Unſtreitig hatte er unter den Jünglingen, die mit Gottſched in nähere Berührung kamen, das ſelbſtändigſte und hervorragendſte Dichtertalent. Sein „Hermann“, den er noch während ſeiner Studienzeit in Leipzig vollendete (1741), ſein „Canut“, den er in Dänemark verfaßte, wo er ſich ſeit 1743 aufhielt, konnten die Zeitgenoſſen zu dem Urtheil berechtigen, daß er das deutſche Trauerſpiel geſchaffen habe. Nicht minder zeigte ſich in ſeinen Luſtſpielen, die theils in Proſa, theils (der damaligen Theorie entgegen) in Alexandrinern verfaßt ſind, ein regſames Talent, das auch in dieſer Gattung ſeinen eignen Weg zu gehen ſuchte. Ueber dieſe Jugendverſuche ließ ein früher Tod (1749) den Dichter nicht hinauskommen.

Digitized by Google

Alles, was bis auf Leſſing im Drama produciert wurde, ſtand hinter Schlegels Leiſtungen zurück. Gellerts Luſt- und Schäferſpiele — denn auch dieſe Gattung hatte Gottſched als Vertreterin des Bauernſtandes empfohlen — hatten zwar den gutmüthigen Humor, den wir an ſeinen Fabeln und Erzählungen ſchätzen, weßhalb Leſſing ſie für wahre Familiengemälde erklären konnte; allein dem ſchleppenden und weitſchweifigen Dialog fehlte es an dramatiſchem Leben, und die Einführung des rührenden Luſtſpiels, das er eigens in einer lateiniſchen Abhandlung vertheidigte, verflachte ſelbſt die heiteren Elemente durch eine oberflächliche Sentimentalität.

Auch Leſſings erſte dramatiſche Verſuche, die zum Theil in ſeine Leipziger Studienjahre fielen, waren der Hauptſache nach Producte desſelben Bodens, wenn ſchon der junge Dichter die Handlung lebendig aufzufaſſen und durchzuführen verſtand. Ebenſo ſchloß ſich Leſſings Freund und Studiengenoſſe Chriſtian Felix Weiße der Leipziger Schule an. Vom Luſtſpiel ausgehend, wagte er ſich nach und nach an das ernſte Drama und zog ſelbſt ſhakeſpeariſche Stoffe, einen „Richard III.“ und „Romeo und Julie“, in die Sphäre gewöhnlicher Bürgerlichkeit herab; ſein leichtes, gefälliges Talent befähigte ihn mehr zu dem heitern Singſpiel, wodurch er zum großen Verdruſſe Gottſcheds die von dieſem geächtete Oper wieder in Gang brachte. Es förderte wenig, daß Nicolai 1757 eine Preisbewerbung für das beſte deutſche Trauerſpiel ausſchrieb. Der „Codrus“ des Freiherrn Johann Friedrich von Cronegk (1731—1758), der den Preis erhielt, war nur ein Seitenſtück zu Schlegels Tragödien. Cronegk wie ſein Mitbewerber Joachim Wilhelm von Brawe (1738 — 1758), der in ſeinem „Freigeiſt“ und noch mehr in dem ſpätern Trauerſpiele „Brutus“ eine ungewöhnliche Anlage zur dramatiſchen Dichtkunſt verrieth, wurden ſchon nach ihren erſten Jugendverſuchen durch einen frühen Tod der Literatur entriſſen.

Digitized by Google

Um dieſe Zeit hatte Leſſing bereits mit dem bürgerlichen Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon“ (1755) eine neue Bahn betreten. Er verſuchte dem Drama durch die Wahrheit des Lebens eine feſte Grundlage zu geben, indem er das geſpreizte Heldendrama bei Seite ſchob und nach dem Vorgang der Engländer die tragiſchen Conflicte in bürgerlichen Verhältniſſen zur Darſtellung brachte. Das Trauerſpiel erregte bei ſeinem erſten Erſcheinen lebhafte Theilnahme nnd erweckte auch unter den Poeten manchen Nachahmer; doch trat die Wirkung auf die dramatiſche Literatur im weiteren Verlauf nicht ſo bedeutend hervor, weil der Krieg an vielen Orten, wo das Theater einigen Erfolg gehabt hatte, die Bühnendarſtellungen unterbrach, die Schauſpielertruppen zerſtreute und höchſtens für die herkömmlichen trivialen Theaterunterhaltungen Raum ließ. Erſt nach dem Friedensſchluß nahm Leſſing das angefangene Werk mit der ganzen Energie ſeines Geiſtes wieder auf. Sein aus dem nationalen Leben hervorgewachſenes Luſtſpiel „Minna von Barnhelm“ entzückte Deutſchland; ſeine „hamburgiſche Dramaturgie“, zugleich an die Stätte einer neuen, freieren Entwicklung dramatiſcher Kunſt erinnernd, brach durch gründliche Kritik den Stab über das hemmende franzöſiſche Regelweſen und löſte ermuthigend die Bande, welche das deutſche Drama gefeſſelt hielten. Jetzt konnte Wielands Ueberſetzung mehrerer Stücke von Shakeſpeare (1762—1766) die ſtrebende Jugend zu großen dramatiſchen Entwürfen begeiſtern: die kritiſchen Lobſprüche, welche die „Dramaturgie“ über den engliſchen Dramatiker ausſprach, wurden von der feurigen Beredſamkeit des jungen Herder unterſtützt. Mit Friedrich Wilhelm Gotters (1746—1797) Bearbeitungen voltairiſcher Stücke ſtarb das franzöſiſche Drama bei uns ab. Mit „Emilia Galotti“ (1772) und Goethes „Götz von Berlichingen“ (1773) hielt das ſelbſtändige deutſche Drama ſeinen Einzug unter dem begeiſternden Beifall der Nation.

Digitized by Google

In einem Zeitraume von dreißig Jahren hatte ſich die deutſche Nationalliteratur aus der Kindheit zu edler Würde und freier Männlichkeit emporgearbeitet. Der Gedankengehalt, den die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte errungen und die verbeſſerten Lehranſtalten wie die geſteigerte literariſche Thätigkeit in Umlauf geſetzt hatten, die lebendigere Religionsanſchauung, welche im Kampfe mit den philoſophiſchen Richtungen die Subjectivität und das individuelle Gefühl nur um ſo tiefer erregte, drängten zunächſt zum Lehrgedicht, zu didaktiſchen Oden und geiſtlichen Liedern. Die Meſſiade ward mehr ein durch beredte Lyrik gehobenes religiös-didaktiſches Gedicht als ein von lebendiger Handlung und Charakterdarſtellung getragenes Epos. Allein ſchon begannen ſich Dichtung und Leben inniger zu berühren. Das Gelegenheitsgedicht ward veredelt durch die Sprache begeiſterter Jugendfreundſchaft; ſelbſt die Liebe, der Pulsſchlag der lyriſchen Poeſie, wagte in Klopſtocks Oden den erſten, züchtig verſchleierten Ausdruck. Die Reize der Natur verherrlichte die Kunſt, und die Poeſie des heitern Lebensgenuſſes erkämpfte ſich ihre Berechtigung. Damit jedoch der Geiſt nicht im engen Kreiſe ſich vertändele und verliere, breitete der Krieg die Bühne großer Ereigniſſe vor der Nation aus. Erhebende Thaten und heldenmüthige Charaktere erweiterten den Blick in das Leben der Völker und ließen die kleinlichen bürgerlichen Zuſtände vergeſſen. Die patriotiſche Poeſie lehrte empfinden und erkennen, was Vaterlandsliebe und Nationalſtolz ſei, deren die Deutſchen längſt entwöhnt waren. Endlich that ſich nach wiedererlangter Ruhe die Einſicht in die helleniſche Kunſtſchönheit auf. Die Lebensfülle ſhakeſpeariſcher Dichtung fand ein Verſtändnis und vollendete im Bunde mit der Plaſtik helleniſcher Poeſie die Entwicklung unſerer Literatur zur Klaſſicität.

Digitized by Google

Zweites Capitel.

Hagedorn und Haller.

1. Hagedorn.

Friedrich von Hagedorn wurde am 23. April 1708 zu Hamburg geboren. Sein Vater, der dänische Staats- und Conferenzrath Hans Stats von Hagedorn, welcher daselbst als königlich dänischer Resident im niedersächsischen Kreise lebte, befand sich in günstigen Vermögensumständen, war auch wissenschaftlich gebildet und selbst mit der schönen Literatur, besonders der französischen, vertraut; er ließ daher seinen Friedrich, wie auch den zweiten Sohn, Christian Ludwig (1713—1780), welcher nachmals Generaldirector der bildenden Künste in Dresden wurde und sich auch als Schriftsteller über Gegenstände der bildenden Kunst einen geachteten Namen erwarb, durch ausgezeichnete Privatlehrer trefflich erziehen. In dem begabten Knaben erwachte früh die Neigung zur Poesie, die damals in Hamburg angesehene Namen zählte, Barthold Feind, Brockes, Richey und

Digitized by Google

andere, welche auch den geſelligen Kreiſen des Vaters nicht fremd waren. Hagedorn gedenkt ſelbſt in einem poetiſchen Sendſchreiben aus der erſten Sammlung ſeiner Gedichte dieſes frühen Triebs zur Kunſt des Reims, indem er von ſich ſagt:

Ich nahm zum Zeitvertreib die Poeſie ſchon an,
Eh' noch der ſchwache Fuß zum Gehen Kraft gewann,
Und eh die kleine Hand die Lettern deutlich ſchriebe,
Empfand ſchon meine Bruſt zu Verſen Luſt und Liebe.

Im Jahre 1722 ward der Vater ſeiner Familie durch den Tod entriſſen, nachdem er kurz zuvor durch mancherlei Unglücksfälle — theils durch die im Jahre 1717 im Dithmarſchen wüthende Ueberſchwemmung und durch Gewitterſchäden, theils durch eine für einen Freund übernommene Bürgſchaft — faſt ſein ganzes Vermögen verloren hatte. So beſchränkt auch die äußern Umſtände ſeiner Wittwe waren, ſuchte ſie doch die geiſtige Ausbildung ihrer Söhne, denen ſie keine Glücksgüter hinterlaſſen konnte, auf's ſorgfältigſte zu fördern. Sie beſuchten ſeitdem das hamburgiſche Gymnaſium, wo ſie an Fabricius, Wolf und Richey vortreffliche Lehrer fanden, die ihnen zu einer univerſelleren Bildung Gelegenheit gaben, als man ſonſt auf deutſchen Lehranſtalten zu erlangen pflegte. Friedrich von Hagedorn wurde ſchon in jenen Jahren mit den vorzüglichſten Schriftſtellern der neueren Literatur bekannt und machte ſogar in franzöſiſcher und italieniſcher Sprache, deren auch die Mutter mächtig war, kleinere poetiſche Verſuche. Als Schüler des Gymnaſiums verfaßte er 1726 einige Beiträge zu dem „Patrioten", einer ſehr geſchätzten Wochenſchrift, die von der Hamburger patriotiſchen Geſellſchaft, welche die beſten dort lebenden Schriftſteller vereinigte, zwiſchen den Jahren 1724 und 1726 herausgegeben wurde. Der überwiegende Drang ſeines Geiſtes zur ſchönen Literatur mochte dem Studium der Rechtsgelehrſamkeit, welches er gegen Oſtern 1726 an der Univerſität Jena begann, wohl Eintrag thun. Er widmete den akademiſchen

Digitized by Google

Studien nur geringen Fleiß; deſto eifriger ſetzte er ſeine dichteriſchen Verſuche fort und ſandte wiederholt von Jena aus Proben an ſeine Hamburger Freunde. Als er 1729 nach Hamburg zurückgekehrt war, trat er mit einer Sammlung ſeiner Jugendgedichte, welche er mit einer Schutzrede für die Poeſie gegen ihre Verächter begleitete, vor das Publicum: „Verſuch einiger Gedichte oder erleſene Proben poetiſcher Nebenſtunden“. Hagedorn erwies ſich in dieſen unreifen Verſuchen, namentlich in der Ode „das frohlockende Rußland“, als Verehrer Günthers, deſſen er auch ſpäter noch mit Auszeichnung gedachte, und als Nachahmer Brockes', deſſen Manier er nachmals ſelbſt in launigen Parodien verſpottete. Als ſich ſeine Poeſie zu größerer Selbſtändigkeit ausgebildet hatte, blickte er auf dieſe erſte Sammlung mit einiger Reue zurück und nahm nur wenige Gedichte daraus in veränderter Form in die ſpäteren Sammlungen auf. In der Vorrede zu den „moraliſchen Gedichten“ äußerte er ſich darüber (1750): „Vor mehr als zwanzig Jahren habe ich meine unvollkommenſten Gedichte herausgegeben. Dieſes geſchah, wie verſchiedene noch wiſſen, auf Antrieb eines unzuverläſſigen Rathgebers, der ſchon damals ſeine guten Eigenſchaften überlebt hatte. Ich bereue dieſe jugendliche Uebereilung, und über das unwürdige Daſein ſolcher Erſtlinge kann mich nichts beruhigen als die Hoffnung, daß billige Leſer mich daraus nicht beurtheilen werden.“ Ebenſo ſchrieb er 1742 an Bodmer, daß er der Welt gleichſam eine öffentliche Buße ſchuldig ſei.

Bald darauf, noch im Jahre 1729, reiſte Hagedorn als Privatſecretär des däniſchen Geſandten, Freiherrn von Söhlenthal nach London und widmete ſich mit ſolchem Fleiß der engliſchen Sprache und Literatur, daß er einige engliſche Schriften veröffentlichte. Auch ſeine deutſche Poeſie zog von dieſem Aufenthalt nicht geringen Vortheil. Den wohlthuenden Hauch britiſcher Freiheit hatte er tief empfunden, wie er es 1741 in den ſchönen Worten des Lehrgedichts „der Weiſe“ ausſprach:

Digitized by Google

O Freiheit! dort, nur dort ist deine Wonne,
Der Städte Schmuck, der Segen jeder Flur,
Stark wie das Meer, erquickend wie die Sonne,
Schön wie das Licht und reich wie die Natur.
Halb glücklich sind die Sklaven, die dich nennen,
Doch weiter nicht als nach dem Namen kennen.

Im Sommer 1731 kehrte er nach Hamburg zurück und erhielt, nachdem er eine Zeit lang ohne Versorgung gewesen war, 1733 den Posten eines Secretärs bei einer Handelsgesellschaft, dem sogenannten englischen Court. Durch diese Stelle, mit der ein Einkommen von hundert Pfund Sterling nebst freier Wohnung im englischen Hause verbunden war, ohne daß sie ihm viele Geschäfte auferlegte, erlangte Hagedorn, wie er wünschte, unabhängige Muße, um ganz sowohl seinen literarischen Beschäftigungen zu leben als auch die Freuden des Umgangs und der Geselligkeit, die er sehr schätzte, zu genießen. Er sang daher in seinem um diese Zeit (1733) verfaßten Gedichte „die Wünsche“:

Du schönstes Himmelskind, du Ursprung bester Gaben,
Die weder Gold erkauft noch Herrengunst gewährt,
O Freiheit, kann ich nur dich zur Gefährtin haben,
Gewiß, so wird kein Hof mit meinem Flehn beschwert.

Weniger hatte der Sänger beglückter Liebe für die Annehmlichkeit seines häuslichen Lebens gesorgt, als er sich mit einer weder durch Jugend und Schönheit noch durch Bildung ausgezeichneten Engländerin verband. Wenn ihn dabei die Hoffnung leitete, durch diese Heirath seine Vermögensumstände zu verbessern, so ward diese getäuscht. Vornehmlich schätzte er daher den Umgang außer dem Hause. In dem besuchtesten Hamburger Kaffeehause, an den Vergnügungsorten des reizend an der Alster gelegenen Harvstehude war Hagedorn ein vielgesehener Gast. In Harvstehude zeigte man noch lange nach seinem Tode eine Linde, unter der er gern im Genusse der ländlichen Natur verweilte;

Digitized by Google

auch gedachte er ihrer in dem Gedichte „Harvſtehude“. Sie wurde ſpäter vom Blitz gefällt, und einige Eichen ſtehen an der Stelle. An der Tafel ſeiner zahlreichen Freunde, beſonders in Geſellſchaft ſeines geliebten Peter Carpſer, eines geſchätzten Wundarztes, war ſein Frohſinn und Witz die Würze der Unterhaltung, und manchmal mochte die joviale Laune ihn zum Uebermaß des Genuſſes verleiten, wodurch er früh den Keim zu podagriſchen Beſchwerden legte, zu denen ſich zuletzt die Waſſerſucht geſellte. Im Vollgenuſſe der Tafelfreuden ſoll er oft geäußert haben, ein ehrlicher Mann müſſe nur fünfundvierzig Jahre lang leben wollen. Das gieng bei ihm ziemlich genau in Erfüllung; nach vieljährigem körperlichen Leiden ſtarb er am 28. October 1754, wie man erzählt, mit einem Buch in der Hand.

Sein heiterer Sinn und ſein Hang zum frohen Lebensgenuß war mit großer Milde und Humanität gegen andere verbunden. Hilfsbedürftige wandten ſich nie vergebens an ihn. Bekannt iſt, wie er den damals auch als Dichter oft genannten Gottlieb Fuchs unterſtützte. Eines Bauern Sohn aus Löppersdorf im Erzgebirge, ward dieſer von der Liebe zu den gelehrten Studien ergriffen und wanderte 1745 von der Schule zu Freiberg mit $7^1/_2$ Gulden nach Leipzig. In einem unterwegs verfaßten Gedichte ſchilderte er ſeine traurige Lage; Gottſched ließ es abdrucken, um „vielleicht irgend einen Mäcenaten zu erwecken“. Durch ihn und Gärtner ward er mit den Verfaſſern der „Bremer Beiträge“ bekannt. Durch Gärtner wurde er Hagedorn empfohlen, der bei ſeinen Freunden in Hamburg und durch Vermittlung des einflußreichen Theologen Jeruſalem in Braunſchweig bis an ſiebenhundert Thaler zuſammenbrachte, ſo daß für die Studienjahre ſeines Schützlings geſorgt war. Als Prediger zu Taubenheim gab Fuchs im Jahre 1771 „Gedichte eines ehemals in Leipzig ſtudierenden Bauersſohnes“ heraus; ein Sendſchreiben an Chriſtian Ludwig von Hagedorn über den Tod ſeines Bruders ſpricht ſeine

Digitized by Google

Dankbarkeit aus. Auf Fuchsens Empfehlung unterstützte Hagedorn auch den blinden Dichter Enderlein, für den er gegen zweihundert Thaler sammelte.

Durch die Streitigkeiten der Kritiker ließ Hagedorn seine heitere Laune nicht stören und nahm nach keiner Seite hin Partei, obschon Gottsched ihn keineswegs zum Danke verpflichtet hatte, als er die hagedorn'schen Fabeln mit den elenden Fabeln Stoppes und Trillers auf gleiche Linie stellte. Mit gewohnter Bescheidenheit äußerte Hagedorn in dem Schreiben an einen Freund (vor den „moralischen Gedichten"): „Ich habe es oft für eine nicht geringe Glückseligkeit gehalten, daß es niemals mein Beruf gewesen ist noch sein können, ein Gelehrter zu heißen .... Dafür habe ich die beruhigende Erlaubnis, bei den Spaltungen und Fehden der Gelehrten nichts zu entscheiden. Meine müßigen Stunden genießen der erwünschten Freiheit, mich in den Wissenschaften nur mit dem zu beschäftigen, was mir schön, angenehm und betrachtungswürdig ist." Mit Bodmer stand er in vertrautem Briefwechsel. Die jüngeren Dichter, sowohl im Leipziger wie im hallisch-halberstädtischen Kreise begrüßten ihn gern als ihren Vater und erhielten von ihm manches freundliche und aufmunternde Wort; selbst Klopstock verkündigte sein Lob und erfuhr seine Theilnahme, obwohl Hagedorn kein Freund der Hexameter war und sich in dieser Form nie versuchte. Seinem Bruder, den er seit ihrer letzten Zusammenkunft in Jena (1732) nicht wiedersah, widmete er stets die zärtlichste Liebe, der er am Schlusse des Lehrgedichtes „die Freundschaft" (1748) ein Denkmal gesetzt hat:

Es kann das reichste Glück mir nichts Erwünschters geben
Als deine Zärtlichkeit, dein Wohl, dein langes Leben.

In Hamburg stand Hagedorn mit allen dortigen poetischen Talenten in befreundetem Verkehr. So sehr Brockes' didaktisch-malerische Dichtung sich von der seinigen unterschied, so huldigte ihm doch der jüngere Poet nicht nur in einem ausführlichen Lob-

Digitized by Google

gedichte, ſondern beſorgte auch in Verbindung mit Dr. Wilkens einen Auszug aus dem gedehnten „irdiſchen Vergnügen in Gott“, welcher 1738 erſchien. Damals hatte Hagedorns Poeſie ſchon eine ſelbſtändige Richtung gefunden, zu der ihn Charakter und Talent vorzugsweiſe befähigten. Den Italienern, denen Brockes ſehr anhieng, konnte Hagedorn wenig Geſchmack abgewinnen. Er fühlte ſich außer ſeinem Lieblingsdichter Horaz am meiſten von der franzöſiſchen Poeſie angezogen. Lafontaine hatte die lange Zeit verachtete Fabeldichtung durch elegant eingekleidete und ausgeſchmückte Erzählungen wieder zu Ehren gebracht. Einige unbedeutende Verſuche waren gemacht worden, dieſe Gattung auch in Deutſchland einzuführen. Hagedorn war der erſte, welcher den richtigen Ton für die leichte Fabel, den Schwank und die lehrhafte Erzählung fand, wenn er gleich von der Breite und Geſchwätzigkeit, die den meiſten Dichtern jener Periode zur Laſt fällt, ſich nicht ganz hat frei machen können. Sein „Verſuch in poetiſchen Fabeln und Erzählungen“, der 1738 erſchien, worauf im Jahre 1752 eine neue Sammlung zugleich mit der zweiten Ausgabe ſeiner „moraliſchen Gedichte“ nachfolgte, machte Epoche in der deutſchen Literatur. Die Stoffe entlehnte er aus dem Schatze ſeiner reichen Beleſenheit und verzeichnete mit allzu gewiſſenhafter Sorgfalt überall die Schriftſteller, welche vor ihm das nämliche Süjet behandelt hatten. Die naive Erzählungsweiſe, in der man ſtets ſeinen heitern Charakter, ſein fein gebildetes, mit Herz und Welt vertrautes Urtheil über die Menſchen erkennt, bleibt das ihm eigenthümliche Verdienſt; die wohlklingende, leicht und harmoniſch dahinfließende Sprache war in jener Zeit ein Rieſenfortſchritt, den die Nachwelt kaum noch gebührend zu würdigen vermag. In den gedruckten Erzählungen blieb ſein Scherz in den Grenzen der Züchtigkeit, die er in einigen andern, welche nur im Kreiſe der Freunde bekannt wurden, gar ſehr überſchritten haben ſoll. „Johann, der muntre Seifenſieder“

Digitized by Google

bleibt als der Typus der hagedorn'ſchen Erzählung den Deutſchen im Andenken.

Dieſe heitere Erzählungspoeſie hatte daher das lebensfrohe Lied, nach der chanson der franzöſiſchen poésie légère gebildet, im Geleite. Es war bei Hagedorn mehr als bei irgend einem ſeiner Zeitgenoſſen von der eigenen Empfindung eingegeben, wenn auch ſeine Verſuche in dieſer Dichtungsart zum Theil durch franzöſiſche und engliſche Vorbilder angeregt waren und die Sprache tiefer, zum Herzen dringender Leidenſchaft vermiſſen laſſen. Sein Vorbericht zu den Liedern beweiſt, daß er den Werth des echten Volksliedes bereits zu würdigen verſtand. Hagedorn verſchaffte wenigſtens der deutſchen Lyrik die Freiheit, Wein und Liebe, Geſelligkeit und Lebensgenuß zu beſingen. Lieder wie „Freude, Göttin edler Herzen“ (an die Freude), „Du Schmelz der bunten Wieſen“ (Empfindung des Frühlings), „Der Nachtigall reizende Lieder“ (der Mai), „Sollt' auch ich durch Gram und Leid“ (die Jugend), ſo wohllautend und ſo lebendig, waren damals in aller Munde und wurden durch zahlreiche Compoſitionen, beſonders durch Görners Melodien, ein Geſang gebildeter Kreiſe. Sie wurden erſt 1747 unter dem Titel „Sammlung neuer Oden und Lieder“ in fünf Büchern zuſammengeſtellt und ſpäter vermehrt. Beigefügt war Eberts Ueberſetzung der „Abhandlungen von den Liedern der alten Griechen“ von de la Nauze (aus den „mémoires de littérature tirés des registres de l'académie royale des inscriptions et belles lettres“, Band IX), worin die Verſuche, griechiſche Skolien nachzubilden, von beſonderem Werthe ſind.

1750 gab Hagedorn ſeine „moraliſchen Gedichte“ heraus. Hier zeigte er ſich als geſchmackvollen Lehrdichter, welcher vornehmlich nach dem Muſter des Horaz eine heitere Lebensweisheit in gefälligem Gewande vorzutragen weiß. Auch im Sinngedichte, mit dem ſich damals der Witz der Deutſchen viel Mühe gab, mußte der Freund Wernickes und Liſcows ſich ver-

Digitized by Google

ſuchen. Er ſchrieb den größten Theil ſeiner Sinngedichte in einem einſam gelegenen Hinterzimmer in dem Hauſe ſeines Freundes und Verlegers Bohn; dort befand ſich deſſen auserleſene Bibliothek, in der er ſich oft einige Nachmittage einzuſchließen pflegte.

Welchen Antheil Gelehrſamkeit und Beleſenheit an ſeinen Gedichten hatte, ward dem Leſer nicht vorenthalten. Hagedorn verſah alle ſeine Gedichte mit ausführlichen Anmerkungen, die nicht ſowohl ein Zeugnis von ſeiner ausgebreiteten Lectüre als von der Offenheit ſind, mit welcher er jede Nachahmung fremder Muſter und einzelner Gedanken auf ihre Quelle zurückzuführen ſuchte. Dieſe Beſcheidenheit begleitete ihn durch das Leben. Noch kurz vor ſeinem Ende verbat er ſich alle Arten von Denkmal und Lobreden. Doch haben die poetiſchen Klagen ſeiner Freunde am Grabe des Dichters nicht gefehlt. Charakteriſtiſch ſind die Zeilen, die Gerſtenberg ſeinem Andenken widmete:

Als ich ein Sterblicher war,
Bekränzt' ich mit Roſen mein Haar,
Und menſchliches, zartes Gefühl
Floß in mein Saitenſpiel.
Was Menſchen gefällt,
Sang ich und entzückte die Welt.
Heil ſei den frohen Stunden!
Der Schönheit ew'ge Harmonie
Hab' ich ſchon damals empfunden,
Hieß Hagedorn und ward ein Dichter durch ſie!

---

2. Haller.

Hallers geſchichtliche Bedeutung beruht zumeiſt auf ſeinen wiſſenſchaftlichen Forſchungen, auf ſeinen ausgezeichneten Verdienſten um die Naturwiſſenſchaften und Medicin, durch die er ſich den Beinamen des Großen erwarb. Für ſeine Zeitgenoſſen war Haller der bewunderte Polyhiſtor, der Mann des Wiſſens und Forſchens, in deſſen unermeßlicher Gelehrſamkeit der Poeſie ein verſchwindend

Digitized by Google

kleines Plätzchen eingeräumt war. An und mit ihr entwickelte sich sein Riesengeist; zugleich aber errang er sich durch diese dichterischen Versuche eine bedeutende und einflußreiche Stelle in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

Albrecht von Haller stammte aus einer der angesehensten bürgerlichen Familien der Stadt Bern, welcher seit Jahrhunderten viele treffliche Staats- und Kirchenmänner entsprossen waren. Sein Vater, Niklas Emanuel Haller, war Anwalt des großen Raths zu Bern und erster protestantischer Landschreiber der Grafschaft Baden, geehrt als kenntnisreicher Rechtsgelehrter und ein Mann von vielseitiger Bildung; seine Mutter war die Tochter eines Mitglieds des großen Rathes. Albrecht, der jüngste von vier Söhnen, wurde den 8. October 1708 geboren. Er war ein Knabe von schwächlicher Körperconstitution; aber seine außerordentlichen Geistesgaben entwickelten sich sehr früh, und er liebte schon als Kind Stille und Zurückgezogenheit. Bereits in seinem vierten Jahre soll er den Hausgenossen einzelne Bibelstellen mit Predigerernst erklärt haben. Mit seinem sechsten Jahre begann der Unterricht in den alten Sprachen, in denen ihn seine seltene Gedächtnisgabe schnell mit einem Wörterschatz versah; außer dem Lateinischen ward er auch in die griechische und hebräische Sprache eingeführt: man glaubte einen künftigen Theologen in ihm zu sehen. Für alle diese Sprachen legte er sich weitläufige Wörtersammlungen an. Als er, acht Jahre alt, in des Vaters Bibliothek Bayles historisch-kritisches Wörterbuch kennen lernte, machte er sich Auszüge und sammelte in kurzer Zeit gegen zweitausend kurze Biographien.

Unter der Leitung eines pedantischen Hauslehrers, der die geistigen Anlagen des Knaben nicht zu würdigen verstand, war sein Wissen planlos geblieben und sein Streben wenig aufgemuntert und gefördert worden. Mit seinem zehnten Jahre kam er auf die Schule zu Bern und war im Stande, statt der üblichen lateinischen

Digitized by Google

Ueberſetzung die ihm zur Aufnahme geſtellte Aufgabe in griechiſcher Sprache zu liefern. Vier Jahre ſpäter, als er ſeinen Vater durch den Tod verloren hatte, wurde er dem Gymnaſium zu Biel übergeben. Als Gymnaſialſchüler ſetzte er ſeine lexikaliſchen Sammlungen und ſeine Auszüge aus den verſchiedenartigen wiſſenſchaftlichen Schriften, die er las, mit der größten Ausdauer fort. Daneben erwachte auch der Trieb zur Poeſie, beſonders als er mit den Dichtungen Lohenſteins bekannt wurde, deren pomphafte Sprache einem jungen Talente wohl zu imponieren geeignet war. Homer, Virgil, Horaz und andere lateiniſche Dichter, die er bereits in ihrer eigenen Sprache nachgeahmt hatte, gaben gleichfalls zu deutſchen Verſuchen Anlaß. Fünfzehn Jahre alt, hatte Haller ſchon Tragödien und Komödien verfaßt, ſogar ein epiſches Gedicht von viertauſend Verſen über die Gründung des Schweizer Bundes, eine Nachahmung Virgils.

Es war der Eltern Wunſch geweſen, daß er ſich der Theologie oder der Jurisprudenz widmen möge. Allein der Aufenthalt in Biel, im Hauſe des Arztes Neuhaus, der ſeine philoſophiſchen Studien leitete, entſchied ſeine Wahl für die Medicin. 1723 begab er ſich auf die Univerſität Tübingen und trieb, obwohl erſt fünfzehn Jahre alt, Anatomie und Botanik mit großem Fleiß, die Fächer, in denen er nachmals der Lehrer Europas werden ſollte. Hier entſtand mitten unter gelehrten Arbeiten das älteſte der uns erhaltenen Gedichte „Morgengedanken“, als ihn in der Morgenfrühe (am 25. März 1725) der Anblick der ſchönen Landſchaft entzückt hatte. Da das Studentenleben in Tübingen ihm auf die Dauer nicht zuſagte, ſo gieng er 1725 auf die Univerſität Leyden, welche damals unter den Akademien Europas den Medicinern als der glänzendſte Stern erſchien.

Es folgten Jahre der angeſtrengteſten Thätigkeit, in denen der wiſſenſchaftliche Genius Hallers ſeine Schwingen mächtig entfaltete. Boerhaave, der große Kenner der Arzneiwiſſenſchaft,

Digitized by Google

in mancher Hinſicht der Begründer der neueren mediciniſchen Studien, ward vornehmlich ſein Lehrer. Beſonders zog ihn das Studium der Anatomie und des thieriſchen Organismus an. Eine Abhandlung über den Speichelgang vertheidigte er 1727, um die mediciniſche Doctorwürde zu erlangen, die erſte Schrift, welche er durch den Druck veröffentlichte. Er machte darauf eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach London, Oxford und Paris, wo er ſich überall an bedeutende Naturforſcher anſchloß und in den reichen Naturalienſammlungen ſeine Kenntniſſe erweiterte. Sein Geſundheitszuſtand, der durch das anhaltende, oft bis tief in die Nacht fortgeſetzte Studieren gelitten hatte, nöthigte ihn, die beabſichtigte Reiſe nach Italien aufzugeben. Er blieb zunächſt in Baſel, wo er unter Bernoullis Leitung ſich auf das Studium der höheren Mathematik warf. Zugleich wurde er inmitten der herrlichen Natur wieder lebhaft von der Liebe zur Botanik ergriffen. Er trat in enge Beziehung zu dem Züricher Profeſſor Johann Geßner, welcher werthvolle Herbarien beſaß. Mit ihm unternahm er 1728 eine große botaniſche Reiſe durch das Schweizer Gebirge. Hier gewann er die Grundlage für ſein nachmaliges großes Werk über die Flora der Schweiz ſowie als poetiſche Frucht das didaktiſch-beſchreibende Gedicht „die Alpen“. In den nächſtfolgenden Jahren, ſo lange er noch in der Schweiz blieb, wiederholte er alljährlich ſeine botaniſchen Excurſionen in die verſchiedenen Schweizer Landſchaften.

Im Jahre 1729 ließ ſich Haller in ſeiner Vaterſtadt Bern nieder und verſuchte ſich nicht ohne Glück in der praktiſchen Ausübung der Medicin, obwohl er für die ärztliche Praxis wenig Neigung fühlte. Es gelang ihm nicht, die Stelle eines Arztes bei dem großen Inſelhoſpital zu erhalten, ſowie er ſich auch vergeblich um den Lehrſtuhl der Eloquenz und Geſchichte bewarb. Indeß ernannte ihn die Regierung zum Bibliothekar und ließ in Rückſicht auf ſeine gelehrten Studien ein anatomiſches Theater

Digitized by Google

erbauen. In diesen Jahren, welche (seit 1731) durch die glückliche Ehe mit Mariane Wyß verschönt wurden, entstanden die vorzüglichsten seiner Gedichte. Nachdem er 1729 die ersten, unreifen Producte seiner Jugend verbrannt hatte, gab er, jedoch ohne seinen Namen zu nennen, eine Sammlung der späteren unter dem Titel „Versuch schweizerischer Gedichten" 1732 heraus.

Inzwischen fieng man auswärts schon an, seine wissenschaftliche Bedeutung anzuerkennen. Die königlich-schwedische Gesellschaft der Wissenschaften zu Upsala ernannte ihn 1733 zu ihrem Mitgliede; 1736 erhielt er einen Ruf an die neugestiftete Universität Göttingen als Professor der Anatomie, Chirurgie und Botanik. Es war der Ruf auf den Schauplatz seines Ruhmes. Schmerzlich war jedoch der erste Eintritt. In den damals noch meist ungepflasterten Straßen Göttingens brach der Wagen; Hallers Gattin ward schwer verletzt und starb am 30. October. In der berühmten „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane" hatte Haller seinem Schmerze einen poetischen Ausdruck geliehen. Diese Elegie war fast ein Abschiedsgruß an die Dichtkunst. Denn seine Thätigkeit gehörte jetzt der Universität und der Wissenschaft. Er begründete in Göttingen das anatomische Theater und die Entbindungsschule und legte den botanischen Garten an, neben dem ihm Freiherr Gerlach Adolf von Münchhausen, der hochsinnige Curator der Universität, eine Wohnung erbauen ließ. Haller leitete die Herausgabe der „göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen" (1739 begründet), für die er an zwölftausend Artikel geschrieben hat, und war vornehmlich bei der Stiftung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften thätig, zu deren beständigem Präsidenten er ernannt wurde. Jedes Jahr brachte von ihm wissenschaftliche Arbeiten über medicinische und naturhistorische Fächer, so daß während seines siebzehnjährigen Aufenthalts in Göttingen

Digitized by Google

die Zahl seiner größeren und kleineren Schriften auf sechsundachzig stieg. Unter diesen waren die umfangreichen Werke über die Flora der Schweiz in zwei Foliobänden und die von Haller mit Anmerkungen versehenen medicinischen Vorlesungen Boerhaaves in sechs Theilen. Von jetzt an folgte eine öffentliche Auszeichnung der andern. Er wurde Mitglied oder Vorstand von mehr als zwanzig gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes. Die englisch-hannoveranische Regierung ernannte ihn zum königlich-großbritannischen Leibmedicus und Hofrath; die Vaterstadt wählte ihn 1745 zum Mitglied des großen Rathes; Kaiser Franz I. erhob ihn und seine Nachkommen 1749 in den Reichsfreiherrnstand; der König von England gab ihm eine Stelle in seinem Staatsrath.

Indeß war die Sehnsucht nach seinem Vaterlande wieder recht lebhaft in ihm geworden. Die ehrenvolle Muße, die ihn in der Heimath erwartete, war ihm für den Abend seines Lebens willkommen. Er kehrte 1753 nach Bern zurück und bekleidete hier unter dem Titel eines Ammanns eine der ersten Stellen der Republik, ohne dadurch mit Staatsgeschäften überhäuft zu werden. Preußen und Rußland suchten ihn für sich zu gewinnen; doch machte nur ein erneuter Ruf an die Göttinger Universität, wo ihm 1770 die höchste akademische Stelle eines Kanzlers der Universität angetragen ward, seinen Entschluß, der Vaterstadt zu leben, eine kurze Zeit wankend. Seine Mitbürger, die ihm schon von 1758 bis 1764 die einträgliche Direction der Salzwerke von Bex und Aigle übertragen hatten, ehrten ihn, indem sie ihn zum Mitglied mehrerer Oberbehörden ernannten; den ersehnten Eintritt in den kleinen Rath von Bern verhinderte jedoch die Eifersucht der Patricier.

Ungeachtet seiner schwachen Gesundheit, die mit zunehmenden Jahren ihm viele körperliche Leiden brachte, arbeitete er nicht nur an bedeutenden wissenschaftlichen Werken fort, sondern fand auch

Digitized by Google

noch Muße, ſeine Gedanken über Staatsverfaſſung und Religion in ausführlichen Darſtellungen niederzulegen. Die Poeſie hatte er längſt verabſchiedet und nur bei einzelnen äußeren Anläſſen noch die entwöhnten Töne anzuſchlagen verſucht. Auf die Gedichte ſeiner Jugend ſah er mit geringer Theilnahme zurück, obwohl er ſie elfmal in neuen Auflagen beſorgte und ſorgfältig überarbeitete. Dagegen legte er auf ſeine kleinen proſaiſchen Schriften, die er zwiſchen den Jahren 1756 und 1772 in drei Theilen ſammelte, ſelbſt den größten Werth unter allen ſeinen Werken. Auch die Form des didaktiſchen Romans ſagte ihm noch zu. Zwiſchen 1771 und 1774 erſchienen die drei Romane „Uſong“, „Alfred, König der Angelſachſen“, „Fabius und Cato“, in denen Haller ſein Ideal einer unumſchränkten, einer conſtitutionellen Monarchie und einer ariſtokratiſch geleiteten Republik aufzuſtellen dachte. In franzöſiſch geſchriebenen Briefen vertheidigte er die chriſtliche Offenbarung gegen Voltaire. Joſeph II., der an dieſem in Ferney vorbeigereiſt war, ſuchte daher, zugleich den Wunſch der Mutter erfüllend, den großen deutſchen Gelehrten in Bern auf.

Strenge Orthodoxie, verbunden mit einem Hange zu Melancholie und finſterem Ernſt, der ihn durch das Leben begleitet hatte, trübten mehr und mehr bei zunehmendem Alter ſeinen ſonſt ſo hellen Geiſt. Gicht und Nervenleiden erſchöpften ſeine Kräfte, und der häufige Genuß des Opiums, um die Schmerzen zu betäuben, vermehrte nur die Ermattung und die ſchwermüthige Stimmung. Moſers Krankenlieder waren ſein Troſtbüchlein in leidvollen Stunden. Er ſtarb am 12. December 1777, die Hand am Pulſe: „il bat, il bat, il bat — plus!“ waren ſeine letzten Worte in dem Momente, als der Puls ſtill ſtand. Er war dreimal verheirathet und hinterließ eine zahlreiche Familie, vier Söhne, eben ſo viele Töchter mit mehreren Enkeln und Urenkeln.

Haller hatte eine hohe Geſtalt, ein edles, Ehrfurcht gebietendes Antlitz. Sein Profil, wie es die auf der Göttinger

Digitized by Google

Bibliothek befindliche Büste darstellt, hat mit dem Kopfe Goethes viel Aehnlichkeit. Reich begabt, scheute er doch nicht das angestrengteste Studium und beherrschte weite Gebiete des Wissens. Seine Belesenheit, die von einem bewundernswürdigen Gedächtnis unterstützt ward, erstreckte sich selbst auf Fächer, wo man sie nicht von ihm erwartete, sogar auf die Romanliteratur. Dabei liebte er den Umgang mit der schönen Natur und den geselligen Verkehr, besonders die Unterhaltung mit Frauen; selbst das Spiel gehörte zu seinen Talenten.

Seine Gedichte pflegte er lange vorher im Kopfe zu entwerfen, ehe er sie niederschrieb, am liebsten in freier Natur. Obschon Erzeugnisse seiner Jugendjahre, erscheinen sie doch als der Ausdruck eines in wissenschaftlichen Studien und unter ernster Weltbetrachtung früh gereiften Geistes, der mehr zum strengen Denken als zum freien Spiel der Empfindung und zu phantasievoller Auffassung des Lebens hinneigt. Es sind Abhandlungen in Versen, poetische Reflexionen über Empfindungen und Lebensansichten, jedoch erhaben über die Trivialität der Lehrdichtung jener Zeit, voll großer Gedanken und getragen von der Würde und Hoheit des Charakters ihres Verfassers. Sie sind gedrungen in der Form und nöthigen den Leser zum Nachdenken. Oft sind sie auch, in Folge des damaligen Zustandes der deutschen Sprache, besonders in der Schweiz, hart und ungelenkig, so sehr auch der Dichter bei den folgenden Auflagen die Feile anzuwenden bemüht war; die ansehnliche Variantensammlung, die in den späteren Ausgaben zusammengestellt ist, gibt davon ein belehrendes Zeugnis. Indem Haller seine Poesie als eine schweizerische bezeichnete, suchte er die Härten mancher provinciellen Sprachformen zu entschuldigen. Die Gottschedianer behandelten ihn Anfangs mit Achtung. Kästner erzählt, er habe durch Gottsched zuerst Haller kennen gelernt, und Frau Gottsched führt in ihren Briefen häufig Stellen aus den „schweizerischen Gedichten“ an. Haller war eine Zeit lang

Digitized

Mitglied der Leipziger deutſchen Geſellſchaft. Jedoch in der nachmaligen Fehde wurde er theils wegen ſeiner ſchweizeriſchen Sprachhärten, theils wegen ſeiner rhetoriſchen Diction, in der man einen Reſt von lohenſteiniſchem Schwulſt witterte, das Stichblatt des Parteigeiſtes, weßhalb Breitinger 1744 die „Vertheidigung der ſchweizeriſchen Muſe Herrn Dr. Albrecht Hallers“ ſchrieb. Haller brach ſich trotz alles Cliquengeſchreis Bahn; er ward nach Drollinger und Brockes, denen er ſich in veredelter Form als Lehrdichter anreihte, der Begründer der ernſten didaktiſchen Dichtgattung, wie Hagedorn die Poeſie des heitern Lebensgenuſſes bei uns einführte. Seine didaktiſchen Oden „die Tugend“ („an den Herrn Hofrath Drollinger“ 1729), worin er die Reimform dem ſapphiſchen Versmaße anpaßte, und „über die Ehre“ (1728), wo er die Nichtigkeit der Ehre und des Nachruhms lehrte, wurden lange Zeit als Vorbilder in der erhabenen Dichtung betrachtet. Oft nachgeahmt wurden auch ſeine Satiren, „die verdorbenen Sitten“ (1731) und „der Mann nach der Welt“ (1733 vollendet). Mit republicaniſchem Freimuth geißelte Haller in ihnen die Gebrechen des eignen Vaterlandes und ſeiner Leiter, den Verfall der Geſinnungen und Sitten, durch die einſt die Schweiz groß geworden war. Vor allem berühmt wurde Hallers Liebespoeſie. Seine „Doris“ (1730), das „Spiel ſeiner Jugend“, deſſen er ſich ſpäter faſt ſchämte, galt den Zeitgenoſſen als das Liebesgedicht par excellence und wurde aller Orten geſungen, obwohl es den Charakter des friſchen und innigen Liedes völlig entbehrte und vielmehr einen pſychologiſchen Beweis enthielt, daß ein Mädchen lieben müſſe. Tiefer und auch unmittelbarer ſprach ſich die Empfindung in den Elegien auf Marianens Tod aus, namentlich in der erſten Trauerode vom November 1736, die noch der reife Schiller bewunderte. Hallers eigentliches Gebiet war aber nicht die Lyrik, ſondern die Lehrdichtung. Sein geprieſenſtes Gedicht, „die Alpen“ (1729), verbindet Beſchreibung und Betrachtung,

Digitized by Google

Natur- und Sittenschilderung zu einem belebten Ganzen, in welchem das von dem ernsten Dichter mehrmals behandelte Thema von der Verderbnis der Sitten im Gegensatz zu idyllischer Unschuld die Grundlage bildet. Die „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben“ und „die Falschheit menschlicher Tugenden“, 1729 und 1730 während Krankheiten entstanden, welche Haller von schwerern Arbeiten abhielten, verrathen namentlich in religiöser Hinsicht einen skeptischen Sinn: der junge Dichter eifert gegen das Bestreben des Menschen, alles mittelst der Vernunft ergründen zu wollen, gegen den Aberglauben, gegen die intolerante oder widernatürliche Tugend des religiösen Schwärmers. Er verehrt Gott, der sich in der Schöpfung den Menschen offenbart; er preist die wahre Tugend, die überall sich im Einklang mit den Gesetzen der Natur befindet. Das Lehrgedicht „über den Ursprung des Uebels“ (1734), in welchem er die durch Leibniz angeregte Betrachtung von der Güte und Weisheit Gottes in der Weltordnung poetisch durchzuführen sucht, war Hallers Lieblingsdichtung, deren Ausarbeitung ihn lange Zeit beschäftigte. „Die lange Mühe,“ sagt er in den einleitenden Zeilen, „die ich daran gewandt, und die über ein Jahr gedauret hat, vermehrte meine Liebe, indem uns ordentlich alles lieber ist, was uns theurer zu stehen kommt.“ Indeß nöthigte ihm seine nachmalige Strenge in der Orthodoxie das Geständnis ab, „daß die Mittel unverantwortlich verschwiegen worden seien, die Gott zum Wiederherstellen der Seelen angewendet hat, die Menschwerdung Christi, sein Leiden, die aus der Ewigkeit uns verkündigte Wahrheit, sein Genugthun für unsere Sünden, das uns den Zutritt zu der Begnadigung eröffnet.“ Zu den erhabensten Gedichten Hallers gehört das 1736 entstandene Fragment „über die Ewigkeit“: auf der Höhe seines künstlerischen Könnens versucht es der Verfasser hier mit Glück, die Begriffe der Unendlichkeit und Ewigkeit, die jeder sinnlichen Darstellung zu spotten scheinen, durch andeutende Bilder für die Phantasie anschaulich zu machen.

Digitized by Google

In der Präciſion des Ausdrucks waren Virgil und die engliſchen Dichter Hallers Muſter, von denen er lernte, daß man mit wenigen Worten weit mehr ſagen könne, als man in Deutſchland bis dahin geſagt hatte. Im Wettſtreit mit Dryden, Pope und den gleichzeitigen engliſchen Poeten ſtrebte er nach möglichſter Kürze und Prägnanz der Darſtellung. Dazu kam das epigrammatiſche Element ſeines Verſes, das weſentlich dazu beitrug, daß ſo manche Sentenz aus Hallers Gedichten ſich faſt ein Jahrhundert lang als geflügeltes Wort im Munde des gebildeteren Theiles der Nation erhielt. Für die didaktiſche Dichtungsart hielt er den Alexandriner, den er in den „Alpen“ zu einer zehnzeiligen Strophe verband, für den paſſendſten Vers. Gegen die reimloſen Silbenmaße und die Nachahmung des Hexameters oder der griechiſch-römiſchen Odenſtrophen erklärte er ſich noch in der Vorrede zu der letzten Ausgabe ſeiner Gedichte. Sein beſonnenes Urtheil verdient bis zu einem gewiſſen Grade Beifall, obgleich es in den Jahren, wo Klopſtock auf der Höhe des Dichterruhms ſtand, zu den antiquierten Theorien gezählt werden mußte.

An Hallers Romanen hat die Poeſie nur geringen Antheil. „Das wenige Gedichtete“, äußert er ſelbſt in der Vorrede zum „Alfred“, „hat wohl zur deutlichen Abſicht, einige Leſer anzulocken, die ein blos ernſthaftes Buch niemals in die Hände genommen hätten.“ Sie wurden in den Jahren geſchrieben, wo er von ſeinen Jugendgedichten geſtand, daß er ſie kaum noch als ſeine Arbeiten anſehe, und daß von der väterlichen Zärtlichkeit, die ein Dichter für die Früchte ſeiner Gaben habe, bei ihm blos ein Angedenken übrig geblieben ſei. Als Werke eines großen Mannes, als Reſultate des Nachdenkens eines den Studien und der Welterfahrung gewidmeten Lebens verdienen ſie allerdings beachtet zu werden; allein ihr Einfluß auf die Literatur war ſelbſt zur Zeit ihres Erſcheinens gering, zumal da die politiſchen Anſichten, denen ſie das Wort reden, nicht zu dem republicaniſchen

Digitized by Google

Aufſtreben des damaligen Zeitgeiſtes ſtimmten. Mit größerem Intereſſe lieſt man das nach ſeinem Tode von Johann Georg Heinzmann herausgegebene „Tagebuch ſeiner Beobachtungen über Schriftſteller und über ſich ſelbſt“ (1787), deſſen kritiſche Abſchnitte für Hallers vielſeitige Beleſenheit und für ſein geſundes, treffendes Urtheil zeugen, während das eigentliche Tagebuch ein charakteriſtiſches Denkmal der melancholiſchen Gemüthsſtimmung iſt, welche das Leben des ſeltenen Mannes beherrſchte.

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Leipziger Schule.

1. Gellert.

Christian Fürchtegott Gellert war der fünfte Sohn eines Predigers zu Haynichen bei Freiberg im Erzgebirge. Zwölf Geschwister wuchsen neben ihm heran, welche der Vater bei dem geringen Einkommen, das ihm die zweite Pfarrstelle des Städtchens gewährte, sorgfältig auferzog. Er ward am 4. Juli 1715 geboren; am ersten Geburtstage dieses Sohnes pflanzte der Vater eine Linde, auf daß sie mit ihm aufwachsen möchte; sie ward von den Stürmen des Jahres 1833 vollends zerstört. Die Eltern erreichten beide ein hohes Alter; ihre körperliche Rüstigkeit war auf diesen Sohn nicht übergegangen, jedoch die strenge Gewissenhaftigkeit des Vaters und das sanfte Gemüth der Mutter, deren frommer, zarter Sinn zuerst auf die Seele des Knaben bildend einwirkte.

Geduld und Unterwerfung mußte Gellert früh lernen, sowohl

Digitized by Google

in der Stadtſchule, der er anfänglich zum Erlernen der Elemente übergeben war, als unter der pedantiſchen Leitung eines jungen Gelehrten, der ihn zu dem Gymnaſialunterricht vorzubereiten hatte. Vor der Zeit ſollte er auch mit den Mühen des Lebens vertraut werden. Schon in ſeinem elften Jahre fieng er an durch Abſchreiben von Acten, Kaufbriefen und dergleichen ſich etwas zu verdienen, ſo daß er ſeine erſten Stilübungen in der Kanzleiſprache machte. Indeß ſtellte ſich auch der Trieb zu poetiſchen Verſuchen bereits in den Knabenjahren ein, wozu das Beiſpiel des Vaters, welcher der Reimkunſt nicht abhold war, den erſten Anlaß geben mochte. In ſeinem dreizehnten Jahre machte Gellert ein Gedicht zum Geburtstage des Vaters; es fand großen Beifall, da er ſinnreich die Kinder mit den Stützen des baufälligen Pfarrhauſes, deren eben ſo viele waren, verglichen hatte. Nicht ſo glücklich lief die erſte Probe ſeines Rednertalents ab. Er hatte — erſt vierzehn Jahre alt — vom Vater die Erlaubnis erwirkt, einem bald nach der Geburt verſtorbenen Kinde, bei dem er Pathenſtelle hatte vertreten ſollen, in der Kirche eine Leichenrede zu halten. Ohne mehr als eine Stunde beim Memorieren zugebracht zu haben, begab ſich der junge Redner beherzt in die Kirche. Allein ſchon nach den erſten Sätzen verließ ihn ſein Gedächtnis; er mußte nach einigem Stocken ſein Manuſcript hervorziehen, las einen Theil der Rede davon ab, bis er zuletzt wieder ziemlich ermuthigt den Schluß recitieren konnte. Dieſer jugendlichen Unbedachtſamkeit ſchrieb Gellert die Schüchternheit zu, die ihn ſpäter bei jeder Predigt begleitete.

Im Jahre 1729 wurde Gellert der Fürſtenſchule zu Meißen übergeben, um ſich zu den akademiſchen Studien vorzubereiten. Unter der ſtrengen Zucht dieſer Anſtalt verlebte er fünf Jahre. Die trockne Behandlung der alten Sprachen, die über Phraſenſammeln und Stilexercitien nicht hinausgieng, gewährte ſeinem Geiſte nicht die Nahrung, die von einem gründlichen Studium der

Digitized by Google

Klaſſiker zu erwarten geweſen wäre; es mag darin zum Theil der Grund zu ſuchen ſein, daß Gellert in die Kenntnis des Alterthums niemals tief eingedrungen iſt. Unter den deutſchen Dichtern waren Günther, Neukirch und Hanke zu der Zeit gefeierte Namen; vornehmlich erwarb ſich Günther, deſſen Gedichte Gellert ſpäter nie ohne Ekel in die Hand nehmen konnte, ſeine lebhafte Verehrung. Unter den Erinnerungen an die Schuljahre blieb ihm ſtets die theuerſte, daß er dort mit Gärtner und Rabener zuſammengelebt und einen Freundſchaftsbund geſchloſſen hatte, den erſt der Tod löſte.

1734 begann Gellert auf der Univerſität Leipzig das Studium der Theologie. Am fleißigſten hörte er den Philoſophen Adolf Friedrich Hofmann, der, ein Schüler des Andreas Rüdiger, gleich dieſem gegen die wolffiſche Philoſophie eiferte; er ſchrieb deſſen in ſcholaſtiſches Dunkel gehüllte Vorträge gewiſſenhaft nach, auf ſpäteres Verſtändnis hoffend. Der theologiſche Curſus ward treulich durchgemacht, und geſchichtliche, beſonders literarhiſtoriſche Vorleſungen von Jöcher, Kapp und Chriſt, wurden damit verbunden; Gottſched hörte er zwar, doch ohne von ihm auf die Dauer angezogen zu werden. Nachdem er vier Jahre in Leipzig den Studien gelebt hatte, kehrte er in das elterliche Haus nach Hainichen zurück und betrat mehrmals des Vaters Kanzel. Mosheim war ſein Vorbild in der geiſtlichen Rede; einige Bruchſtücke von Predigten, welche man uns aufbewahrt hat, zeugen von Lebendigkeit und Gewandtheit des Ausdrucks. Doch begünſtigten ſeine Naturanlagen dieſe Laufbahn nicht. Er hatte weder eine ſtarke Bruſt noch ein glückliches Gedächtnis; er bedurfte einer ganzen Woche, um eine Predigt zu memorieren, und die Aengſtlichkeit überwand er niemals.

Schon im nächſten Jahre (1739) übernahm er die Stelle eines Hofmeiſters bei zwei Herren von Lüttichau in der Nähe von Dresden und bereitete darauf im folgenden Jahre ſeiner

Digitized by Google

Schweſter Sohn und einen ſeiner Brüder, der bald hernach auf der Schule zu Freiberg ſtarb, für die Univerſität vor. Er pflegte dieſes Jahr zu den glücklichſten ſeines Lebens zu rechnen. 1741 begleitete er ſeinen Neffen auf die Univerſität Leipzig mit dem ſehnlichen Wunſche, Gott möge ihn ſein Leben an dieſem geliebten Orte zubringen laſſen. Seine nächſte Abſicht war, noch einmal die philoſophiſchen Vorleſungen Hofmanns zu hören, die er jetzt beſſer zu verſtehen hoffte. Dieſer ſtarb jedoch ſchon nach einigen Monaten. Gellert blieb in Leipzig und erwarb ſich ſeinen Unterhalt durch Privatunterricht. Auch ward er ein fleißiger Mitarbeiter an der von Gottſched beſorgten Ueberſetzung von Baylés kritiſch-hiſtoriſchem Wörterbuch. Durch übertriebene Anſtrengung legte er den Grund zu den körperlichen Leiden, die ihn nicht wieder verließen. Ein Brief an Gottſched beweiſt, daß dieſer ihn auch zu Gelegenheitsgedichten gebrauchte und von ihm ſehr reſpectvoll behandelt wurde; doch fand ein enges Verhältnis nie ſtatt.

Als Schwabe 1741 die Herausgabe der „Beluſtigungen des Verſtandes und des Witzes“ begann, betrat Gellert entſchiedner das Gebiet der Poeſie. Schon im erſten Bande eröffnete er mit der Erzählung von dem Schäfer und der Sirene, die er ſpäter einer ſtrengen Selbſtkritik unterwarf, ſeine Fabeldichtung und ſetzte ſie durch die folgenden Jahrgänge fleißig fort. Jeder Band brachte zahlreiche Beiträge von ſeiner Hand, der letzte auch eine proſaiſche Abhandlung „warum es nicht gut ſei, ſein Schickſal vorherzuwiſſen“. Vieles gehört der herkömmlichen Gelegenheitspoeſie und der gereimten Proſa der Lehrgedichte an und ſchließt ſich noch eng an die Formen an, die er von Opitz und Gottſched überkommen hatte; ſelbſt die Fabelpoeſie ſchleppt ſich Anfangs noch in ſteifer Regelmäßigkeit fort und gewinnt erſt nach und nach die leichtere Bewegung und den gemüthlichen Ton der ſpätern gellert'ſchen Erzählungsweiſe. Während er in dem Gedichte „die

Digitized by Google

entweihte Poeſie“ (1743) gegen die Reimſucht und den Mißbrauch der Dichtkunſt zu Felde zieht, wird doch der größte Theil ſeiner damaligen Gedichte von demſelben Tadel getroffen, weßhalb er denn auch dieſe Jugendarbeiten ſpäterhin von der Sammlung ſeiner Werke ausgeſchloſſen hat. Dasſelbe gilt von den „Liedern“ im Stil der poésie légère, die er für zwei Schweſtern nach vorhandenen Melodien verfaßte und 1743 in zwölf Exemplaren drucken ließ. Seinen damaligen kritiſchen Standpunkt bezeichnet eine Stelle in dem „Sendſchreiben an den jungen Herrn von Holzendorf“ (1743):

So lang ich nicht gewußt, wer unſer Opitz war,
So lange Flemings Geiſt mich nicht die Ode lehrte,
Mir Beſſer nicht gefiel, ich keinen Canitz ehrte,
Und Neukirchs reifer Witz mir nicht die Kunſt verrieth,
So lange hab' ich auch manch Blatt durch manches Lied
Geſchmack- und regellos bei feurig wilden Trieben
Der Poeſie zur Schmach und mir zum Schimpf beſchrieben.

Die „Beluſtigungen“ brachten auch Gellerts erſte dramatiſche Verſuche, die Schäferſpiele „das Band“ (1744) und „Sylvia“, die ganz der gottſchediſchen Schule angehören. Als das letztere im April 1745 abgedruckt wurde, hatte ſchon Gärtner die Herausgabe der „Bremer Beiträge“ begonnen. Gellert ſchloß ſich dieſem Kreiſe, der ſeine vertrauteſten Freunde zu ſich herübergezogen hatte, ebenfalls an und legte ihnen die überarbeitete Sammlung ſeiner „Fabeln und Erzählungen“ zur Beurtheilung vor. Der erſte Theil derſelben erſchien 1746; ein zweiter folgte 1748 nach.

„Mein größter Ehrgeiz“, ſchrieb Gellert in einem Briefe an einen Freund in Schleſien, „beſteht darin, daß ich den Vernünftigen dienen und gefallen will und nicht den Gelehrten in engerm Verſtande. Ein kluges Frauenzimmer gilt mir mehr als eine gelehrte Zeitung, und der niedrigſte Mann von geſundem

Digitized by Google

Verſtande iſt mir würdig genug, ſeine Aufmerkſamkeit zu ſuchen, ſein Vergnügen zu befördern und ihm in einem leicht zu behaltenden Ausdrucke gute Wahrheiten zu ſagen und edle Empfindungen in ſeiner Seele rege zu machen.“ In dieſen Worten iſt die Epoche machende Bedeutung der Fabeln und Erzählungen Gellerts ausgeſprochen; ſie waren der erſte Schritt zu einer Volkspoeſie, und dadurch ſind ſie im ſchönſten Sinne des Wortes ein Volksbuch geworden.

Die Poeſie hat manche Anforderungen zu machen, welche Gellert unerfüllt gelaſſen hat. Man findet weder Tiefe der Empfindung und Größe der Gedanken noch eine phantaſievolle Auffaſſung des Lebens; die Darſtellung iſt oft matt und breit, wie ſie denn auch gewöhnlich auf eine bürgerlich nüchterne, nicht immer ganz ſaubere Moral hinausläuft, aber ſie iſt ſtets klar und faßlich und hält ſich fern von den ſchwerfälligen Wendungen der Gelehrtenpoeſie. Bei Gellert befindet ſich Wollen und Können in ſchönem Gleichgewicht: ſeine Abſichten gehen über ſein künſtleriſches Vermögen nie hinaus. Er ſtrebt nach möglichſter formaler Eleganz; aber man merkt ſeinen Werken dieſes Streben nicht an: er iſt zwanglos correct. Der reine ſittliche Sinn, der die meiſten ſeiner Fabeln durchdringt, die Gemüthlichkeit, die auch in dem leichten Spott und der beſcheidenen Schalkhaftigkeit den liebenswürdigen Charakter des Autors überall durchblicken läßt, gewährt unverwöhnten kindlichen Gemüthern zugleich den Reiz der Belehrung und Ergötzung. Der Bauer, der ihm aus Dankbarkeit ein Fuder Holz brachte, die Dienſtmagd des Poſtmeiſters, die ihm, als ſie den geliebten Namen nennen hörte, in freudiger Ueberraſchung die Hände küßte, mochten ihm allerdings für den Werth ſeiner Erzählungen kräftigere Beweiſe ſein als die von der Höhe äſthetiſcher Theorien herab urtheilenden Kritiker. Indeß hatte er ſich auch mit dem gelehrten Studium der Fabelpoeſie angelegentlich beſchäftigt. Er erwarb ſich 1744

Digitized by Google

das Recht, als Privatdocent an der Univerſität Vorleſungen zu halten, durch eine Abhandlung über die Fabel und die Fabeldichter („de poesi apologorum eorumque scriptoribus“). Ausführlich unterſuchte er darin die Theorie der Fabel und die Geſchichte dieſer Dichtungsart; mit Leſſings ſpäteren Abhandlungen freilich darf ſeine Arbeit nicht verglichen werden. Daß er ſich mit dem alten Fabelſchatz der Deutſchen bekannt machte und an der Naivetät und ſchlichten Erzählungsweiſe eines Ulrich Boner und Burkard Waldis ſich entzückte, regte ſeinen künſtleriſchen Sinn glücklicher an als die Dichtungen la Fontaines, zu deſſen Nachahmern er nicht gezählt ſein wollte. „Ich bin kein la Fontaine,“ äußerte er in einem autobiographiſchen Fragment; „eben deßwegen halte ich es für ein Glück, daß ich ihn nicht geleſen habe, ehe ich meinen Geſchmack im Erzählen gebildet hatte. Als Copie wäre ich gewiß unter ihm geblieben; das wußte ich, und ich habe mir auch nie geſchmeichelt, daß ich ihn als Original erreichen würde. Meine Kunſt im Erzählen war Glück, Natur und, wenn ich das ſtolze Wort brauchen darf, eine gewiſſe Begeiſterung.“

Die Luſtſpiele Gellerts, deren Abfaſſung faſt in dieſelbe Zeit fällt, ſind ſeinen Erzählungen nahe verwandt; ſie dramatiſieren in einem breiten Dialog parabelartige Anekdoten aus dem alltäglichen Leben, und da ſie uns mit einigen feinen Beobachtungen menſchlicher Schwächen in wirkliche Verhältniſſe einführen, ſo konnte Leſſing in der „hamburgiſchen Dramaturgie“ nicht ohne Grund von ihnen ſagen, daß ſie das meiſte urſprünglich Deutſche hätten, daß ſie wahre Familiengemälde ſeien, in denen man ſich ſogleich zu Hauſe befinde. Es entſprach der weichen Gemüthsart Gellerts, daß er der Theorie von dem rührenden Luſtſpiel huldigte; er vertheidigte „das Luſtſpiel, das zum Weinen zwingt,“ in einem Programm „de comoedia commovente“, womit er 1751 eine außerordentliche Profeſſur der Philoſophie antrat. „Sollten einige“, äußerte er in der Vorrede zu den Luſtſpielen

Digitized by Google

1747, „an der ‚Betſchweſter', dem ‚Looſe in der Lotterie' und den ‚zärtlichen Schweſtern' überhaupt tadeln, daß ſie eher mitleidige Thränen als freudige Gelächter erregten, ſo danke ich ihnen zum voraus für einen ſo ſchönen Vorwurf." Klopſtock ſpricht im „Wingolf" mit Entzücken von den Thränen, die ihm eine Vorſtellung der „zärtlichen Schweſtern" entlockt hat, und rühmt von Gellert, daß kein Dichter den Werth des Herzens mit ſolchem Reiz wie er auf dem Schauplatz zeige. „Die Betſchweſter" (zuerſt 1745 im zweiten Bande der „Bremer Beiträge" abgedruckt), worin mit bedächtigſter Schonung die Scheinheiligkeit zur Schau geſtellt wird, erregte gleich anfänglich manches Bedenken bei einem Publicum, das mit der Angſt vor Freigeiſterei behaftet war; ſchon im nächſtfolgenden Stücke der „Beiträge" wird Gellerten das Schickſal Molières, der den Tartüffe entlarvte, darüber aber ſelbſt verdächtigt wurde, vorgehalten. Später war das Stück ſelbſt dem frommen Verfaſſer anſtößig, ſo daß er wünſchte, es nie geſchrieben zu haben oder es noch vertilgen zu können. Er begleitete es nachmals mit einer Schutzrede gegen den Vorwurf des Religionsſpottes und ſtrich manche Stellen, die ihm einer falſchen Deutung fähig ſchienen, ſogar die Aeußerung: „Stets beten heißt nicht beten, und den ganzen Tag beten iſt ſo ſtrafbar als den ganzen Tag ſchlafen." „Das Loos in der Lotterie" in fünf Aufzügen, zuerſt 1747 im dritten Bande der „Bremer Beiträge" erſchienen, hat am meiſten Handlung und behauptete ſich wegen ſeiner für den Schauſpieler dankbaren Charakterrollen unter Gellerts Dramen am längſten auf der deutſchen Bühne. Außer dieſen Komödien und den beiden Schäferſpielen enthielt die Sammlung der Luſtſpiele von 1747 noch „das Orakel", eine Operette in anmuthig gereimten Verſen, dem gleichnamigen proſaiſchen Nachſpiel von Poullain de Sainte-Foix nachgedichtet, und „die kranke Frau", ein einactiges Nachſpiel, das ein auch ſonſt (in den „Fabeln und Erzählungen", in

dem „Loos in der Lotterie“) bei Gellert beliebtes Motiv ſelbſtändig und ausführlich behandelte.

In dieſelbe Zeit fiel auch ſein Verſuch im Fach des Romans. Sein ſtrenger moraliſcher Sinn erklärte ſich zwar im allgemeinen gegen die Romanlectüre; allein Richardſons für ſittliche Ideale ſchwärmende Familienromane erſchienen ihm als eine nachahmenswerthe Reform dieſer Dichtungsart, die er durch das „Leben der ſchwediſchen Gräfin von G***“ (1746) auch in unſere Literatur einzuführen ſuchte, und auf dieſer Bahn fand er viele Nachfolger. Im Streben nach lauter Moral und in der Scheu vor gewaltſamen Löſungen der verwirrten Fäden dieſes poetiſchen Gewebes wird Gellert hier geradezu unſittlich; ſeine an ſich edle Toleranz ſtreift hier faſt an Leichtfertigkeit, ſein ergebener Glaube an das göttliche Walten über der Welt faſt an Blaſphemie. Die Darſtellung iſt zwar noch breit; doch zeigt ſich im Stil der Romanerzählung ein beachtenswerther Fortſchritt.

Die Jahre des Zuſammenlebens mit den Verfaſſern der „Bremer Beiträge“ waren für Gellert die productivſten. Der Umgang mit Freunden, welche für die Dichtkunſt und ihr Emporblühen in Deutſchland jugendlich begeiſtert waren, hob ſein Gemüth, das für Freundſchaft warm fühlte. Johann Elias Schlegel und Rabener, neben ihm die begabteſten des Leipziger Dichterkreiſes, gehörten zu ſeinen Freunden, außer ihnen Gärtner, Cramer, Johann Adolf Schlegel und Ebert, dem er die Kenntnis der engliſchen Sprache verdankte. Noch zehn Jahre ſpäter ſchrieb er an Rabener die ſchönen, beſcheidenen Worte: „Daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Giſeke meine Freunde geweſen, dieſes ſehe ich als meine Glückſeligkeit des Lebens an; dieſes ſoll mir bei der Nachwelt ſo gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geſchmacks ſein, als es Racinen Ehre iſt, daß Boileau und Molière ſeine Freunde geweſen. Unſere Periode, die jetzige, wird in der Literatur der Deutſchen nicht weniger

Digitized by Google

merkwürdig ſein, als es der Zeitpunkt des Boileau im Franzöſiſchen iſt.“ Nachdem Johann Elias Schlegel ſchon früher geſchieden war, löſte das Jahr 1748 den Bund vollends auf, und nur Rabener blieb noch eine Zeit lang in Leipzig. Der gemüthliche Scherz, der bisher Gellerts Umgang mit Freunden und ſeine Dichtungen beſeelte, verließ ihn jetzt mehr und mehr; hypochondriſche Leiden ſtellten ſich ein und brachten ihm viele trübe Stunden und ſchlafloſe Nächte. Er ſuchte ſich auf ein langes Leiden durch philoſophiſche Tröſtungen vorzubereiten und verfaßte die Abhandlung „von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben“ (1747), worin wir ſchon die Darſtellungsweiſe ſeiner nachmaligen „moraliſchen Vorleſungen“ erkennen; in der Charakteriſtik Mentors hat er ſeine eigne Leidensgeſchichte geſchildert.

Gellert hatte von vorn herein dem Plan entſagt, ſich durch wiſſenſchaftliche Forſchungen und gründliche Gelehrſamkeit hervorzuthun. Er wählte ſich daher mit richtiger Schätzung ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte einen Platz auf dem Gebiete der Aeſthetik und Moral, von wo aus er ſich eine weit greifende Wirkſamkeit als populärer Schriftſteller und als Lehrer der ſtudierenden Jugend ſichern konnte. Seine Vorleſungen bewegten ſich zunächſt auf dem von Gottſched vorgezeichneten Boden; er zog die „ſchönen Wiſſenſchaften“ in den Kreis der akademiſchen Studien. Die Rede, mit der er 1751 die außerordentliche Profeſſur antrat, „von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten“ — ſein Famulus Gottlieb Leberecht Heyer überſetzte ſie für die Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften von 1757 — erörterte ſeinen Standpunkt und die moraliſche Tendenz ſeiner Aeſthetik. Er gieng jedoch über Gottſched hinaus, indem er nicht bei der Form ſtehen blieb, ſondern die aus den Theorien der Schweizer und der halliſchen Aeſthetiker hervorgegangene reifere Einſicht in das Weſen und die Regeln der Dichtkunſt und Beredſamkeit in gemeinverſtändlichen Vorträgen darlegte und durch das

Digitized by Google

lebendigere Gefühl des ſittlich Schönen erwärmte. Bei alle dem kam Gellerts äſthetiſche Kritik wenig über die Grenzen des Gottſchedianismus hinaus. Seine Anſicht von der Poeſie legt folgende Stelle aus ſeinen Vorleſungen uns offen dar: „Wir gefallen, wenn wir mit dem Verſtande zugleich das Herz beſchäftigen. Der Poet muß ſich alſo ſelbſt in ſeinem Verſtande aufklären und ſein Herz zum Guten erhitzen. Der Geſchmack der Natur, der Vernünftigen und der Geſitteten, das iſt ſein Ziel. Er muß ſtets das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, ſo wird er gefallen, ſo lange Menſchen Menſchen ſind. Singen Sie, meine Herren, der Vernunft, der Tugend und der Religion zur Ehre, ſo werden Sie mit Beifall ſingen, wofern Sie zugleich ſchön ſingen. Ich verſpreche Ihnen im Namen der Zukunft Ehre und Unſterblichkeit. Scherzen Sie in Ihren Liedern, ſo ſei Ihr Scherz ſelbſt noch lehrreich oder doch unſchuldig, und die Heiterkeit Ihres Witzes müſſe ſich ſtets mit dem Ernſte der guten Sitten und des Wohlſtandes vertragen. Spotten Sie, ſo treffe Ihr Spott nur die Thorheit und das Lächerliche; nie die Ehre des Menſchen; noch tauſendmal weniger die Ehre der Wahrheit, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen ſoll; nie die Wahrheit, die wir aus der Hand des Schöpfers und des Erlöſers erhalten haben: ich meine die Religion. Wie viele Dichter hat es nicht gegeben, die ihren Witz zur Schande und Entheiligung der Tugend angewandt haben!“ — Zu den dichteriſchen Größen der Vor- und Mitwelt hatte Gellert eigentlich gar kein Verhältnis und lehnte lieber ab, wofür ihm der Maßſtab mangelte. Die Dichter des Alterthums lockten ihm ſelten ein Wort der Bewunderung ab, und er wollte lieber einige alte Kirchenlieder als alle Oden des Pindar oder Horaz gemacht haben. Wie ſollte er ſich auch in dieſe Weltanſchauung finden, da ihm die ganze Moralphiloſophie der Alten verwerflich dünkte, die den Menſchen ſtolz mache und ihm allzu großes Vertrauen auf ſeine eigene

Digitized by Google

Kraft einflöße! Eben ſo wenig war er eines tieferen Eingehens in die bedeutenderen poetiſchen Schöpfungen ſeiner Zeitgenoſſen fähig; nicht einmal der „Meſſias“ Klopſtocks fand in ſeinen bedächtigen kritiſchen Urtheilen einen Platz. „Der Recenſent iſt Zeuge,“ ſagt Goethe in einer Recenſion der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ vom Jahre 1772, die ſich übrigens der Verdienſte Gellerts annimmt, „daß der ſelige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, welche die einzige iſt, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorleſungen über den Geſchmack hat er ihn nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leſſing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit ſeines Herzens läßt ſich nicht anders ſchließen, als daß ſein Verſtand ſie nie für Dichter erkannt hat.“ In einem älteren Briefe hingegen vom Mai 1749 an Bodmer gab Gellert wenigſtens ſeinem freudigen Beifall für Klopſtock Ausdruck. „Ich freue mich mit Ihnen“, hieß es dort, „über die Ehre, welche der Verfaſſer des ‚Meſſias‘ unſrer Nation macht. Er hat mir ſchon in der Michaelismeſſe das vierte, fünfte und ſechſte Buch zugeſchickt, und ich habe überall den großen Verfaſſer der erſten Bücher angetroffen.“

Großes Verdienſt erwarb ſich Gellert um den deutſchen Proſaſtil, den er in ſeinen Vorleſungen und in ſeinem damit verbundenen Practicum vornehmlich in's Auge faßte. Die Vorträge ſelbſt waren ein Muſter des klaren, populären Ausdrucks. „Gellert hielt keine ſeiner Vorleſungen,“ berichtet ſein Biograph Cramer, „wie geläufig ihm auch ihr Inhalt war, ohne ſich darauf vorzubereiten . . . . . Alles, was er zu ſagen gedachte, entwarf er nicht allein der Materie, ſondern auch dem Ausdrucke nach . . . . . Dennoch las er wenig von ſeinem Papiere und ſprach mit einem eben ſo freien als angenehmen Anſtande. Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth, vereinigt mit einer ungewöhnlichen Sorgfalt, ungekünſtelt und natürlich zu ſein, waren

die herrſchenden Vorzüge ſeines Vortrages.“ Seine Stimme hatte etwas Wehmüthiges; beim bewegten Vortrage konnte er leicht zu Thränen gerührt werden und auch ſein zahlreiches Auditorium zum Weinen zwingen. Das eignete ſich nicht für ſtarke Seelen, und wir werden es begreiflich finden, daß er einem Leſſing zu weinerlich war, und ein Franzoſe gegen den jungen Goethe, Gellerts eifrigen Zuhörer in Leipzig, die Befürchtung ausſprach, er werde Schwachköpfe bilden.

Den engeren Kreis ſeiner Schüler, die Mitglieder ſeines Practicums, gleichſam einer Fortſetzung der Leipziger deutſchen Geſellſchaft, veranlaßte er zu eignen ſchriftlichen Arbeiten, die er mit ſorgfältiger Kritik durchgieng. Unzählig ſind die Zöglinge dieſer gellert'ſchen Stildiſciplin; als Hofmeiſter und Lehrer an Schulen in allen Theilen Deutſchlands haben ſie zur Förderung der deutſchen Sprache, zur Verbeſſerung der Proſa beigetragen. Gellerts Stil wird weder durch große Gedanken gehoben noch durch eine geiſtesfriſche Darſtellung belebt: der proſaiſche Stil eines Leſſing und Goethe konnte ſich unter ſeiner Anweiſung nicht bilden; aber Gellert wirkte durch Lehre und Beiſpiel auf Klarheit, Ebenmaß und Correctheit hin, ſeine Schreibart hat eine gewiſſe Sauberkeit und Eleganz, die ſteife Rhetorik Gottſcheds hat er glücklich überwunden. Zunächſt faßte er beſonders den Briefſtil in's Auge, der bis dahin ſehr im Argen lag. Die Sammlungen zierlich geſchriebener Briefe, welche von Frankreich herüberkamen, hatten die Deutſchen bereits auf die elegantere Form der Correſpondenz aufmerkſam gemacht. Frau Gottſched ſchrieb ihre vertrauten Briefe in einem Stil, der dem gellert'ſchen nicht nachſteht. Allein die vorhandnen Lehrbücher ſammt ihren Muſterbriefen waren ſchlecht, und der conventionelle Briefſtil ſchleppte die Pedanterie des deutſchen Umgangstones und die ſchwerfälligen Formen der Kanzleiſprache mit ſich. Gellert war durch ſeine vielfachen Beziehungen zu Freunden und Zöglingen, Gönnern und beſonders

Digitized by Google

Frauen, ſelbſt zu ferne ſtehenden Perſonen, die ſich in allerhand Fällen ſeinen Rath und ſein Urtheil erbaten, in eine weitläufige Correſpondenz verwickelt; er hatte daher in dieſer Stilgattung eine ſo große Erfahrung und Uebung, daß der dringende Mahnruf ſeines Freundes Rabener, eine auserleſene Sammlung wirklich geſchriebener Briefe als Muſter des Briefſtils zu veröffentlichen, mit ſeinem eignen Vorſatze zuſammentreffen mochte. 1751 ließ er „Briefe nebſt einer praktiſchen Abhandlung von dem guten Geſchmacke in Briefen“ erſcheinen. Gellert drang auf Einfachheit, Leichtigkeit und Natürlichkeit des Briefſtils, und dies war von großem Erfolg. Die Muſterbriefe erfüllten dieſe Anforderungen nur zum kleineren Theil, da Gellert meiſtens ſolche Briefe ausgewählt hatte, in denen er ſich Künſteleien des Witzes erlaubte, welche weder zu den einfachen Vorfällen, die er beſprach, noch zu dem Grundtone ſeines gemüthlichen Charakters paßten. Wo wir dieſen antreffen, zieht er uns oft durch lebendige Schilderung an, ſo in dem tragikomiſchen Abenteuer der Fahrt mit der Landkutſche oder in dem idylliſchen Genuß des Landlebens, den der letzte in der Reihe der Briefe beſchreibt. In weit höherem Grade verdienen die Briefe Gellerts, welche nach ſeinem Tode bekannt gemacht wurden, das Prädicat der Innigkeit und Einfalt.

Je mehr im Fortgang des Lebens und bei zunehmender Kränklichkeit die ernſte, moraliſch-religiöſe Stimmung ſein Gemüth beherrſchte, deſto ſtärker wurde in ſeinen ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſen die Neigung zu didaktiſcher Contemplation. Seine Poeſie entſagte dem Scherz der komiſchen Erzählung und des Luſtſpiels, dem noch einer der Briefe von 1751 eine ausführliche Schutzrede hielt. Gellert wandte ſich jetzt zur Lehrdichtung, deren Früchte er unter dem Titel „Lehrgedichte und Erzählungen“ (ſpäter „moraliſche Gedichte“) 1754 herausgab. Da ſchon Haller und Hagedorn vorangegangen waren, und die Meſſiade mit dem

Digitized by Google

Feuer poetiſcher Beredſamkeit die Gemüther hinriß, ſo war die Wirkung dieſer verſificierten Moralabhandlungen nur gering, obwohl Gellert ſelbſt mehr Werth auf ſie legte als auf ſeine früheren Dichtungen. Vor allem liebte er das Gedicht „der Chriſt", weil es ganz der Erguß ſeines frommen Gemüthes war. Es bildete den Uebergang zu den Gedichten, welche ſeine nächſtfolgenden Lebensjahre ausfüllten, den „geiſtlichen Oden und Liedern". „Dieſe Arbeit", berichtet ſein Freund Cramer, „war ſeinem Herzen noch die feierlichſte und wichtigſte, welche er in ſeinem Leben unternommen hatte. Niemals beſchäftigte er ſich mit derſelben, ohne ſich ſorgfältig darauf vorzubereiten, und ohne mit allem Ernſte ſeiner Seele ſich zu beſtreben, die Wahrheit der Empfindungen, welche darinnen ſprechen ſollten, an ſeinem eignen Herzen zu erfahren. Er wählte ſeine heiterſten Augenblicke dazu, machte auch zuweilen einen Stillſtand in dieſer Arbeit, in der Abſicht und Erwartung, die Geſinnungen, die er durch ſeine Lieder in ſeinem Mitchriſten erwecken wollte, in ſeiner Seele ſtärker werden zu laſſen." Gellert ſelbſt äußerte in einem ſeiner Briefe: „Gott gebe, daß dieſe Lieder ihre Abſicht erfüllen mögen, wenn ich auch nicht mehr da ſein werde!"

Wie er bei allem, was er ſchrieb, ſein Publicum in's Auge faßte, ſo richtete er ſich auch in den geiſtlichen Liedern nach der Faſſungskraft der Menge; er ſuchte ihnen eine möglichſt populäre Form zu geben, weßhalb er ſie auch meiſtentheils vorhandnen Kirchenmelodien anpaßte. Mit richtigem Tacte traf er den gemeinverſtändlichen Ausdruck, der dieſen Liedern gleich bei ihrem Erſcheinen einen allgemeinen Beifall verſchaffte und ihrem Verfaſſer für alle Zeiten einen Platz unter den vorzüglichſten Kirchenliederdichtern ſicherte. Zwar hat Gellerts Poeſie auch hier die ſeinem Geiſte gezogenen Schranken nicht überſchritten: ſeine Lieder ſind weder von der mächtigen Ueberzeugungskraft noch von der vollen Glaubensinnigkeit der älteren Kirchengeſänge eines

Digitized by Google

Martin Luther oder eines Paul Gerhard durchdrungen, ſondern verweilen mehr im Bereich der gemüthvollen Moralbetrachtung; doch wohnt auch ihnen eine erhebende und für das Gute erwärmende Kraft inne, die in einigen Liedern (z. B. „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre ꝛc.“, „Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte ꝛc.“, „Mein erſt Gefühl ſei Preis und Dank ꝛc.“, „Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht ꝛc.“, „Dies iſt der Tag, den Gott gemacht ꝛc.“, „Auf Gott und nicht auf meinen Rath ꝛc.“, „Jeſus lebt, mit ihm auch ich ꝛc.“, „Nach einer Prüfung kurzer Tage ꝛc.“) ſich zu einer poetiſchen Fülle des Ausdrucks erhebt. Gellert hat durch ſeine geiſtlichen Lieder für die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Charakter der Kirchenliederdichtung beſtimmt.

Die Herausgabe dieſer Lieder (1757) fiel in eine für Gellert in mehrfacher Hinſicht trübe Zeit. Der ſiebenjährige Krieg brach über Sachſen herein, und Gellert empfand die Drangſale, die ſein geliebtes Vaterland und namentlich Leipzig trafen, ſchmerzlich mit. Die Schmälerung ſeines Einkommens, die bei dem Verfall der Univerſität und den unruhvollen Zeiten unvermeidlich war, ertrug er mit gewohnter Uneigennützigkeit. Da er unverheirathet war und wenig Bedürfniſſe hatte, ſo genügte ihm der ſpärliche Gehalt ſeiner außerordentlichen Profeſſur und der Ertrag ſeiner verhältnismäßig immer noch zahlreich beſuchten Vorleſungen, deren Zahl im Sommer 1754 bis auf fünf tägliche Collegia geſtiegen war. Er lehnte daher die ſich ihm wiederholt darbietende Gelegenheit, eine ordentliche Profeſſur zu erhalten, ſtandhaft ab, weil ihm die damit verbundnen anderweitigen Geſchäfte ſeine Kraft zu überſteigen ſchienen. Die Beſcheidenheit ſeiner Anſprüche gieng ſo weit, daß er während der Kriegszeit ſogar eine Erhöhung ſeines Gehaltes ablehnte, obſchon er 1761 klagen mußte, daß er wegen hoher Contribution ſich den Winter kein neues Kleid machen laſſen könne. Als der engliſche Geſandte Mitchel ſich für ihn ohne ſein Vorwiſſen verwendet hatte, ſchrieb er an

Digitized by Google

den Grafen Moritz von Brühl: „Bitten Sie Ihren Onkel, daß er ſich nicht durch dieſe ausländiſchen Fürbitten bewegen läßt, zu einer Zeit an eine Penſion für mich zu denken, da unſer Vaterland ſo unendlich leidet.“ Nach dem Tode des Hiſtorikers Maſcov (1761) erhielt er jedoch den Gnadengehalt von 485 Thalern, den dieſer genoſſen hatte, zu der bisher von ihm bezogenen Penſion von 100 Thalern. „Nein, das iſt zu viel,“ ſchrieb er an den Grafen Moritz von Brühl, „mehr als ich wünſche. Von dieſer Summe kann noch ein rechtſchaffener Mann einen Antheil ziehen, ohne daß ich darbe. Ich dächte alſo, liebſter Graf, man ſetzte die Penſion auf vierhundert Thaler; auf dieſe Weiſe bekäme ich jährlich dreihundert Thaler mehr, als ich gehabt habe, und wenn mich Gott nicht zu aller Arbeit unfähig werden läßt, ſo habe ich genug und auch noch für Aermere, als ich bin, übrig.“ Dieſer Vorſchlag wurde nicht angenommen. Zu der Pflicht, welche ihm dieſe Penſion auferlegte, der ſtudierenden Jugend durch ſeine Unterhaltung und Geſellſchaft nützlich zu werden, bedurfte es nicht erſt einer ſolchen Aufforderung. Denn längſt war er ihnen ein ſtets bereiter Rather und Helfer, zu dem die Studierenden in den verſchiedenartigſten Bedrängniſſen ihre Zuflucht nahmen. Sowie er ſtets zum Geben bereit war, ſo floſſen ihm auch von ſeinen Verehrern viele namhafte Geldgeſchenke zu. Sein treuer Zögling, Graf Moritz von Brühl, von deſſen liebenswürdigem Charakter und anhänglicher Hingabe an Gellert eine Reihe von Briefen Zeugnis ablegt, ſetzte ſeinem verehrten Lehrer eine jährliche Penſion von 150 Thalern aus, ohne daß Gellert den Namen ſeines Wohlthäters erfuhr. Ein junger preußiſcher Officier drängte ihm eine Rolle von zwanzig Louisd'or auf, indem er ſich als ſeinen Schuldner bekannte. „Ich ruhe nicht,“ ſagte er zu ihm, „Sie müſſen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebeſſert, und gegen dieſes Glück vertauſchte ich die ganze Welt nicht.“

Digitized by Google

Dieſe Liebe, die ihm von allen Seiten entgegenkam und die er gegen alle, welche ihm nahe traten, im Herzen trug, erheiterte ihm die vielen ſchweren Stunden, die mit den letzten Lebensjahren immer häufiger wiederkehrten und immer peinigender wurden. Den heftigſten Krankheitsanfall hatte er im Jahre 1757, wo er am Rande des Grabes war. Er hielt ſich im Herbſt wenige Wochen auf dem Rittergute zu Bonau, zwei Stunden von Weißenfels, auf, wo ihm die Familie des Kammerherrn von Zetwitz und die in der Nähe wohnende des Grafen Vitzthum auf's innigſte befreundet waren, ſo daß er häufig durch dieſen angenehmen Landaufenthalt eine Erholung ſich zu verſchaffen ſuchte. Bei einem ſpäten Spaziergang erkältete er ſich hier. Die Folge davon war Seitenſtechen, begleitet von bedenklichen Fieberanfällen, deren Heftigkeit in den nächſten Tagen in ſolchem Grade zunahm, daß er ſich das heilige Abendmahl reichen ließ. Schon verbreitete ſich die Nachricht von ſeinem Tode, und Kleiſt, der damals in Leipzig bei der Garniſon ſtand, verfaßte das Epigramm:

Als jüngſt des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich und weint' und ſah den Himmel plötzlich offen;
Auch den belebten Raum der weiten Welt ſah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute ſich.

Der Todtgeglaubte war ſo glücklich, von dieſen Zeilen noch ſelbſt zu dankbaren Thränen gerührt werden zu können. Der entzündliche Charakter der Krankheit ließ nach einigen Tagen nach, und unter der ſorgfältigen Pflege der Familie und ihres geſchickten Arztes erholten ſich Gellerts Kräfte allmählich. Der vielen Liebesbeweiſe, die er während ſeiner Krankheit erhielt, gedachte er ſtets mit beſonderer Rührung und ſprach gern davon. Selbſt der preußiſche Commandant in Weißenfels hatte die Aufmerkſamkeit für den gefeierten Kranken, daß er Befehl gab, die Boten, die um Gellerts willen dorthin geſchickt würden, in keiner Weiſe aufzuhalten. In dieſer Zeit der neuen Lebenshoffnung wurde er,

Digitized by Google

einige Wochen nach ſeiner Rückkehr, von dem Tode des Dichters Cronegk, ſeines geliebten Zöglings und Freundes, ſchmerzlich getroffen. „Cronegk iſt nicht mehr," ſchrieb er am 22. März 1758 an Moritz von Brühl, „unſer Cronegk iſt den erſten Tag in dieſem Jahre, in der erſten Stunde dieſes Jahres uns entzogen worden; mir wahrſcheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich ſein Verluſt tief gebeugt. Ich warf mich bei der erſten Zeitung von ſeinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte." Ein Jahr ſpäter (am 23. Januar 1759) verlor Gellert ſeine Mutter, welche das hohe Alter von achzig Jahren erreicht hatte. Er hatte das Bewußtſein, daß er in ihren letzten Segen eingeſchloſſen worden war; denn er hatte ihr ſtets Beweiſe ſeiner kindlichen Liebe gegeben und ſie von ſeinen Erſparniſſen unterſtützt, auch in Zeiten, wo er ſich ſelbſt manchen Wunſch verſagen mußte. Es gehört zu den Charakterzügen der Zeit, daß ein Freiherr von Craußen in Schleſien ihr eine jährliche Unterſtützung ausſetzte, als Gellert die ihm angebotene Penſion ausgeſchlagen hatte, und zwar eben derſelbe, dem Gellert durch eine ſtrenge Kritik die Luſt, als Schriftſteller aufzutreten, verleidet hatte. Der liebevolle Sohn rechnete dies unter die größten Glückſeligkeiten ſeines Lebens.

Mit der Herausgabe der geiſtlichen Lieder nahm Gellert von der Poeſie Abſchied, ſo daß er ſich ſogar die poetiſche Klage. über den Tod ſeines geliebten Cronegk verſagen zu müſſen glaubte „Ich empfinde," ſchrieb er um dieſe Zeit an Moritz von Brühl, „daß mich der Witz verläßt, zur Vorbedeutung, daß ich keine Gedichte mehr ſchreiben ſoll. Sagen Sie es alſo, daß man mir über meine Pauſen in meiner poetiſchen Autorſchaft keine Vorwürfe machen müſſe . . . . ., daß es auch ein Verdienſt ſei, zu rechter Zeit aufzuhören und nicht, wie Pope ſagt, die letzten, heſichten Tropfen ſeines Genies auszupreſſen. Ich, mein lieber Graf, werde alle Tage kälter und unfähiger, etwas zu thun, und

Digitized by Google

kränke mich heimlich, daß ich zu wenig für meine Exiſtenz gethan habe. Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht iſt, Arbeit.“ Nachdem er bisher faſt nur über Stil und Aeſthetik Vorleſungen gehalten hatte, beſchloß er jetzt Vorleſungen über die Moral auszuarbeiten. Einige frühere Abhandlungen leiteten ſchon auf dies Thema hin. Gellert geſtand es mit der ihm eignen beſcheidenen und richtigen Selbſtbeurtheilung, daß er viel zu wenig Tiefſinn beſitze, um ein vollſtändiges Syſtem der Moral aufzuſtellen; aber er ward ein gemüthvoller, die Herzen ergreifender Sittenlehrer der Jugend, welcher vielſeitige Weltbeobachtung und Beleſenheit mit moraliſchem Zartgefühl und chriſtlicher Frömmigkeit verband. Er gab durch ſeine Perſönlichkeit der Sittenlehre eine populäre Form, welche zwiſchen der moraliſchen Paräneſe und der philoſophiſchen Abhandlung eine glückliche Mitte zu halten wußte. Dieſe Vorleſungen erwarben ſich bei der ſtudierenden Jugend einen Beifall, der ſeine kühnſten Erwartungen übertraf; die Zahl der Zuhörer ſtieg auf vierhundert und darüber. Ihm ward daher die beſondere Gunſt des Schickſals zu Theil, daß in dem letzten Jahrzehnt ſeines Lebens, als er die Abnahme ſeiner phyſiſchen und geiſtigen Kräfte zu beklagen hatte, ſein Ruhm ſich deſſenungeachtet auf ſeiner Höhe erhielt. Zahlreich waren die Beſuche von Fremden, welche er beſonders während der Dauer der Kriegszeit erhielt. Preußiſche Officiere pflegten häufig in ſeine Vorleſungen zu kommen; einſtmals waren deren zwölf zugegen. Er hatte die Freude zu erfahren, daß Haynichen mit beſonderer Schonung während der feindlichen Occupation behandelt wurde, weil es der Geburtsort des berühmten Mannes war. Die preußiſchen Prinzen Karl und Heinrich beſchieden ihn zu einer Unterredung zu ſich. „Haben Sie nichts für Sich zu wünſchen?“ fragte ihn Prinz Heinrich; „ich möchte Ihnen gern dienen.“ — „Nein, gnädigſter Prinz, ich bitte um nichts als um die Fortſetzung Ihrer unverdienten Gnade.“ —

Digitized by Google

„Kann ich nicht Ihren Freunden oder denen, die Ihnen lieb ſind, dienen?“ — „Sie haben mir und meinen Freunden den ganzen Krieg über beſtändig Wohlthaten erwieſen.“ — Zum Beweiſe ſeiner Achtung ſchenkte ihm der Prinz nach dem Kriege das Pferd, welches er in der Schlacht bei Freiberg geritten hatte.

Noch größeres Aufſehen erregte die Audienz Gellerts bei Friedrich dem Großen am 18. December 1760. Das Geſpräch, das uns in ziemlich getreuen Berichten aufbewahrt iſt, gibt ein ſo anſchauliches Bild von der Perſönlichkeit der beiden Männer und bezeichnet ſo trefflich ihr Verhältnis zu der deutſchen Literatur, daß es als ein wichtiges Document in der biographiſchen Schilderung Gellerts einen Platz verdient. Der Major Quintus Icilius holte um vier Uhr Gellert ab und blieb bei der Unterredung zugegen. Der König ſprach bald deutſch, bald franzöſiſch; Gellert meiſtens deutſch und nur im Nothfall franzöſiſch. Nach einigen einleitenden Fragen ſagte der König: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutſchen Schriftſteller haben?“ Der Major äußerte darauf: „Ihro Majeſtät ſehen hier einen vor ſich, den die Franzoſen ſelbſt überſetzt haben und den deutſchen la Fontaine nennen.“

Der König. Das iſt viel. Hat Er den la Fontaine geleſen?

Gellert. Ja, Ihro Majeſtät, aber nicht nachgeahmt: ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.

K. Das iſt alſo einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

G. Ihro Majeſtät ſind einmal gegen die Deutſchen eingenommen.

K. Nein, das kann ich nicht ſagen.

G. Wenigſtens gegen die deutſchen Schriftſteller.

K. Das iſt wahr. Warum haben wir keine guten Geſchichtſchreiber?

Digitized by Google

G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Maſcov, einen Cramer, der den Boſſuet fortgeſetzt hat.

K. Wie iſt das möglich, daß ein Deutſcher den Boſſuet fortgeſetzt hat?

G. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majeſtät gelehrteſten Profeſſoren hat geſagt, daß er ihn mit eben der Beredſamkeit und mit mehrerer hiſtoriſcher Richtigkeit fortgeſetzt habe.

K. Hat's der Mann auch verſtanden?

G. Die Welt glaubt's.

K. Aber warum macht ſich keiner an den Tacitus? Den ſollte man überſetzen.

G. Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Ueberſetzungen von ihm.

K. „Da hat Er Recht. (Er tadelte laut des gellert'ſchen Berichts die Unförmlichkeit und Härte der deutſchen Sprache und fragte dann: „Warum nöthigen uns die Deutſchen nicht durch ſolche gute Bücher wie die Franzoſen, daß wir ſie leſen müſſen?")

G. Und überhaupt laſſen ſich verſchiedene Urſachen angeben, warum die Deutſchen noch nicht in aller Art guter Schriften ſich hervorgethan haben. Da die Künſte und Wiſſenſchaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht iſt jetzt das kriegeriſche Säculum der Deutſchen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Auguſten und Louis XIV. gefehlt.

K. Sachſen hat ja zween Auguſte gehabt.

G. Ja, Sire, und wir haben auch ſchon einen guten Anfang in der ſchönen Literatur gemacht.

K. Wie? Will Er denn einen Auguſt in ganz Deutſchland haben?

G. Nicht eben das. Ich wünſchte nur, daß ein jeder Herr in ſeinem Lande die guten Genies ermunterte. — —

Digitized by Google

K. Iſt Er gar nicht aus Sachſen weggekommen?

G. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

K. Er ſollte reiſen.

G. Ihro Majeſtät, dazu fehlen mir Geſundheit und Vermögen. — — Wir hoffen ruhigere Zeiten.

K. So gefallen Ihm dieſe Zeiten nicht? Sind's böſe Zeiten?

G. Ich wünſche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, ſo hätten die Deutſchen Friede.

K. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es ſind ja drei wider mich.

G. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geſchichte.

K. Was meint Er, welcher iſt ſchöner in der Epopöe, Homer oder Virgil?

G. Homer ſcheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original iſt.

K. Aber Virgil iſt viel polierter.

G. Wir ſind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von ſeiner Sprache und Sitten richtig genug ſollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug gibt.

K. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten ſein.

G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung ſelbſt nicht urtheilen kann.

Der Major. Er hat auch deutſche Briefe herausgegeben.

K. So? Hat Er denn auch wider den stilum curiae geſchrieben?

G. Ach ja, Ihro Majeſtät.

K. Und warum wird das nicht anders? Es iſt was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verſtehe nichts davon.

Digitized by Google

G. Wenn es Ihro Majeſtät nicht ändern können, ſo kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

K. Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

G. Ich zweifle; mein Gedächtnis iſt mir ſehr untreu.

K. Beſinne Er Sich doch, Herr Profeſſor, ich will etliche Male in der Stube auf- und niedergehen. — Nun, hat Er eine?

G. Ja, Ihro Majeſtät, den „Maler". (Gellert trug die ganze Fabel vor.)

K. Nun, das iſt gut, das iſt ſehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er ſo ſchreiben lernen?

G. In der Schule der Natur.

K. Er hat ſo etwas Coulantes in Seinen Verſen; das verſtehe ich alles. Da hat mir aber Gottſched eine Ueberſetzung der „Iphigenia" vorgeleſen; ich habe das Franzöſiſche dabei gehabt und kein Wort verſtanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietſch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

G. Ihro Majeſtät, den werfe ich auch weg.

K. Nun, wenn ich hier bleibe, ſo muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorleſen.

G. Ich weiß nicht, ob ich gut leſe; ich habe ſo einen ſingenden gebirgiſchen Ton.

K. Ja, wie die Schleſier. Nein, Er muß Seine Fabeln ſelbſt leſen, ſie verlieren ſonſt viel. Nun, komm' Er bald wieder.

Als er weggegangen war, äußerte der König: „Das iſt ein ganz anderer Mann als Gottſched." Am andern Tage ſagte er bei Tafel, als auch der engliſche Geſandte, dem er dieſe Audienz vornehmlich zu verdanken haben mochte, zugegen war: ‚C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands." Der König ließ ihn jedoch nicht wieder rufen, und Gellert gedachte, wie er ſelbſt an Rabener ſchrieb, der Worte Jeſus Sirachs: „Dränge dich nicht zu den Königen!"

Digitized by Google

Ein anderes Zeichen von Gellerts Bedeutung für den damaligen Zustand der deutschen Literatur sind die Stimmen aus Oesterreich, wohin bisher nur selten ein Strahl der protestantisch-norddeutschen Bildung fiel. Seine geistlichen Lieder fanden dorthin ihren Weg, und katholische Geistliche bemühten sich, ihn für ihre Kirche zu gewinnen. Der kaiserliche Gesandte zu Nürnberg, Freiherr von Widmann, schrieb an ihn in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken (Februar 1761), er habe, seitdem er 1759 eine seiner moralischen Vorlesungen angehört, vielmal die akademische Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen so angenehmer als lehrreicher Vortrag jeden, der zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, bestimmen müsse, sich die Schuljahre, welche man sonst nicht geschwind genug übersteigen könne, wieder zurückzuwünschen. „Alle Staatsmänner", fuhr er in der bedeutungsvollen Stelle fort, „sollten sich glücklich achten, wann Sie jenes thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staatskunst müßte noch um so viel edler werden, wann sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet würde; ja, sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil, daß jene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget werden." Nicht minder bezeichnend ist für Gellerts Stellung zur Nation, daß ihn eben jener österreichische Minister bat, diesen Brief nach seiner Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen auf das strengste zu prüfen und ihm über die hin und wieder mit eingeschlichenen Austriacismen sein aufrichtiges Urtheil zukommen zu lassen, worin er einen Beweis seiner Freundschaft mit Dank anerkennen werde. Gellert ertheilte ihm die feine Antwort: „Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein österreichischer Minister so schön und richtig deutsch geschrieben, als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben."

Durch diese Beziehungen Gellerts werden uns auch die Huldi-

Digitized by Google

gungen erklärlich, mit denen ihm hochgestellte Staatsmänner und Generale entgegenkamen, als er in den Jahren 1763 und 1764 in Karlsbad gegen seine hypochondrischen Leiden Hilfe suchte, aber sie eben so wenig fand wie bei seinen Besuchen zehn Jahre vorher. Man drängte sich an ihn, um ihn zu sehen, ihn kennen zu lernen, sein lehrreiches Gespräch zu genießen und seinen Rath zu erfahren; er galt als die Celebrität des Jahrhunderts. Der Geheimrath Wechmar aus Ansbach sagte beim Abschiede, daß es ihm lieber wäre, Gellert kennen gelernt zu haben als den größten Monarchen. General Laudon, der größte unter den Gegnern des großen Königs, unterhielt sich am liebsten mit dem milden, ernsten Leipziger Professor und behandelte ihn mit der ausgezeichnetsten Aufmerksamkeit, nicht minder der österreichische Minister Graf Uhlefeld und sein Schwiegersohn Graf Thun. „Ich werde das alles", äußerte dieser, „meiner Kaiserin sagen, jede Freundschaft, die Sie mir erwiesen haben, und das wird mir viel Ansehen geben." Der alte General Ziethen, mit dem er beide Male die Badesaison zubrachte, schloß ihn brüderlich in seine Arme. Graf Harrach, Präsident des Reichshofraths, verabschiedete sich von ihm, indem er ihn umarmte, mit den Worten: „Leben Sie lange wohl, lieber Mann, und sein Sie stets mein Freund. Ich habe Sie wegen Ihrer Schriften sehr hoch geschätzet, aber ich schätze Sie wegen Ihres Charakters und Ihrer Sitten noch weit höher." Eine gleiche Verehrung genoß Gellert von den Frauen der höchsten Stände. Ungeachtet seiner schlichten Haltung bewies er in all diesen Verhältnissen, daß er sich durch scharfe Beobachtung der Welt auch einen feinen Tact des Umgangs angeeignet hatte und vor allem die Höflichkeit besaß, die aus dem Herzen kommt; so erschien er zugleich liebenswürdig und selbstbewußt, ohne jemals unbescheiden oder zudringlich zu sein. Vornehmlich zeichneten ihn die Gräfinnen Uhlefeld, Trautmannsdorf und Harrach auf das verbindlichste aus und bewiesen

Digitized by Google

ihm ein herzliches Zutrauen. „Die Damen“, ſchreibt Gellert, „erweiſen mir faſt durchgängig mehr Vertrauen und Achtung als die Mannsperſonen, und ich verſtehe die Urſache nicht. Vielleicht bin ich gegen die erſten ohne mein Wiſſen freundlicher und geſprächiger als gegen die andern. Die meiſten Menſchen haben mich für einen angenehmen Geſellſchafter gehalten, und warum? Weil ich munter und witzig gethan habe? Nichts weniger; weil ich ſie achtſam angehöret, wenig und zu rechter Zeit geantwortet und ſelten von mir und meinen Schriften geſprochen habe.“ — Als die Gräfin Trautmannsdorf abreiſte, gieng Gellert voraus an die Prager Straße. Sobald ihn ihre Leute auf der Kutſche gewahr wurden, riefen ſie: „Halt, dort ſteht der Herr Profeſſor.“ Er küßte der Gräfin noch die Hand. „O das iſt zu viel Freude, zu viel Ehre für mich,“ ſagte die Gräfin; „leben Sie wohl, lieber Herr Gellert, und denken Sie oft an mich, Ihre Freundin!“ — Nach der letzten Karlsbader Cur verweilte Gellert noch einige Zeit in Bonau, auf der Reiſe wie auch dort von ſeinen Leiden ſchwer heimgeſucht. „So demüthiget mich Gott,“ ſchreibt er an ſeine Freundin, Demoiſelle Lucius in Dresden, „damit der eingeſogene Beifall von Menſchen mein Herz nicht mit Stolz und Vertrauen zu mir aufblähe, und damit, wenn andre nichts als Gutes an mir bemerken, ich deſto mehr mich an meine Fehler und Gebrechen erinnern möge, die ſie nicht wiſſen noch wiſſen können. Der Beifall der Menſchen iſt wie der Reichthum eine wichtige Wohlthat, dafür wir Gott danken ſollen; aber wie leicht überlaſſen wir ihm unſer Herz zum abgöttiſchen Altare.“

Als nach dem Kriege der Hof wieder von Warſchau nach Dresden zurückkehrte (Ende März 1763), widerfuhren ihm auch von der kurfürſtlichen Familie viele Auszeichnungen. Die Unterredung, welche Gellert am 30. Auguſt 1763 mit der Prinzeſſin Chriſtine hatte, läßt uns erkennen, in welchem Maße ſelbſt in den franzöſiſch gebildeten Hofkreiſen — die Prinzeſſin geſtand ihm,

Digitized by Google

in achtzehn Monaten kein Deutsch gesprochen zu haben — seine Schriften gelesen und anerkannt wurden. Sie kannte alle seine Schriften und sprach mit offenster Herzlichkeit über seinen Werth und sein Verdienst. Am 5. October 1763 starb der König und Kurfürst Friedrich August III., dessen schlechte Verwaltung dem Lande eben so tiefe Wunden geschlagen hatte wie die verkehrte Politik während des siebenjährigen Krieges. Nach der kurzen, die schönsten Hoffnungen erweckenden Regierung des trefflichen Friedrich Christian folgte Friedrich August IV., Anfangs unter Vormundschaft seines Oheims Xaver. Der junge Fürst, dessen Mutter schon Gellerten viele Beweise ihrer Hochschätzung gegeben hatte, behandelte ihn mit besonderer Auszeichnung. Bei seinen mehrmaligen Besuchen in Leipzig in der Zeit von 1765 bis 1769 ließ er sich und seinem Hofgefolge von Gellert wissenschaftliche Vorträge halten. Einige waren seinen moralischen Vorlesungen entnommen; selbständigerer Natur war der Vortrag „von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der Moral“ (1765 auf der Universitätsbibliothek zu Leipzig gehalten) und die Vorlesung „von den Ursachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern in den schönen Wissenschaften, besonders in der Poesie und Beredsamkeit“ (ebendort 1767 veranstaltet). Bei dem letzten Besuche hatte Gellert so sehr gefallen, daß der Kurfürst von ihm eine Abschrift seiner moralischen Vorlesungen verlangte, um sich, wie er sagte, daraus zu belehren. Der Kurfürst schenkte ihm mit eigener Hand und unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken sein Portrait und eine Schreibtafel. Das Gedicht, in welchem Gellert seinen Dank für diese Gnade aussprach — es fand sich nach seinem Tode unter seinen Papieren — war wohl das letzte, das aus seiner Feder floß.

Zu der Herausgabe seiner Vorlesungen ließ er sich bei seinen Lebzeiten, so oft auch der Wunsch ausgesprochen ward, nicht bewegen, schon aus dem Grunde nicht, weil der Abdruck ihn ge-

Digitized by Google

nöthigt hätte, ſeine Moralvorträge an der Univerſität aufzugeben. Doch ſuchte er ſie noch kurz vor ſeinem Tode zu verbeſſern und übertrug in ſeinem letzten Willen das Geſchäft der Herausgabe ſeinen Freunden Johann Adolf Schlegel und Heyer. 1768 bereitete er eine Geſammtausgabe ſeiner Werke vor, gerieth aber durch das Redactionsgeſchäft in eine ſo fieberhafte Aufregung, daß der Arzt in ihn dringen mußte, die weitere Beſorgung andern zu überlaſſen.

Seine Geſundheit war indeß immer ſchwächer geworden; er war mit dem Gedanken an die Nähe des Todes vertraut. Der Kurfürſt theilte die allgemeine Beſorgnis und ließ, damit es dem Leidenden nicht an Bewegung fehlen möge, für ihn ein ſicheres, ſanftes Pferd aus ſeinem Stalle ſammt Zaum und Sattel nach Leipzig führen, eine Gunſt, über die, ſo leicht es auch einem Fürſten war ſie zu gewähren, Gellert eine kindliche, rührende Freude empfand. Die Verehrung, die Gellert genoß, zeigte ſich auch in der Theilnahme, die man weit und breit für dies Geſchenk bewies. Allgemein erzählte und hörte man mit Intereſſe die „Geſchichte vom kurfürſtlichen Pferde“, wie es unter dem Staunen der Leute nach Leipzig gebracht wurde, wie man in Leipzig demſelben nachlief, wie ſich der Mann, der es fütterte, ein Capital von den Trinkgeldern ſammelte, die er täglich erhielt, wenn er das Pferd, wenn er Sattel und Zeug, den Zaum von Golde und die Hufeiſen von Silber, woraus ſie das Gerücht gemacht hatte, vorzeigte. Correſpondenten wurden mit Fragen beſtürmt, wie das Pferd ausſehe und wie es ſich geberde. Dankbar erinnerte ſich Gellert dieſes Huldbeweiſes ſeines Fürſten in dem Dedicationsſchreiben, mit dem er 1769 den erſten Band ſeiner „ſämmtlichen Schriften“ dieſem zueignete. Auch bei der letzten Zuſammenkunft mit dem Kurfürſten zur Zeit der Oſtermeſſe 1769 erhielt er von ihm die freundlichſten Aeußerungen der Liebe und Theilnahme. In demſelben Jahre, dem letzten ſeines Lebens,

Digitized by Google

machte Gellert eine Reise nach Meißen und Haynichen, den geliebten Stätten seiner Jugenderinnerungen. Er fühlte, daß er sie nicht wiedersehen werde. „Ich habe", schrieb er am 22. Mai an seine Schwester, „förmlich von meiner Vaterstadt mit Gebet und Thränen Abschied genommen, auch mit besonderer Erinnerung an gewisse Jahre meiner Jugend. . . . . Gott segne euch und stärke euch mit Kind und Kindeskind!"

Nachdem er schon seit längerer Zeit nur durch ärztliche Mittel die Verrichtungen der Organe in ihrem natürlichen Gange erhalten hatte, stellte sich in den ersten Decembertagen eine völlige Stockung derselben ein, welche aller medicinischen Kunst trotzte. Wie nachmals die Section der Leiche erwies, war der Zustand seines Organismus von solcher Art, daß keine menschliche Hilfe seine Lebensdauer länger zu fristen vermochte. Er hatte die Gewißheit, daß sein Tod nahe sei, und sah ihm mit der freudigen Zuversicht eines gläubigen Christen entgegen, stets durch den Trost der Religion unter den Schmerzen, die seiner Auflösung vorangiengen, sich stärkend. Vier Tage vor seinem Tode traf er gefaßt seine letzten Anordnungen; dann erhob er sich ungeachtet seiner großen Entkräftung auf dem Krankenlager, entblößte sein zum Theil schon graues Haupt und sprach ein inbrünstiges Gebet, indem er sich bemühte, alle die besondern Wohlthaten Gottes, die er in seinem Leben genossen hatte, in sein Gedächtnis zurückzurufen; in seine Bitten um die göttliche Gnade schloß er die Namen seiner Freunde und vieler geliebter Schüler sowie die Regierung seines Landes ein. Mehrmals erbat er sich die Stärkung des heiligen Sacramentes; die religiösen Empfindungen überwogen so sehr über seine körperlichen Schmerzen, daß er niemals klagte, sondern nur seine Freunde ersuchte, für ihn zu beten. „Mir ist Barmherzigkeit widerfahren — Barmherzigkeit widerfahren!" rief er mit sichtbarer Freudigkeit seinem Heyer entgegen; „dies ist auch mein Glaubensbekenntnis, auf das ich

Digitized by Google

itzt lebe und ſterbe“ — und dann ergieng er ſich im lauten Lobe dieſer göttlichen Barmherzigkeit. Unter den empfindlichſten Schmerzen, welche die Entzündung der innern Organe begleiteten, beſchäftigten ſich ſeine Gedanken mit den Leiden des Heilands, der, um ihn zu erlöſen, weit mehr erduldet habe.

Sobald der Kurfürſt von Gellerts Krankheit erfuhr, ſandte er einen ſeiner geſchickteſten Leibärzte, Demiani, nach Leipzig. Auch er konnte keine Hilfe bringen. Doch fühlte ſich der Kranke durch dieſe zarte Aufmerkſamkeit erquickt; die Verſicherung, die ihm Demiani noch insbeſondere von der Theilnahme des Kurfürſten und der Bekümmernis des Hofes gab, rührte ihn zu dankbaren Thränen.

Endlich in der Nacht vom 13. December glaubte er die Nähe des Todes zu fühlen und wünſchte von ſeinen Freunden zu erfahren, wie lange noch der letzte Kampf des Lebens dauern werde. Auf die Antwort: „Vielleicht noch eine Stunde!“ erhob er ſeine Hände unter den Worten: „Nun, Gottlob, nur noch eine Stunde!“ Dann wandte er ſich mit heiterm Antlitz auf die Seite, betete in der Stille unter der Einſegnung ſeines Beichtvaters und unter dem Gebete ſeiner am Krankenlager ſtehenden Freunde und entſchlummerte in der Stunde der Mitternacht.

Die Nachricht von Gellerts Tode erregte nahe und fern eine unbeſchreibliche Betrübnis. Die Nation hatte ihren Liebling, Tauſende den Lehrer ihrer Jugend, viele den Freund und theilnehmenden Rathgeber verloren. Es war nicht der Dichter, deſſen Verluſt man beweinte, ſondern man blickte auf den frommen, dem höchſten Tugendideal entſprechenden Charakter, den die an ſeinem Grabe trauernde Liebe zu himmliſcher Reinheit und Vollendung über die Schranken des Menſchlichen hinaus erhob. Die Trauergedichte, die zu den überſchwänglichſten Lobreden wurden, häuften ſich ſo ſehr, daß man deren einen ganzen Band ſammeln konnte. Man wallfahrtete zu ſeinem Grabe wie zu dem eines

Digitized by Google

Heiligen, ſo daß ſich der Magiſtrat von Leipzig zuletzt genöthigt ſah, dagegen ein Verbot zu erlaſſen. In Bildniſſen und Denkmälern wurden ſeine Züge der Nachwelt aufbewahrt. Gellert war — nach Cramers Worten — von einer mittlern Leibesgröße, und wenn er ſein immer ſinkendes Haupt empor trug, mehr lang als kurz, anſehnlich von Geſtalt, aber ſehr hager. Er hatte eine ungemein edle Bildung, eine hohe, freie Stirn, ſehr beſeelte, blaue Augen, eine hohe und zugleich gebogene Naſe und einen wohlgebildeten Mund. Mit wenigen treffenden Worten hat Klamer Schmidt dies Bild lebensvoll hingezeichnet:

Dies ſind die abgehärmten Wangen,
Auf welchen nie ein Morgenroth
Von leidenſchaftlichem Verlangen
Und froher Thorheit aufgegangen.
Dies iſt die Miene, die den Tod
Als einen lieben Gaſt empfangen.
Sein hohles Geiſterauge liegt
Tief in dem warnenden Geſichte,
Erzählt des Herzens rührende Geſchichte,
Spricht Engeltoleranz und rügt
Die Laſter mehr durch eine weiche Zähre
Als Rab'ner oder Swift durch fein gedrehten Spott.

---

2. Rabener.

Wie Gellert und Rabener im Leben durch das innigſte Freundſchaftsband vereinigt waren, ſo ſtellt ſie auch die Geſchichte der Literatur wegen der Aehnlichkeit ihres ſchriftſtelleriſchen Charakters und ihres ganzen literariſchen Wirkens zu einander. Ohne durch geniale poetiſche Anlagen zu einer tief greifenden Umgeſtaltung der vaterländiſchen Literatur berufen zu ſein, erwarben ſie ſich durch die gewandte Beherrſchung des von ihnen erwählten beſchränkteren Gebietes der literariſchen Thätigkeit, durch den Anſchluß an die in den mittleren Ständen verbreitete Bildung und

Digitized by Google

die daraus hervorgehende Popularität ihrer Schriften, durch die Liebenswürdigkeit ihres perſönlichen Charakters einen ſo ausgedehnten Kreis von Leſern, daß ſie als die Mittelpunkte einer ganzen Bildungsepoche erſcheinen.

Die Verhältniſſe, unter denen ſie heranwuchſen, waren bei beiden faſt gleich. Ihr äußeres Leben bietet wenig mehr als die einfachen Erlebniſſe des Gelehrten und Beamten. Weder eine tief empfundene Jugendliebe, durch welche der ruhige Strom des Daſeins einmal wenigſtens zu einer lebhafteren Wellenbewegung gehoben wird, noch häusliches Glück in ſpätern Jahren gibt uns zur Schilderung beider Männer lebhaftere Farben an die Hand.

Gottlieb Wilhelm Rabener war am 17. September 1714 zu Wachau bei Leipzig auf dem dortigen Rittergute, das im Beſitze ſeines Vaters war, geboren. Dieſer, zugleich Anwalt am Leipziger Oberhofgerichte, beſtimmte ihn zu den gelehrten Studien und ſchickte ihn, nachdem er durch den Privatunterricht von Hauslehrern vorbereitet war, im Jahre 1728 auf die Landesſchule zu Meißen, wo er an Grabener, den nachmaligen Rector von Schulpforta, an Gärtner und Gellert ſich auf das engſte anſchloß. 1734 kam er auf die Univerſität Leipzig. Neben den juriſtiſchen Studien beſchäftigte er ſich hier auch eifrig mit den „ſchönen Wiſſenſchaften“. In demſelben Jahre 1737, in welchem er eine juriſtiſche Diſſertation über die Milderung der Strafe des Diebſtahls bei Zurückgabe des geſtohlenen Gegenſtandes vertheidigte, verfaßte er das Gedicht, welches ſein einziger Verſuch in Reimen geblieben iſt, „Beweis, daß die Reime in der deutſchen Dichtkunſt ganz unentbehrlich ſind“, eine Satire auf die herkömmlichen Reimgedichte.

Er widmete ſich mit beſonderm Fleiße dem Steuerweſen, und da er viel Gewandtheit in Geſchäftsſachen, einen raſchen Ueberblick beſaß, ſo erwarb er ſich bald ein ſolches Vertrauen, daß er ſchon im Jahre 1741 zum Steuerreviſor des Leipziger

Digitized by Google

Kreiſes ernannt wurde. Dieſes Amt brachte freilich mancherlei Beſchwerden und Unannehmlichkeiten mit ſich: vornehmlich war es Rabeners Aufgabe, das Eigenthum abzuſchätzen und die Steuern nach dem Verhältnis des Beſitzes und der Gewerbe zu vertheilen. Die ſeinem Charakter eigenthümliche Milde und Herzensgüte kam bei dieſem „menſchenfeindlichen Berufe“, wie er ihn wohl halb im Ernſte nannte, oftmals in's Gedränge. „Das Amt eines Steuerreviſors“, bemerkte er einmal zu einer Stelle eines Briefes an Friedrich von Hagedorn, wo er jenen Ausdruck gebraucht hatte, „iſt für einen Menſchenfreund ſehr traurig, da man bei den aufgetragenen Commiſſionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erſchöpften Unterthanen ſieht, ohne ihnen abhelfen zu können, ja wohl oftmals gar Amts wegen gezwungen iſt, dieſe Noth zu verdoppeln.“ Wie er trotzdem ſich durch ſein menſchenfreundliches Weſen Liebe erwarb, ſo erlangte er zugleich den Ruf großer Thätigkeit und Geſchäftskenntnis. Die Geſetze der Steuerverwaltung wie der Landesverfaſſung überhaupt arbeitete er mit dem größten Fleiße durch, ſammelte die Verordnungen früherer Jahrhunderte aus Landtagsacten und Reſcripten und verſah ſie mit juriſtiſchen Nachweiſen. Schon als Steuerreviſor ſchrieb er einen Band, von ihm ſcherzweiſe der Steuerkatechismus genannt, der die Grundſätze der Steuerverfaſſung enthielt. Nachmals ſtellte er in fünf, mit eigner Hand geſchriebenen Foliobänden die Geſetze und Verordnungen zuſammen, welche ſich auf die Landesverfaſſungen bezogen. „Seine Geſchicklichkeit“, ſagt ſein Biograph Weiße, „zog ihm beſtändig eine Menge Aufträge zu, und er vollzog ſie mit der äußerſten Sorgfalt. Eine verworrene Sache, die durch die vielen Hände, durch die ſie gegangen, noch verworrener geworden, fiel ihm am Ende gemeiniglich zu, und er brachte ſie glücklich in Ordnung. Auch bekam er nicht ſelten Aufträge, die beſondere Vorſichtigkeit erfoderten, und er hatte es ſeiner Klugheit und Rechtſchaffenheit, die er keinen Abſichten und

Digitized by Google

Betrachtungen aufopferte, zu verdanken, daß ſelbſt diejenigen Perſonen, wider welche ſeine Entſcheidung ausfiel, mit ihm zufrieden waren.“ Sein heitrer Sinn half ihm über Unannehmlichkeiten leicht hinweg. Seine ſatiriſchen Schriften betrachtete er als eine Erholung; ſie entſtanden größtentheils auf ſeinen häufigen Geſchäftsreiſen, und gerade dieſe Berührung mit Leuten verſchiedenen Standes gab ihm größere Menſchenkenntnis und mehr geiſtige Beweglichkeit, als es auf dem Studierzimmer des Gelehrten möglich geweſen wäre.

Heiterkeit und Witz waren bei Rabener eine Naturgabe. Seine geiſtvolle Unterhaltung zog viele in ſeine Nähe: der öffentliche Tiſch, an welchem er in Leipzig ſpeiſte, wurde um ſeinetwillen als ein Ort der Erheiterung angeſehen und geſucht; allein es war ihm unleidlich, für einen Luſtigmacher zu gelten; er war ſchweigſam, wenn er wußte, daß man ihn blos wegen ſeines witzigen Geſprächs in Geſellſchaften geladen hatte, ſo daß zuletzt kein Reicher wagte, ihn anders als aus Freundſchaft an ſeine Tafel zu ziehen. Ganz offen ergoß ſich ſeine heitere Laune nur im Kreiſe vertrauter Freunde, und dieſe wählte er nicht in der Region des Glanzes und der weltmänniſchen Eleganz, ſondern es zog ihn mehr zu den ernſten, zuverläſſigen Charakteren hin. Gellert, Johann Adolf Schlegel, Cramer, Giſeke, kurz die Männer jenes Kreiſes, den Klopſtocks „Wingolf“ ſo treffend charakteriſiert, waren ſeine Vertrauteſten und blieben auch nach der Trennung mit ihm in ſchriftlichem Verkehr. Die uns erhaltenen Briefe laſſen erkennen, wie warm Rabener für Freundſchaft fühlte, und wie er von ſeinen Freunden ebenſo wiedergeliebt wurde. Der Brief, den er an Giſeke kurz nach deſſen Abſchied von Leipzig ſchrieb, iſt ein Seitenſtück zu der elegiſchen Ode, die Klopſtock unter gleichen Empfindungen des Trennungsſchmerzes dichtete, und eines der vielen Zeugniſſe von der innigen Liebe, die jene poetiſch begabten Jünglinge vereinigt hatte.

Digitized by Google

In den Zeitraum von 1740 bis 1755 fällt vornehmlich Rabeners productive Thätigkeit. Den Vers, den er in ſeiner erſten Arbeit mit geringem Glück verſucht hatte, gab er auf und ſchrieb ſeine ſatiriſchen Sittengemälde in Proſa. Sie erſchienen ſeit 1741 in Schwabes „Beluſtigungen", in den „Bremer Beiträgen" und deren Fortſetzung, der „Sammlung vermiſchter Schriften zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes" (1748—1757). 1751 begann er ſie zu ſammeln. Sie wurden bei ſeinen Lebzeiten ſehr geſchätzt und machten ihn zu einem der populärſten und geleſenſten Schriftſteller der damaligen Generation.

Rabeners Satiren ſind nicht als humoriſtiſche Lebensbilder aus einer lebhaften Phantaſie und einer poetiſchen Weltanſchauung hervorgegangen; ſie ſchildern nicht die menſchlichen Schwächen und Thorheiten in bedeutenden Lebensverhältniſſen, noch haben ſie die ſcharfe Charakteriſtik des Lächerlichen, wie wir ſie z. B. bei ſeinem nächſten Vorgänger Liſcow finden. Allein, war es unter den damaligen öffentlichen Zuſtänden für einen hell blickenden Geiſt ſchwer, die Satire zu unterlaſſen, ſo war es noch ſchwerer, ſie zu ſchreiben, ohne ſich dem Geſchrei der Menge auszuſetzen. Hatte nicht Liſcow, weil er einen erbärmlichen Autor in ſeiner Lächerlichkeit gezeigt hatte, das Recht der Satire verfechten müſſen? Und doch hatte er nicht das allgemeine Verdammungsurtheil von dem Satiriker abwenden können. Rabener begleitete ſeine ungleich zahmeren Satiren ebenfalls mit ausführlichen Schutzreden, aus denen von vorn herein erſichtlich wird, auf welch ein kleines Gebiet er ſeine Satire beſchränkte. „Wer den Namen eines Satirenſchreibers verdienen will," heißt es in ſeinem Vorberichte vom Mißbrauche der Satire, „deſſen Herz muß redlich ſein. Er muß die Tugend, die er andre lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß ſeine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürſten und das Anſehen der Obern das Heiligſte

ſein. Die Religion und den Fürſten zu beleidigen, iſt ihm der ſchrecklichſte Gedanke. Er liebt ſeinen Mitbürger aufrichtig. Iſt dieſer laſterhaft, ſo liebt er den Mitbürger doch und verabſcheut den Laſterhaften. Die Laſter wird er tadeln, ohne der öffentlichen Beſchimpfung die Perſon desjenigen auszuſtellen, welcher laſterhaft iſt und noch tugendhaft werden kann. Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er ſieht, daß ſein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält und einen andern zwingt, daß er aufhöre, lächerlich und laſterhaft zu ſein. Er muß die Welt und das ganze Herz der Menſchen, aber vor allen Dingen muß er ſich ſelbſt kennen. Er muß liebreich ſein, wenn er bitter iſt. Er muß mit einer ernſthaften Vorſicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen ſcherzhaften Vortrag einkleiden will.“ Dieſem Bilde ſtellt er das der muthwilligen Satiriker gegenüber: „Sie ſpähen die Fehler des andern aus, nicht ihn zu beſſern, ſondern ihn lächerlich zu machen. Sie ſind froh, daß es Fehler gibt; ſonſt könnten ſie nicht witzig ſein.“ Er tadelt daher die, welche alle Stände geißeln und das Treiben der „Obern“ verhaßt und lächerlich machen wollen; dies ſei ein übereilter Eifer, der ſich mit nichts entſchuldigen laſſe. Eben ſo ſehr weiſt er die Angriffe auf Lehrer der Jugend und Geiſtliche von ſich und iſt ſtolz darauf, in ſeinen ſatiriſchen Schriften alles mit Sorgfalt vermieden zu haben, was einigen Leichtſinn gegen die Religion verrathen könnte. Er rechnet es ſich zu beſonderm Vorzug an, ſeine Satiren ganz allgemein gehalten zu haben. So kleinlich dachte man in Rabeners Umgebung, daß man zu ſeinen Satiren wie zu Gellerts Luſtſpielen die Originale in Leipzig nachwies, und ihm wie ſeinem Verleger Briefe zugeſchickt wurden, in denen die Perſonen angegeben waren, welche er gemeint haben ſollte. „Sie können es ſicher glauben,“ ſagt Rabener, „ich meine niemanden als diejenigen, welche wiſſen, wen ich gemeint habe.“ Dieſe Selbſtcharakteriſtik macht es begreiflich, daß eine ſolche Satire farblos

Digitized by Google

und matt werden mußte. Die Zeitgenoſſen nannten Rabener den deutſchen Swift; aber der rückſichtsloſe, tief einſchneidende Witz der durchaus politiſchen Satire des Dechanten von Saint Patrick blieb Rabeners beſcheidenen Verſuchen eben ſo fern wie der beherrſchende Einfluß des ſwiftiſchen Wortes auf das engliſche Volk und auf die regierenden Miniſter. Die Figuren in Rabeners Satiren gehören ſämmtlich zu der niedern Klaſſe des Lächerlichen, kriechende Gratulanten, armſelige, bettelnde Poeten, gelehrte Pedanten, alte, heirathsluſtige Jungfern und Wittwen, ungebildete, adelsſtolze Dorfjunker. Da dieſe, wenigſtens in den damaligen Formen, aus dem Leben größtentheils verſchwunden ſind, ſo haben jene Schilderungen ihren Reiz für die Nachwelt faſt ganz eingebüßt; auch die Breite und Kraftloſigkeit des Stils, deſſen leichten Fluß man zu jener Zeit zu rühmen Grund hatte, vermag den Leſer jetzt kaum mehr zu feſſeln. Am anziehendſten iſt noch ſeine Abhandlung von Sprichwörtern, weit mehr als die früher ſehr geprieſenen „ſatiriſchen Briefe“, die ſich in den kleinlichſten Dorfverhältniſſen bewegen.

Mit der „Abhandlung von Sprichwörtern“ und dem „Mährchen vom erſten April“ (1755) beſchloß Rabener ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn. Er war 1753 als erſter Steuerſecretär in das Oberſteuercollegium nach Dresden berufen worden und fürchtete, in dieſem Amte und in der Umgebung des Hofes als Satiriker Anſtoß zu erregen. „Die Thoren aus den Paläſten“, ſchrieb er an Weiße, „und den Antichambern ſind mir zu gefährlich, und (im Vertrauen!) es ſind nicht die kleinſten.“ Er machte ſeinen feſten Entſchluß, die literariſche Thätigkeit aufzugeben, zu allgemeinem Bedauern der Leſewelt, deren Liebling er damals wie Gellert war, 1755 in der Vorrede zum vierten und letzten Bande ſeiner ſatiriſchen Schriften bekannt: „Ein ernſthafteres Alter, Geſchäfte, die täglich gehäuft werden, der Verluſt der beſten Freunde, eine argwöhniſche Vorſicht, die meinem

Digitized by Google

itzigen Stande vielleicht noch unentbehrlicher iſt, als ſie mir vor drei Jahren war, Leſer, die noch immer gewohnt ſind zu lachen, ſolange ſie über andere lachen, und welche unverſöhnlich wüthen, ſobald ſie glauben, ihr eignes Geſicht im Spiegel zu ſehen, der geſchwätzige Vorwitz der Ausleger, welche immer boshaft genug ſind, Schlüſſel zu machen, wo keine Schlüſſel nöthig ſind, die tückiſche Bosheit dererjenigen, welche ſich getroffen finden und ſchweigen, und welche doch hämiſch im Namen dererjenigen ſeufzen, die gewiß nicht gemeint und gewiß nicht getroffen ſind, die beleidigende Unbilligkeit des witzigen Pöbels, welcher immer an dem Orte, wo der Verfaſſer ſchreibt, die Originale zuerſt ſucht, eine Unbilligkeit, die mir bei meinem gegenwärtigen Amte doppelt empfindlich ſein muß: alles dieſes ſind Urſachen, welche mir meinen Vorſatz ernſtlich machen.“ Ungeachtet dieſes Vorſatzes ſetzte er doch in ſeinen Erholungsſtunden ſeine ſatiriſchen Schriften fort; die Herausgabe derſelben ſollte aber erſt nach ſeinem Tode erfolgen. Seine Freunde rühmten die „Entzückungen oder Geſichte“, in denen ein ſehr kühner Witz geherrſcht haben ſoll. Auch ein Luſtſpiel „der Freigeiſt“ ward von ihm entworfen nud bis zum vierten Acte ausgearbeitet; dem Entwurf nach würde es ein Seitenſtück zu Gellerts Luſtſpielen geworden ſein.

Der ſiebenjährige Krieg brachte für ihn unruhige und ſorgenvolle Jahre. Seine bisherigen Amtsgeſchäfte ruhten, und er erlitt an ſeinem Einkommen große Einbuße. Indeß ehrten die Preußen auch in ihm den berühmten Schriftſteller; er wurde von vielen preußiſchen Officieren und Beamten aufgeſucht und fand bei ihnen viel Geſchmack und Beleſenheit. Den Prinzen Heinrich ſah er 1757 mehrmals und nahm ſich „als ein deutſcher Patriot“ gegen ihn der verachteten Nationalliteratur an. Friedrich der Große wollte ihn 1757 ebenfalls ſprechen und willigte in Rabeners Wunſch, daß die Unterredung in deutſcher Sprache geführt werden ſolle; jedoch da der König ſchnell wieder von

Digitized by Google

Dresden aufbrach, so fand die Audienz, bei der Rabener die deutsche Muse kräftig zu vertreten hoffte, nicht statt.

Hatten ihn schon die Kriegsunruhen 1759 zu einer Flucht aus Dresden genöthigt, so traf ihn das härteste Unglück bei dem Bombardement im Juli 1760. Ein Brief an seinen Freund, Cabinetssecretär Ferber in Warschau, schildert ausführlich, was für angstvolle Tage er ausgestanden, wie sein Haus in seiner Abwesenheit eingeäschert ward, und seine ganze Habe und seine Papiere ein Raub der Flammen wurden. „Die witzigen Manuscripte," heißt es darin, „welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit alle, alle mitverbrannt. Nun verlohnt es beinahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann." In vielen Abschriften wurde gleich darauf der Brief verbreitet und wider Rabeners Willen gedruckt. Dem Charakter seines Verfassers, der mitten im Unglück sich die heiterste Ergebung und Gelassenheit bewahrte, stellte dieses Schreiben das herrlichste Zeugnis aus. Die Zeitgenossen aber verstanden keinen Spaß und deuteten diese scherzhafte Schilderung, die mehr als alle Satiren Rabeners sich auf die Höhe des echten Humors erhob, sehr übel, als habe der Verfasser kein Mitgefühl für die Leiden anderer gehabt, da er sogar darüber scherzen konnte. Rabener hielt eine öffentliche Rechtfertigung für nöthig, und noch sein Biograph Weiße sucht des weiteren darzuthun, daß man im Unglück lustig sein könne, ohne darum ein hartes Herz zu haben. Dieser Umstand mag auch Rabener entschuldigen, wenn er, um nicht die Ruhe seines Lebens auf das Spiel zu setzen, als Satiriker behutsam und bedächtig verfuhr.

Der Friede und der bald darauf erfolgende Regierungswechsel führte für Rabener eine glückliche Veränderung seiner Lage herbei. „Sie würden", schrieb er an einen Freund, „Dresden kaum mehr kennen; so aufgeheitert, so freudig, so hoffnungsvoll sind wir

Digitized by Google

bei unſrer neuen Herrſchaft, die wir als Vater und Mutter lieben. Wie leicht iſt es doch einem Fürſten, von ſeinen Unterthanen geliebt zu werden!“ Rabener wurde zum Steuerrath ernannt. Die Art, wie er ſich darüber gegen ſeinen Freund Weiße ausſpricht, zeugt von ſeinem edlen, uneigennützigen Charakter: „Man ließ mir verſchiedene Vorſchläge zu andern Aemtern thun, wo ich einen noch höhern Rang und bei dem einen Vorſchlage mit weniger Arbeit eine anſehnliche Verbeſſerung haben konnte. Ich habe ſie alle unterthänigſt verbeten und geäußert, daß ich die Arbeit nicht ſcheue, mehr Beſoldung nicht nöthig habe, keinen höhern Rang verlange und, ſolange ich lebte, bei der Steuer zu bleiben wünſchte, wo ich meine Arbeit ſchon kenne und meiner Vorgeſetzten Gewogenheit, Vertrauen und Freundſchaft habe.“

Zu einer Wiederaufnahme ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ließ er ſich nicht bewegen. Sein Spott, äußerte er, würde jetzt nicht mehr lachend, ſondern bitter ſein, da er noch mehr Bosheit als Thorheit habe kennen lernen, und endlich, ſetzte er ſcherzend hinzu, wolle er auch den Narren die Freude, die ihnen das Bombardement von Dresden gemacht habe, nicht verderben. Alles, wozu er ſich auf Weißes Bitten verſtand, war, daß er diejenigen ſeiner Briefe ſammelte, die nach ſeinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden ſollten: Weiße wurde im voraus mit dieſem Auftrage betraut. In dieſen Briefen offenbart ſich Rabeners kauſtiſche Natur viel freier als in ſeinen Satiren; nimmt man die unbedeutenden Briefſtändeleien mit einigen Frauenzimmern aus, ſo erkennt man in ihnen ein ſchätzbares Denkmal der trefflichen Eigenſchaften ſeines Charakters.

Nur wenige Jahre war ihm noch vergönnt in voller Geſundheit und Kraft des Geiſtes zu verleben. Im October 1767 bekam er den erſten Schlaganfall. „Der erſte Schritt zum Grabe“, ſchrieb er an Weiße, „wäre alſo gethan. Wann kommt

Digitized by Google

der zweite? Wie Gott will. Ich bin nur froh, daß es die linke Seite getroffen. Vielleicht macht es bald aus, ohne mich lange zu martern. Ich bin zu allem bereit." Mit dieser gefaßten Stimmung, die noch manchmal mit dem Gedanken an den Tod scherzen konnte, sah er der Zukunft entgegen. Ein Aufenthalt in Karlsbad (1768) brachte ihm keine Stärkung. Nach einem zweiten Schlaganfall im März 1769 erholte er sich nicht wieder, auch seine Munterkeit nahm ab; doch war es ihm eine Erquickung, zur Meßzeit seine Leipziger Freunde zu besuchen. „Ich sah ihn", berichtet Weiße, „noch ein paar Messen, aber ich erkannte nur schwach meinen ehemaligen gesellschaftlichen, lustigen Freund, der Leben und Fröhlichkeit in jede Gesellschaft mitbrachte. . . . . Er kam zu seinen Freunden mehr, um bei ihnen auszuruhen, als sich bei ihnen zu vergnügen. Seine Einfälle waren immer noch munter, aber sie waren seltner, und er wiederholte oft die alten. Seine Amtsarbeit wurde ihm beschwerlich, und er brauchte Gehilfen, mit einem Worte, sein Geist schien in dem Streite mit seinem Körper, den er so lange ausgehalten hatte, endlich unterzuliegen." In der Ostermesse 1770 sahen ihn seine Leipziger Freunde zum letzten Mal. „Sein Abschied war wehmüthig, nicht weil er glaubte, daß es der letzte sein würde, sondern weil er sich genöthiget sah, ihn auf ein ganzes Jahr zu nehmen, da er inskünftige nur alle Ostermessen hieher kommen wollte." Nach einem leidlichen Winter erfüllte ihn die Hoffnung auf die bevorstehende Ostermesse mit Freuden; allein sein körperlicher Zustand wurde im März immer bedenklicher; zu den Schwindelanfällen trat Fieber hinzu; der Arzt sah einen nahen Schlag vorher. Am Morgen des 22. März 1771 machte ein plötzlicher Tod, wie er ihn sich gewünscht hatte, seinem Leben ein Ende. Allgemeine Liebe und Achtung folgte ihm in's Grab.

Digitized

3. Die Brüder Schlegel.

„Blühe, du Geſchlecht der Schlegel," — ſchrieb Gellert im Vollgefühl freundſchaftlicher Anerkennung, die zu einer prophetiſchen Ahnung ward — „und nie fehle es dir an Männern, welche die Menſchen weiſe und glücklich machen, nie an Beförderern des Geſchmacks und der Tugend! Der Segen eines rechtſchaffenen, gelehrten, aber unglücklichen Vaters ruhe immer auf ſeinen Nachkommen, wie er ſo ſichtbar auf ſeinen Söhnen ruht!" Der Vater und Großvater dieſes in der Geſchichte unſrer Literatur unſterblich gewordenen Geſchlechts war der Appellationsrath und Stiftsſyndicus Johann Friedrich Schlegel zu Meißen.

Johann Elias Schlegel, der älteſte der drei Söhne, welche ſich durch ihre literariſche Thätigkeit einen Namen erworben haben — ein älterer Bruder widmete ſich der Jurisprudenz und ward ein geachteter Geſchäftsmann — wurde am 28. Januar 1718 zu Meißen geboren. Seinen erſten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer; ſorgfältig leitete der Vater ſelbſt, ein vielſeitig gebildeter Gelehrter, auch mit der Poeſie vertraut, die Erziehung ſeiner Kinder und blieb ihnen noch in ſpäteren Jahren ein einſichtsvoller Rathgeber. Durch Hankes und Neukirchs Gedichte ward des Knaben Talent für die Poeſie angeregt, ſo daß er ſchon im zwölften Jahre ſich in Verſen zu üben begann. Seine frühe Neigung zum Drama bildete ſich zuerſt durch die Lectüre des Plautus aus, durch den er ſich bei ſeiner damals noch geringen Kenntnis des Lateiniſchen mit großer Anſtrengung hindurcharbeitete. Mit ſeinem fünfzehnten Jahre wurde er der ſtrengen Zucht der Schulpforta übergeben, wo er wegen ſeiner vorgeſchrittenen Kenntniſſe gleich in eine der höhern Abtheilungen der Schule vorrückte, ſo daß er von den ſechs geſetzlichen Jahren vier in der oberſten Klaſſe zubrachte. Sein Wiſſen war ſeinen Jahren weit vorausgeeilt; ſo hatte er Gelegenheit, in die klaſſiſchen Studien gründlich einzudringen. Für deutſche Dichtkunſt

Digitized by Google

ſchon vorgebildet, wurde er durch das Beiſpiel der Alten zur Nachahmung in deutſcher Form angetrieben. Er überſetzte ſeit 1735 den vierten Geſang von Virgils Werk über den Landbau und einige horaziſche Epiſteln in Alexandrinern. „Wenn deine Poeſie“ — das war der treffliche Rath, den ihm ſein Vater gab — „ein wahrhaftes Leben bekommen ſoll, ſo ſuche dann und wann eine Epiſtel aus dem Horaz zu überſetzen. Sodann wirſt du erſt merken, was Verſe ſind. Denn aus den beigelegten Proben deiner Poeſie ſehe ich zwar, daß du eine natürliche Diſpoſition dazu haſt, aber es iſt nicht genug Reelles darin. Die mehreſten ſind leer ſowohl von Kennzeichen einer Lectüre als von reifen Gedanken.“ Indeß blieb Schlegel nicht bei den lateiniſchen Dichtern ſtehen, ſondern erwarb ſich auch eine gründliche Kenntnis der griechiſchen Sprache: er überſetzte 1737 Xenophons „Kyropädie“ und fieng an, die „Elektra“ des Sophokles in deutſche Proſa zu übertragen; dadurch gelangte er wieder auf das dramatiſche Gebiet. Hatte Gottſched die Regeln der griechiſchen Tragödie nur aus zweiter Hand von den franzöſiſchen Dramatikern und Kritikern geſchöpft, ſo gieng Schlegel auf die Griechen ſelbſt zurück. Er las den Euripides und eiferte ihm alsbald in zwei Tragödien nach. 1737 entwarf er eine „Hecuba“, zu der er die Motive aus dem gleichnamigen Drama des Euripides ſowie aus deſſen „Troianerinnen“ und aus den „Troianerinnen“ des Seneca gleichmäßig entlehnte. Unzufrieden mit ſeiner Arbeit, vernichtete er den Entwurf wieder. Doch erhielt ſich die Abſchrift eines Freundes, und ſie regte ſpäter den Dichter zu einer völligen Umgeſtaltung ſeines Werkes an, das nun ebenfalls den Titel „die Troianerinnen“ bekam. Nach einem ferneren Stücke des Euripides, der „tauriſchen Iphigenie“, verfaßte Schlegel 1737 „die Geſchwiſter in Taurien“, die er in ſpäteren Jahren gleichfalls vollſtändig umarbeitete und nunmehr „Oreſt und Pylades“ betitelte. Bald darnach (1739) begann er,

Digitized by Google

noch in Schulpforta, das Trauerſpiel „Dido“, das ebenſo wie die früheren Dramen vor dem Druck (in Gottſcheds „Schaubühne“ 1744) durchgreifende Veränderungen erfuhr. Seine Mitſchüler nahmen an ſeinen dramatiſchen Verſuchen einen ſo regen Antheil, daß ſie ohne Vorwiſſen der Lehrer in einer abgelegenen Zelle 1737 „Hecuba“, 1738 „die Geſchwiſter in Taurien“ aufführten, wozu Decorationen und Coſtüme nothdürftig zuſammengebracht wurden. Einer derſelben, Janozki, ließ 1745 Briefe über ſeine Studiengenoſſen in Schulpforta drucken; hier rühmte er nicht nur Schlegels ausgezeichnete Kenntniſſe (auch in der Mathematik), ſondern beſonders ſein edles Betragen und ſeine Herzensgüte. Sein Benehmen war ernſt und gemeſſen, etwas zurückhaltend. In dem Momente der dichteriſchen Begeiſterung, ſo wenig man auch in ſeinen Werken ein dithyrambiſches Feuer wahrnimmt, ſchien ſein Weſen ſich völlig zu verändern. „Tiefſinn und Feuer“, berichtet ſein Bruder Johann Adolf, „blickten alsdenn zugleich aus ſeinen Augen. Seine ganze Bruſt war dabei in Arbeit; ſie athmete ſchneller; ihr Athmen gieng in ein, obwohl nicht wildes, doch gar lebhaftes Schnauben über, alſo daß es jedem Ohre vernehmlich war. In dieſem Zuſtande goß er ſeine Verſe in vollem Strome oft zu hunderten hin. Aber oft ſtrich er des Morgens drauf mehr als die Hälfte durch oder zog ſie enger zuſammen oder achtete es nicht, ſie zu dreißigen, vierzigen wieder umzuſchmelzen, und zwar in gleicher Begeiſterung, die ſich im Durchleſen, wenn ihm hier und da eine neue Idee aufſtieß, ſchnell wieder entzündete. Denn auch für ſich allein durchlas er ſeine Verſe mit eben dem Feuer, mit welchem er ſie niederſchrieb, und im Ausbeſſern war er unermüdet. In der That wird ſich unter ſeinen Tragödien faſt keine finden, die er nicht ſtückweiſe zu mehrern Malen ganz umgegoſſen.“ Ebenſo verſichert Gellert, daß er in ſeinen Tragödien ganze Aufzüge umarbeiten konnte, ohne darüber zu klagen. „Ein Entwurf zu einem Trauerſpiele“,

Digitized by Google

ſetzt dieſer hinzu, „war ihm eine ſehr angenehme Beſchäftigung, und er pflegte ihn wie Racine oft faſt ganz proſaiſch aufzuſetzen.“

Der dichteriſche Ruf des Jünglings war ſchon ſo groß, daß im Jahre 1739, wo er die Schule verließ, ſeine „Geſchwiſter in Taurien“ in Leipzig von der neuberiſchen Truppe aufgeführt wurden. Mit einer Rede über die Verbindung von Oeſterreich und Toscana nahm er im März dieſes Jahres von Schulpforta Abſchied und begab ſich auf die Univerſität Leipzig, wo er dem Wunſche des Vaters zufolge ſich der Geſchichte und der Rechtsgelehrſamkeit widmete, ohne deßhalb von den humaniſtiſchen Studien ſich abzuwenden. Mit dieſen machte er ſich durch Ueberſetzen aus Cicero und Xenophon vertrauter; vornehmlich Chriſts Vorleſungen über Plautus zogen ihn an. Der gründliche Maſcov wurde ſein Lehrer in der Geſchichte. Gottſched, der damals mit dem Plan der Herausgabe der „deutſchen Schaubühne“ umgieng, war ſehr erfreut, in Schlegel ein dramatiſches Originalgenie gewonnen zu haben, und hatte noch ein ſo großes Anſehen als Kritiker, daß der junge Dichter ein Mitglied ſeiner „Rednergeſellſchaft“ wurde und ihm ſeine dramatiſchen Manuſcripte zur Beurtheilung übergab. Auch überſetzte er für ihn noch einmal die „Elektra“, nunmehr in Reimen. Sie ſollte als Beiſpiel der griechiſchen Tragödie die Poetik des Ariſtoteles erläutern, mit der Gottſched ſeine „Schaubühne“ eröffnen wollte. Der Plan wurde nicht ausgeführt; ſo blieb auch Schlegels Ueberſetzung zunächſt ungedruckt, bis er ſie 1747 ſelbſt in ſeinen „theatraliſchen Werken“ mittheilte. 1740 ſchrieb er im Anſchluß an die Erzählung des Livius den proſaiſchen Entwurf zu einem Trauerſpiel „Lucretia“. In derſelben Zeit wandte er ſich aber mit Vorliebe zu Stoffen aus der deutſchen Geſchichte. Er dachte an einen „Otto von Wittelsbach“; 1741 vollendete er ſein Lieblingsſtück, die Tragödie „Hermann“. Sie wurde wiederholt in Leipzig aufgeführt — noch Goethe ſah ſie 1766 — und

Digitized by Google

erhielt in ihrer zweiten, dramatiſch lebhafteren und rührenderen Geſtalt 1743 einen Platz in Gottſcheds „deutſcher Schaubühne“. Nicht minder thätig war Schlegel für das komiſche Drama. 1741 ſchrieb er „die entführte Doſe“, ein Nachſpiel, das in Leipzig mit Beifall aufgeführt, von dem Dichter aber des Druckes nicht werth geachtet wurde, in reimloſen Trimetern. Dasſelbe Versmaß wandte er ſpäter noch in der fragmentariſch erhaltenen Tragikomödie „der Gärtnerkönig“ (nach Juſtinus) an. Bald darauf verfaßte er ſein erſtes größeres Luſtſpiel „der geſchäftige Müßiggänger“ in Proſa, welches 1743 in Gottſcheds „Schaubühne“ gedruckt wurde. In gereimten Alexandrinern begann er „die Pracht von Landheim“, führte den Entwurf jedoch 1742 in Proſa aus. Da aber ſein Vater die allzu getreue ſatiriſche Schilderung bekannter Vorgänge aus Schlegels eigner Erfahrung in dem Stücke mißbilligte, verbrannte er das Manuſcript. Auch noch der Leipziger Zeit gehörte die Komödie in Verſen „die drei Philoſophen“ an, die aber ſtets Fragment blieb. Da Schlegel gegen das Herkommen mitunter auch den Vers im Luſtſpiel anzuwenden wagte, ſo verfaßte er zu ſeiner Rechtfertigung das „Schreiben über die Komödie in Verſen“ (1740), dem ſich die beiden Aufſätze „von der Nachahmung“ und „von der Unähnlichkeit in der Nachahmung“ anſchloſſen, welche anſtatt einer ſklaviſchen Abpinſelung der Natur in der Kunſt eine ideale Nachbildung derſelben verlangten. Seine „Vergleichung Shakeſpeares und Andreas Gryphs“ (1741), zu welcher er durch eine 1741 erſchienene ſchlechte Ueberſetzung des „Julius Cäſar“ von Kaſpar Wilhelm von Borck veranlaßt wurde, kann man auf unſerm jetzigen Standpunkte als ſchwach und unreif tadeln; für ſein Zeitalter aber war ſie ein Fortſchritt: Schlegel war unbefangen genug, im Widerſpruch mit der allgemein geltenden Anſicht Shakeſpeare über Gryphius zu ſtellen. Hingegen konnte er ſich von der Beſchränktheit der Regeln des

Digitized by Google

französischen Trauerspiels noch nicht so weit losmachen, um in Shakespeare etwas mehr als die treffende Zeichnung der Charaktere anzuerkennen. Die meisten dieser Abhandlungen sowie mehrere poetische Briefe im Sinne der horazischen Episteln erschienen in Gottscheds „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit". Schlegel wurde daher auch ein thätiger Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen", in denen sich unter andern prosaischen Beiträgen von ihm eine in Rabeners Manier verfaßte Satire „der junge Herr" und mehrere anakreontische Lieder neben didaktischen Gedichten und Cantaten fanden. Auch der Anfang eines Heldengedichts in Alexandrinern, „Heinrich der Löwe", für das sich Gottsched sehr interessierte, fiel in die Zeit seiner akademischen Studien. Schlegel suchte hier nach dem Vorbild, das der englische Dichter Glover in seinem „Leonidas" gegeben hatte, alles Wunderbare zu vermeiden und gab daher die übliche Göttermaschinerie preis, ersetzte sie aber durch kalte Allegorien. Diese vielseitigen Beschäftigungen mit der schönen Literatur waren seine höchste Lebensfreude. Um ihretwillen erwarb er sich eine sehr gute Kenntnis der französischen, italienischen und englischen Sprache und machte sich mit den besten Schriftstellern des Auslands bekannt. Zu der Rechtsgelehrsamkeit hatte er keinen innern Trieb. „Gleichwohl sollte er" — so berichtet Gellert, mit dem er in innigem Freundschaftsbunde stand — „nach dem Verlangen seines würdigen Vaters sich zum Juristen geschickt machen, um eine öffentliche Prüfung aushalten und Doctor der Rechte werden zu können. Er haßte beinahe die Pandekten, hatte die Rechte nur im Vorbeigehen gehört; aber seinem Vater zu gefallen, zwang er sich ohngefähr ein Vierteljahr lang, trieb sie mit einem Eifer, als wenn er ein zweiter Cujaz werden wollte, unterwarf sich einer öffentlichen Prüfung seiner juristischen Kenntnisse, und Rechenberg, der damalige Decanus, wollte ihm aus Bewunderung derselben zu

Digitized by Google

einer öffentlichen Unterſtützung verhelfen, um die höchſte Würde in den Rechten erlangen zu können.“ Um dieſe Zeit war Schlegels Vater durch unverſchuldeten Verluſt ſeines Vermögens in eine ſo beſchränkte Lage gerathen, daß er zur Unterſtützung ſeiner Söhne — auch Johann Adolf Schlegel ſtudierte damals in Leipzig — wenig thun konnte. Eine Zeit lang ſuchte ſich Johann Elias Schlegel durch eine Hofmeiſterſtelle etwas zu erwerben. Da ſich die Wittwe ſeines Oheims mit dem ſächſiſchen geheimen Kriegsrath von Spener, der zum Geſandten am däniſchen Hofe ernannt war, verheirathete, ſo nahm ihn dieſer im Anfang des Jahres 1743 als ſeinen Privatſecretär mit. Die Reiſe gieng über Berlin und Hamburg nach Kopenhagen. Schlegel machte in Hamburg die Bekanntſchaft Hagedorns, mit welchem er ſeitdem in vertrauter Correſpondenz ſtand, ſo daß er bei mehreren Gelegenheiten ihn um ſein Urtheil über ſeine Schriften, auf das er ſehr viel gab, befragte. Zwei Jahre ſpäter kam er auf einer Reiſe nach Holſtein, auf der er im Gefolge des Hofes ſich befand, wiederum mit Hagedorn zuſammen und knüpfte die Freundſchaft noch enger. Durch deſſen Vermittlung trat er auch mit Bodmer, bei dem er bisher für einen Anhänger Gottſcheds gegolten hatte, in Briefwechſel und überſandte ihm ſeine neueſten dramatiſchen Arbeiten ſowie das Epos „Heinrich der Löwe“, um ſeine Kritik zu vernehmen; ihm theilte er auch ſeine Verſuche in reimfreien Trimetern mit. Das Verhältnis zu Gottſched hatte aufgehört; Schlegel gieng wie ſo viele andere in's Lager der Feinde über. Er machte es wie faſt alle, die aus der Leipziger Schule hervorgegangen waren: das innige Verhältnis, in welchem ſie als Jünglinge zu Gottſched geſtanden waren, leugneten ſie nachmals ab, als ſie einſahen, daß es ihnen bei den neuen kritiſchen Autoritäten zur Unehre gereichte. In einem Briefe an Bodmer vom 19. April 1746 finden ſich folgende charakteriſtiſche Aeußerungen: „Wenn die Zeiten in Leipzig itzo ſo ſind, daß man ſich aus dem

Digitized by Google

Lobe Herrn Gottscheds keine Ehre macht, so finde ich sie gegen diejenigen eben nicht verändert, da ich mich daselbst aufgehalten. Ohngeachtet er mir die Ehre thut, mich unter seine Schüler zu rechnen, und sich an dem ‚Hermann' viel Antheil zuschreibt, so muß er mich wohl nothwendig unter diejenigen rechnen, die sich allezeit heimlich darüber geärgert, wenn sie seinen Beifall vollkommen gehabt, und an denen er nicht viel Gutes für sich gezogen hat, indem die ‚Dido', die ich verfertiget, ehe ich ihn einmal gesehen hatte, nach seinem Urtheile besser gerathen ist als der ‚Hermann', der unter seinen Augen entstanden und ihm nichts zu danken hat, als daß er mir die Wahl dieser Materie und dieselbe Ausführung widerrathen, von dem Ausdrucke aber wenig zu sehen bekommen, ehe es fertig gewesen."

In Kopenhagen beschäftigte sich Schlegel gleich im Beginn seines dortigen Aufenthaltes mit der Erlernung der dänischen Sprache, so daß er in kurzer Zeit eine hinlängliche Fertigkeit in derselben erlangte; auch bemühte er sich, eine genaue Kenntnis der dänischen Sitten, Geschichte und Literatur sich zu erwerben. Schon nach wenig Jahren trat er mit der Wochenschrift „der Fremde" (6. April 1745—5. April 1746) hervor, worin neben den dänischen Sitten namentlich auch die nordische Poesie und Sage besprochen wurde. Im Jahre 1746 bestieg Friedrich V. den dänischen Thron. Er errichtete sogleich in Kopenhagen eine neue Bühne und regte dadurch das Interesse für das Theater, das schon Holbergs Komödien frisch belebt hatten, neuerdings an. Auch Schlegel schloß nun seine Zeitschrift nach dem ersten Jahrgange und nahm mit Eifer seine dramatischen Arbeiten wieder auf. Er verfaßte 1746 das „Schreiben von der Errichtung eines Theaters in Kopenhagen", 1747 die „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters", worin er zuerst das Verlangen nach einem nationalen Drama aussprach, welches auf die besonderen Sitten und Charakter-

Digitized by Google

eigenſchaften des eigenen Volkes begründet ſein ſollte. Er vollendete die Umarbeitung ſeiner „Troianerinnen“ und verfaßte während des Sommers 1746 den „Canut“, ſeine beſte Tragödie, zu welcher er den Stoff aus den Ueberlieferungen des Saxo grammaticus über die nordiſche Geſchichte entlehnte. Schon 1745 hatte er in ſeiner Wochenſchrift das einactige Luſtſpiel „der gute Rath“ in Proſa veröffentlicht. 1746 folgte, gleichfalls in Proſa, die fünfactige Komödie „der Geheimnisvolle“, im Anſchluß an die Schilderung dieſes Charakters in Molières „le misanthrope“ gedichtet. Wiederholt ſchon hatte ſich Schlegel an dieſes Sujet gewagt; immer war ſein Verſuch geſcheitert, da er ſeinem Geheimnisvollen keinen Vertrauten beigeben konnte und ſo die dramatiſche Handlung ſelbſt zum Geheimnis zu werden drohte. Mit ſeinem allegoriſchen Vorſpiel „die Langeweile“ (in freien, gereimten Verſen) wurde am 18. December 1747 das neue Theater in Kopenhagen eröffnet. Ziemlich gleichzeitig ſchrieb Schlegel 1747 ſeine beiden vollendetſten Luſtſpiele, den reizvollen Einacter „die ſtumme Schönheit“ (in Alexandrinern) und den „Triumph der guten Frauen“ (fünfactig, in Proſa), welche in däniſchen Ueberſetzungen aufgeführt wurden und auch in Deutſchland ſich lange auf der Bühne erhielten. Er ſammelte 1747 ſeine „theatraliſchen Werke“, zu denen die „Beiträge zum däniſchen Theater“ 1748 die Fortſetzung bildeten.

Da man ihn in Dänemark nicht nur als Dichter, ſondern auch als Gelehrten ſchätzen gelernt hatte, ſo erhielt er 1748 auf Holbergs Vorſchlag eine Profeſſur an der 1747 erneuten Ritterakademie zu Sorö, um vornehmlich über Geſchichte, Staatsrecht und Handelsweſen zu leſen. Er hielt auch Vorträge über Stiliſtik, mit denen er praktiſche Uebungen verband; er fühlte, wie er an Bodmer ſchrieb, die Nothwendigkeit, „eine gute und lebhafte Schreibart in die Wiſſenſchaften zu bringen“. Mit einer Rede „vom Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften im gemeinen Leben und

Digitized by Google

in Geschäften" eröffnete er seine „Uebungsgesellschaft". Er beschäftigte sich mit historischen Forschungen und, da er sein Epos nach dem Erscheinen des „Messias" aufgegeben hatte, mit einer geschichtlichen Arbeit über Heinrich den Löwen, dem er schon früher eine historische Abhandlung, dessen Achtserklärung betreffend, gewidmet hatte. Aber dabei ruhte die Poesie nicht. Ein neues Trauerspiel aus der älteren dänischen Geschichte, „Gothrika", wurde in drei Aufzügen entworfen und William Congreves „Braut in Trauer" mit manchen Kürzungen frei in das Deutsche zu übertragen begonnen. In der überaus glücklichen Wiedergabe dieses Stückes bediente sich Schlegel zuerst im deutschen Drama mit Erfolg des reimlosen fünffüßigen Jambus.

Im April 1748 verheirathete er sich mit einer Verwandten des sächsischen Gesandten, aber er genoß das Glück des ehelichen Lebens nicht lange. Seit einer langwierigen Krankheit im Jahre 1744 hatte er häufig über geschwächte Gesundheit zu klagen gehabt; Kopfschmerzen und andere Zufälle hemmten ihn oft in seiner Thätigkeit, die er demungeachtet bis zum äußersten anstrengte. Im August 1749 befiel ihn ein hitziges Fieber, eben zu der Zeit, als ihm ein Sohn geboren ward, dessen er sich nicht mehr freuen konnte. Er starb am 13. August, nur einunddreißig Jahre alt.

Johann Elias Schlegel war unstreitig nächst Klopstock das bedeutendste Dichtertalent, das sich in der Leipziger Schule gebildet hatte. Die Poesie war ihm nicht blos eine Beigabe für Mußestunden, sondern die dichterische Production ward ihm Lebensaufgabe. Hätte er den bequemeren Weg gewählt und Fabeln oder geistliche Lieder gedichtet, so würde er sich wahrscheinlich ein bleibenderes Andenken bei der Nation gestiftet haben. Da er sich aber an das Höchste wagte und im jugendlichen Enthusiasmus Epos und Drama zugleich umfassen wollte, für die eine völlig neue Bahn gebrochen werden mußte, so reichte seine noch im Werden begriffene Kraft und die Kürze seines Lebens, das kaum über

Digitized by Google

die Jugend hinauskam, nicht zu, und er mußte den Ruhm, nach dem er mit allen Kräften gerungen hatte, an Klopſtock und Leſſing überlaſſen. Mit der durch Leſſing erfolgten Regeneration des deutſchen Dramas verſchwand er von der deutſchen Bühne und gerieth bei der Nation früh in Vergeſſenheit. Allein über die andern Arbeiten der gottſchediſchen Schaubühne ragen ſchon ſeine erſten Jugendwerke weit empor, wenn ſie mit ihnen auch noch in demſelben Grunde wurzeln und nach gleichem Richtmaß gefügt und erbaut ſind. Auch ſeine erſten Luſtſpiele ſind nur Nachklänge des franzöſiſchen Dramas, meiſt ohne nationales Leben, und geben an geſchwätziger Breite den Stücken Gellerts wenig nach. Allein während der zehn Jahre ſeiner dramatiſchen Production ſchritt er beſtändig fort; er erkannte mehr und mehr, worauf es bei einem deutſchen Drama ankomme. Von der bloſen Nachahmung des griechiſchen Trauerſpiels, welche ſich noch an die franzöſiſche Manier anlehnte, gieng er zu geſchichtlichen Stoffen über und gab zuerſt im „Hermann“ und „Canut“ der Tragödie einen nationalen Hintergrund; dennoch konnte er ſich von den ſteifen Heldencharakteren der franzöſiſchen Schule nicht losmachen, obwohl er an Gottſched tadelte, daß er den Zuſammenhang der Scenen für die Hauptſache erklärt und die Charaktere ganz vergeſſen habe. Dieſe hellere Einſicht offenbart ſich auch in den Worten: „Man kann nichts von den Regeln eines guten Trauerſpiels ſagen, ohne zugleich eine Satire auf den ‚Agis‘ [von Gottſched] und alle ſeine Brüder und Schweſtern zu machen.“ Aber ſelbſt Schlegels „Canut“ kann dieſe Verwandtſchaft nicht ganz verleugnen. Nicht minder zeigt ſich von ſeinen erſten zu ſeinen letzten Luſtſpielen ein großer Fortſchritt. Während Leſſing in der „hamburgiſchen Dramaturgie“ über den „geſchäftigen Müßiggänger“ das ſtrenge Urtheil fällt, er enthalte das kälteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines meißniſchen Pelzhändlers vorfallen könne, ſtellt er den „Geheimnisvollen“ ſchon viel höher,

Digitized by Google

bezeichnet den „Triumph der guten Frauen“ (ursprünglich „der Ehemann nach der Mode“ betitelt) als „unstreitig eines der besten deutschen Originale“ und preist „die stumme Schönheit“ geradezu als „unstreitig unser bestes komisches Original, das in Versen geschrieben ist“. Lebensvolle Charaktere, munter bewegte Handlungen, echter Witz zeichnen beide Komödien aus; die letztere ist überdies noch durch die äußerst fließende und zierliche Versification geschmückt: aber die Sitten sind noch nicht national, hier eher dänisch und im „Triumph der guten Frauen“ französisch. Erst mit „Minna von Barnhelm“ wird unser Lustspiel ganz deutsch. Die Geschichte unserer Literatur aber wird Schlegels tüchtiges Streben in Ehren halten und nicht vergessen, in welchem Zeitalter er lebte und wie früh er seine Laufbahn endete.

Johann Adolf Schlegel, welcher am 18. September 1721 zu Meißen geboren wurde, nahm in seiner ersten geistigen Bildung einen ähnlichen Gang wie sein älterer Bruder. Einige Jahre verlebten sie gemeinschaftlich in Schulpforta. Durch die dichterischen Arbeiten seines Bruders wurde auch sein Trieb zu poetischer Production geweckt und bildete sich zuerst durch dessen Anleitung und Kritik. Auch mit Klopstock war er einige Jahre zusammen, ohne mit ihm den Freundschaftsbund zu schließen, der dem akademischen Zusammenleben vorbehalten war; in einer Ode an Klopstock beklagte er nachmals dies Versäumnis. 1741 kam er auf die Universität Leipzig, wo er auf's neue mit seinem Bruder zusammentraf; der überaus sorgsamen Pflege desselben verdankte er seine Genesung von der Blatternkrankheit, die ihn dort befiel. Er schloß sich den Leipziger Freunden der schönen Wissenschaften ebenfalls an, übte sich in Gottscheds Rednergesellschaft, war Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen“ und schloß eine innige Freundschaft mit Gellert und den Jünglingen, die bald durch die Herausgabe der „Bremer Beiträge“, bei der Johann Adolf Schlegel ganz besonders thätig

Digitized

war, auf's engſte vereinigt wurden. Wenig feſſelte ihn das wiſſenſchaftliche Studium der Theologie, der er ſich gewidmet hatte; deſto mehr bildete er ſich zum Kanzelredner aus, zu dem er viel Naturanlage beſaß, weßhalb er auch im Kreiſe der Freunde vorzugsweiſe der Vorleſer war. Er verfaßte in jenen Jahren mehrere didaktiſche Dichtungen, unter ihnen das epiſche Lehrgedicht „der Unzufriedne“ (1745) in acht weitſchweifigen Geſängen, und Fabeln, welche die gellert'ſchen nicht erreichten. In Leipzig verweilte er bis 1746; dann trat er auf kurze Zeit eine Hofmeiſterſtelle an, kehrte aber bald darauf wieder nach Leipzig zurück und lebte dort einige Jahre als Privatgelehrter; auch an Gottſcheds Ueberſetzung des Bayle arbeitete er fleißig mit und verfertigte dazu das vollſtändige Regiſter.

Mit ſeinem Freunde Cramer hatte er ausgemacht, wer von ihnen zuerſt eine Anſtellung erhalte, ſolle den andern zu ſich nehmen, damit ſie gemeinſchaftlich ſich ihren Studien hingeben könnten. Als daher Cramer 1748 das Pfarramt in dem Dorfe Crellwitz zwiſchen Magdeburg und Halle erhielt, erinnerte er Schlegel an ſein Verſprechen. Anderthalb glückliche Jahre verlebte er dort im trauteſten Verkehr mit ſeinem Freunde, den er bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten unterſtützte und oft auf der Kanzel vertrat. Die hauptſächlichſte Arbeit dieſer Jahre war eine 1751 erſchienene, mit Anmerkungen begleitete Ueberſetzung von Batteux' äſthetiſchem Werke „Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz“, das trotz ſeiner Oberflächlichkeit damals auf die Theorie der deutſchen Kritiker großen Einfluß übte und ſchon von Gottſched geprieſen war. Während ſeines Lehramts in Schulpforta (1751—1754) begann Schlegel die Ueberſetzung von Baniers „Götterlehre“. 1754 wurde er als Prediger und Profeſſor der Theologie und Metaphyſik nach Zerbſt berufen. Schon nach einigen Jahren (1759) vertauſchte er dieſes Amt mit der Stelle eines Predigers

Digitized by Google

zu Hannover, wo er 1775 zum Range eines Conſiſtorialraths und Superintendenten erhoben wurde. In dieſen Aemtern glänzte er als Kanzelredner und gab mehrere Sammlungen ſeiner Predigten heraus; zu ihrer Zeit erhielten ſie großen Beifall, obgleich ſie von phraſenhafter Breite und geſuchtem Pompe nicht frei zu ſprechen ſind.

Als Dichter widmete er ſich vornehmlich dem geiſtlichen Liede. Am meiſten beſang er die Wunder der Schöpfung, doch mehr in dem Tone eines aus der Proſabetrachtung mühſam emporſteigenden Didaktikers; alle ſeine Kirchenlieder leiden an Weitſchweifigkeit, keines zeichnet ſich durch Tiefe der religiöſen Empfindung oder durch Erhabenheit der Idee aus. Außer den Sammlungen eigner Lieder erſchienen von ihm auch Umarbeitungen älterer Kirchengeſänge, mit denen die nüchterne Correctheit jener Zeit nicht eben ſchonend verfuhr, ſo daß die Aenderungen nur allzu häufig Verwäſſerungen waren. In den bald gereimten, bald in antiken Versmaßen geſchriebenen Oden an ſeine Freunde ſpricht uns ſein reiner Charakter, ſein inniges Gefühl für Freundſchaft an. Cramer iſt vornehmlich ſein Vorbild; er geſteht in einem an ihn gerichteten Gedichte, daß des Freundes pindariſcher Flug auch ihn zu gleichem Feuer entzünde. Allein gerade das poetiſche Feuer geht den ſchlegel'ſchen Gedichten durchweg ab, und ſelbſt dieſes Vorbild vermag er nicht zu erreichen: der Ruhm ſeiner Gedichte hat ihn daher kaum überlebt; einige Kirchenlieder ſind in die Geſangbücher übergegangen. Er ſtarb, als Menſch und Seelſorger allgemein geehrt, am 16. September 1793.

Weniger berühmt als ſeine beiden älteren Brüder, doch nicht minder literariſch thätig war Johann Heinrich Schlegel, der 1724 zu Meißen geboren wurde. Nachdem er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zu Meißen und Leipzig erhalten hatte, wo er ſich dem Studium der Rechte und der Geſchichte widmete, wurde er von ſeinem Bruder in den däniſchen Staatsdienſt ge-

zogen. Er ward Secretär in der dänischen Kanzlei, später Professor der Geschichte an der Kopenhagener Universität. Er starb 1780 als königlich-dänischer Historiograph, Bibliothekar und Justizrath. Mehrere Werke über die dänische Geschichte geben Zeugnis von dem Fleiß des historischen Forschers. Um die deutsche Literatur hat er sich durch Uebersetzung einiger englischer Dramen von Thomson und Young verdient gemacht; nach dem Beispiel, das sein Bruder mit der „Braut in Trauer" gegeben hatte, bediente auch er sich dabei (seit 1758) der reimlosen fünffüßigen Jamben, deren Erhebung zum tragischen Metrum in der deutschen Literatur durch diese Versuche kräftig gefördert wurde.

---

4. Cramer.

Johann Andreas Cramer wurde zu Jöhstadt oder Josephsstadt, einem Städtchen in der rauhesten Gegend des sächsischen Erzgebirges unweit der böhmischen Grenze, am 29. Januar 1723 geboren. Der Sohn eines in sehr beschränkten Verhältnissen lebenden Pfarrers, dem eine zahlreiche Familie heranwuchs, hatte er wie Gellert in seiner Jugend mit Dürftigkeit zu kämpfen. Die Elemente des wissenschaftlichen Unterrichts brachte der Vater ihm bei; seine weitere Ausbildung erhielt er auf der Fürstenschule zu Grimma und begab sich 1742, nur mit fünf Gulden ausgerüstet, auf die Universität Leipzig, wo er sich den theologischen Studien widmete. Da er von seinen Eltern fast gar keine Unterstützung erhalten konnte, so war er genöthigt, durch Privatunterricht, Correcturen und andere Arbeiten für Buchhändler sowie durch schriftstellerische Versuche sich seinen Unterhalt zu erwerben; er lieferte Beiträge zu den Zeitschriften Gottscheds, nahm Theil an der Uebersetzung Bayles, gab 1743 mit

Digitized by Google

Mylius zu Halle die „Bemühungen zur Beförderung der Kritik und des guten Geschmacks“, 1746 zu Hamburg die moralische Wochenschrift „der Schutzgeist“, 1747—1748 mit Ebert und Giseke zusammen den „Jüngling“ heraus. Dadurch wurde er frühzeitig zu einer umfassenderen literarischen Thätigkeit angeleitet, als sie bei Theologen gewöhnlich war. Auch die Poesie beschäftigte ihn wie alle, die in den um Gottsched gebildeten Kreis eintraten; er befaßte sich um des Erwerbs willen mit Gelegenheitsgedichten und gab mehrere poetische Beiträge zu Schwabes „Belustigungen“. So wirkte er denn auch vornehmlich zur Herausgabe der „bremischen Beiträge“ mit und ward durch seine Kenntnisse wie durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters eines der geachtetsten Mitglieder des durch die poetischen Bestrebungen geknüpften Freundschaftsbundes.

Anfangs wollte er in Leipzig die akademische Laufbahn betreten; er erwarb sich 1745 das Recht, Vorlesungen zu halten, und lehrte mit Beifall. Doch vertauschte er diese Stellung 1748 mit dem Pfarramte in dem Dorfe Crellwitz zwischen Magdeburg und Halle. Auf seiner ärmlichen ländlichen Pfarre verlebte er einige idyllische Jahre. Sein Freund Johann Adolf Schlegel begleitete ihn dorthin, und bald folgte dem Genusse der Freundschaft das Glück der ersten Jahre seiner Ehe. Seine erste Verlobte, Johanna Elisabeth Radike, deren in mancher Dichtung der Leipziger Freunde, auch in Klopstocks „Wingolf“, gedacht wird, war ihm 1747 durch den Tod entrissen worden. Sie hatte, edler als Klopstocks Fanny, eine reiche Partie ausgeschlagen, um ihm anzugehören, „zu groß wie du für Gold, den Abgott niedrer Seelen“, wie sich Johann Adolf Schlegel in der Elegie über ihren Tod ausdrückt. Sterbend hatte sie den Wunsch ausgesprochen, daß ihre jüngere Schwester Charlotte ihm das Glück gewähren möge, das ihr versagt war, und im Jahre 1749 wurde dieser Bund geschlossen.

Digitized by Google

Indeß ließ er seinen Trieb zu wissenschaftlichem Thun nicht einschlummern. Er übersetzte unter Schlegels und Eberts Beihilfe die Predigten des Chrysostomus (1748—1751) und Bossuets „Einleitung in die allgemeine Geschichte der Welt", zu der er sieben umfangreiche Fortsetzungen ausarbeitete (1748—1786). In der kleinen Landgemeinde bildete er zuerst sein Talent zur geistlichen Beredsamkeit aus, durch die er sich nachmals einen Platz unter den ersten Kanzelrednern des Jahrhunderts erwarb. Sein Ruf war in kurzem schon so fest begründet, daß er 1750 die Stelle eines Oberhofpredigers und Consistorialraths zu Quedlinburg erhielt. Nur wenige Jahre blieb er in diesem Amte; schon 1754 wurde er durch Klopstocks und Bernstorffs Vermittlung vom Könige Friedrich V. als Hofprediger nach Kopenhagen berufen, welches der glänzendste Schauplatz seines Rednertalents ward. Unterstützt durch die reichhaltige königliche Bibliothek, beschäftigte sich sein ausdauernder Fleiß mit der Erforschung der älteren Geschichte der Religion und Philosophie. Hier entstand der größte Theil der Fortsetzung von Bossuets Weltgeschichte; manche dunkle Partie der Culturgeschichte des Mittelalters wurde dadurch aufgehellt. Zugleich begründete Cramer im Verein mit Klopstock die Zeitschrift „der nordische Aufseher" (1758—1761), deren populäre Aufsätze, theils moralischen, theils ästhetischen Inhalts, viele Leser fanden. Seinen Dichterruhm vermehrte er, mit Klopstock wetteifernd, durch seine Oden und geistlichen Lieder, welche von den Zeitgenossen unter die ausgezeichnetsten Gaben jener Literaturperiode gezählt wurden. Sein vortrefflicher, milder Charakter, den seine Weltbildung und sein geselliges Talent um so anmuthiger erscheinen ließ, verschaffte ihm allgemeine Liebe und Verehrung; mit dem Beinamen, den vormals ein Dänenkönig getragen hatte, nannte man ihn den „Eiegode", den durchaus Guten. Im Jahre 1765 wurde er zum Professor der Theologie an der Kopenhagener Universität ernannt.

Digitized by Google

Dieſe angenehmen Verhältniſſe löſten ſich für ihn wie für ſeinen Freund Klopſtock 1770 mit dem Sturz des Miniſteriums Bernſtorff. Unter der Verwaltung Struenſees erhielt Cramer ſeine Entlaſſung. Mehrere Anerbietungen wurden ihm gemacht; er wählte die Stelle eines Superintendenten in Lübeck, welche er 1771 antrat. Da jedoch die akademiſche Thätigkeit ſeinen Wünſchen weit mehr entſprach, ſo folgte er 1774 nach Struenſees Sturze dem Ruf an die ſchleswig-holſteiniſche Univerſität Kiel, wo er in den höchſten akademiſchen Aemtern als erſter Profeſſor der Theologie und Prokanzler, ſpäter Kanzler und Curator der Univerſität einen ausgedehnten Wirkungskreis gewann. Nicht nur als Docent erwarb er ſich große Verdienſte, er wandte auch ſeinen Einfluß an, die ganze Univerſität zu regenerieren; er bemühte ſich, tüchtige Lehrkräfte heranzuziehen, ſorgte, daß die Univerſitätsbibliothek anſehnlich erweitert wurde, ſtiftete eine Anſtalt zur praktiſchen Ausbildung junger Theologen und ein Schullehrerſeminar und machte ſich durch Herausgabe eines neuen Geſangbuchs, eines Landeskatechismus und einer verbeſſerten Kirchenagende um die Reform des Gottesdienſtes und des Religionsunterrichts in den deutſchen Provinzen Dänemarks verdient. Unermüdlich ſetzte er inzwiſchen ſeine gelehrten theologiſchen Arbeiten und die Zuſätze zum Boſſuet fort. Für die kantiſche Philoſophie zeigte er in den letzten Jahren ſeines Lebens ein reges Intereſſe. Er hatte das Glück, bis an das Ende ſeiner Tage in ungeſchwächter Geiſteskraft zu bleiben. Die Bruſtwaſſerſucht ſetzte am 12. Juni 1788 ſeinem überaus thätigen Leben ein Ziel. „Er endete“ — ſo erzählt ſein Sohn A. W. Cramer in ſeiner „Hauschronik“ — „ſchon verklärt, mit einer Beredſamkeit, mit einem Feuer, mit einem Reichthum der ſchönſten und gewählteſten Bilder, wo alles übertroffen wurde, was ich je gehört oder geleſen habe; er endete . . . mit der Aeußerung, daß jenſeits nur der prüfenden und überlegten Ueberzeugung, nur dem ernſten Wollen und der That ihr Recht widerfahre.“

Digitized by Google

Cramer ward hochgefeiert in dem Zeitalter, das er durchlebte; bei der Nachwelt ſind ſeine Dichtungen wie ſeine gelehrten Schriften, deren ſtiliſtiſche Form den Dichter und bilderreichen Redner kaum verräth, ſchnell in Vergeſſenheit gerathen. Sie verſchwanden aus den Händen der Philoſophen und Theologen mit dem Umſchwung, den die Wiſſenſchaften am Schluſſe des Jahrhunderts vornehmlich in Folge der kantiſchen Philoſophie erfuhren. Noch ſchneller vergieng der Ruhm der Kanzelberedſamkeit, der durch wiederholte Sammlungen der Predigten Cramers durch ganz Deutſchland getragen worden war. „Sie ſind verſchwemmt im Strome der Zeit," ruft der Sohn aus, „dieſe Reden, die manche Thräne ausgepreßt haben." In ſeinen poetiſchen Arbeiten iſt Cramer mehr Redner als Dichter. Ihm fehlt die friſche poetiſche Empfindung, der Schwung der Begeiſterung; er kleidet gewöhnliche Gedanken in die Erhabenheit der Odenſprache, welche, ohne tiefe Eindrücke zurückzulaſſen, verklingt. Seine geiſtlichen Lieder, die vielfach aus einer poetiſchen Wiedergabe, Paraphraſe oder Nachahmung der Pſalmen hervorgiengen, ſtreben nach größerer Erhabenheit, als die gellert'ſchen; allein ſie dringen mit ihrer dogmatiſchen Didaxis nicht in's Gemüth ein und entfernen ſich meiſtens von der populären Einfalt, welche Gellert in der Regel glücklich zu treffen weiß. Doch ſind es zumeiſt dieſe Kirchengeſänge, welche ſein Andenken bei der Nachwelt bewahren, indem ſie in vielen Geſangbüchern eine Stelle erhalten haben. Seine Oden, ſelbſt die einſt vielgeprieſenen auf David, Luther, Melanchthon, ſind vergeſſen.

---

5. Weiße.

Weiße gehört, obwohl von der Natur mit nicht geringen poetiſchen Anlagen ausgeſtattet, nicht zu den Autoren, die durch

Digitized by Google

bahnbrechende Werke unsere Literatur begründeten oder in raschem Fortschritt den höchsten Zielen entgegenführten: er kommt überall zu spät; alles, was er unternimmt, haben kühnere Geister bereits manches Jahr vor ihm mit Erfolg gewagt. Er stand mit einzelnen der ausgezeichnetsten Zeitgenossen, mit Lessing, Winckelmann und andern, in inniger Verbindung; als Schriftsteller aber verharrte er stets ruhig auf dem einmal eingenommenen Standpunkt und suchte seine Arbeiten mehr dem bestehenden Geschmacke des Publicums anzubequemen als durch sie die geltenden Kunstanschauungen umzubilden oder gar zu verdrängen. So konnten denn auch seine Schriften als die Lieblinge der Nation in alle Stände eindringen; gleich Gellert, dem er auch durch seinen liebenswürdigen, aber schwächlichen menschlichen Charakter ähnlich war, wurde er von allen Seiten, wo nur der Sinn für geistige Bildung rege geworden war, anerkannt und verehrt. Seine Wirksamkeit, manchfacher als die Gellerts, aber ebenso populär, stand im Mittelpunkt eines ganzen Zeitalters, sie half die geistige Cultur Deutschlands bis zu der Stufe fördern, wo die Epoche einer höheren Reife anknüpfen konnte.

Christian Felix Weiße wurde am 28. Januar 1726 zu Annaberg im sächsischen Erzgebirge geboren, wo sein Vater zu der Zeit Rector der lateinischen Schule war. Noch im Laufe desselben Jahres wurde dieser wegen seiner tüchtigen philologischen Kenntnisse sehr geschätzte Gelehrte an das Gymnasium zu Altenburg versetzt. Doch hatte der Knabe nicht das Glück, unter der Leitung des Vaters heranzuwachsen; er verlor ihn schon in seinem fünften Jahre durch den Tod, und die unglückliche zweite Ehe, zu der sich die Mutter überreden ließ, gab ihm nur einen lieblosen Stiefvater. Der Unterricht, den er seit seinem zehnten Jahre auf der lateinischen Schule zu Altenburg erhielt, war reichhaltig, aber geistlos und pedantisch, wenig geeignet, den lebhaften Knaben zu fesseln. Doch blieb er nicht bei dem äußern Formenwesen

Digitized by Google

ſtehen, ſondern gewann Liebe zu einigen lateiniſchen Dichtern und fieng auch an, in deutſcher Sprache ſo fleißig zu reimen, daß er ſchon auf der Schule für einen Poeten galt. Mit beſonderer Freude erinnerte er ſich des Eindrucks, den die Aufführung einer bibliſchen Komödie von Chriſtian Weiſe, der er während eines Beſuches bei dem Großvater in Chemnitz beiwohnte, auf ihn machte; er faßte Liebe zum Drama, die nachmals auch durch die Vorſtellungen einer in Altenburg ſich aufhaltenden Schauſpielertruppe auf's neue angeregt ward. Um Oſtern 1745 begab er ſich auf die Univerſität Leipzig, um ſich durch philologiſche Studien zum gelehrten Schulmann auszubilden; Erneſti und Chriſt wurden vornehmlich ſeine Lehrer. Ungeachtet ſeiner Neigung zur Poeſie bildete ſich kein Verhältnis zu den Bremer Beiträgern, obwohl er einige von ihnen kennen lernte; deſto enger ſchloß er ſich an Leſſing an, der ſich ebenfalls von jenem Kreiſe fern hielt. Beide begegneten ſich in ihrer Liebe zum Theater. Die Bühnenvorſtellungen der neuberiſchen Truppe zu beſuchen, war ihre höchſte Luſt. Da ihre geringen Geldmittel zu dieſen Genüſſen nicht ausreichten, verſchafften ſie ſich durch Ueberſetzen einiger franzöſiſcher Stücke ein Freibillet und wagten ſich bald an eigene Verſuche. Leſſing verfaßte den „jungen Gelehrten", Weiße vollendete das ſchon 1744 auf der Schule angefangene einactige Luſtſpiel nach dem Petronius „die Matrone von Epheſus" in Alexandrinern; bald darauf ließ er eine fünfactige Komödie „der Leichtgläubige" folgen; beide Stücke wurden unter dem Beifall des Publicums auf die Bühne gebracht. Leſſing kehrte ſchon damals gegen ſeinen Freund die Schärfe der Kritik und bewies ihm, daß das letztere Drama keine eigentliche Handlung habe, ſondern nur verſchiedene Situationen eines Leichtgläubigen vorführe, die man in's Unendliche vervielfältigen könnte; Weiße ließ ſich dadurch bewegen, ſein Stück von der Bühne wieder zurückzuziehen. Den Umgang mit den Schauſpielern liebte er nicht wie Leſſing, der

Digitized by Google

gern eine Gelegenheit ergriff, aus den gelehrten Kreiſen hinauszuſchreiten; doch machte er die Bekanntſchaft Eckhofs, deſſen Rath er bei vielen ſeiner ſpäteren dramatiſchen Arbeiten nützte. Leſſing trennte ſich im Juli 1748 von ihm; Weiße blieb in Leipzig zurück, wo er durch Gottſcheds Vermittlung 1750 ein Engagement als Hofmeiſter des jungen Grafen von Geyersberg erhielt.

Dieſe Stellung entfernte ihn mehr und mehr von ſeinem urſprünglichen Studienplan. Er mußte ſeinen Zögling in Vorleſungen begleiten, die mit der Philologie in keiner Verbindung ſtanden; auch überwog ſchon die Neigung zu der ſchönen Literatur und der Trieb zu theatraliſchen Arbeiten. Als Freunde ſchätzte er vornehmlich Gellert und Rabener. Auch Gottſched und deſſen Anhängern ſcheint er nach Leſſings Abreiſe von Leipzig näher gekommen zu ſein; an den von ihm geleiteten Redeübungen nahm er wie mehrere andre der jüngern Dichterſchule Theil, doch wollte er an ſeinen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen nicht Mitarbeiter ſein. In dem Luſtſpiel „die Poeten nach der Mode“ (1751), das damals großes Aufſehen machte und ſich lange auf der Bühne erhielt, verſuchte ſich Weiße zwiſchen die feindlichen Parteien zu ſtellen. In glücklichen Parodien perſiflierte er die wäſſerigen Reimereien der Gottſchedianer und das dunkle und ſchwülſtige Gepolter der Nachahmer Klopſtocks, indem er von jenen Schönaich, von dieſen Naumann, den Verfaſſer der Nimrodiade, zur ſpeciellen Zielſcheibe ſeines Spottes wählte. Klopſtock ſelbſt wurde ausdrücklich einige Male ehrenvoll erwähnt; auch Gottſched perſönlich wurde noch ziemlich geſchont. Bald aber brachte er auch dieſen auf das heftigſte gegen ſich auf, als er 1752 für die koch'ſche Schauſpielergeſellſchaft, die damals in Leipzig ſpielte, das Singſpiel „der Teufel iſt los“ (nach dem engliſchen Stücke „the devil to pay“ von Coffey) bearbeitete und durch den Beifall, den es fand, die Oper, die Gottſched gründlich ausgerottet zu haben glaubte, wieder auf der deutſchen Bühne in Aufnahme

Digitized

brachte. Gottſched und ſein Anhang gaben der Sache eine ungehörige Wichtigkeit, wodurch ſie ihren Gegnern nur neue Triumphe bereiteten. Nicht nur ſchleuderten ſie eine Maſſe Flugſchriften gegen die Oper, ſondern man ſuchte ſogar den Dresdener Hof zum Bannſpruch zu bewegen; allein Gottſched mußte auch dieſen Reformverſuch der deutſchen Bühne und durch den Spott, mit dem ihn ſeine Gegner bei dieſem Anlaſſe übergoſſen, ſeine letzte Autorität auf dem Theater vernichtet ſehen. Weiße hatte jetzt das günſtigſte Terrain für ſein gewandtes, fruchtbares Talent gefunden; er fügte ſeinem Singſpiele einen zweiten Theil „der luſtige Schuſter“ (nach dem engliſchen Stücke Coffeys „the merry cobler“) hinzu, welcher aber erſt 1759 zu Lübeck von Koch auf die Bühne gebracht wurde, da derſelbe mit ſeiner Geſellſchaft bei dem Ausbruch des Krieges Leipzig verlaſſen hatte. Daran ſchloſſen ſich verſchiedene Luſtſpiele, welche nur theilweiſe aufgeführt und ſämmtlich nicht gedruckt wurden, „Juliane oder der Triumph der Unſchuld“, ein rührendes Nachſpiel, „der Unempfindliche“, „der bekehrte Ehemann“.

Das Jahr 1755 führte Weiße wieder mit Leſſing zuſammen; allein dieſer, der damals Kleiſt zum „Seneca“ ermunterte und an den dramatiſchen Verſuchen des jungen Brawe lebhaften Antheil nahm, ſcheint zu Weißes Dichtertalent nicht genug Vertrauen gehabt zu haben, um ihn zu neuen theatraliſchen Arbeiten zu ermuthigen. Da ſetzte 1756 Nicolai als Herausgeber der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ einen Preis auf das beſte deutſche Trauerſpiel. Cronegks „Codrus“ erhielt den Vorzug; Brawes „Freigeiſt“ wurde als zweitbeſtes Stück ausgezeichnet. Beide Dichter, von denen Deutſchland viel erwartete, ſtarben in der Blüthe der Jugend ſchnell nach einander. Weiße, zu dem die verwaiſte Muſe des Dramas jetzt allein ihre Zuflucht zu nehmen ſchien, wagte ſich nach dieſem Vorgang auch an die Tragödie. Er verfaßte 1758 „Eduard III.“ und „Richard III.“, welche

Digitized by Google

er nebſt den „Poeten nach der Mode“ als „Beitrag zum deutſchen Theater“ 1759 herausgab. Zugleich erſchien 1758 ſeine erſte Sammlung „ſcherzhafter Lieder“ im Geſchmack der hagedorn-anakreontiſchen Lyrik, die hier wie einige Jahre zuvor in Leſſings „Kleinigkeiten“ durch ſatiriſchen Witz epigrammatiſch zugeſpitzt war.

Weiße war eine literariſche Celebrität geworden und hatte nach allen Seiten Verbindungen angeknüpft. Mit Friedrich Nicolai und den Berliner Kritikern war er jüngſt erſt, als er ſeinen „Eduard III.“ überſandt hatte, in nähere Beziehung getreten. Nicolai drang in ihn, die fernere Herausgabe der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“, von der er ſich zurückzuziehen wünſchte, zu übernehmen. Nach langem Zögern gieng Weiße auf den Vorſchlag ein und beſorgte die Redaction vom fünften Bande (1759) an, war aber nicht wenig erſtaunt, als Nicolai in Gemeinſchaft mit Leſſing und Mendelsſohn mit der Ankündigung der „Literaturbriefe“ hervortrat und ihm dadurch Mitarbeiter und Beiträge, auf die er gerechnet hatte, entzog. Leſſing wollte eine Zeitſchrift von reformatoriſcher Tendenz gründen; die „Bibliothek“ gieng den breiten Weg, wie ihn das Publicum wollte, und wurde durch den Kreis ihrer Mitarbeiter in dieſem Geleiſe erhalten. Weiße unterzog ſich dem Geſchäft zwar als einer Laſt, doch mit der ihm eigenen Raſchheit und Gewandtheit, hatte aber kaum den fünften Band vollendet, als er die Weiſung bekam, ſeinen Zögling auf einer Reiſe nach Frankreich zu begleiten. Am 21. November 1759 trafen beide in Paris ein. Bei Weißes Vorliebe für das Drama zog ihn von den Genüſſen der franzöſiſchen Hauptſtadt vornehmlich das Theater lebhaft an, beſonders die heiteren Gattungen, das Luſtſpiel und die italieniſche komiſche Oper. Der Widerwille des Grafen gegen einen längeren Aufenthalt in Frankreich trieb ſchon im nächſten Jahr zur Rückkehr nach Leipzig.

Weiße traf mitten in das Kriegsgetümmel; gleich nach ſeiner

Digitized by Google

Ankunft ward im Juli 1760 Dresden bombardiert, ſein Freund Rabener aller ſeiner Habe beraubt. In demſelben Monat verlor Weiße ſeine Mutter; die Verbindung mit dem Grafen Geyersberg löſte ſich; auch die Hoffnung, zu der ihn Rabener ermuntert hatte, daß er bei der Steuerverwaltung angeſtellt werden würde, ſchwand mehr und mehr; zunächſt war in Sachſen keine Ausſicht für ihn. Während des kurzen Leipziger Aufenthaltes vollendete er das in Paris begonnene Luſtſpiel „die Haushälterin“ und ſchrieb die Tragödie „Criſpus“; dann beſuchte er ſeine Heimath und war ſeit dem Auguſt 1760 der Gaſt und Geſellſchafter des Grafen Schulenburg auf Burgſcheidungen in Thüringen und in Gotha, wie er ihn auch auf mehreren Ausflügen begleitete. Indeß ſetzte er mit großem Eifer die Herausgabe der „Bibliothek“ fort, ſo daß faſt ganze Bände von ihm allein verfaßt wurden, und führte eine weitläufige Correſpondenz. Daneben zeigte er eine ungemeine poetiſche Productivität, die uns unbegreiflich erſcheinen würde, wenn er nicht ſelbſt verſicherte, zu ganzen Trauerſpielen nicht mehr als ein paar Wochen bedurft zu haben. Auf Eckhofs Rath arbeitete er „Richard III.“ um, vollendete die Trauerſpiele, welche zuſammen mit der „Haushälterin“ 1763 (eigentlich 1762) als zweiter Theil des „Beitrags zum deutſchen Theater“ erſchienen, „Muſtapha und Zeangir“ und „Roſemunde“, nach der langobardiſchen Geſchichte des Paulus Diaconus, nach Form und Inhalt mißglückt, und ſchrieb nach franzöſiſchen und deutſchen Vorbildern das Luſtſpiel „der Mißtrauiſche gegen ſich ſelbſt“, das erſt im dritten Band des „Beitrags zum Theater“ mit dem „Criſpus“ und der „Befreiung von Theben“ 1764 gedruckt wurde. Er benützte dabei die kritiſchen Urtheile ſeiner Freunde Uz und Gerſtenberg. Leſſing hatte ſich nach und nach von ihm zurückgezogen, da dem energiſchen Reformator ein zaghafter, nach verſchiednen Seiten hin mit liebenswürdiger Schonung unſicher vermittelnder Charakter,

Digitized by Google

wie Weiße war, eben ſo wenig wie ſeine auf der betretenen Bahn einherwandelnden dramatiſchen Schöpfungen auf die Dauer zuſagen konnten. Dagegen gewann er einen neuen Freund an Ramler durch ſeine „Amazonenlieder“ (1760), einen Nachhall der Kriegslyrik jener Jahre, dem Weſen nach eine Nachahmung der „Grenadierlieder“ Gleims, aber ohne Nationalcharakter und hiſtoriſche Beſtimmtheit, ohne epiſche Einfalt, durchaus lyriſch, gekünſtelt, zierlich geleckt; ſie wurden mit ſo großem Beifall aufgenommen, daß die erſte Auflage in vierzehn Tagen vergriffen war. Eine Ueberſetzung der griechiſchen Kriegslieder des Tyrtäos ſchloß ſich daran.

Seine äußeren Lebensverhältniſſe begannen ſich jetzt glücklich zu geſtalten. Er erhielt 1762 die Stelle eines Kreisſteuereinnehmers in Leipzig, ein Amt, das nicht nur mit einem anſehnlichen Einkommen verbunden war, ſondern ihm auch zu literariſchen Arbeiten hinreichende Muße ließ, wobei ihm zugleich der Wunſch erfüllt war, in dem Mittelpunkt des ſchriftſtelleriſchen Verkehrs und im Kreiſe vertrauter Freunde zu bleiben. Er ſchloß im folgenden Jahre ein glückliches Ehebündnis (von Ramler in der Ode an Hymen gefeiert) und begründete dadurch für ſich ein dauerndes häusliches Glück, in welchem ſich die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit ſeines Charakters im ſchönſten Lichte zeigte. In die nächſte Zeit nach dem Frieden fiel ſeine ergiebigſte Thätigkeit für die dramatiſche Poeſie, in welcher ihm, da Leſſing ſchwieg, damals der erſte Rang von niemand ſtreitig gemacht wurde. Von 1764 bis 1768 erſchienen drei Theile ſeines „Beitrags zum deutſchen Theater“, theils Luſtſpiele, unter denen „Amalia“ (1765), der „Miß Sara Sampſon“ nachgebildet und von Leſſing für Weißes beſtes Luſtſpiel erklärt, und „der Projectmacher“ (1766) lange Zeit auf der Bühne viel Glück machten, theils Trauerſpiele, „Criſpus“, „die Befreiung Thebens“, „Atreus und Thyeſt“. In den letzten beiden Tragödien wagte Weiße zuerſt,

Digitized by Google

anſtatt der Alexandriner die reimloſen fünffüßigen Jamben zu gebrauchen, an die ſich damals die Schauſpieler eben ſo ſchwer gewöhnten wie zwanzig Jahre ſpäter, als der Vers die inzwiſchen üblich gewordene Proſa des Dialogs zu verdrängen anfieng. In den bürgerlichen Trauerſpielen „Romeo und Julie“ (1767 vollendet), „die Flucht“ (1769—1770) und „Jean Calas“ (in den Jahren 1773 und 1774 geſchrieben), mit denen Weiße ſeine dramatiſche Laufbahn ſchloß, wählte er nach Leſſings Vorgang die Proſa. Während er „Richard III.“ gedichtet zu haben behauptete, ohne daß er Shakeſpeares gleichnamige Tragödie kannte, trat er mit „Romeo und Julie“ in einen bewußten Wettſtreit mit dem engliſchen Dichter. Er veränderte den Ausgang des Stückes und bemühte ſich, das ganze Drama regelmäßig zu machen. Dazu verringerte er die Zahl der Perſonen, ſuchte die Einheit der Zeit und, wo möglich, auch des Ortes herzuſtellen und vereinfachte die Handlung zu einer bürgerlichen Liebesgeſchichte; freilich gieng darüber auch alle Poeſie des ſhakeſpeariſchen Gedichtes verloren. Das Werk erntete gleichwohl überall außerordentlichen Beifall, der den Autor zu weiteren Verſuchen hätte ermuntern mögen; allein die ſtrenge Kritik, welche „Richard III.“ in Leſſings „Dramaturgie“ erhielt, ſchreckte ihn von dem höheren Drama zurück. Als die Verehrung Shakeſpeares begann und Gerſtenbergs „Ugolino“, den Weiße nicht ohne Abſcheu und nicht ohne Gelächter geleſen zu haben geſtand, von der Kritik bewundert wurde, ſah er ein, daß ſeine Zeit vorüber ſei. Zwar verſuchte er, ſich im „Jean Calas“ der freieren Form des hiſtoriſchen Schauſpiels nach dem Muſter des „Götz“ zu bedienen; doch konnte er trotz manchen Beifalls gegen die neue Strömung in der dramatiſchen Literatur der ſiebziger Jahre nicht recht mehr aufkommen. Im Jahre 1774 ſchrieb er an Uz: „Unſere guten alten Schriftſteller werden beinahe ganz vergeſſen; die jungen ſehen auf ſie mit einer verächtlichen Miene herab, und wenn auch unter ihnen Genies

Digitized by Google

sind, so reden sie doch eine Sprache, die ich nicht verstehe und nicht lernen mag."

Während Weißes dramatisches Talent zu schwach war, um die Tragödie einen bedeutenden Schritt über die herkömmlichen Formen hinauszuführen, zeigte sich seine Gewandtheit in gefälliger Behandlung eines heitern Stoffs am glücklichsten in der komischen Operette. Sein Aufenthalt in Paris war ihm dabei von besonderem Nutzen gewesen. Als nach dem Kriege Kochs Gesellschaft nach Leipzig zurückgekehrt war, verfaßte er für diese nach der Operette „le caprice amoureux ou Ninette à la cour" von Favart 1776 das Singspiel „Lottchen am Hofe" und nach zwei andern französischen Vorlagen 1767 „die Liebe auf dem Lande". An Johann Adam Hiller fand Weiße einen so trefflichen Componisten, daß die Lieder dieser Operetten bald zu Volksliedern wurden. Es folgten die Singspiele „die Jagd" (1769), „der Erntekranz" (1770), „der Dorfbalbier", in Paris bereits begonnen, aber erst 1771 vollendet, „die Jubelhochzeit" (1772), von denen das letzte ebenso wie „der Erntekranz" einen selbsterfundenen Stoff behandelte, während die beiden übrigen französischen Mustern nachgebildet waren. Alle wurden, vorzüglich auch durch Hillers halb italienische, halb französische Musik, in solchem Maße Lieblingsstücke des Publicums, daß ihre Aufführungen immer volle Häuser machten. Das Talent für das Volkslied, das sich in diesen Operetten bekundete, ist nicht minder in Weißes Lyrik hervorzuheben. Es bewährte sich am schönsten in den 1766 erschienenen „Liedern für Kinder", von denen viele lang im Munde des Volkes fortlebten, wie auch einige in gellert'scher Weise gesungene Kirchenlieder, welche er aus Freundschaft für Zollikofer für das Gesangbuch der Leipziger reformierten Gemeinde verfaßte, sich noch in den Gesangbüchern unseres Jahrhunderts erhalten haben, z. B. „Welch hohes Beispiel gabst du mir ꝛc.", „Wie sanft sehn wir den Frommen ꝛc."

Digitized by Google

Es war ein glücklicher Gedanke, der indeß aus Weißes innerſter Natur entſprang, daß er mit dem Beginn der ſiebziger Jahre des Jahrhunderts, als er dem Umſchwunge der Poeſie und Kritik nicht mehr zu folgen vermochte und daher auch im Anfang des folgenden Jahrzehnts die Redaction der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ dem Buchhändler Dyk überließ, ſich als Pädagog und Jugendſchriftſteller neue Verdienſte zu erwerben ſuchte. Der Ruhmeskranz, den er ſo gewann, iſt bei der Nachwelt länger im Andenken geblieben als der Dichterlorbeer, den ihm die Mitwelt freudig zuerkannte und den noch Iffland bei ſeinem Gaſtſpiel in Leipzig ihm auf das Haupt ſetzte. Die Kindlichkeit ſeines liebevollen, heiteren Gemüths ließ ihn auch die Unſchuld der Kindernatur lieb gewinnen; die Stunden, wo er ſich mit ſeinen Kindern beſchäftigen konnte, zählte er zu den glücklichſten, und er gewann durch eigene Erfahrung eine pädagogiſche Einſicht, die ihn vorzüglich befähigte, für Kinder zu ſchreiben. Mit Intereſſe folgte er den Reformen Baſedows und gab mit ähnlicher Tendenz 1772 das „Abc-Buch“ heraus; zwar nur eine anſpruchsloſe Kinderfibel, aber als ſolche erfüllte ſie ein weſentliches Bedürfnis und war von dem größten Einfluß, wie ihre außerordentliche Verbreitung bewies. Auch andere ermunterte er zu ähnlichen Schriften für die Jugend; auf ſeine Anregung entſtand Schröckhs „allgemeine Weltgeſchichte für Kinder“ und Seilers „Religion der Unmündigen“. 1775 übernahm Weiße die Fortſetzung des von Adelung begonnenen Wochenblattes für Kinder auf den Wunſch des Verlegers und geſtaltete dies zu einer Monatsſchrift „der Kinderfreund“ um, welche das Lieblingsbuch einer ganzen Generation wurde; belehrende Geſpräche der verſchiedenſten Art wechſelten mit Gedichten und Schauſpielen für Kinder ab, und eine gefällige Einkleidung, welche alles als Unterhaltung im Kreiſe einer Familie vorführte, erhöhte durch das Intereſſe für die Mitglieder derſelben zugleich die Theilnahme an den Gegenſtänden ihrer Unterhaltung. Von 1775 bis 1782

Digitized by Google

wurden fünf rechtmäßige Auflagen nöthig, und einer von den zahlreichen Nachdruckern äußerte gegen den Verfasser, er habe in den österreichischen Staaten allein über fünfzehntausend Exemplare abgesetzt. Niemals war Weiße in solchem Grade der Mann der Nation gewesen; von allen Seiten erhielt er Beweise der Dankbarkeit; deutsche Fürsten schrieben an ihn und baten um Fortsetzung seiner Jugendschrift; er hatte einen solchen Ruf als Pädagog, daß man sich an ihn wie vormals an Gellert aus entfernten Gegenden wendete, um durch seine Empfehlung Hauslehrer und Hofmeister zu erhalten. „Der Kinderfreund", schreibt Weiße in seinen autobiographischen Nachrichten, „ward aber keinesweges blos in vornehmen Häusern gelesen, sondern er wurde ein Lesebuch auch unter den mittlern und niedern Ständen, und der Verfasser hat auf seinen kleinen Reisen überraschende und rührende Beweise der Liebe gegen ihn von Postmeistern, Gastwirthen und Handwerksleuten erhalten." Als Weißes eigne Kinder, die mehr oder weniger das Urbild zu den im „Kinderfreund" auftretenden Personen geliefert hatten, herangewachsen waren und zum Theile das Elternhaus verlassen mußten, wählte er für seine Kinderschriften eine andere Einkleidung. Er ließ die Familie, die sich bisher im häuslichen Kreise unterhalten hatte, sich trennen und in Briefen den für die reifere Jugend geeigneten Belehrungsstoff einander mittheilen. Es bildete sich dadurch eine Art Roman; allein der „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes", der von 1784 bis 1792 in zwölf Theilen erschien, erfreute sich zwar großer, doch nicht der gleichen Popularität wie „der Kinderfreund". Erzählungen für die Kinderwelt blieben bis in's höchste Alter Weißes liebste Beschäftigung.

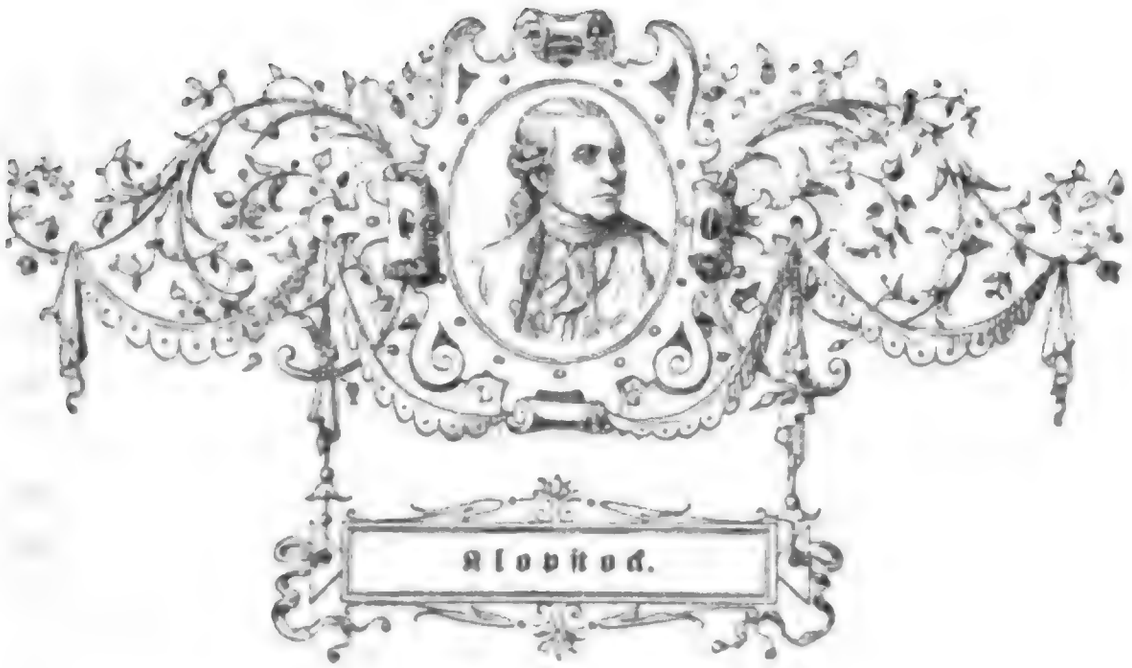
Das Glück hatte ihm stets gelächelt; auch den Abend seines Lebens sah er mit allem geschmückt, was ihn verschönern kann. Von allen, die ihn umgaben, war er geliebt und geehrt; hatte er der Freunde viele verloren, so hatte er doch stets die Gabe,

Digitized

neue Verbindungen anzuknüpfen, ſo daß ihn nie das Gefühl der Vereinſamung überkam. 1790 fiel ihm das Rittergut Stötteritz bei Leipzig durch Erbſchaft zu; dadurch bekam er einen angenehmen Landſitz, der dem nach Ruhe verlangenden Greiſe willkommen war. Er ſtarb nach kurzer Krankheit am 16. December 1804. Sein Leichenbegängnis war ein Beweis der allgemeinen Liebe und Achtung, die er bei ſeinen Mitbürgern genoß. Auf dem Leipziger und Dresdener Theater ehrte man durch eine Todtenfeier den dramatiſchen Dichter, während man in mehreren Schulanſtalten das Andenken des verdienten Pädagogen feierlich begieng.

Jene Stimmen der Verehrung verklangen ſchnell. Schon 1804 bedurfte es für die, welche dem Entwicklungsgang unſerer Literatur mit offenem Geiſte gefolgt waren, längſt keines Beweiſes mehr, daß Weißes Trauerſpiele ſich von dem ſteifen Zuſchnitt und dem charakterloſen Pathos der franzöſiſierten Tragödie nicht hatten losmachen können — Leſſing hatte bereits in der „hamburgiſchen Dramaturgie“ durch ſeine Kritik „Richards III.“ das entſcheidende Urtheil gefällt —, daß ſeine Luſtſpiele zugleich mit den beſchränkten Sittenzuſtänden, welche ſie ſchilderten, gleichwie Rabeners Satiren vorübergezogen waren, daß ſeine leicht hingeworfenen Singſpiele nur der flüchtigen Unterhaltungsluſt des Publicums dienten. Allein die deutſche Nation war ihm dennoch ſehr viel ſchuldig geworden: einen langen Zeitabſchnitt hindurch lebte und ſtrebte er mit ihr, förderte durch ſeine unermüdliche Thätigkeit ſittliche und geiſtige Bildung und bewährte dabei eine ſolche Reinheit des Charakters, einen ſo uneigennützigen Eifer für das Wohl der Menſchheit, daß ſein Name aus der Reihe der ehrenwertheſten und verdienteſten Männer unſerer Literatur nicht verſchwinden wird.

Digitized by Google



Viertes Capitel.

Klopstock.

In dem Dichterbunde, welchen die Bremer Beiträger in Leipzig unter sich schlossen, hat auch Klopstock seine Wurzeln. Seine Dichtungen führen uns stets auf diesen Boden zurück und lassen die Verwandtschaft mit den poetischen Erzeugnissen, die sonst daraus hervorgewachsen sind, nicht verkennen. Allein wie seine Poesie schon im ersten Beginn alles andere, was neben ihm aufwuchs, weit überragte und sogleich eine neue Epoche der Literatur ankündigte, so steht er auch unter den Mitlebenden nicht als der Genosse eines in beschränkten Grenzen thätigen Kreises, sondern als der Dichter eines ganzen Zeitalters und der ganzen Nation, schwächeren Kräften eine Stütze und alle überstrahlend.

Friedrich Gottlieb Klopstock, geboren den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg, war der Sohn des Commissionsraths Gottlieb Heinrich Klopstock, von siebzehn Kindern, acht Söhnen und neun Töchtern, das älteste. Da der Vater um 1733 das Amt Friedeburg in der Grafschaft Mansfeld an der Saale

Digitized by Google

pachtete, ſo wuchs der Knabe in ländlicher Freiheit und in einer ſchönen Natur heran. Der Vater, ein Mann von altem Schrot und Korn, von biederem, rechtſchaffenem Charakter, der es im Vertrauen auf ſein Recht mit jedem Abenteuer aufnahm und ſich der Welt und dem Teufel ſelber gegenüber als wahren Gottesſtreiter fühlte, ließ gern den muntern Knaben gewähren und freute ſich ſeiner verwegenen Uebungen, wenn er im Laufen, Klettern und Ringen ſich vor ſeinen Altersgenoſſen hervorthat. Die Badeluſt entwickelte ſich frühzeitig hier in ihm trotz des Verbotes der ängſtlichen Mutter; das Schlittſchuhlaufen ſcheint hier ſchon ſein Wintervergnügen geworden zu ſein. Der erſte Unterricht, den er in Gemeinſchaft mit den Söhnen einiger benachbarten Gutsbeſitzer von einem Hauslehrer erhielt, war indeß nur dürftig. Doch ſeinem Gemüthe prägte ſich die gottesfürchtige Denkungsart, die fromme Sitte des elterlichen Hauſes tief ein. Die Mutter des Vaters hatte auf ſein religiöſes Gefühl großen Einfluß; noch im Jahre 1800 widmete er liebevoll ihrem Andenken die Ode „der Segen“:

Nie vergaß ich dich, niemals vergeſſ' ich dich!
Dein Liebling war ich, und du erhobſt mich
Durch deinen frommen Wandel zuerſt zu Gott.

Das Hinſcheiden eines geliebten Bruders, deſſen er in der Ode „der Abſchied“ (1748) erwähnt

„— durch deß Tod mich Staunen traf, daß
Traurigkeit auch und nicht Freud' allein ſei
Auf Erden“,

erregte in ihm eine Gemüthsbewegung, die ihm unvergeßlich blieb und in ſeinen Jugenddichtungen nachklingt. Auch eine zärtliche Neigung zu einem zwölfjährigen Mädchen, das er Ida nennt, blieb ihm in der Erinnerung werth, ſo daß der zweiundſiebzigjährige Greis in der Ode „aus der Vorzeit“ noch der Küſſe in der Laube gedachte, von denen der Ruf der Schweſter ihn hinwegriß.

Digitized by Google

Etwa dreizehn Jahre alt, kehrte er mit dem Vater nach Quedlinburg zurück und besuchte hier einige Jahre das Gymnasium, Anfangs mit nicht besonderem Fleiße, da er die ländliche Freiheit mit dem Zwang der Schule vertauschen mußte, dann, als der Vater seinen Ehrgeiz weckte, mit größtem Eifer und glücklichstem Erfolg. Durch die Vermittlung eines Verwandten in Sachsen, wahrscheinlich des Appellationsrathes Zeumer in Zeitz, erhielt er eine Freistelle in der Fürstenschule zu Pforta. Am 6. November 1739 wurde er nach glänzend bestandener Prüfung daselbst aufgenommen. Die hier waltende Zucht und der gründliche Unterricht in den klassischen Sprachen war für seine geistige Entwicklung von dem nachhaltigsten Erfolge, wie er selbst noch in spätesten Lebensjahren dankbar anerkannte. Seine kräftige Natur ward auch hier keineswegs unterdrückt. Munter bei den Knabenspielen, rüstig im Eislauf, auch wohl der strengen Disciplin nicht immer fügsam, zeigte er den Zögling der ländlichen Natur und die Energie seines Selbstgefühls. Dennoch that er sich eben so sehr durch seinen Fleiß hervor und ward durch eifrige Lectüre vertraut mit

„Jenen alten Unsterblichen,
Deren daurender Werth, wachsenden Strömen gleich,
Jedes lange Jahrhundert füllt."

(Ode „der Lehrling der Griechen" 1747.)

Neben den herkömmlichen lateinischen Versübungen versuchte er sich vielfach in deutscher Poesie. Obgleich uns keine Proben dieser ersten dichterischen Versuche aufbewahrt sind, so besitzen wir doch in den Briefen eines seiner Mitschüler, des Polen Janozky, einige charakteristische Urtheile über dieselben, aus denen sich schon die Grundzüge der nachmaligen klopstockischen Dichtung erkennen lassen: „Dieser Jüngling hat sowohl in der deutschen als römischen und griechischen Sprache verschiedene wohlgerathene Schäfergedichte verfertigt. Er kennet die wahre Natur dieser Poesie. Er schildert seine Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen

Digitized by Google

Ruhe und Zufriedenheit ab. In der Beſchreibung ihrer unſchuldigen Liebe iſt er am vortrefflichſten; in der Einrichtung breitet er ſich allzu ſehr aus. ..... An Herr Klopſtocken verſpüre ich eine wahre Neigung zur Weltweisheit, einen natürlichen Trieb zur Poeſie und eine ungeheuchelte Ehrerbietung gegen die Religion. Die Sprachen liebet er auch; er hält ſie aber für keinen Theil der Gelehrſamkeit. Seine Gedichte zeugen von einer ſtillen und geſetzten Majeſtät; hitzige und außerordentliche Leidenſchaften erregen ſie nicht. Sie nehmen aber das Gemüth mit einer ſüßen Regung ein. Sie ſtellen ihm eine mannigfaltige Reihe lieblicher, anmuthiger und ſanft ergötzender Bilder vor. Die Bußlieder fließen aus der Quelle einer echten Zärtlichkeit. Sie dringen nach und nach in das Innere des Herzens ein. Ihre Wirkungen brechen endlich in den Thränen des Leſers aus ..... In den klopſtockiſchen Oden herrſchet eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, ein glücklicher Reichthum neuer Bilder und eine vollſtändige Ausarbeitung." Auch über den Charakter des jugendlichen Dichters erhalten wir einige treffende Bemerkungen: „In ſeinen Sitten iſt Einfalt und Unſchuld, in den Unterredungen Freundlichkeit und Vorſichtigkeit, in dem Umgange eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit. Aufrichtige Freunde liebet er treu. Den Neidern begegnet er mit Großmuth. Er lebet gern in der Einſamkeit; an den Orten, wo er die Werke und Wunder Gottes in der Natur betrachten kann, iſt er am liebſten. Gewöhnliche Luſtbarkeiten ſiehet er ganz gleichgültig an. Er bleibet allezeit gelaſſen und vergnügt."

Wie ſehr damals ſchon ſeine Seele von Ehrbegierde erfüllt war, wie ſehr ihn verlangte, durch ein großes Dichtwerk ſeinen Namen zu verewigen, hat er wiederholt mit begeiſtertem Selbſtgefühl bekannt.

„Voll Durſtes war die heiße Seele des Jünglings
Nach der Unſterblichkeit!
Ich wacht' und ich träumte
Von der kühnen Fahrt auf der Zukunft Ocean!"

(Ode „an Freund und Feind" 1781.)

Digitized by Google

Mit Homer und Virgil, den gepriesensten Epikern des Alterthums, war er vertraut geworden, und wohin wiesen die Aesthetiker seiner Zeit eifriger als auf das Epos, das als das höchste Kunstwerk des Dichters anerkannt ward? Klopstock fühlte in sich Muth und Kraft zur Ausführung. Zuvörderst suchte er durch die Werke der großen Meister und die Lehren der Theoretiker sich die Gesetze der epischen Dichtkunst klar zu machen.

„Bis zu der Schwermuth wurd' ich ernst, vertiefte mich
In den Zweck, in des Helden Würd', in den Grundton,
Den Verhalt, den Gang; strebte, geführt von der Seelenkunde,
Zu ergründen, was des Gedichts Schönheit sei;

Flog, und schwebt' umher unter des Vaterlands Denkmalen,
Suchte den Helden, fand ihn nicht: bis ich zuletzt
Müd' hinsank, dann wie aus Schlummer geweckt, auf einmal
Rings um mich her wie mit Donnerflammen es strahlen sah!"

(Ode „an Freund und Feind".)

In Quedlinburg war nicht blos die Grabstätte Heinrichs des Finklers; auch die Stelle seines Vogelherdes wurde in der Vorstadt gezeigt, und ähnlicher Reminiscenzen fanden sich mehr in der Umgegend. So war es natürlich, daß Klopstock, als er, von Vaterlandsliebe beseelt, nach einem nationalen Helden für sein Epos in der deutschen Geschichte sich umsah, auf Heinrich verfiel. Der Gedanke, die Erlösung des Menschengeschlechtes durch den Messias zu besingen, der wie im Traum plötzlich ihm aufstieg, verdrängte den früheren Plan. Poetisch stellte Klopstock selbst diese seine innere Umwandlung in der Ode „mein Vaterland" von 1768 dar:

„Früh hab' ich dir mich geweiht! Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkor ich, unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreier, zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts!"

Digitized by Google

Religiöſe Begeiſterung hatte ihn zu dieſem Stoffe hingezogen; ſie war es auch, die ihn an ſein Werk feſſelte. Er konnte daher in ſpäteren Jahren wohl zu dem Geſtändnis berechtigt ſein, er wäre vielleicht nie Dichter geworden, wenigſtens ſchwerlich Dichter geblieben, wenn ihn nicht der Gegenſtand ſeines Gefühls, ſeiner Verehrung gehoben und gehalten hätte; hätte er je an der Darſtellung desſelben verzweifelt, hätte ihn je die begeiſternde Kraft verlaſſen, die von demſelben ausſtrömte, er würde ſeiner Neigung und Anlage nach die Bildung ſeines Geiſtes vielleicht darauf beſchränkt haben, ein treuer Beobachter von Naturgegenſtänden zu werden.

Er nahm ſich Anfangs vor, nicht vor ſeinem dreißigſten Jahre die Ausarbeitung zu beginnen, nicht eher, als bis er die vollkommene Herrſchaft über ſeine Phantaſie erlangt habe. Allein ſein Inneres drängte gewaltſam zur Geſtaltung deſſen, was ihn im Wachen und in Träumen erfüllte. „Die Erinnerung, in der Pforte geweſen zu ſein," ſchrieb Klopſtock am 20. März 1800, als er dem Rector Heimbach ein Prachtexemplar der Meſſiade für die dortige Schulbibliothek zuſandte, „macht mir auch deßwegen nicht ſelten Vergnügen, weil ich dort den Plan zu dem ‚Meſſias' beinah ganz vollendet habe. Wie ſehr ich mich in dieſen Plan vertiefte, können Sie daraus ſehn, daß die Stelle vom Anfange des neunzehnten Geſanges bis zu dem Verſe, der mit ‚um Gnade!' endigt, ein Traum war, der wahrſcheinlich durch mein anhaltendes Nachdenken entſtand." Als ihn dieſe Idee zuerſt beſchäftigte, kannte er Miltons „verlorenes Paradies" noch nicht aus eignem Studium. Bald darauf lernte er es in Bodmers Ueberſetzung kennen und ward entzückt, ſo daß er in dem berühmten erſten Brief an den Züricher Kritiker (in lateiniſcher Sprache) geſtand, die von Homer in ihm entzündete Flamme ſei dadurch ganz angefacht und ſein Geiſt zum Himmel und zur religiöſen Poeſie erhoben worden. Den beſten Beweis,

Digitized by Google

wie angelegentlich er ſich mit der epiſchen Dichtkunſt und deren Literatur beſchäftigt und welch erhabene Anſichten er ſich von dem Weſen und den Anforderungen der Poeſie gebildet hatte, gibt die Rede, mit der er am 21. September 1745 von Schulpforta Abſchied nahm. Hier ſtellt er die epiſche Poeſie über alle andern Dichtungsarten; er vergleicht ſie der Erde ſelbſt, während die übrigen Gattungen nur als Theile der Erde anzuſehen ſeien. In den kurzen Charakteriſtiken der epiſchen Dichtungen der alten und neuen Literatur bewundert man eben ſo ſehr die große Beleſenheit des einundzwanzigjährigen Jünglings wie die Sicherheit und Beſonnenheit ſeines Urtheils. Homer, Virgil, die Lieblinge der epiſchen Muſe, werden geprieſen; an ſie ſchließt ſich Taſſo; Marini wird abgelehnt, der höchſte Ruhm dagegen Milton, dem erhabenen Sänger der Religion, zuerkannt. Unter den Franzoſen verdient am erſten noch Fénélon, der Autor des „Télémaque“, den Namen des Epikers, nicht aber Voltaire und die übrigen Heldendichter vor und neben ihm. Raſch geht Klopſtock über die neueren engliſchen und holländiſchen Dichter hinweg; dann wendet er ſich zu den deutſchen. Mächtig bricht da ſein patriotiſches Gefühl hervor. „Unwille ergreift mich, wenn ich, von gerechtem Zorn entbrannt, eine ſolche Schlaffheit unſeres Volkes ſehen muß. Mit niedrigen Tändeleien beſchäftigt, ſuchen wir den Ruhm eines ſchöpferiſchen Geiſtes; mit Gedichten, die nur deßhalb geboren zu ſein ſcheinen, um zu ſterben und zu vergehen, wagen wir, ach, des deutſchen Namens ganz unwürdig, nach jener heiligen Unſterblichkeit zu ringen. . . . . Wendet mir nicht ein, wir hätten doch Dichter, die, über das Mittelmäßige erhaben, an ihre Unſterblichkeit glauben können; ich ſpreche von der Epopöe, dem höchſten Werke der Poeſie: ſie hat bisher noch keinen Dichter unter uns gefunden . . . . . Wie ſehr wünſchte ich, daß ich dies in einer Verſammlung der vorzüglichſten Dichter Deutſchlands ſagen könnte! Die größte Freude

würde mich dann erfüllen, wenn ich's vermöchte, daß die Würdigſten zu dieſem Werke von edler und heiliger Scham erglühten, ſo lange nichts für den Ruhm des Vaterlandes gethan zu haben. Wenn aber unter den jetzt lebenden Dichtern der vielleicht noch nicht gefunden würde, der ſein Deutſchland mit dieſem Ruhm zu ſchmücken beſtimmt iſt, ſo werde geboren, großer Tag, der einen ſolchen Sänger hervorbringen wird! nahe dich ſchneller, Sonne, die ihn zuerſt erblicken und mit ſanftem Antlitz beleuchten ſoll! Ihn mögen die Tugend und nebſt der himmliſchen Muſe die Weisheit in zarten Armen wiegen. Vor ſeinen Augen erſchließe ſich das All der Natur und die andern unzugängliche Größe der anbetungswürdigen Religion. Selbſt die Reihe der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht ganz verborgen und dunkel. Von dieſen ſeinen Lehrerinnen werde er gebildet, würdig des menſchlichen Geſchlechts, der Unſterblichkeit und Gottes ſelber, den er vorzüglich preiſen wird!" Man kann in dieſen Worten die Hindeutung auf die eignen Hoffnungen, die ihn zu ſeinem großen Unternehmen ſpornten, nicht verkennen; doch berührt er dieſes nur kurz und beſcheiden. „Dankbar werde ich", ſagt er in einer Apoſtrophe an die Schulpforta, „ſtets deiner gedenken und dich als die Mutter des Werkes, dem ich in deinem Schoße nachzudenken begonnen habe, treu verehren."

Eine gründliche Vorbildung oder vielmehr eine auf jener Altersſtufe ſeltene Reife des Geiſtes und Charakters brachte Klopſtock auf die Univerſität Jena mit, wo er im Herbſte 1745 die theologiſchen Studien begann. Er hörte philoſophiſche Vorleſungen bei Daries, theologiſche bei Walch; doch erfahren wir über den Gang ſeiner wiſſenſchaftlichen Studien nichts Näheres. Da ihm das wüſte Leben in Jena nicht zuſagte, ſo begab er ſich ſchon nach einem halben Jahre um Oſtern 1746, vornehmlich um mit ſeinem Vetter Johann Chriſtoph Schmidt aus Langenſalza zuſammen zu ſein, auf die Univerſität Leipzig.

Digitized by Google

Indeß fieng schon in Jena sein Epos an sich zu gestalten. Aber der Schwung seiner Begeisterung, die Kraft der aus ihr hervorströmenden Redefülle vermochte sich den schleppenden Alexandrinern nicht anzubequemen; zu Trochäen konnte sich Klopstock eben so wenig entschließen, wie er die von Milton gebrauchten zehnsilbigen Jamben im Deutschen nachzubilden verzweifelte: so wählte er nach langem Sinnen jene poetische Prosa, in welcher ihm Bodmer mit dem Beispiele seiner Uebersetzung des „verlorenen Paradieses" vorangegangen war. Allein in dem Streben, seinem Gedichte die höchste Vollendung, auch der Form, mitzutheilen, konnte er sich mit der Prosa nicht begnügen. In Leipzig machte er die ersten Versuche, den Hexameter, dessen Schönheit er längst in den Epikern des Alterthums erkannt hatte, im Deutschen nachzubilden. Die erste Anregung dazu war ohne Zweifel von Gottsched ausgegangen, der in seiner kritischen Dichtkunst die Möglichkeit, deutsche Hexameter zu machen, durch einige keineswegs verächtliche Proben dargethan und den Gebrauch dieses Verses den jüngeren Dichtern mit eindringlichen Worten empfohlen hatte. „In dieser neuen Art", äußerte er, „müßten wir das Herz fassen, endlich einmal ungereimte Verse zu machen. . . . . Ich weiß wohl, daß dieses deutschen Ohren noch ziemlich fremde und unangenehm klingen wird. Allein denen, die einen lateinischen Vers Virgils oder Horatii in dergleichen Silbenmaß ohn' alle Reime schön finden, ist es in Wahrheit eine Schande, wenn sie eben diesen majestätischen Wohlklang, den sie dort bewundern, nur im Deutschen entweder nicht hören oder doch verwerfen wollen. Meines Erachtens fehlt nichts mehr, als daß einmal ein glücklicher Kopf, dem es weder an Gelehrsamkeit noch an Witz noch an Stärke in seiner Sprache fehlt, auf die Gedanken geräth, eine solche Art von Gedichten zu schreiben und sie mit allen Schönheiten auszuschmücken, deren sonst eine poetische Schrift außer den Reimen fähig ist. Denn wie ein Milton in Engelland ein ganz

Heldengedicht ohn' alle Reime hat ſchreiben können, welches itzt bei der ganzen Nation Beifall findet, ſo wäre es ja auch im Deutſchen nicht unmöglich, daß ein großer Geiſt was Neues in Schwang brächte."

Profeſſor Chriſt zwar eiferte gegen die Tollheit, den antiken epiſchen Vers in unſerer Sprache nachahmen zu wollen; an einem Sommernachmittage jedoch machte ſich Klopſtock 1746 entſchloſſen an's Werk, und das ungewohnte Versmaß gelang ihm über Erwarten; in wenig Stunden hatte er eine Seite Hexameter zu Stande gebracht. Seitdem erklang ſeine Dichtung vom Beginn auf's neue in ſchwungvollerem Rhythmus. Nur ſein Freund Schmidt, mit dem er auf einem Zimmer zuſammenwohnte, war Zeuge ſeines poetiſchen Strebens. Als der erſte Geſang in Hexametern vollendet war, bewirkte es ein glücklicher Zufall, daß auch Cramer, der in demſelben Hauſe wohnte — es war das ſeines nachmaligen Schwiegervaters Radike —, in's Geheimnis gezogen wurde. Durch ihn wurde Klopſtock der jungen Dichtergenoſſenſchaft der Bremer Beiträger zugeführt. Er fand unter ihnen nicht ſowohl eine Leitung, denn deren bedurfte er nicht, als die poeſievolle Wärme der Freundſchaft, die in ihm ihren beredteſten Sänger gewann. Zwar unterwarfen Cramer und Ebert ſein Gedicht der ſtrengſten Kritik, und Klopſtock fügte ſich ihr; aber für das beſchränkte und durch die Pflicht gegenſeitiger Prüfung beſchränkende Streben der Beiträger war er ſchon zu ſelbſtändig. Die Freunde fühlten das auch, und faſt bereuten ſie ſpäter, den Anfang des „Meſſias" gedruckt zu haben. „Wir werden", äußerten bereits 1748 einige gegen Sulzer bei deſſen Aufenthalt in Leipzig, „Klopſtocken nicht ermuntern fortzufahren; er hat etwas unternommen, das über ſeine Kräfte iſt."

Seit 1747 verſuchte Klopſtock auch die lyriſchen Versmaße der Alten als ein „Lehrling der Griechen" in ſeinen Oden nachzubilden. Mit der Elegie „die künftige Geliebte", mit den

Digitized by Google

herrlichen Oden „auf meine Freunde“ (1767 „Wingolf“ betitelt), „an Giseke“, „an Ebert“ ward für die lyrische Poesie eine neue Bahn eröffnet; eine solche aus der Tiefe der Empfindung hervorquellende, in glänzenden Strahlen poetischer Fülle emporsteigende Sprache hatte Deutschland noch nicht vernommen. Allein zunächst war es noch nicht der Lyriker Klopstock, den es bewundern sollte, sondern der Epiker. Im vierten Bande der Bremer Beiträge erschienen 1748 die ersten drei Gesänge des „Messias“, womit er seine akademische Zeit gewissermaßen abschloß. Ein günstiges Geschick hatte für das erste Hinaustreten an die Oeffentlichkeit den richtigsten Moment ausersehen. Was unter andern Umständen ein Fehler gewesen wäre, ein Fragment in die Welt zu schicken, ward dies Mal der Weg zum Erfolg. Hätte Klopstock, wie er zuerst wollte, die Herausgabe seines epischen Gedichts bis zu dessen Vollendung verschoben, es wäre zu jeder andern Zeit ungleich kühler aufgenommen worden. Allein jetzt mußte es durch Form und Inhalt nach allen Seiten zünden. Was die Schweizer Kritiker Jahre lang in Streitschriften verfochten hatten, war in dieser Dichtung in Erfüllung gegangen; mehr als alle ästhetischen Abhandlungen vernichtete sie den Gottschedianismus wie mit einem Schlage und stellte sich an den Eingang einer neuen Literaturepoche. Bodmer erkannte dies augenblicklich; schon als ihm 1747 von Gärtner die ersten beiden Gesänge mitgetheilt wurden, nannte er sie „etwas Ungemeines“ und erkannte, daß Miltons Geist auf dem jungen Dichter ruhte. Er verkündigte Klopstocks Lob 1749 in den „neuen kritischen Briefen“ und bestimmte Georg Friedrich Meier zu seiner überschwänglich beifälligen „Beurtheilung des Heldengedichts der Messias“; dadurch richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen Dichter, die durch den Widerspruch der kritischen Urtheile aus Gottscheds Lager nur erhöht wurde. Auf Kanzel und Katheder ward das neue Dichtwerk bald gepriesen, bald geschmäht. Wo die einen

Digitized by Google

ein poetiſches Meiſterwerk ſahen, fürchteten die andern die Rückkehr des lohenſteiniſchen Schwulſtes; wo die einen die heiligſte religiöſe Weihe, die erhebendſte Erbauung fanden, ſtießen die andern den Weheruf der durch die Dichtung gefährdeten Rechtgläubigkeit aus. Gottſched, aus allen ſeinen Poſitionen gedrängt, ſchämte ſich nicht, die dargebotene Hand zu ergreifen, und äußerte in ſeinem „beſcheidenen Gutachten, was von den bisherigen chriſtlichen Epopöen der Deutſchen zu halten ſei“ (1752), daß er ſich höchlich wundere, wie die Gottesgelehrten ſo ruhig ſitzen und dem Unweſen zuſehen könnten, ohne zu bedenken, welch einen unvermeidlichen Schaden die neuen geiſtlichen „Lügenden“ in einer zur Freigeiſterei und Religionsſpötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten.

Während der „Meſſias“ den Namen des jungen Dichters durch die deutſchen Lande zu tragen begann, hatte dieſer gegen Oſtern 1748 die Univerſität verlaſſen und ſich nach Langenſalza begeben, wo er dem Sohne des Kaufmanns Weiß, eines Verwandten, Unterricht ertheilen ſollte. Hier befand ſich auch die Familie ſeines Oheims Schmidt, deſſen Sohn ſein Studiengenoſſe und innigſter Freund in Leipzig geweſen war. Marie Sophie, die mit allen Reizen jungfräulicher Schönheit geſchmückte Tochter des Hauſes, hatte ſchon bei früheren Beſuchen auf ſein Herz Eindruck gemacht. Ein Briefwechſel während der akademiſchen Jahre begann ein engeres Seelenband zu knüpfen; ſie ſchwebte ohne Zweifel bei der Elegie „die künftige Geliebte“ dem Dichter vor und zog ihn auch jetzt nach Langenſalza. Bei dem Wiederſehen im Frühjahr 1748 ſchlug dieſe Liebe in helleren Flammen empor und verſchlang ſich mit allem, was Edles und Erhabenes in ſeiner Seele war. So gab er in den Oden, die ſeine Geliebte unter dem Namen Fanny feierten, ſeiner zu religiöſer Andacht verklärten Liebesſehnſucht dichteriſch Ausdruck. „Bardale“ (früher „Aedon“ genannt) geleitet uns zu den erſten

Digitized by Google

noch heiteren und hoffnungsvollen Frühlingstagen, welche dem Wiedersehen folgten. Da aber der Jüngling nur seine Liebe und seinen Dichterruhm, nicht zugleich Amt und Reichthum — seine Eltern waren ohne ihre Schuld in ihren Vermögensumständen zurückgekommen — in die Wagschale legen konnte, so fand er, obgleich nicht geradezu abgewiesen, doch nicht die Gegenliebe, die er gehofft hatte; er fühlte, daß er einem „Beglückteren", einem reicheren Bewerber werde weichen müssen. Die Oden „an Fanny", „der Abschied", „an Gott" sind die elegischen Ergüsse der Liebesschwermuth. Um diese Zeit arbeitete er zugleich an dem vierten Gesange der Messiade, wo die Liebessehnsucht einer reinen, jugendlichen Seele in Lazarus (später in Semida umgewandelt) und Cidli geschildert ist. Schmidt und Bodmer waren die nächsten Vertrauten, denen er sein liebekrankes Herz ausschüttete. Beide machten seine Wünsche zu ihrer eignen Angelegenheit und waren bemüht, sie zu fördern. „Und nun führe ich Sie noch", schrieb er am 10. August 1748 an Bodmer, „unter dem Versprechen des tiefsten Stillschweigens in das innere Heiligthum meiner Angelegenheiten. Ich liebe das zärtlichste und heiligste Mädchen, an welches meine dritte Ode gerichtet ist [‚die künftige Geliebte'], auf das zärtlichste und heiligste. Sie hat sich noch nie gegen mich erklärt und wird sich auch schwerlich gegen mich erklären können, weil unser Stand sehr verschieden ist. Aber ohne sie kann ich durchaus nicht glücklich sein. Ich beschwöre Sie demnach bei dem Schatten Miltons und Ihres seligen Knaben, bei Ihrem großen Geiste beschwöre ich Sie, machen Sie mich glücklich, mein Bodmer, wenn's Ihnen möglich ist." Auf einen theilnehmenden, tröstenden Brief Bodmers erwiderte Klopstock am 27. September mit religiöser Ergebung: „Ich weiß nicht, ob derjenige, dessen Schicksal mir so viel Schmerz ordnet, hier keine Glückseligkeit für mich sieht, wo ich so viel Glückseligkeit sehe, oder ob er vorhersieht, daß ich itzo die Freuden der ersten Um-

Digitized by Google

armungen auszuhalten noch nicht fähig ſein werde, und daß er mich alſo erſt ruhiger werden laſſen will. So viel weiß ich, daß ich auf ſeinen ewigen Tafeln nicht den leiſeſten Zug ändern kann, und daß ich viel Beruhigung, inſonderheit itzt, da ich dieſes ſchreibe, darin finde, daß ich mich ihm unterwerfe, und daß ich derjenigen, die ich ſo unausſprechlich liebe, die allerreinſte Glückſeligkeit, auch wenn ſie mich nicht wiederliebt, aus vollem Herzen wünſche."

Bodmer ſtellte darauf in einer eindringlichen väterlichen Epiſtel der Geliebten des Dichters die Pflichten vor, die ſie als „ſeine irdiſche Muſe" zu erfüllen habe: „Sie ſollen den Poet mit den zärtlichſten Empfindungen von himmliſcher Unſchuld, Sanftmuth und Liebe beſeelen; Sie ſollen ihm einen Geſchmack der Freundſchaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmliſcher Entzückung erzittern; Sie ſollen ſeine Seele mit großen Gedanken anfüllen. . . . . Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlöſung Antheil. Die Nachwelt wird den ‚Meſſias' nie leſen, ohne mit dem zweiten Gedanken auf Sie zu fallen, und dieſer Gedanke wird allemal ein Segen ſein. . . . . Nationen werden Ihnen dann nicht das Gedicht auf den Meſſias allein, ſondern die Seligkeit mit danken, welche ſie durch das Gedicht gefunden haben. Welche Laſt von Glückſeligkeiten iſt daran gelegen, daß der Poet das große Vornehmen vollende! Wie koſtbar iſt ſein Leben Welten, die noch nicht geboren ſind! Was für eine Verantwortung liegt auf denen, die ihn durch unwitzige Geſchäfte, durch widrige Sorgen, durch eine ſtumme Wehmuth in ſeinem Umgange mit der himmliſchen Muſe ſtören, die das göttliche Gedicht dadurch an ſeinem Wachsthum verzögern!" In gleichem Sinne, nur jugendlich friſcher, weniger zopfig und pedantiſch ſang damals Klopſtock in der Ode „an Gott":

Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz

Digitized by Google

In heißen Hallelujahliedern,
Ewiger Vater, vor dir ergießen! — — —
Das Lied des Sohnes, trunken in ihrem Arm
Von reiner Wolluſt, will ich erhabener
Enkeln, die gleich uns lieben, gleich uns
Chriſten ſind, ſeligen Enkeln ſingen!

Indeß wurde dadurch noch nichts geändert. Am 26. Januar 1749 bekannte er Bodmer, das Schickſal ſeiner Liebe habe ſich noch nicht entwickelt; da ihm noch „einige kleine Hoffnungen“ lächelten, lehnte er vorläufig Bodmers Einladung zu einem Beſuche in der Schweiz ab. Im Sommer 1749 heiterte ſich ſein Gemüth mehr auf, es kam ihm jetzt wahrſcheinlicher vor, daß er geliebt werde; „ſehr viel“, ſchrieb er am 7. Juni an Bodmer, „kömmt hierbei darauf an, daß ich mein Glück mache. Wie groß wird itzt das in meinen Augen, was ſonſt ſo klein in denſelben war! Ich weiß von Ihnen gewiß, daß Sie hierbei thun, was Sie thun können.“ Dazu wurden jetzt mehrere Pläne und Verſuche gemacht. Man dachte an eine Ausgabe des „Meſſias“ auf Subſcription, an eine Unterſtützung durch den Berliner Hof, den Prinzen von Oranien oder den Prinzen von Wales, bei dem ſich Haller durch den Leibarzt Werlhof verwandte, an eine Profeſſur in Göttingen oder Erlangen. Alle dieſe Hoffnungen ſchlugen fehl. Da Klopſtock um Oſtern 1750 ſeine Hauslehrerſtelle aufgeben mußte, in der ihn nur Fannys Nähe ſo lange feſt gehalten hatte, ſo verließ er im Mai Langenſalza, beſuchte ſeine Eltern in Quedlinburg und machte die Bekanntſchaft Gleims zu Halberſtadt, in deſſen Geſellſchaft er ſich dem heiterſten Genuſſe der Gegenwart hingab. Auch erfreute er ſich an neuen Ausſichten in die Zukunft. Abt Jeruſalem bot ihm eine Stelle an dem nach dem Vorbilde der engliſchen Collegien 1745 geſtifteten Carolinum in Braunſchweig an, wo bereits mehrere ſeiner Leipziger Studiengenoſſen eine Verſorgung gefunden hatten, ſo daß die Wiedervereinigung mit ihnen großen

Digitized by Google

Reiz für ihn haben mußte. Von einem andern Anerbieten meldete er am 6. Juni 1750 an Bodmer: „Hierauf habe ich nur vor wenig Tagen einen Brief mit dieſer Nachricht bekommen. Der Herr Baron von Bernſtorff, ehemaliger Geſandter des Königs von Dänemark in Paris, gehet von Paris zurück, die Stelle eines Staatsraths in Kopenhagen anzunehmen. Er kehrt in Hannover bei ſeinem Bruder ein, und ſagt daſelbſt, er wolle mir bei ſeinem König eine Penſion auswirken, und wenn mein ‚Meſſias' vollendet wäre, könnte ich eine Hofprediger- oder Profeſſorſtelle bekommen. Wenn ich nach Braunſchweig gienge, ſollte ich mich nicht auf lange Zeit einlaſſen, oder ſollte mich ſonſt nicht weit entfernen, weil meine Gegenwart vielleicht bald in Kopenhagen nöthig wäre." Um eine Entſcheidung ſeines Schickſals abzuwarten, ſchob Klopſtock die Reiſe nach Zürich, wohin Bodmer ihn wiederholt und immer dringender eingeladen hatte, noch auf einige Wochen hinaus. Er beſuchte noch Braunſchweig und in Gleims Geſellſchaft Magdeburg, wo er die Bekanntſchaft des Predigers Sack und Sulzers machte. Ein Vorſpiel zu dem Züricher Aufenthalt meldet uns ein Brief an Fanny: „Soll ich Ihnen dieſe Frauenzimmer beſchreiben? Es würde zu lang werden. Ich will Ihnen nur ſagen, daß es eine ungemein ſüße Sache iſt (denn ich habe ſie recht ſehr und recht oft erfahren), wenn man von liebenswürdigen Leſerinnen zugleich geliebkoſt und zugleich verehrt wird. Ich habe von Lazarus und Cidli oft vorleſen müſſen, mitten in einem Ringe von Mädchen, die entfernter wieder von Männern eingeſchloſſen wurden. Man hat mich mit Thränen belohnt. Wie glücklich war ich, und ach! wie viel glücklicher würde ich ſein!" Doch verſchweigt er nicht, daß er beim Abſchiede die Mädchen alle mit einem Kuſſe belohnt habe. Am 13. Juli 1750 trat er, da von Kopenhagen noch keine Nachricht einlief, in Begleitung der Schweizer Sulzer und Schultheß die Reiſe nach Zürich an, wo er am 23. Juli anlangte.

Digitized by Google

Mit welchem Entzücken er in Bodmers Arme eilte, spricht die an ihn gerichtete Ode aus, und noch lebhafter malt sich die heitere Stimmung, die ihn in diesen glücklichen Tagen erfüllte, in seinen Briefen. „Ich habe schon die Freude ganz genossen," schreibt er am 25. Juli, „den ehrlichsten Mann das erste Mal in meinem Leben zu sehn, den ich, wenn ich sonst an ihn dachte, mir als einen entfernten, unvergleichlichen Freund vorstellen mußte, welchen ich in meinem Leben niemals sehen würde. Freude, wahre Freude ist mir im vollsten Maße zu Theil geworden. So viele wahre Menschen, die ich überdies habe kennen gelernt, und die mich lieben! — Das Glück bezahlt mir nicht das Gold der ganzen Erde! — Wenn ich an die kleinern Freuden, an die schönen Gegenden, an den vollen Genuß dieser schönen Gegenden, an die jugendliche, an die stillere Lust der Gesellschaft, an die offene Freimüthigkeit des Umgangs, wenn ich an dies alles denke, wie viel ich schon davon genossen habe, und wie viel mir noch bevorsteht, wie sanft und mit wie vollem Herzen kann ich mich da dem Vergnügen ganz überlassen!" Der Gipfel der Freude war die Fahrt auf dem Züricher See, welche in der meisterhaften Ode des Dichters ein unvergängliches Denkmal erhalten hat.

Acht junge Männer, lauter Verehrer Klopstocks, hatten sich auf Hirzels Vorschlag vereinigt, dem berühmten Gaste zu Ehren eine Lustfahrt zu veranstalten und dazu eben so viele junge Damen ausgewählt, welche durch Bildung und Sinn für Poesie der Gesellschaft des Messiasdichters besonders würdig schienen. Am 30. Juli um fünf Uhr Morgens fuhren sie in einem der größten Boote des Sees ab. Ein vorhergegangenes Gewitter hatte die Luft gereinigt; sanfte Winde begleiteten die Fahrt und heiterten den Anfangs von leichtem Gewölk umzogenen Himmel auf, so daß die schöne Natur, welche die Ufer des Sees schmückt, sich im hellsten Sonnenglanze vor dem Auge aufthat. Bei dem Land-

Digitized by Google

gute einer befreundeten Familie wurde Raſt gemacht und gefrühſtückt. Die herrlichſte Ausſicht über den See und ſeine Ufer breitete ſich hier aus; „doch ſchien unſer Dichter“ — ſchreibt Hirzel in der ausführlichen Schilderung, die er ſeinem Freunde Kleiſt von dieſem frohen Tage gibt — „weniger davon gerührt als von der Mannigfaltigkeit der menſchlichen Charaktere, die ſein Scharfblick auszuſpähen vorfand. Da lernte ich einſehen, warum Klopſtock die meiſten Gleichniſſe in ſeinem göttlichen Gedichte aus der Geiſterwelt hernimmt. Nie ſah ich jemand die Menſchen aufmerkſamer betrachten; er gieng von einem zum andern, mehr die Mienen zu beobachten, als ſich zu unterreden. Noch war uns ein neues Vergnügen bereitet; der ältere Sohn unſers ehrwürdigen Gaſtwirths, der eine nicht gemeine Stärke beſitzt, den Flügel zu ſpielen, gab uns ein italieniſches Solo zu hören. Klopſtock belauſchte auf den Geſichtern unſrer Mädchen den Eindruck, den die Muſik machte; er ſchien darnach beſtimmen zu wollen, welche die zärtlichſte wäre.“ Nachdem man wieder zu Schiffe geſtiegen war, wurde Klopſtock aufgefordert, etwas aus den noch ungedruckten Geſängen des „Meſſias“ vorzuleſen. Er wählte die im fünften Geſange enthaltene Schilderung von den unſchuldigen Bewohnern eines Geſtirns der Milchſtraße, die den Tod nicht kennen, und denen der Stammvater das Elend der gefallenen und daher ſterblichen Erdenbewohner, vornehmlich die Schrecken des Todes und der Trennung beſchreibt. Es erfolgte eine wehmüthige Stille und eine ernſthafte Unterhaltung über das menſchliche Elend, bis allgemach die Heiterkeit wieder ſiegte; und Klopſtock ſelbſt trug am meiſten dazu durch ſein munteres Geſpräch bei, auf das immer die allgemeine Aufmerkſamkeit gerichtet war. „Ueber ſeine Fröhlichkeit“, ſchreibt Hirzel, „herrſcht freie Vernunft wie über ſeinen Ernſt; ſeiner Witz begleitet ſeine Reden alle, deren Seele Gefälligkeit und Freude iſt. Wenn uns ſeine ehrwürdigen Gedichte in eine zärtliche Wehmuth verſetzten,

Digitized by Google

ſo erheiterte uns bald wieder ſein aufgeweckter Geiſt und führte die vorige Freude zurück.“ Nochmals zu einer Vorleſung aus dem „Meſſias“ aufgefordert, trug er die elegiſche Epiſode von Lazarus und Cidli aus dem vierten Geſange vor. „Unſere Schönen“, erzählt Hirzel, „fanden ſich in einer ganz neuen Welt. Solche Gedanken hatte ihnen noch keiner ihrer Verehrer eingeflößt; ſie belohnten unſern göttlichen Dichter dafür mit Blicken voll Liebe. Man wagte nicht über jene himmliſche Liebe zu ſprechen, bis einer von der Geſellſchaft das Stillſchweigen mit der gelehrten Anmerkung unterbrach, nirgends hätte er noch die platoniſche Liebe ſo prächtig geſchildert geſehen. Klopſtock, der die wahre Liebe, die Tochter der Natur, allzu gut kennt, verwarf dieſen Beifall und verſicherte, daß er hier ganz eigentlich die zärtlichſte Liebe im Auge gehabt habe, die ungleich höher wäre als die platoniſche Freundſchaft; Lazarus liebte ſeine Cidli ganz und gar. Wir ſtimmten ihm aus vollem Herzen bei, und Plato war nicht unſer Mann.“ Unter erheiternden Geſprächen kam man gegen Mittag nach Meilen, einem ſchönen Dorfe am See, wo die Geſellſchaft an einer wohlbeſetzten Tafel Platz nahm; beim Wein ſtieg die Fröhlichkeit und Vertraulichkeit. Man trank auf das Wohl der abweſenden Freunde,

„In des Vaterlands Schoß einſam von mir verſtreut,
Die in ſeligen Stunden
Meine ſuchende Seele fand“;

auch die Geſundheit der „göttlichen“ Fanny wurde ausgebracht. Klopſtock „erwiderte mit einem ſanften Ernſt, der die Empfindungen ſeiner großen Seele verrieth; doch ließ er den Ernſt dieſes Mal nicht ſiegen; er ſah die frohe Geſellſchaft an und trank und ſcherzte.“ Er war auch an dieſem Tage am wenigſten aufgelegt, den ſchwermüthigen Liebhaber zu ſpielen. Ein Fräulein Schinz, die jüngſte in der Geſellſchaft, hatte ihn ganz gewonnen; wo in ſeiner Ode „der Zürcher See“ jetzt Fanny genannt wird, war

Anfangs ihrer, „der fühlenden Schinzin“, gedacht. Klopſtock ſelbſt legt davon in einem Briefe an Fannys Bruder ein ſehr naives Bekenntnis ab: „Das Mädchen in ſeiner ſiebzehnjährigen Unſchuld, da es ſo unvermuthet ſo viel und ihm ſo neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es ſein ſchwarzes, ſchönes Auge mit einer ſo ſanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederſchlug, öfters große und unerwartete Gedanken ſagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich ſollte ſelbſt bedenken, wie hoch derjenige von ihm geſchätzt werden müßte, der es zuerſt gelehrt hatte, ſich würdigere Vorſtellungen von Gott zu machen — — — Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch ſehr viel Küſſe gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen ſonſt zu ernſthaft erſcheinen.“ Unter Geſang fuhr die Geſellſchaft am Mittag nach der Au hinüber, einer anmuthigen, von einem Eichenwalde gekrönten Halbinſel, wo der Beſitzer des dortigen Landhauſes, Zunftmeiſter Lavater, die Züricher Freunde und ihren gefeierten Gaſt freundlichſt aufnahm. „Klopſtock, von Freude belebt, hüpfte mit ſeinem Mädchen durch den Wald und half meiner Doris [Hirzels Frau] das Lied auf Hallers Doris ſingen.“ Nachdem man ſich auf Spaziergängen zerſtreut und die Reize des Ortes, von dem Klopſtock ſich ſtets eine Zeichnung als ein theures Blatt der Erinnerung aufbewahrte, nach allen Seiten genoſſen hatte, wurde gegen Abend die Rückfahrt angetreten. Klopſtock las noch ein Fragment aus dem „Meſſias“, die Klagen des Abbadona, „des redlichſten Teufels, den je die Hölle ſah“. Die Herzen der Mädchen waren ſo gerührt, daß ſie einmüthig den Dichter baten, den reuevollen Teufel in ſeinen Schutz zu nehmen und ihm die Seligkeit zu ſchenken. Um den Ernſt nicht überhand nehmen zu laſſen, las Klopſtock darauf eine anakreontiſche Ode ſeines Vetters Schmidt vor und ſang Lieder von Hagedorn. Schon war die Sonne untergegangen, als man noch einmal ausſtieg und eine

Digitized by Google

Strecke am Ufer fröhlich fortwanderte. „Klopstock erblickte von ungefähr eine kleine Insel; diese besetzten wir; fünf Freunde mit ihren Mädchen nahmen den ganzen Raum ein. . . . . Hier endlich eroberte Klopstock von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß, und wir eroberten auch Küsse; denn wie wollten sie sich retten, die guten Mädchen, ohne die zarten Füße zu benetzen?“ Unter Sternenschein fuhr man der Stadt zu; Klopstock bat noch einmal Hirzels Frau, Hallers „Doris“ zu singen. Um zehn Uhr schloß sich der Reigen der schönsten Stunden —:

„In dem Arme des Freunds wissen ein Freund zu sein,
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!“

Dem Andenken an diesen froh genossenen Sommertag widmete Klopstock die Ode „der Zürcher See“, in welcher seine lyrische Poesie zwar nicht völlig aus dem Kreis der Betrachtung heraustrat, doch zuerst den erfrischenden Einfluß der heiteren Naturempfindung erfuhr.

So fand sich Ernst und Frohsinn in dem Charakter und in dem Leben des jugendlichen Dichters zusammen. Wohl mochten Bodmer und seine älteren Freunde verwundert sein, den Dichter der himmlischen Verzückungen, dessen Auge kaum auf der Erde zu weilen schien, so menschlich, so heiter zu finden und den in Liebesmelancholie zerfließenden Elegiker am Arme der Mädchen fröhlich dahinhüpfen und Küsse erhaschen zu sehen. War Bodmer schon hierüber ungehalten und sprach sich auch über einige Stellen der Züricher Ode mißbilligend aus, so hielt er noch weniger seinen Unwillen zurück, als Klopstock den Umgang mit ihm mehr mit der Gesellschaft jüngerer Freunde vertauschte. Es kam zwischen beiden zu einem förmlichen Bruche. An Sack schrieb Klopstock, er sei nach Zürich gereist, um an Bodmer einen Feind zu bekommen. Er verließ das bodmer'sche Haus, wo er zuerst gastliche Aufnahme gefunden hatte, und lebte mit andern Freunden zusammen, besonders mit Rahn, einem talentvollen jungen Kauf-

Digitized by Google

mann, der damals eine neue Art, auf weiße Seide zu drucken, erfunden hatte und zu einem darauf gegründeten Unternehmen ſich mit Klopſtock zu aſſociieren Willens war. Klopſtock, der jede neue Ausſicht, ſein äußeres Glück in der Welt zu machen, mit Begierde ergriff, ſchrieb darüber auch an Fanny (10. September 1750) und ſchloß mit der rührenden Liebesbitte: „Ich kann Ihnen, allerliebſte Schmidtin, weiter nichts mehr ſagen; denken Sie an meine vielen Thränen, an meine bangen Schmerzen der Liebe, die ſchon Jahre gedauert haben, und die ewig dauern werden, wenn Sie nicht aufhören wollen, hart gegen mein blutendes Herz zu ſein.“ Bald darauf giengen erwünſchte Nachrichten aus Kopenhagen ein. Durch Vermittlung der Miniſter Johann Hartwig Ernſt von Bernſtorff und von Moltke hatte der König von Dänemark, Friedrich V., dem Dichter des „Meſſias“, damit er größere Muße zur Vollendung ſeines Gedichts habe, ein Jahrgehalt von vierhundert Reichsthalern bewilligt, das 1754 auf ſechshundert Thaler erhöht ward. Klopſtock beeilte ſich nun, den vierten und fünften Geſang des „Meſſias“ zu vollenden, um dem Könige den erſten Band des Werkes überreichen zu können; zugleich verfaßte er die Ode an Friedrich V., welche als Widmung dem Gedichte vorgedruckt ward.

Im Februar 1751 reiſte Klopſtock von Zürich ab, mit Bodmer verſöhnt und von ihm mit ſeinem beſten Segen entlaſſen; freilich konnte dieſer es noch lange nicht verſchmerzen, daß der junge Dichter ſo wenig dem Idealbilde glich, das er ſich von ihm gemacht. Mit aufrichtigem Danke dachte hingegen Klopſtock nicht blos in den Briefen, die er bald nach ſeiner Abreiſe an Bodmer und die übrigen Züricher Freunde ſchrieb, ſondern bis in das ſpäteſte Alter an die Schweiz zurück; er bekannte, daß er hier erſt in die Welt gekommen ſei, nachdem er vorher nur auf Schulen geweſen. Während der langſamen Poſtreiſe nach Quedlinburg verfaßte er die Ode „Friedrich V.“, welche an

Bernstorff und Moltke gerichtet und als der erste Gruß des Dankes für die günstige Wendung seines Geschicks anzusehen war. Den März brachte er (Langensalza vermied er dies Mal) größtentheils zu Quedlinburg im Kreise seiner Familie zu, besuchte in Braunschweig seine Freunde und nahm über Hamburg seinen Weg nach der dänischen Hauptstadt. Mit Schmerz erfüllte ihn der Abschied von Eltern, Geschwistern und Freunden; tief ergriff ihn vor allem der letzte Besuch bei der geliebten Großmutter. Noch bei seiner Abreise nach der Schweiz war sie frischen Alters gewesen; jetzt fand er sie ganz verwandelt. Bleich saß sie, den Fuß auf doppelte Teppiche hingesenkt, den Stab in der Hand, mit starrem Auge und nahm an dem Geschick des Enkels, den sie so sehr geliebt hatte, keinen Antheil; doch zog es ihn noch stets zu ihr hin: oft besuchte er sie. Als er endlich kam, um Abschied zu nehmen, raffte sie noch einmal ihre Kraft zusammen; neubelebt erhob sie sich, kaum des Stabes bedürfend, richtete hoch ihr Haupt empor; ihr Auge gewann wieder Leben, die Stimme Klang. Sie legte ihm die Hand auf die Stirne und segnete ihn mit Worten höherer Begeisterung. Der Eindruck dieser Scene blieb Klopstock unvergeßlich; sechsundsiebzig Jahre alt, dichtete er im Andenken an sie die Ode „der Segen".

In Hamburg machte er die persönliche Bekanntschaft Hagedorns, nach der ihn oft schon verlangt hatte. Auf den Wunsch seines Freundes Giseke lernte er dort eine Verehrerin seines „Messias", Meta Moller, die Tochter eines Hamburger Kaufmanns (geboren am 16. März 1728), kennen, nicht ahnend, daß dieser Besuch für die Zukunft seines Lebens so bedeutungsvoll werden sollte. Auf sonderbare Weise war Meta mit dem „Messias" bekannt geworden. Bei einer Freundin, die sie besuchte, sah sie Haarwickeln liegen; sie nahm eine in die Hand, fand sie mit Versen bedruckt, welche die Freundin für unverständliches, dummes Zeug erklärte; neugierig geworden, erkundigte sie sich nach dem

Buch und begann ſogleich die Lectüre. Ueber den Eindruck derſelben ſchrieb ſie im März 1758 an Richardſon: „Einſt in einer glücklichen Nacht las ich meines Mannes Gedicht, den ‚Meſſias'. Ich war ſehr gerührt. Den folgenden Tag fragte ich einen Freund [Giſeke] nach dem Autor dieſes Gedichts, und dies war das erſte Mal, daß ich Klopſtocks Namen hörte. Ich glaube, ich liebte ihn gleich; meine Gedanken waren immer erfüllt mit ihm, weil ſein Freund mir ſo vieles von ſeinem Charakter ſagte. Doch hatte ich keine Hoffnung ihn zu ſehen, bis ich unerwartet erfuhr, daß er durch Hamburg kommen werde. Gleich ſchrieb ich demſelben Freunde, er möge mir Gelegenheit verſchaffen, den Verfaſſer des ‚Meſſias' zu ſehen, wenn er nach Hamburg komme. Dieſer erzählte ihm, daß ein gewiſſes Mädchen in Hamburg ihn zu ſehen wünſche, und zur Empfehlung zeigte er ihm einige Briefe, worin ich kühne Kritiken über Klopſtocks Verſe gemacht hatte. Klopſtock kam, und kam zu mir [4. April 1751]. Ich muß bekennen, ſo große Vorſtellungen ich mir auch von ſeinen Vorzügen machte, ſo hatte ich mir nimmer einen ſo liebenswürdigen Jüngling gedacht, als ich fand. Dies machte Eindruck. Nachdem ich ihn zwei Stunden geſehen hatte, war ich genöthigt, den Abend in einer Geſellſchaft zuzubringen, welche mir nie läſtiger geweſen war. Ich dachte, ich ſah nichts als Klopſtock. Den anderen Tag ſah ich ihn wieder, auch den folgenden, und wir waren ganz ernſthaft Freunde; aber den vierten Tag reiſte er ab. Es war eine ernſte Stunde, die Stunde des Abſchieds. Er ſchrieb bald nachher, und von dieſer Zeit an war unſer Briefwechſel recht fleißig." Unmittelbar über den Eindruck, den Klopſtock auf ſie gemacht, und über die leidenſchaftlich wachſende Neigung beider berichtete Meta in gleichzeitigen Briefen an Giſeke. Sie gehören zu den köſtlichſten Schätzen unſerer Literatur, alle durchdrungen von wahrer, hinreißender Empfindung glücklicher Liebe, belebt von natürlicher Friſche und gewinnender Herzlichkeit. Metas liebens-

Digitized by Google

würdiges, anmuthiges, munteres Wesen — sie ist vielleicht die edelste unter all den Frauen, die durch ihr Verhältnis zu Dichtern und Schriftstellern Einfluß auf die deutsche Literatur gewannen — spiegelt sich in ihren Briefen auf die schönste Weise wieder. Den Eindruck, den Klopstock von ihr aus Hamburg mit fortnahm, schilderte er am 1. Mai 1751 in einem Briefe an Gleim: „Dieses Mädchen ist im eigentlichsten Verstande so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist. Ich bin oft und lange bei ihr allein gewesen. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie mich manchmal unterbrach, wie sie weinte — — und wie sehr sie meine Freundin geworden ist! — Dieses Mädchen litt so viel, so unaussprechlich viel, und sie war doch diejenige nicht, um derentwillen ich so viel gelitten habe. Was muß sie für ein Herz haben!“

Indeß war Klopstock in Kopenhagen auf das freundlichste empfangen worden. Die Minister Bernstorff und Moltke behandelten ihn als ihren Freund, und er war manche Stunden in der auserlesenen Gesellschaft, die sich um sie versammelte. Auch von dem vortrefflichen jungen König erhielt er viele Beweise seiner Gunst; er verlebte mit ihm mehrere Sommermonate (1751) auf dem Lustschlosse Friedensburg, wo er sich ungestört seinen dichterischen Arbeiten hingeben konnte. Die Ode „Friedensburg“, in welcher das innige Verhältnis des Dichters zur Natur einen milden Ausdruck fand, entstand in jenen Tagen. Inzwischen erschien der erste Band des „Messias“ (Halle, 1751), welcher außer den verbesserten ersten drei Gesängen den vierten und fünften Gesang enthielt, und beschäftigte auf's neue die Kritik.

Das liebebedürftige Herz unsers Dichters hatte noch keinen Frieden gefunden. Noch klammerte es sich leidenschaftlich an den

Digitized by Google

Gedanken an, ſich Fannys Beſitz zu erringen; ſeine Briefe an Fanny, ihren Bruder, der ſich jetzt weniger warm als früher für ihn verwandte, und an Gleim geben Zeugnis davon. Das geliebte Mädchen blieb ſich in ihrer ſpröden Haltung immer gleich: ſie wechſelte noch Briefe mit ihm, ohne ſich nach irgend einer Seite hin zu entſcheiden. So geneigt Klopſtock auch jetzt noch war, ihr Benehmen zu entſchuldigen, ſo mußte er doch ſchon die Frage aufwerfen, ob ſie ein ſo gefühlvolles Herz wie er habe. Noch wollte er, wie früher Bodmern, ſeinen Freund Gleim zum Vermittler wählen; doch der Vater wies dies zurück und äußerte gegen Gleim, er möge ſeinen Sohn herumlenken helfen; einen beſſern Freundſchaftsbeweis könne er ihm nicht geben. „Manchmal wünſch' ich," ſchrieb Klopſtock am 30. October an Gleim, „daß ich ſie niemals geſehn, nie ihren Namen hätte nennen hören; ſo könnte doch mein Herz durch das große Glück der Liebe glücklich werden, ſo könnte ich vielleicht eine andre lieben. Aber das kann ich nun nicht." So ſehr er ſich auch ſelbſt noch zu täuſchen geneigt war, lag doch in dieſen Worten ſchon, daß er „die andre" liebte, daß Meta in ſeinem Herzen geſiegt hatte. Seit dem Winter wurden ſeine Briefe an Meta oder, wie er ſie gerne nannte, Clärchen wärmer und konnten das Geſtändnis der Liebe nicht mehr zurückhalten. „Ich wußte es", ſchrieb er im Juli 1752 an Cramer, „gegen das Ende des vorigen Jahrs ganz gewiß, daß ich mein Clärchen liebte, und hatte es ſchon nicht lange nach der Zeit, da ich ſie vor einem Jahre verließ, ſehr zu empfinden angefangen, dieſe Empfindungen ſehr oft in Briefen nicht ganz unverrathen gelaſſen, endlich nicht mehr verſchweigen können ..... und hierauf (ſeit dem December 1751) war ich zwar nicht ganz ohne Hoffnung; und dieſe Hoffnung, weil ſie mir ſo oft und mit ſo vielem Rechte ſehr ungewiß vorkam, ſo war ſie mit allen Schmerzen der Liebe ſogar bis einige Tage nach meiner Ankunft begleitet." Im Frühling 1752 reiſte der König nach Holſtein,

Digitized by Google

um ſich in ſeiner Trauer zu zerſtreuen: er hatte im December 1751 ſeine edle Gemahlin Luiſe verloren. Klopſtock, der ſeiner hohen Verehrung für die Königin eben in der Ode auf ihren Tod poetiſch Ausdruck gegeben hatte, war im Gefolge Friedrichs V. Sogleich eilte er nach Hamburg zu Meta, und ſchon nach einigen Tagen erfolgte das beiderſeitige Geſtändnis herzlicher Liebe. Die zart gefühlten Oden „an Sie“, „Ihr Schlummer“, „der Verwandelte“, „das Roſenband“, „an Cidli“ (dieſen Namen gab er der Geliebten in ſeinen Gedichten) ſchildern die glücklichen Empfindungen des „Liebend-Geliebten“, nicht minder die Briefe jenes Liebesfrühlings. Am 8. Juli ſchrieb er an Gleim: „Ich ſage Ihnen, daß ich unausſprechlich glücklich bin ....., daß ich die kleine Moller liebe ....., daß ſie mich ſo ſehr liebt, als ſie geliebt wird, und daß ſie die geliebteſte unter allen geliebten Mädchen iſt.“ Meta machte hiezu die Nachſchrift: „Hätten Sie wohl gedacht, daß die Moller in Hamburg ſo glücklich ſein würde? Nein! das dachten Sie wohl nicht, daß Klopſtock noch einmal ſo ein Mädchen lieben würde! — O, wenn Sie wüßten, wie er geliebt wird! das übertrifft alles, ſogar Klopſtocks Liebe ſelbſt; doch nur ein bischen! denn er liebt mich recht ſehr.“ Und welch edles Gefühl ſpricht ſich in den Zeilen an Klopſtock aus: „Ich küſſe dich auch für alles, was du an Fanny geſchrieben haſt. Ach, Klopſtock, an die Zeit muß ich nicht denken. Mir kommen ſehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was du alles mußt ausgeſtanden haben. Ich kann das ſehr gut fühlen. Könnte ich dir doch das wieder belohnen! Itzt kann ich es noch nicht, aber wenn ich erſt deine Frau bin, dann kann ich es, und dann will ich es thun. Ja, Klopſtock, du ſollſt als Frau dir keine beſſere wünſchen können, als ich ſein werde.“ Von Hamburg aus machte Klopſtock im Sommer einen Ausflug nach Quedlinburg. Mit den Freunden in Braunſchweig, Quedlinburg und Halberſtadt, Gärtner, Ebert, Giſeke, Cramer, Gleim, Ramler, verbrachte er fröhliche Tage.

Digitized by Google

Seine dichteriſche Muſe war durch das glückliche Gefühl, das ſeine Seele jetzt hob, ſowie durch den Verkehr mit den Lieben in der Heimath freudig erſtarkt. Energiſcher als je zuvor ſprach ſich ſein ſtolzes Vaterlandsgefühl in den Oden „Fragen“ und „die beiden Muſen“ aus, und die balladenartige Ode „Hermann und Thusnelda“ feierte zum erſten Mal den Helden, welchen nachmals ſeine Poeſie gleich dem „Meſſias“ zu verherrlichen ſuchte. Im Herbſte kehrte er nach Kopenhagen zurück — auf der Reiſe entſtand wahrſcheinlich das kleine Gedicht „Furcht der Geliebten“ — und arbeitete fleißig an der Meſſiade, durch deren Herausgabe er ſich überdies einige Erleichterung für ſeine bevorſtehende häusliche Einrichtung zu verſchaffen hoffte, weßhalb er wegen einer Subſcription auf den zweiten Band des Gedichts in jenen Jahren viel verhandelte. Da Metas Mutter (der Vater war bereits verſtorben) noch zögerte, in die Verbindung ihrer Tochter mit „einem Fremden“ zu willigen, und endlich nur widerſtrebend den Bitten derſelben nachgab, ſo ward die Hochzeit noch verſchoben. Das ganze Jahr 1753 verbrachte Klopſtock in Dänemark. Am 10. Juni 1754 erſchien endlich der erſehnte Tag, wo die Liebenden zu Hamburg getraut wurden. Klopſtock reiſte dann mit der jungen Frau nach Quedlinburg, um ſie den Eltern vorzuſtellen, welche die neue Tochter auf's herzlichſte empfiengen. Doch ward bald darauf die Freude getrübt, da Klopſtock von einem hitzigen, nicht ungefährlichen Fieber befallen wurde; es verwandelte ſich dann in ein Wechſelfieber, das ihn erſt im Herbſt verließ. Im October wurde die Rückreiſe nach Kopenhagen angetreten.

Es folgten Jahre voll freudigen poetiſchen Schaffens und erfüllt vom ſchönſten Glück liebevoller Häuslichkeit, in welchem Klopſtock ſeine kühnſten Hoffnungen erfüllt ſah. Wie könnte man die eheliche Zärtlichkeit, die treue Anhänglichkeit innig verbundener Seelen reizender malen, als Meta in ihren Briefen es that!

Digitized by Google

Ein Jahr nach ihrer Vermählung ſchrieb ſie (am 11. Juni 1755) von Lyngbye aus, wo Klopſtock bei ſeinem dort etablierten Freunde und Schwager Rahn die Sommermonate zuzubringen pflegte, an ihre Schweſter: „Sogleich beim Erwachen ſagte ich: Heute vor einem Jahre, mein Klopſtock! — Gott ſei Dank! Gott ſei Dank! ſagte er. Das hat er geſtern wohl hundertmal geſagt. Und dann hat er auch geſagt: Frau nach meinem Herzen! beſte Frau! einzige Meta! du Engel! du mein Herz und meine Seele! Ja, das hat er geſagt und noch vieles dergleichen. Ach, und das hat er ſchon ein ganzes Jahr geſagt. Ach meine Schweſtern! ach meine Mutter! ach alle meine Lieben! wie glücklich bin ich! wie glücklich iſt eure Meta! Ein ganzes Jahr habe ich nun ſchon meinen Klopſtock! Und weiß es, daß er der Mann iſt, den ich mir von ihm vorſtellte. Ihr Lieben vergeßt doch nicht, Gott immer für mich zu danken. Du Kleinmüthige, du hatteſt das nimmer erwartet!“ Und ſo geht es durch die weitere Reihe der wenigen Jahre, die ihr das ſchönſte Erdenglück bereiteten, fort. „Wenn du ſo viel über Klopſtock empfindeſt,“ ſchrieb ſie im März 1757 an dieſelbe Schweſter, „wenn du im ‚Meſſias‘ lieſt, ſo kannſt du denken, was ich empfinden muß, wenn ich ihn arbeiten ſehe und meine Seele dann unaufhörlich den Gedanken denkt: Er iſt dein Mann! Ja, ich bin die allerglückſeligſte Frau! Einen Mann zu haben, deſſen Eigenſchaften alle ſo groß, ſo ſchön und ſo gut ſind als Klopſtocks Genie — das iſt Glückſeligkeit!“ Metas Briefe an Richardſon, mit dem ſie eine Correſpondenz in engliſcher Sprache unterhielt, laſſen uns ebenfalls in dies häusliche Glück und zugleich in die Werkſtatt des Meſſiasdichters blicken: „Es iſt ein entzückendes Vergnügen für mich,“ ſchrieb ſie am 6. Mai 1758, „Sie mit dem Gedichte meines Mannes bekannt zu machen. Niemand kann es beſſer als ich, da ich diejenige bin, welche das meiſte von dem kennt, was noch nicht bekannt iſt, indem ich bei der Geburt der jungen Verſe zugegen

bin, welche in Fragmenten beginnen, hier und da, bei Gegenſtänden, mit denen ſeine Seele erfüllt iſt. Er hat verſchiedne große Fragmente des ganzen Werks fertig. Sie werden denken, daß zwei Perſonen, die ſich ſo lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nöthig haben; wir ſind immer in demſelben. Ich ſtill, ſtill mit meiner kleinen Arbeit, ſehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches ſo ehrwürdig iſt in Thränen der Andacht bei dem Erhabnen ſeines Gegenſtandes. Mein Mann lieſt mir ſeine neuen Verſe und erlaubt mir meine Kritiken.“ Auch in einem Briefe an die Schweſter vom November 1755 erwähnte ſie, daß er am „Meſſias“ immer mit Thränen in den Augen arbeite. Da Klopſtock eine ſehr unleſerliche Hand ſchrieb und ſein Manuſcript für den Druck erſt durch die Hände der Abſchreiber gehen mußte, ſo übernahm Meta dieſe Mühe mit „erſtaunlicher Freude“. So treu ſchmiegte ſich ihr Geiſt dem ſeinigen an, daß ſich in ihren eignen ſchriftſtelleriſchen Verſuchen der Abdruck ſeiner dichteriſchen Eigenart wiederfindet. Daher konnte ſie auch dem Triebe nicht widerſtehen, tagebuchartig ſein Leben zu beſchreiben. „Meine Abſicht“, äußerte ſie darüber, „iſt eigentlich nur, mich bei dem, was ſeinen Charakter betrifft und was einige Verbindung mit dem ‚Meſſias‘ hat, aufzuhalten.“ Dieſe Aufzeichnungen ſind jedoch nicht in die Oeffentlichkeit gelangt. Allein dem Glück ſollten auch ſchmerzliche Ereigniſſe folgen. Am 28. October 1756 verlor Klopſtock ſeinen Vater durch den Tod. „Cramer hat uns eben die Nachricht von Quedlinburg gebracht,“ ſchrieb Meta an ihre Schweſter. „Welch eine Stube voll Betrübten iſt hier! Mein, mein Klopſtock! Aber er betrübt ſich wie ein Mann und wie ein Chriſt. Stille Thränen, gen Himmel geſchlagene Augen und gefaltete Hände, das iſt ſeine Betrübnis. Das erſte nach der erſten, langen Stille war: Ich habe dich noch! — und umarmte mich mit vieler Inbrunſt.“ Aber auch dies theuerſte Beſitzthum ſollte ihm nicht lange mehr bleiben. Nach mehreren getäuſchten

Digitized by Google

Hoffnungen schien sich für Meta im Sommer 1758 endlich der Wunsch erfüllen zu sollen, Mutter zu werden. „Ein Sohn von Klopstock," ruft sie mit froher Sehnsucht aus, „o wann werde ich ihn haben!" Sie begab sich zu den Ihrigen nach Hamburg, um dort ihre Entbindung zu erwarten und — um ihr Grab auf dem heimathlichen Boden zu finden. Sie war auf den Tod lange vorher gefaßt. „Gott mag mir geben, was er will" — heißt es vom 10. September in einem der rührenden, Liebe athmenden Briefe, die sie ihrem damals noch entfernten Gatten schrieb — „ich bin immer glücklich, ein ferneres Leben mit dir oder ein Leben mit ihm! Aber wirst du mich auch so leicht verlassen können als ich dich? da du nur in dieser Welt bleibst, und in einer Welt ohne mich? Du weißt, ich hab' immer gewünscht, die Nachbleibende zu sein, weil ich wohl weiß, daß dies das schwerste ist. Doch vielleicht will Gott, daß du es sein sollst, und vielleicht hast du mehr Kräfte."

Im September reiste Klopstock nach Hamburg und brachte ihr durch seine Nähe in den schweren Stunden ihres letzten Kampfes den Trost des Glaubens und der Liebe, ein Zeuge ihrer engelgleichen Geduld und Ergebung. Niemand wird ohne Rührung und Erhebung die Geschichte ihrer letzten Lebensstunden in den Briefen lesen, mit denen Klopstock 1759 die kleine Sammlung ihrer hinterlassenen Schriften eingeleitet hat. In der Scene zwischen Gedor und Cidli im fünfzehnten Gesange des „Messias" (Vers 419—475) hat er das Gedächtnis ihrer Sterbestunde erneuert; ähnlich beschrieb er den Moment ihres Abschieds in einem Briefe an Cramer acht Tage nach ihrem Tode. „Du hast wie ein Engel ausgehalten," sagte Klopstock zu ihr; „Gott ist mit dir gewesen! Gott wird mit dir sein! der Allerbarmherzigste ist mit dir gewesen! Sein großer Name sei gepriesen! Er wird dir helfen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es itzt werden! Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt!" —

Digitized by Google

„Du bist der meinige gewesen!“ erwiderte Meta. — „Sei mein Schutzengel,“ wiederholte Klopstock, „wenn es unser Gott zuläßt!“ — „Wer wollte das nicht sein!“ sagte sie; er drückte ihr noch einmal die Hand und eilte fort. Wenige Minuten später war sie verschieden — am 28. November 1758. Den todten Sohn im Arm, ward sie in's Grab gelegt. „Sie ist noch nicht“, schreibt Klopstock am 10. April 1759, „an der Stelle begraben, wo ich einmal bei ihr zu ruhen wünsche. Ich will unser Grab in Ottensen oder auf einem andern Dorfkirchhofe weiter an der Elbe hinauf machen lassen. Ich werde eine schöne Gegend um derer willen aussuchen, die sich im Frühlinge der Auferstehung freuen mögen.“ So geschah es denn auch. Ein einfacher Denkstein trägt die von Klopstock verfaßte Inschrift, und die Schwestern pflanzten zwei Linden neben das Grab, die jetzt auch des Dichters Gruft beschatten — „Saat von Gott gesät, dem Tage der Garben zu reifen!“ Sein Schmerz war zu groß, als daß er sie, die „die Glückseligkeit seines Lebens“ gewesen war, in poetischen Elegien hätte verherrlichen können; doch versagte er sich den Trost nicht, durch die Herausgabe ihrer kleinen Aufsätze und Dichtungen ihr ein Gedächtnis im Herzen der Freunde zu stiften.

Im Beginn der glücklichen Zeit seiner Ehe hatte Klopstock die Arbeit am „Messias“ rasch gefördert und die epische Erzählung mit dem zehnten Gesange bis zum Kreuzestode geführt. Da er den Gedanken an einen Druck auf Subscription aufgeben mußte, ließ er die ersten zehn Gesänge, die gelungenere Hälfte des großen Gedichts, 1755 in einer doppelten Ausgabe erscheinen, einer Kopenhagner, die er Anfangs auf eigne Kosten drucken lassen wollte, aber vom Könige zum Geschenk erhielt, und einer hallischen, über deren Verlag er sich mit dem Buchhändler Hemmerde, dem Verleger des früheren ersten Bandes, verständigte. Nun gestattete er sich einige Ruhe und wandte sich wieder zur lyrischen Poesie. In dieser trat jetzt ein folgenreicher Wendepunkt

Digitized by Google

ein. Die aus den Verhältnissen des wirklichen Lebens hervorklingenden vollen Töne der tiefen, echt menschlichen Empfindung verlieren sich mehr und mehr; der Dichter reißt sich meist los von dem Boden des wirklichen Lebens und verweilt bei den Abstractionen der religiösen Poesie, in der das Gefühl einer überirdischen Seligkeit sich in Exclamationen erschöpft und der concrete Ausdruck ihm oft unter den Händen entschlüpft. Seine ästhetische Theorie unterschied zwischen dem erhabenen religiösen Gesange und dem zum Volke sich „herunterlassenden" Liede; beide Gattungen der lyrischen Poesie baute er an. Seit 1756 dichtete er geistliche Lieder, deren erster Theil 1758 erschien — er enthielt zugleich Umdichtungen mehrerer älterer Kirchenlieder —, der zweite 1769; an diese schlossen sich die Hymnen, welche zum großen Theil den Jahren 1758 und 1759 angehören. Eine stofflich dem „Messias" verwandte Dichtung ist die 1757 vollendete sentimental-elegische Idylle in dramatischer Form „der Tod Adams".

Klopstocks Leben, das bis dahin mit seiner Poesie in engster Verbindung stand, berührt sich von jetzt an nur noch selten mit seinen Gedichten; Klopstock, der heitere, lebensfrische und durch muntere Geselligkeit liebenswürdige Mann, der in seinen Briefen und in den Schilderungen seiner Freunde durch sein rein menschliches, natürliches Wesen, das aller schlaffen Sentimentalität abhold zu sein scheint, uns anzieht, ein Jüngling noch im Freundeskreis und von froher Jugend umringt, erscheint nur selten mehr in seinen Dichtungen; in diesen gefällt er sich besser auf einer erkünstelten Höhe, an der der Verstand mehr Antheil hat als das Gemüth. Die volle menschliche Empfindung bricht fast nur noch in den kleineren Oden hervor, die er dem Andenken an die geschiedenen Freunde widmet, „die frühen Gräber" (1764), „die Sommernacht" (1766), „die Erinnerung" (1795). Sie zählen zu den vollendetsten Gebilden der klopstockischen Muse; in einigen von ihnen gelingt dem Dichter, was im allgemeinen erst durch

Goethes Lyrik möglich wurde, Empfindungen, auch ohne daß ein bestimmtes Wort sie ausspricht, in der dichterisch-musikalischen Stimmung vernehmbar ausklingen zu lassen.

Nach Kopenhagen im August 1759 zurückgekehrt, lebte er in innigem Verkehr mit einigen geistvollen deutschen Männern, die sich in der dänischen Hauptstadt zusammenfanden, Cramer, dessen Zeitschrift „der nordische Aufseher" er in jenen Jahren mit mehreren poetischen und prosaischen Arbeiten ausstattete, Gerstenberg, Sturz und andern. Der letztere gibt in einer formal vollendeten Schilderung ein Bild Klopstocks aus jenen Jahren frischer, männlicher Kraft, die beste Charakteristik, die wir von einem Zeitgenossen über den gefeierten Sänger besitzen: „Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höhern einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr ..... Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft ..... Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, späheten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche und ergötzten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein ..... Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wenn er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt; aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur ..... Eislauf predigt er mit der Salbung

eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken ..... Kaum daß der Reif ſichtbar wird, ſo iſt es Pflicht, der Zeit zu genießen und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuſpüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Waſſerſammlungen bekannt, und er liebte ſie nach der Ordnung, wie ſie ſpäter oder früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn ſieht er mit hohem Stolze herab ..... Eine Mondnacht auf dem Eiſe iſt ihm eine Feſtnacht der Götter.“ Auch in ſeiner Poeſie verherrlichte er dieſes uralte germaniſche Vergnügen. Im Jahre 1764 entſtand die treffliche Ode „der Eislauf“, an die ſich die ſpäteren „Braga“, „die Kunſt Tialfs“ und „der Kamin“ anſchloſſen. Wiederholt warnt er in ihnen vor den Gefahren des Schlittſchuhlaufes; denn er wäre beinahe ſelbſt im Anfang des Jahres 1762 auf dem See bei Lyngbye ein Opfer ſeiner Verwegenheit geworden. Das noch nicht feſt gefrorene Eis brach unter ſeinen Füßen ein. Sein Retter ward Beindorf, deſſen er in einer ſeiner letzten Oden dankbar gedacht hat; Klopſtock behielt in der Todesgefahr ſo viel Geiſtesgegenwart, daß er dem jungen Manne, der ihm die Hand zu reichen bemüht war, Anweiſung zu geben vermochte, wie er ihn, ohne ſelbſt mit einzubrechen, herausziehen könne.

Im Sommer 1762 begab ſich Klopſtock wieder nach Deutſchland und verweilte in den heimathlichen Gegenden am Harz volle zwei Jahre. Er lebte abwechſelnd in Quedlinburg bei den Seinigen, in Halberſtadt bei Gleim oder in Magdeburg bei dem ihm eng befreundeten Kaufmann Bachmann, einem Manne von ausgebreiteten gelehrten Kenntniſſen. Sehr behagte ihm das Landleben auf dem Gute des Herrn von Aſſeburg im Selkethale. In dieſer belebenden Umgebung, die ſeinem Geiſte neue Schwingen gab, ergriff ihn auch eine warme Liebesneigung zu einem „ſüßen“ Mädchen in Blankenburg, welches er Done nennt, Luiſe Sidonie Wilhelmine Eliſabeth Diedrich (1742 geboren). Ein zartes Gedicht an ſie aus Halberſtadt, 2. December 1762, das mit der Strophe anfängt:

Du zweifelſt, daß ich dich wie Meta liebe? —
Wie Meta lieb' ich, Done, dich!
Dies ſaget dir mein Herz voll Liebe,
Mein ganzes Herz!

fehlt in der Sammlung ſeiner Gedichte, da er, wie ſeine Briefe an Gleim bezeugen, dieſe Angelegenheit mit größter Verſchwiegenheit behandelte. Seine Bewerbung war Anfangs hoffnungsvoll. „Ich bin nun", ſchreibt er am 15. December 1762 an Gleim, „ſchon wieder acht Tage hier, und ich entdecke an dem ſehr geliebten Mädchen täglich neue Eigenſchaften des Herzens, die mich ſehr glücklich machen. Sie iſt bisher noch immer ein wenig zurückhaltend geweſen, und daher kömmt es, daß ich mit der Abnahme ihrer Zurückhaltungen immer etwas Neues entdecke." Vornehmlich der reiche und anſpruchsvolle Vater, der ſeine Tochter nicht gern ſo weit außer dem Lande geben wollte, trat dieſer Verbindung hinderlich in den Weg; alle Verſprechungen Klopſtocks, auch der Titel eines Legationsrathes, der ihm gerade damals ertheilt worden war, thaten keine Wirkung. Mit dem Sommer des nächſten Jahres wurde das Verhältnis abgebrochen. Das kleine mit der Jahrzahl 1771 bezeichnete Gedicht „Edone" ſteht vielleicht noch in Beziehung zu dieſer Liebesneigung des Dichters. Er arbeitete während dieſer Jahre viel am „Meſſias", vollendete das Trauerſpiel „Salomo", das 1764 erſchien, und begann das Drama „David", das erſt 1772 veröffentlicht wurde.

Geiſtig geſtärkt und von erhöhter Liebe zum deutſchen Vaterlande erfüllt, kehrte Klopſtock im Juli 1764 nach Kopenhagen zurück, wo er wieder mit dem Miniſter von Bernſtorff auf's innigſte zuſammenlebte, meiſt auf deſſen Landſitze Bernſtorff Seine Poeſie, wenn auch noch an der Fortſetzung des „Meſſias" feſthaltend, war jetzt vorzugsweiſe der Verherrlichung des deutſchen Volkes und der Erweckung einer kräftigen Vaterlandsliebe gewidmet. Die ſchönſten ſeiner patriotiſchen Oden fallen in die Jahre 1764 —

Digitized by Google

1768. Allein sein Vaterlandsgefühl entzündete sich nicht an der politischen Erhebung Deutschlands, welche die Kriegesthaten des großen Preußenkönigs im Gefolge hatten; von Friedrich II., dem Eroberer, dem Freigeist, dem Bewunderer und Nachahmer der französischen Literatur, wandte sich Klopstock mit Schmerz und Groll ab. Dagegen pries er die Herrlichkeit des deutschen Geistes, die hohen Ziele, welche deutsche Wissenschaft und Kunst schon erreicht hatte oder eben erstrebte. Während er 1752 noch den Ausgang des Wettkampfes zwischen der deutschen und englischen Muse nicht zu entscheiden wagte, tadelt er 1764 in der Ode „der Nachahmer" die, welche noch andrer Gesang als Griechengesang schreckt; in „Wir und Sie" (1766) spottet er dessen, dem das Herz nicht glüht beim Schall des Namens Vaterland; das Bewußtsein, sittlich und geistig den Engländern überlegen zu sein, treibt ihn sogar zu dem frevlen Wunsch, sie im Kampf der Schlacht uns gegenüber zu sehen. In der Ode „Unsre Fürsten" (1766) preist er die deutschen Dichter, die ohne Unterstützung und Aufmunterung ihrer Fürsten sich zu klassischer Höhe herangebildet haben. Er feiert die Herrlichkeit „unsrer Sprache" (1767) und singt den stolzen Vaterlandsgesang (1768), einen Hymnus auf die Sitte und die Thaten der Deutschen. Sprachliche und mythologische Studien standen hiemit in Verbindung; er gewann zugleich mit seinem Freunde Gerstenberg, der 1766 die „Gedichte eines Skalden" herausgab, eine begeisterte Liebe zu der germanisch-nordischen Mythologie, welche er auch bei der Umarbeitung der älteren Oden seit 1767 an die Stelle der früher gangbaren griechisch-römischen mythologischen Bildersprache setzte.

Im Jahre 1768 erschien der dritte Band des „Messias", welcher Gesang 11—15 enthielt. Dann wandte sich Klopstock zur dramatischen Darstellung der Geschichte Arms, des Befreiers des deutschen Volkes von der Römerherrschaft. Er verband die dramatischen Scenen mit lyrischen Bardengesängen und nannte

Digitized by Google

daher dieſe dramatiſchen Dichtungen Bardiete. „Hermanns Schlacht“, die Schilderung der Niederlage des römiſchen Feldherrn Varus im Teutoburger Walde, erſchien 1769. Gleichzeitig begann er das zweite Drama „Hermann und die Fürſten“ (Anfangs „Hermann und Ingomar“ benannt), welches den Angriff der Deutſchen auf die nach dem Rhein zurückziehenden Römer unter Cäcina darſtellt; es wurde erſt 1784 gedruckt. „Hermanns Tod“ ſchloß 1787 dieſe dramatiſche Trilogie. „Weil mir's“, ſchreibt Klopſtock im December 1767 an Gleim, „mit dieſem Vaterländiſchen ſehr von Herzen gegangen iſt, und ich mich dabei weder auf einen kritiſchen Dreifuß noch Vierfuß hinſetzte und nach Herausbringung des viellehrenden Satzes: ein Nationalgedicht intereſſiert die Nation, die es angeht! geſchrieben habe, ſo denke ich, daß jenes Vaterländiſche wieder zu Herzen gehen ſoll.“ Einer ſolchen patriotiſchen Geſinnung begegnen wir jetzt überall in ſeinen Briefen. Er intereſſiert ſich warm für den „Barden“ Oſſian, weil dieſer als Caledonier ihm für einen Deutſchen gilt, und erbittet ſich von Macpherſon „die eisgrauen Melodien zu einigen lyriſchen Stellen des großen Dichters“. Er beſchäftigt ſich mit dem Angelſachſen Kädmon und dem Dichter des „Heliand“, den er in einer wörtlichen Ueberſetzung herauszugeben denkt, erfreut über die „alte Kernſprache“ und „manches vielbedeutende poetiſche Wort, das wir armen Neulinge verloren haben“. Auf das ſtrengſte verwirft er die Abhängigkeit von der ausländiſchen Literatur. „Das einzige Ueberſetzen,“ ſchreibt er im September 1769 an Gleim, „das ich nun den Deutſchen noch zur Noth erlaube, iſt aus dem Griechiſchen. Doch genug! ich werde zu warm, wenn ich nur an eine Jochkriecherei denke!“ Das waren Geſinnungen, mit denen er, der deutſcheſte Dichter, die Jugend der ſiebziger Jahre entzündete und für vaterländiſches Selbſtgefühl begeiſterte. Auch nach oben hin ſchien ſein Beſtreben nicht ohne Erfolg zu bleiben. Was von Berlin, wo der franzöſiſch gebildete Friedrich regierte, nicht zu erwarten

Digitized by Google

war, schien in Wien, wo mit Joseph II. ein deutsch gesinnter Fürst den Kaiserthron bestiegen hatte, in Erfüllung zu gehen, eine Förderung der deutschen Nationalliteratur durch den Staat.

Die erste Anregung gab die Bekanntschaft Klopstocks mit dem österreichischen Gesandten in Kopenhagen, Grafen Wellsperg. Dieser, ein warmer Freund der vaterländischen Literatur, forderte unsern Dichter auf, einen Plan auszuarbeiten, wie dieselbe vom Kaiser unterstützt werden könne. Bei seinem Abgang von Kopenhagen nahm er Klopstocks Vorschläge mit nach Wien; man hoffte den Fürsten Kaunitz und den Grafen Dietrichstein und durch diese den jungen Kaiser für das Project günstig zu stimmen. Klopstock hatte eine Akademie im Sinne, welche als höchste Schiedsrichterin über literarisches Verdienst die Aufgabe haben sollte, Schriftsteller zu belohnen, junge Talente zu ermuntern und zu unterstützen, die geistigen Kräfte für gewisse Zwecke zu vereinigen und dadurch die Literatur zu leiten. Er versicherte zu wiederholten Malen, daß er für sich nichts suche; er würde sich glücklich schätzen, wenn er etwas für die thun könnte, „denen es in den Wissenschaften gelungen wäre"; indeß lag es in der Natur seines Entwurfs, daß man für den Vorsitz in dieser Nationalakademie keinen andern als ihn ausersehen konnte. Lessing und Gerstenberg bezeichnete er als die künftigen Dramaturgen des kaiserlichen Nationaltheaters, das nicht auf die Launen des Publicums Rücksicht zu nehmen brauche, sondern berufen sei, den Geschmack desselben zu bilden. Er vergaß auch die Nationalgeschichte nicht und wünschte, daß man für die besten Arbeiten über einzelne Perioden Preise aussetze: „solche Erklärungen in einer Ankündigung sind Stacheln, die in dem olympischen Wettlaufe das Pferd, das leicht genung zum Siege ist, zwar nur von ferne blinken zu sehn braucht, aber sehn muß es sie gleichwohl." Indem er einräumte, daß es in einer so vielseitigen Sache verschiedne Arten der Ausführung gebe, hob er als den Hauptpunkt hervor, der Kaiser müsse entweder

Digitized by Google

gar nichts für die Wiſſenſchaften thun oder etwas, das ſeiner würdig ſei. Die Ausgaben könnten nur im Beginn erheblich ſein, da ſchon viel da ſei, das Belohnung verdiene. Aber auch den Anfang mit gerechnet, habe dem Könige von Polen ſeine Oper in wenigen Jahren mehr gekoſtet, als dieſe Unterſtützung der Wiſſenſchaften in vielen koſten würde. Und welcher Unterſchied wäre dann in den Folgen! Auf der einen Seite dieſe nun vergeſſene Oper, die nur einigen Vergnügen gemacht habe, und auf der andern Seite die Wiſſenſchaften in Deutſchland zu einer Höhe gebracht, welche von der Geſchichte als Epoche würde bemerkt werden!

Obwohl Klopſtock auf ſeine wiederholten Erörterungen nur durch ganz unbeſtimmte Antworten vertröſtet wurde, ſo ſtieg doch ſeine Hoffnung auf einen günſtigen Erfolg, da ihm der Kaiſer ſein von Brillanten eingefaßtes Bruſtbild „nicht zur Belohnung, ſondern zur Bezeugung ſeiner Hochachtung“ überſandte. Auch wurde die Dedication der „Hermannsſchlacht“, in der ſich Klopſtock offen vor ganz Deutſchland über die Hoffnungen ausſprach, die er von des Kaiſers Unterſtützung in Betreff der deutſchen Literatur hegte, von der Wiener Staatskanzlei gut geheißen. In dieſer Zueignung der „Hermannsſchlacht“ an Kaiſer Joſeph II. deutete er auf jene Pläne hin, als er die wohl überlegten Worte niederſchrieb: „Wenn der Geſchichtſchreiber redet, ſo lobt nicht er, ſondern die That. Und ich darf That nennen, was beſchloſſen iſt und bald geſchehen wird. Der Kaiſer liebt ſein Vaterland, und das will er auch durch Unterſtützung der Wiſſenſchaften zeigen. Nur dies darf ich ſagen.“ Indeß ließ man in Wien den Plan bald ganz fallen. Man rieth Klopſtock zu einer Reiſe nach Wien; allein ohne eine ausdrückliche, dringendere Einladung wollte er dieſe nicht unternehmen. Er ſah bald ein, daß er ſich in ſeinen Erwartungen getäuſcht habe, und hielt in der Ode „die Roßtrappe“ (1771) die ernſte Mahnung nicht zurück:

Digitized by Google

— Dein ehrenvoll Wort (des Worts Ankündiger trauret!)
Hältst du das dem Vaterlande nicht, so schweigt
Auch von dir die ernste Wahrheitsbezeugerin,
Die Vertraute der Unsterblichkeit, Deutschlands Telyn.

Die Vereitlung des Planes, in Wien einen neuen Schauplatz seiner Wirksamkeit zu finden, mochte Klopstock auch aus persönlichen Gründen verdrießlich sein, weil seit dem Tode seines geliebten fürstlichen Gönners (1766), den die Elegie „Rothschilds Gräber" mit aufrichtigstem Schmerze betrauerte, sein Aufenthalt in Dänemark weniger Annehmlichkeiten bot und er unter der neuen Regierung selbst wegen seiner Pension nicht ganz ohne Sorgen war. Im Jahre 1770 erfolgte, was lange befürchtet war: der treffliche Minister Graf Bernstorff erhielt seine Entlassung, und das ihm feindlich gesinnte Ministerium Struensee ergriff unter dem schwachen Christian VII. auf einige Jahre die Zügel der Regierung. Klopstock begleitete den edlen Freund nach Deutschland und wählte Hamburg, wo er viele Verwandte und Freunde hatte, zu seinem Wohnsitze. Hier war er Anfangs in Bernstorffs Hause oder mit ihm auf seinen Gütern im Lauenburgischen. Stintenburg, auf einer Insel des Schallsees reizend gelegen, malt uns eine Ode des Dichters zugleich mit dem Charakter des geliebten Besitzers. Da die dänische Regierung von Klopstock 1771 Auskunft verlangte, wie alt er sei, aus welchen Gründen er eine Pension beziehe und wie viel Vermögen er besitze, so schien er mit dem Verlust seines Gehaltes bedroht zu sein; doch entschied man zu seinen Gunsten, und er bezog es bis an sein Ende auch im Auslande. Seinen Wohlthäter verlor er schon im Februar 1772 durch den Tod, bald nachdem dieser nach Struensees Sturz den Ruf zum Wiedereintritt in das dänische Ministerium erhalten hatte. Klopstock zog, als die Gräfin Bernstorff Hamburg verließ, in das Haus des Herrn von Winthem, der mit Metas Nichte Johanna Elisabeth ver-

Digitized by Google

heirathet war — Klopſtock erwähnt ſie in mehreren Oden, beſonders ihres ſeelenvollen Geſanges wegen, unter dem Namen Windeme —; auch wohnte er mehrere Sommer in einem gemietheten Garten vor dem Dammthore.

Die erſten Jahre ſeines Hamburger Aufenthalts verfloſſen ihm in reger literariſcher Thätigkeit. Zunächſt vollendete er die Reviſion ſeiner Oden. Die erſte Sammlung derſelben ließ die Landgräfin Caroline von Heſſen-Darmſtadt 1771 veranſtalten, gleichſam als Manuſcript für Freunde und daher nur in vierunddreißig Exemplaren gedruckt. Um dieſelbe Zeit ſtellte Chriſtian Friedrich Daniel Schubart verſchiedne Oden und proſaiſche Aufſätze Klopſtocks, mit mehreren unechten vermiſcht, unter dem Titel „Klopſtocks kleine poetiſche und proſaiſche Werke“ zuſammen. Dies veranlaßte den Dichter, 1771 die erſte Originalausgabe ſeiner Oden zu veröffentlichen, in der dieſe vielfach überarbeitet und verbeſſert erſchienen, während jene Abdrücke nur die älteren Lesarten wiedergaben. Klopſtock widmete dieſe Ausgabe ſeinem Freunde und Gönner Bernſtorff. 1772 folgte ſein Trauerſpiel „David“. In dieſen Jahren beendete er auch den „Meſſias“, deſſen letzte Geſänge (15—20) im Jahre 1773 erſchienen. Er ſchloß das Werk würdig mit der erhabenen Ode „an den Erlöſer“, die er am Morgen der Vollendung (im März 1773) unter hervorſtürzenden Thränen ſchrieb:

„Ich hofft' es zu dir! und ich habe geſungen,
Verſöhner Gottes, des neuen Bundes Geſang!“

Mit freudiger Rührung gedenkt er der jugendlichen Ehrbegier und frommen Begeiſterung, der gehobenen Empfindung in den ſchönen Momenten des dichteriſchen Schaffens und des ihm ſchon hienieden zu Theil gewordenen Lohnes: er hat die Thränen des Chriſten geweckt und darf hinaus in die Zukunft nach der himmliſchen Thräne blicken:

„Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn,
Und du haſt mir mein Straucheln verziehn!“

Digitized by Google

Von der Anerkennung und Verehrung der Nation wie auch des Auslandes erhielt Klopstock jetzt die vielfachsten Beweise. Als er im Jahre 1773 ein theoretisches Werk „die deutsche Gelehrtenrepublik“ ankündigte und zu einer Subscription aufforderte, schien der Nation eine Gelegenheit geboten zu sein, dem Dichter einen Tribut ihres Dankes darzubringen. „Viele wohldenkende Männer,“ erzählt Goethe im zwölften Buch von „Dichtung und Wahrheit“, „darunter mehrere von großem Einfluß, erboten sich, Vorausbezahlung anzunehmen, die auf einen Louisd'or gesetzt war, weil es hieß, daß man nicht sowohl das Buch bezahlen als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen sollte. Hier drängte sich nun jedermann hinzu; selbst Jünglinge und Mädchen, die nicht viel aufzuwenden hatten, eröffneten ihre Sparbüchsen; Männer und Frauen, der obere, der mittlere Stand trugen zu dieser heiligen Spende bei, und es kamen vielleicht tausend Pränumeranten [richtiger: gegen dreitausend fünfhundert] zusammen. Die Erwartung war auf's höchste gespannt, das Zutrauen so groß als möglich. Hiernach mußte das Werk bei seiner Erscheinung [1774] den seltsamsten Erfolg von der Welt haben; zwar immer von bedeutendem Werth, aber nichts weniger als allgemein ansprechend. Wie Klopstock über Poesie und Literatur dachte, war in Form einer alten deutschen Druidenrepublik dargestellt, seine Maximen über das Echte und Falsche in lakonischen Kernsprüchen angedeutet, wobei jedoch manches Lehrreiche der seltsamen Form aufgeopfert wurde. Für Schriftsteller und Literatoren war und ist das Buch unschätzbar, konnte aber auch nur in diesem Kreise wirksam und nützlich sein. Wer selbst gedacht hatte, folgte dem Denker; wer das Echte zu suchen und zu schätzen wußte, fand sich durch den gründlichen, braven Mann belehrt; aber der Liebhaber, der Leser ward nicht aufgeklärt, ihm blieb das Buch versiegelt, und doch hatte man es in alle Hände gegeben, und

Digitized by Google

indem jedermann ein vollkommen brauchbares Werk erwartete, erhielten die meisten ein solches, dem sie auch nicht den mindesten Geschmack abgewinnen konnten. Die Bestürzung war allgemein, die Achtung gegen den Mann aber so groß, daß kein Murren, kaum ein leises Murmeln entstand.“ Indeß blieben auch die strengen Urtheile der öffentlichen Kritik nicht aus.

Klopstocks Einfluß trat jetzt besonders da hervor, wo die junge Schriftstellerwelt sich an ihn drängte und sich um ihn als den Veteranen und den Chorführer der vaterländischen Poesie schaarte. In ähnlicher Weise, wie der Leipziger Wingolfbund in Klopstocks Jugendzeit, hatte sich in Göttingen ein Kreis strebsamer, für Poesie und Vaterland begeisterter Jünglinge an einander geschlossen. Klopstock, mit dem einige der Mitglieder schon persönlich bekannt waren, genoß hier die ungemessenste Verehrung, weniger als der Dichter des „Messias“ denn als der lyrische Sänger der Freundschaft und der Vaterlandsliebe. Die Grafen Stolberg übersandten 1773 an Klopstock eine Auswahl der Gedichte des Bundes und erhielten belobende und theilnehmende Worte zurück. Des Dichters Geburtstag ward zu einem Bundesfest: ein mit Blumen bestreuter Lehnstuhl, auf dem Klopstocks Werke lagen, stand ledig obenan; an dem Vortrag klopstockischer Oden erwärmten sich die verbrüderten Jünglinge. Klopstock setzte auf den Bund große Hoffnungen für die künftige Dichterrepublik und riß die Mitglieder zum höchsten Enthusiasmus hin, als er in seiner „Gelehrtenrepublik“ ihrer mit prophetischen Worten gedachte. Endlich kam er selbst im Herbste 1774 nach Göttingen auf der Durchreise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich geladen hatte, „begierig,“ wie er an ihn schrieb, „den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei sich zu sehen“. Der Bund ward durch seine Gegenwart zum höchsten Selbstgefühl gehoben. „Mit dem Bunde“, schrieb Voß im November 1774 an seinen Freund Brückner,

Digitized by Google

„hat er große Dinge im Sinn, ſein Plan iſt aber noch nicht völlig beſtimmt . . . . . Alles, was wir ſchreiben, muß ſtrenge nach dieſem Zweck, nach Geſchmack und Moral geprüft werden, eh' es erſcheinen darf. Er ſelbſt unterwirft ſich dem Urtheil des Bundes. Zwei Drittheile von den Stimmen entſcheiden. Er will durchaus nicht mehr als eine Stimme haben und zwar auf unſer Bitten die letzte. Nebenabſichten ſind — die Vertilgung des verzärtelten Geſchmacks, ferner der Dichtkunſt mehr Würde gegen andre Wiſſenſchaften zu verſchaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, z. B. einen Heyne, Weiße, Ringulf u. ſ. w. zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer, wenn ſie zu ſehr und zu unverſchämt ſchreien, umzuſtürzen u. ſ. w.“ Wie bei den Wiener Projecten trug ſich Klopſtock auch jetzt noch immer mit der Idee einer literariſchen Dictatur. Auf der Weiterreiſe kam er nach Frankfurt, wo er mit Goethe vertraulich verkehrte, in dem Hauſe ſeiner Eltern wohnte und ſich von ihm die erſten Fragmente des „Fauſt“ vorleſen ließ. Goethe begleitete ihn nach Darmſtadt und führte ihn zu ſeinem Freunde Merck. Goethe charakteriſiert den Eindruck, den Klopſtocks Perſönlichkeit auf ihn machte, ſehr ſcharf: „Er war klein von Perſon, aber gut gebaut, ſein Betragen ernſt und abgemeſſen, ohne ſteif zu ſein, ſeine Unterhaltung beſtimmt und angenehm. Im ganzen hatte ſeine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten.“ Jederzeit bewahrte Goethe dem Dichter, den er als Jüngling ſo hoch verehrte, ein freundlich-dankbares Andenken; ſein Verdienſt um die Begründung unſerer Literatur ſtellte er namentlich in der Einleitung zum zehnten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ mit treffenden Worten dar. Friedrich Heinrich Jacobi ſuchte den verehrten Dichter in Karlsruhe auf: „Dieſer Klopſtock“, ſchrieb er von ihm an Sophie von la Roche, „iſt für mich Ideal echter menſchlicher Größe.“

In Karlsruhe erhielt Klopſtock von dem vortrefflichen Fürſten

die ehrenvollſten Auszeichnungen und kehrte mit dem Titel eines markgräflich-badiſchen Hofraths und einer lebenslänglichen Penſion im Frühling 1775 nach Hamburg zurück, das er ſeitdem mit Ausnahme kleiner Ausflüge nicht wieder verließ. Mit dieſer Reiſe iſt Klopſtocks Leben für den Literarhiſtoriker gewiſſermaßen abgeſchloſſen. Den zweiten Band der „Gelehrtenrepublik“ ließ er vergebens erwarten, der Göttinger Bund gieng aus einander, ohne eines ſeiner Projecte fördern zu können, und nur einige wenige ſeiner Mitglieder, vornehmlich Graf Friedrich Leopold zu Stolberg und Voß ſtanden noch in einiger Berührung mit ihm. Den unmittelbaren Verkehr mit Goethe, der früher ſehr innig geweſen war, brach er 1776 ab, als man den Mahnbriefen nicht die erwartete Folge leiſtete, die er, durch falſche oder übertriebene Gerüchte von Goethes und des Herzogs Karl Auguſt Treiben in Weimar getäuſcht, an den jüngeren Dichter ſchrieb. In Hamburg ſah ſich Klopſtock von einem engen Kreis von Verehrern und Verehrerinnen umgeben, deren unbedingte Bewunderung nicht immer vortheilhaft auf des alternden Dichters Weſen und Handeln wirkte. Faſt unter ſeinen Augen wurde Karl Friedrich Cramer, der Sohn des berühmten Theologen und geiſtlichen Liederſängers, zum Panegyriſten Klopſtocks (ſeit 1777). Die weitere Entwicklung der deutſchen Literatur geſchah ohne ihn und ohne ſein unmittelbares Eingreifen. Es war eine bedauerliche Folge ſeiner einſeitigen Abgeſchloſſenheit, daß er der neueren Literatur, an deren Begründung er ſelbſt ſo viel Antheil gehabt hatte, ſich dergeſtalt fern hielt, daß er kaum noch irgend eine Erſcheinung, ſo bedeutend ſie ſein mochte, in ihrer vollen Größe anerkannte und noch weniger ihr einen Einfluß auf ſeine geiſtige Richtung geſtattete. Daher blieb denn auch, was von ihm ferner noch ausgieng, auf den eſoteriſchen Kreis ſeiner Verehrer beſchränkt. Die beiden letzten Bardiete fanden nicht die Theilnahme wie die „Hermannsſchlacht“, obſchon ſie, wenigſtens

Digitized by Google

„Hermanns Tod“, an allgemein poetiſchem und ſpeciell dramatiſchem Werthe dieſer Dichtung nicht nachſtanden; ſie erſchienen, als man dem abſtracten altgermaniſchen Enthuſiasmus und dem ganzen Bardenweſen ſchon entfremdet war. Mehr und mehr gieng nun Klopſtocks literariſche Thätigkeit von der Dichtkunſt, in der er ſich im weſentlichen erſchöpft hatte, auf äſthetiſche, grammatiſche und metriſche Forſchungen über. Seine Arbeiten über dieſe Gegenſtände („Fragmente über Sprache und Dichtkunſt“, 1779, „grammatiſche Geſpräche“ 1794 und andere) enthielten in einer meiſt bizarren Form viele feine Bemerkungen neben manchen Seltſamkeiten. So ſuchte er in einem neuen Syſtem der deutſchen Rechtſchreibung den Grundſatz conſequent durchzuführen, man ſolle genau der richtigen Ausſprache folgen und alle überflüſſigen Buchſtaben wegwerfen, alſo „Fi“ ſtatt „Vieh“, „haz“ ſtatt „hat's“ ſchreiben. Als 1780 die Meſſiade in einer neuen Ausgabe gänzlich überarbeitet und im einzelnen oft gebeſſert erſchien, veranſtaltete Klopſtock zwei Drucke derſelben, einen in herkömmlicher Orthographie, den andern in ſeiner neumodiſchen Schreibung. Sein Streben war hier wie bei all dieſen ſprachlichen und metriſchen Unterſuchungen ein Ausfluß ſeiner vaterländiſchen Geſinnung; principiell befand er ſich oft im Rechte, aber in der Ausführung kam er ſelten über einen wohlmeinenden Dilettantismus hinaus. Die werthvollſte Frucht dieſer Arbeiten blieben ſeine Verſuche, einzelne Stücke aus griechiſchen und römiſchen Autoren in's Deutſche zu überſetzen; obwohl auch hier nicht von allen Grillen frei, wußte er doch oft den Geiſt und die Stimmung des Originals auf das glücklichſte wiederzugeben. Aber auch in Klopſtocks eigner Poeſie zeigen ſich die Spuren dieſer halb oder ganz wiſſenſchaftlichen Thätigkeit: viele ſeiner letzten Oden ſind mehr als Fragmente der grammatiſchen Abhandlungen denn als lyriſche Erzeugniſſe anzuſehen.

Die Odendichtung begleitet ihn bis an's Ziel des Lebens,

aber ſie leidet unter grammatiſchen und metriſchen Künſteleien: man fühlt nur ſelten noch den Pulsſchlag des warmen Dichterherzens durch die ſtarre Hülle; in den meiſten dieſer ſpäteren Oden drückt der oft ſpitzfindige Verſtand die menſchliche Empfindung nieder, in vielen ſtört auch die Härte des Ausdrucks, die Ungelenkigkeit des Satzbaus, die Dunkelheit einzelner Anſpielungen. Klopſtock ſelbſt fühlte es und ſprach es 1778 auch in der Ode „die Krieger“ aus, daß er „in der Oede des Hains“ ſang, wenn ſeinem Bragaliede nicht etwa Stolberg ſchattenumhüllt von dem Mooſſtein horchte. Indeß, wenn gleich der künſtleriſche Werth der Oden geringer wird, geben ſie uns doch ein treues Bild von des Dichters letzten Jahren und geleiten uns vor allem durch ſein inneres Leben. Bietet doch auch von jetzt an ſein äußeres Leben nur geringe Veränderungen dar, unter denen kaum die von erheblichem Einfluſſe war, daß er im October 1791 als ſiebenundſechzigjähriger Greis ſeine Nichte Johanna Eliſabeth, verwittwete von Winthem, die treue, liebevolle Pflegerin ſeines Alters, ſich antrauen ließ. „Jetzt lebt er“, ſchrieb der jüngere Cramer ſchon im Jahre 1777, „als ein wahrer Weiſer, der ſein Tagewerk beſchloſſen hat und mit Zufriedenheit darauf zurückſehen kann, arbeitet noch nach Luſt, aber mehr mit dem Verſtande als der Begeiſterung, legt die letzte Hand an ſeine Werke und lebt ſo ſtill zufrieden in ſeinem geſellſchaftlichen Zirkel, der klein, aber erwählt iſt.“

Während ſein Antheil an dem Gange der Literatur ſchwächer ward, bewahrte er ſich doch ein reges Intereſſe für die Zeitereigniſſe, und wie nahe traten dieſe dem zu geſelligem Verkehr geneigten Manne in einer Welthandelsſtadt wie Hamburg! Den nordamericaniſchen Freiheitskampf begrüßte er 1781 in der Ode „der jetzige Krieg“ als „die Morgenröthe eines nahenden großen Tags“; hoffnungsvoll pries er die bürgerlichen und kirchlichen Reformen Joſephs II., während er über Friedrich II., den Ver-

Digitized by Google

ächter der deutschen Literatur, die volle Schale seines Zornes ausgoß. Nicht alle Jahre waren durch poetische Ergüsse bezeichnet; 1785—1787 schien Klopstocks Muse völlig zu feiern, bis der vielverheißende Beginn der französischen Revolution sie noch einmal mächtig erregte.

Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon;
Die Morgenschauer dringen den Wartenden
Durch Mark und Bein: o komm, du neue,
Labende, selbst nicht geträumte Sonne!

Gesegnet sei mir du, das mein Haupt bedeckt,
Mein graues Haar, die Kraft, die nach sechzigen
Fortdauert; denn sie war's, so weit hin
Brachte sie mich, daß ich dies erlebte!

In dieser Freude, wie sie die Ode „die états généraux" (1788) aussprach, betrübte ihn nur, daß die französische und nicht die deutsche Nation den Weg zur Freiheit bahnte; in der Ode „Sie und nicht wir" (1790) beklagte er dies als den einen Schmerz, den die heilende Zeit ihm nie lindern werde. Dem Republicanismus Klopstocks war jene damals allgemeine kindliche Unerfahrenheit eigen, in der man sorglos mit dem Feuer spielte. Er siegelte mit einem Brutuskopfe, trug einen Stock vom Felde bei Boston und sprach unverhohlen den Grundsatz aus: „Sobald ein Volk eins wird, Republik sein zu wollen, so darf es auch." Der französischen Nationalversammlung von 1792 blieb die Gesinnung des berühmten deutschen Dichters nicht verborgen; sie übersandte ihm das Diplom eines französischen Bürgers, das ihn sehr erfreute. Er schrieb an den Minister Roland am 19. November 1792 (im ersten Jahre der Republik), damals noch auf einen glücklichen Ausgang hoffend: „Es ist unmöglich, die Ehre zu verdienen, die einem Ausländer widerfährt, der von der französischen Nationalversammlung mit dem Bürgertitel beschenkt wird. Das einzige, was ihn bis auf einen gewissen Grad dessen

Digitized by Google

würdig machen kann, iſt ſein vor dieſer einzigen, unſterblichen Erhebung vorhergehender Civismus.“ Indeß war der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo Klopſtock ſich ſchmerzlich getäuſcht von der blutigen Kataſtrophe der Revolution abwenden ſollte. Der republicaniſche Terrorismus des Schreckensjahres 1793 entlockte ihm die elegiſchen Oden „mein Irrthum“, „der Eroberungskrieg“, „die beiden Gräber“ und andre. Die Töne dieſer Wehmuth klingen noch bis zum neuen Jahrhundert in ſeinen Oden nach; dennoch begrüßte er das Erſcheinen der „heiligen Menſchlichkeit“ 1801 auf's neue in der Thronbeſteigung des Kaiſers Alexander I.

Näher tritt der greiſe Dichter unſerm Herzen in denjenigen Oden der letzten Lebensperiode, in denen er ſüße und wehmüthige Erinnerungen früherer Jahre erneut und der theuren Abgeſchiedenen gedenkt; es erfüllte ſich, was er in der Jugendode „an Ebert“ geſungen hatte, daß er beſtimmt ſei, die Freunde ſeiner Jugend zu überleben, und gerührt gedachte er jener frohen Tage und ſeiner Meta, mit der er bald auf immer vereinigt zu ſein hoffte. So ſchloß ſich der Kreis ſeiner Oden wieder mit der Jugendperiode zuſammen. In dieſe führte ihn auch die Reviſion ſeiner Oden zurück, welche er für die Geſammtausgabe ſeiner Werke, die ſeit 1798 bei Göſchen erſchien, übernahm; desgleichen erfuhr die Meſſiade, welche hier den dritten bis ſechſten Band der ſämmtlichen Werke bildete (1799—1800), vielfach die letzte beſſernde Hand des Dichters, vornehmlich in metriſcher Hinſicht. Die Ode „die höheren Stufen“ vom Februar 1802, die bereits die Ausſicht in ein künftiges Leben eröffnete, war die letzte Gabe ſeiner Muſe.

Trotz ſeines hohen Alters war Klopſtock noch als ein rüſtiger Greis, ohne eine bedeutende Abnahme ſeiner Kräfte zu fühlen, in das neue Jahrhundert eingetreten. 1801 fieng er an zu kränkeln, und mit dem Frühling 1802 traten die erſten bedenklichen Vorzeichen eines nahen Scheidens ein. Er war am

6. Mai zu einem in der Nähe von Ottensen wohnenden Freunde hinausgefahren, um bei ihm der monatlichen Mittagsgesellschaft beizuwohnen, deren Mitstifter er gewesen war; er nahm immer gern Theil an ihr, und zwar dies Mal um so freudiger, weil er durch seinen Gesundheitszustand längere Zeit an dem Besuche dieses Freundekreises gehindert worden war. Er sah im Vorüberfahren schweigend mit feierlichem Ernst nach der vom Winde bewegten Linde an Metas Grabe, deren er wehmüthig vor allem in der Ode „das Wiedersehn" von 1797 gedachte:

„Lang sah ich, Meta, schon dein Grab
Und seine Linde wehn;
Die Linde wehet einst auch mir,
Streut ihre Blum' auch mir!"

Eine Stunde darauf traf ihn mitten in der Gesellschaft seiner Freunde eine schlagartige Betäubung, so daß er fiebernd, fast einem Sterbenden gleich, nach seiner Wohnung zurückgebracht wurde. Schon fürchtete man sein nahes Ende; doch seine gesunde Natur widerstand nochmals der Gefahr. Noch einmal konnte er sich des schönen Herbstes freuen. Auch im Winter hatte er noch mehrere gesunde Tage, wo er sich selbst der geselligen Freude wieder heiter hingab. Mit dem Februar wurde jedoch die Abnahme seiner Kräfte immer sichtlicher; seit dem 17. Februar verließ er das Krankenlager nicht mehr. Die Besuche der Freunde verbat er sich, um nicht durch ihre Theilnahme zu sehr erschüttert zu werden. Nur seine Gattin und seine Stieftochter, die ihn mit zärtlichster Liebe und Aufmerksamkeit pflegten, behielt er um sich und bat sie oft, ihn nicht zu verlassen; in seinen letzten Augenblicken nannte er sie noch seine Engel.

Der letzte Kampf ward ihm nicht leicht gemacht; er litt besonders in den ersten Krankheitswochen viel. Im März ließen die körperlichen Schmerzen etwas nach, weil er immer schwächer wurde und, um schlafen zu können, sich durch Opium betäubte.

Digitized by Google

Der Troſt der Religion war ihm ſtets nahe. Erhebende bibliſche Kernſprüche wiederholte er oft und ließ ſich aus der Bibel vorleſen. Seine Schwägerin ſchrieb über dieſe letzten Lebenswochen: „Er ſchlummerte viel, und wenn er erwachte, ſo hörten wir in den wenigen Worten, daß er mit allen ſeinen Vorſtellungen ſchon im Himmel war; keinen irdiſchen Gedanken hatte er weiter, ſeine reine Seele war ſchon bei Jeſu Chriſto, ehe ſie ſich vom Leibe trennte. Sie können Sich nicht vorſtellen, mit welcher Andacht er dieſen heiligen Namen allemal ausſprach, ſo oft er ſich ſelbſt zum Tode einſegnete und uns tröſtete. . . . . Der Tod Marias im zwölften Geſange des ‚Meſſias' ſchien wachend und träumend ſeine Seele zu beſchäftigen. Er ſagte oft Stellen daraus, die ſo ganz für ihn waren; denn er ſtarb dieſen Tod. ‚Ach, wo iſt der Engel, der mir helfen ſoll?' rief er einmal. Auch dachte er an ſein Kind und ſagte mit heitrer Freude: ‚Nun werde ich Vater zu dem Kinde!' . . . . . Für jede Erquickung, für jede Erleichterung dankte er mit einer ſolchen Freundlichkeit, daß es uns das Herz zerriß; wir würden weniger gelitten haben, wenn er verdrießlich geweſen wäre. Wenn er die Augen aufſchlug und immer eine vor ſeinem Bette fand (allein war er keine Minute), dann ſagte er: ‚Ich weiß wohl, daß ihr mich nicht verlaßt!' Mit meiner Schweſter ihrer Tochter, die in vier Wochen faſt nicht aus ſeinem Zimmer kam und ihn mit unermüdeter Sorgfalt pflegte, hat er zuletzt geſprochen. Er ſagte: ‚Ich danke dir für deine Treue, Gott ſegne dich! Gott ſegne euch alle!' Nach dem ſprach er nicht mehr. Meine Schweſter, ihre Tochter und ich ſaßen den letzten Morgen [14. März 1803] vor ſeinem Bette. Fünf Stunden ſchlummerte er ruhig, da wachte er auf. Meine Schweſter fragte ihn, ob er trinken wolle; er ſagte deutlich ja und trank ohne Beſchwerde und legte ſich wieder zum Schlummer hin. . . . . Es war zwölf Uhr. Die Betglocke ſchlug — nur dieſen ernſten Schall hörten wir, der

Digitized by Google

seinen immer leiser werdenden Athemzug begleitete, und bald hörten wir nichts mehr. Da blieben wir noch anderthalb Stunden so sitzen und sagten es niemand im Hause, auf daß kein Geräusch entstehen sollte. Wir weinten nicht, wir fühlten es, daß der Allgegenwärtige mit ihm und mit uns war. Wir sahen den heiligen Staub mit schweigender Ehrfurcht an, und das Himmlische in seiner Miene erinnerte mich an die Stelle seines ‚Messias' im vierten Gesang, wo er von der ewigen Ruhe sagt, daß sterbende Christen durch ihr Lächeln im Tode beim Namen sie nennen."

Das Leichenbegängnis, womit man seiner sterblichen Hülle die letzte Ehre erwies, war ein unvergeßlicher Beweis der Liebe und Verehrung, die man von allen Seiten dem großen Dichter widmete; keinem Deutschen ist eine so glänzende Todtenfeier als freie Huldigung zu Theil geworden. Alle Klassen der Bürger Hamburgs und Altonas schienen sich zu dieser vereinigt zu haben; auch die fremden Gesandten schlossen sich an, um von der Verehrung des Auslandes Zeugnis zu geben. Unter dem Glockengeläute von allen Thürmen der beiden Städte und dem Gefolge von Tausenden ward die Leiche am 22. März nach Ottensen hinausgetragen. Man setzte den Sarg in der Kirche vor dem Altar nieder; die Messiade, die bis dahin dem Sarge vorangetragen worden war, wurde aufgeschlagen auf diesen gelegt und mit Lorbeerzweigen bedeckt. Chorgesänge, meist Compositionen klopstockischer Dichtungen, weihten diesen Moment. Unter dem Gesange

„Auferstehn, ja auferstehn wirst du,
Mein Staub, nach kurzer Ruh'!"

trug man den Sarg nach der Stätte, wo er in die mit Blumen bestreute Gruft neben seiner Meta eingesenkt wurde. Seine hinterbliebene Gattin, die jetzt auch neben ihnen ruht, ließ einen marmornen Denkstein auf die Gruft setzen. Seine Vaterstadt Quedlin-

Digitized by Google

burg hat ihrem berühmtesten Sohne ein einfaches Denkmal in dem Wäldchen bei der Stadt errichtet.

In der Lebensgeschichte Klopstocks drückt sich auch sein persönlicher Charakter aus; sein Leben ist im vollsten Sinne als das Resultat seines sittlich-geistigen Wesens aufzufassen. Der moralische Ernst, der schon den Jüngling im Kreise der Mitstrebenden als den Sänger der Erlösung mit einer höhern Weihe umgab, begleitete ihn durch's Leben, doch gemildert durch heitern Naturgenuß, der auch den Winterfreuden auf der Eisbahn einen poetischen Reiz abzugewinnen verstand, durch Frohsinn und Geselligkeit im vertrauten Freundeskreise. Wie die religiöse Begeisterung, die ihn über das Weltliche erhob, ihm ein Bedürfnis des Herzens war, so sehnte er sich nicht minder nach Freundschaft und Liebe als den süßesten Gefährten des irdischen Daseins; mit demselben warmen Gefühl, mit dem er sich an Freund und Geliebte anschloß, weihte er sich dem Vaterlande, als dessen würdigen Sohn und Repräsentanten er sich fühlte. So zog er um sich einen Kreis, den er mit seinem idealen Gefühl erfüllte, alles ausschließend und fern haltend, was mit diesem nicht im Einklang stand. Dieser Abgeschlossenheit seiner energischen Persönlichkeit entsprach die abgemessene Haltung, die das Gefühl seiner geistigen Bedeutung und sittlichen Würde verrieth, welche er in allen Verhältnissen, auch an den Höfen der Fürsten sowie im Verkehr mit den anspruchsvollen höhern Ständen zu behaupten den Muth und die Festigkeit besaß. Eine so gedrungene, von Selbstgefühl gehobene, bewußte Persönlichkeit brachte es mit sich, daß von außen wenig auf sie einzuwirken war; jene Empfänglichkeit, die aus Leben und Welt immer neue Nahrung schöpft, jene geistige Beweglichkeit, die mit dem Zeitalter, das der Dichter durchlebt, verschiedne Wandlungen durchmacht und in ihm nach verschiednen Richtungen vorwärts strebt, war Klopstock versagt. Auf allen Stufen des Lebens blieb er sich gleich, als ob das im

Digitized by Google

großen Umschwunge der Geister sich umgestaltende Zeitalter — ein halbes Jahrhundert — fast spurlos an ihm vorübergegangen wäre.

Ein Dichter, dessen ganzer Charakter dermaßen auf einer tiefen Innerlichkeit beruhte, konnte nur zur lyrischen Poesie berufen sein. Oden, Hymnen und Elegien sind das eigentliche Element seiner Muse; in ihnen ist seine ganze Individualität zu vollkommenem Ausdruck gelangt; religiöse Erhebung, schwärmerische Jugendfreundschaft und Liebessehnsucht finden in den Formen seiner Lyrik erhabene Töne, und das kräftige Selbstgefühl, das den Dichter durchdrang und über die Gegenwart emporhob, das Verlangen nach Größe und Verdienst kleidet sich schön in den stolzen Enthusiasmus für des Vaterlandes Thaten und seines Volkes Werth. In seiner Lyrik erschloß sich zum ersten Mal die Fülle des deutschen Gemüthes. Der sittliche Ernst, der religiöse Tiefsinn, der Hang zur Contemplation und zu abstracter Gefühlsschwelgerei — wie sie Grundzüge der klopstockischen Lyrik sind, so bilden sie auch den Kern des deutschen Charakters. Den höchsten Beifall mußte daher Klopstock in jener Zeit ernten, wo die deutsche Nation diesem Leben in abstracten Ideen träumerisch hingegeben war. Je mehr die reale Welt in unserm nationalen Leben zu ihrem Rechte gelangte, desto mehr nahm die Gewalt ab, die Klopstocks Poesie über die Gemüther ausübte. Der tiefere Sinn der Geschichte der Völker blieb ihm trotz mancher historischer Kenntnisse und trotz eines lebhaften Interesses für Geschichte verborgen gleichwie das innere Wesen von Shakespeares Dramen, denen er nicht den vollen Geschmack abgewinnen konnte. Ihm mangelte daher die Anlage zur epischen und zur dramatischen Poesie, obschon er in beiden Gattungen nach dem höchsten Dichterruhme rang. Hätte er statt der Erlösungsgeschichte einen rein geschichtlichen Stoff, wie er Anfangs beabsichtigte, für seine Epopöe gewählt, so würde seine Schwäche in der epischen Darstellung noch mehr hervorgetreten sein. Der „Messias", als

Epos betrachtet, läßt faſt alles vermiſſen, was einer epiſchen Nationaldichtung, welche eigentlich in Klopſtocks Plan lag, ihren Werth gibt. Der erzählende Theil iſt darin der ſchwächſte; es fehlt der epiſche Körper, die wahrhaft menſchliche Handlung. Der Dichter verzichtet auf das, was dem Epos Leben und Bewegung gibt, auf Mannigfaltigkeit und Wechſel der Begebenheiten und Verſchiedenheit der Charaktere. Während ſein Vorbild, Miltons „verlorenes Paradies“, die wahrhaft epiſche Handlung eines tragiſch ausgehenden Kampfes zwiſchen Gut und Böſe darſtellt und (z. B. in der Perſon Satans oder Adams und Evas) ſcharf ausgeprägte Charaktere zeichnet, ſchildert Klopſtock nur einen leidenden Erlöſer, den die übrigen Perſonen ſeiner Dichtung einförmig in anbetendem Staunen oder in ohnmächtigem Grollen umgeben. Der Held des Epos iſt ſeiner menſchlichen Natur faſt ganz entkleidet; er iſt nicht ſowohl der ſanfte Meiſter im Kreiſe der Jünger, der liebevolle Lehrer, zu deſſen Füßen Maria die Tröſtungen des Himmels vernimmt, als vielmehr der mit allen Kräften der Allmacht ausgerüſtete Gott, an dem alles Menſchliche nur als die um der Paſſion willen erwählte Hülle erſcheint. Zwiſchen ſeiner Allmacht und ſeinem Leiden fehlt jede Vermittlung; der Gottmenſch, der in eben dem Augenblicke, da er die bitterſten körperlichen und ſeeliſchen Schmerzen leidet, den Engeln Befehle gibt und Troſt ſpendet, entzieht ſich der Einbildungskraft des epiſchen Dichters. Aus den Engeln des Himmels und den Dämonen der Hölle redet meiſt nur die Abſtraction des abſolut Guten und des abſolut Böſen, und was auf der Erde vorgeht, iſt ein bloſer Widerſchein des Außerweltlichen. Die menſchlichen Charaktere ſind entweder den Geiſtern der Hölle gleich, oder ſie ſind engelreine Weſen, welche die Erde ſchon hinter ſich haben und mit ihrem geiſtigen Sinn bereits in den Vorhöfen des Himmels und in dem Kreiſe der Seligen wandeln; das gilt beſonders von der zweiten Hälfte des Gedichts, wo die Scene faſt

Digitized by Google

ganz von der Erde hinweg verlegt wird. Sogar, was die bibli-sche Ueberlieferung an epischen Motiven darbot, hat Klopstock nur zum geringsten Theile benützt; von der richtigen Einsicht ge-leitet, daß er an eindringlicher Kraft mit den einfachen Berichten der Evangelisten nicht wetteifern könne, beschränkte er die Er-zählung äußerer Vorgänge in seinem Gedichte auf ein Minimum und legte das Hauptgewicht auf die Darstellung des innern Ge-müths- und Seelenlebens, aus dem er selbst seine Gleichnisse mit Vorliebe wählte. Ist daher die Messiade als Epos mißlungen, so nimmt sie als lyrische Dichtung auch künstlerisch eine hervor-ragende Stelle ein. Die pietistische Auffassung des Christenthums, der Klopstock huldigte, mußte eben so sehr als des Dichters eigene, allem plastischen Schaffen abholde poetische Anlage zur lyrischen Gestaltung des Stoffes drängen, und zur Zeit ihres Erscheinens übte die Messiade auch hauptsächlich ihre Wirkung durch die lyrisch-elegische Kraft, welche ihre schönsten Partien auszeichnete; diese ergriff die Herzen mit einer fast an's Wunderbare grenzenden Allgewalt. Gebete und Hymnen auf Gott und den Erlöser, Schilderungen der Liebe und der Trennung im Tode, der idyl-lischen Unschuld und der reuigen Sehnsucht, sie weckten „die Thräne des Christen", die Rührung der Leser und noch mehr der frommen Leserinnen. In der nüchternen Verstandespoesie der vorausgehenden Jahrzehnte war die Empfindung des deutschen Gemüthes erstarrt; nun ließ Klopstock dem ganzen Ueberschwang seines leidenschaftlichen Gefühles in seiner Poesie freien Lauf: die Eisrinde schmolz, und die Zeitgenossen, noch unverwöhnt und daher doppelt empfänglich, waren geneigt, dem „Messias" eine fast religiöse Verehrung zuzuwenden, ihn nahezu auf eine Stufe mit der Bibel zu setzen. Daß die Nation den „Messias" als ein Andachtsbuch hinnahm, hatte indeß für den Dichter die bedenk-liche Folge, daß er unbewußt sich in den Dienst einer Tendenz stellte: die Verherrlichung der Religion, die Erweckung religiös-

Digitized by Google

ſittlicher Empfindungen ward zum Hauptzweck; die moraliſche Güte und nicht die poetiſche Schönheit galt ihm als letztes Ziel ſeines Dichtens. Dazu beſchränkte ihn die Unveränderlichkeit des kirchlichen Dogmas, das allgemein bekannt war und an dem alle zäh feſthielten, in der Freiheit ſeines poetiſchen Schaffens. Im Beginn des Gedichtes bewahrte er ſich, indem er die Epiſode von Abbadona nach eigner, kühner Erfindung dem Hauptplane einfügte, noch ziemlich ledig von jenen Feſſeln; ſpäter minderte ſich zwar Klopſtocks Toleranz keineswegs, aber ſeine religiöſe Geſinnung wurde ängſtlicher, und bis in die Wahl des einzelnen Ausdruckes verfuhr er nunmehr vorſichtiger und bedenklicher. Um ſo leichter ſchweifte er nun von der epiſchen Handlung zu lyriſch-deſcriptiven Epiſoden ab — auch ſeine Gewohnheit, zerſtreute Fragmente auszuarbeiten, anſtatt in der natürlichen Reihenfolge zu bleiben, trug dazu bei —, je mehr er fühlte, daß er durch die Schilderung der erhabenen Scenen einer jenſeitigen Welt und durch die Enthüllung des Gefühlslebens der Nebenperſonen eine größere Wirkung erreichte als durch die im Kreis der Haupthandlung ſich fortbewegende Erzählung.

War die Meſſiade der Erguß ſeiner lyriſchen Stimmung, ſo mußte ſie ſelbſt wieder einen beſtimmenden Einfluß auf die ganze Lyrik Klopſtocks ausüben. Wäre dieſe mehr ſich ſelbſt überlaſſen geblieben, ſo würde ſie ſich wie in ſeiner Jugendzeit inniger an die wirklichen Vorgänge ſeines Lebens angeſchloſſen haben. Allein die einförmige Erhabenheit der Meſſiasdichtung ließ die heitere Lebensauffaſſung und die leichtere Beweglichkeit lyriſcher Rhythmen immer ſchwerer neben ſich aufkommen und gab Klopſtock jene beſchränkten Theorien „von der heiligen Poeſie“ und „von der beſten Art über Gott zu denken“ ein, welche er in beſonderen Abhandlungen und in der Einleitung zu den geiſtlichen Liedern entwickelte. Hier erkennt man, wie ſehr Klopſtock, namentlich als das erſte Dichterfeuer des Jünglings verglüht

Digitized by Google

war, bei ſeinem poetiſchen Verfahren durch Theorien geleitet ward. Die heilige Poeſie, deren Zweck es iſt, durch die geoffenbarte Religion das Herz ganz zu rühren, galt ihm als höchſte Dichtgattung, wie ihm begeiſterte und bewundernde Empfindung, anbetende und ſchwärmeriſche Hingabe als die beſte Art über Gott zu denken erſchien. Auf dieſer künſtlichen Höhe droht zuletzt auch der Ausdruck der höchſten Verehrung als ein leerer Schall zu verklingen, weil das Göttliche nicht mehr in harmoniſchem Zuſammenhange mit dem Menſchlichen ſich darſtellt. In Klopſtocks religiöſen Hymnen wie in ſeinen geiſtlichen Liedern rückt dieſe Gefahr oft nahe, und nur, wo der Dichter jenen Anknüpfungspunkt nicht verſchmäht, wie in der großartig vollendeten Ode „die Frühlingsfeier“ und in dem Morgen- und Abendliede, dringen uns die erhabnen Klänge ſeiner Lyrik unmittelbar zum Herzen.

An einem ähnlichen Mangel leidet ſeine patriotiſche Poeſie. Er entflieht der Gegenwart, um ein Traumbild vaterländiſcher Größe zu ſchmücken, die er erſt im Werden begriffen ſieht, und eine weit entlegene, in's Dunkel altgermaniſcher Wälder ſich verbergende Ruhmesepoche zu preiſen, mit der unſere Nation nur noch durch ſehr ſchache Fäden zuſammenhängt. Auch hier ergreift uns ſeine kraftvolle Sprache nicht ſowohl in dem hohlen Klange ſtürmiſcher Bardenlieder als in den ernſten Mahnungen an die Zeitgenoſſen, den Werth der eigenen Nationalität den Nachbarvölkern gegenüber zu erkennen und durch geiſtiges Emporſtreben zu erhöhen.

Während ſich in den idylliſchen und elegiſchen Stellen des „Meſſias“, in den der Freundſchaft und Liebe gewidmeten Oden der Jugendzeit und in den religiöſen Hymnen aus den Jahren gleich nach Metas Tode Klopſtocks dichteriſches Können in ſeiner ganzen Fülle zeigt, laſſen ſich ſeine Epigramme, ſo geiſtreich und gewandt auch namentlich die gereimten unter ihnen ſind, nach Form und Inhalt mit den Verſuchen anderer Poeten in dieſer

Dichtungsart nicht vergleichen, und in seinen Dramen, besonders in den biblischen Trauerspielen, offenbart sich der Mangel jedes dramatischen Geschickes: die Tragödie scheint in die Uranfänge ihrer Entwicklung zurückversetzt; ohne sich des Wesens der dramatischen Kunstform bewußt zu sein, bedient sich der Dichter ihrer unterschiedslos wie sonst der epischen und erniedrigt sie dadurch bis zur blosen äußerlichen Form des Dialogs. Aber auch bei diesen im ganzen mißglückten Versuchen verleugnet sich nie das große Verdienst, das sich Klopstock als Schöpfer unserer neuern deutschen Dichtersprache erworben hat. Er entriß zuerst unsre Sprache der Weichlichkeit und charakterlosen Breite, die uns aus den Werken eines Gottsched, Gellert und ihrer Genossen angähnt, und hauchte ihr die Kraft seines Geistes, das Feuer seiner Empfindung ein. Wie er selbst an Luthers herrlicher Bibelsprache sich genährt hatte, so ist auch wiederum seine Messiade in ihrem Einwirken auf unsere Sprachbildung nur mit der Bibelübersetzung Luthers zu vergleichen. Zwar ist die Sprache Klopstocks noch nicht zu reiner Klassicität harmonisch durchgebildet; er ringt noch mit ihr, macht gewaltsame Versuche und verliert sich im Streben nach kraftvollem Ausdruck bald in eine rhetorische Ueberfülle, wie namentlich in den frühern Oden und im „Messias", oder in eine den Gedanken versteckende Gedrängtheit, wodurch er seine spätern Oden fast ungenießbar machte.

Klopstock hätte unsere Sprache nimmermehr so von Grund aus neu gestalten können, hätte er nicht zugleich antik-griechische Silbenmaße in die deutsche Poesie eingeführt. Was in den bisherigen Formen der gereimten Dichtung zur Umbildung der Sprache geschehen konnte, das hatte Haller geleistet. Dies war aber im Grunde wenig. Erst die durch Klopstock erweiterte Metrik lehrte uns die Bildsamkeit unserer Muttersprache einsehen und trieb zur Lösung der schwierigsten Aufgaben metrischer Kunst. Freilich gieng auch hier Klopstock zu weit. Den musikalischen Reiz des Reimes,

Digitized by Google

den unsere Sprache nur schwer entbehrt, verwarf er als „schmetternden Trommelschlag, lärmend und lärmend mit Gleichgetöne“; nachdem er sich zwei Jahrzehnte lang in griechischen Versmaßen oder in ganz freien rhythmischen Gebilden ohne strophische Gliederung glücklich versucht hatte, wagte er seit dem Ende der sechziger Jahre nach dem Muster der antiken Metren neue Strophenformen zusammenzustellen, von denen einzelne vorzüglich gelangen, viele aber eine gewisse Ungelenkigkeit nicht überwanden. Den Ton des einfach-innigen Volksliedes, das sich in schlichten Versmaßen bewegen muß, hat darum Klopstock nur selten getroffen, am besten vielleicht in der an Meta gerichteten Ode „das Rosenband“ vom Jahre 1753. Allein es galt bei all diesen Versuchen, ein ganz neues Gebiet für unsere Sprache zu erobern, und dies gelang Klopstock, weil er nicht als ein pedantischer Grammatiker die fremden Silbenmaße nachkünstelte, sondern weil er sie in vollkommenen Einklang mit seiner Sprache und mit seiner ganzen Poesie brachte, so daß sie nicht als ein aus zufälliger Wahl umgegürtetes Gewand erschienen, sondern im schönsten Ebenmaße sich der anmuthigen Gestalt anschmiegten. Dadurch hörten die griechischen Versmaße auf, fremdartige Klänge zu sein; es begann erst hiemit das wahre, geistige Verständnis der griechischen Dichtkunst, an deren Hand unsre neuere Poesie auf ihre klassische Höhe geleitet worden ist. Alle unsere großen Dichter haben an der Quelle von Klopstocks gewaltiger Sprachschöpfung ihre Jugend genährt; die Nachwelt wird, auch wenn Klopstocks Werke noch weniger als jetzt gelesen werden sollten, nie vergessen, daß mit den ersten Messiasgesängen eine neue, vielleicht in gleichem Glanze niemals wiederkehrende Periode unserer poetischen Literatur begann. Was Gottfried von Straßburg über Heinrich von Veldeke sagt, der gleichfalls am Eingang einer ruhmvollen Literaturepoche steht, läßt sich auch auf Klopstock anwenden: „Er impfte das erste Reis in deutscher Zunge.“

Digitized by Google

Fünftes Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter der Vereine zu Halle, Halberstadt und Berlin.

---

1. Uz.

Johann Peter Uz, am 3. October 1720 zu Ansbach geboren, eines Goldschmieds Sohn, zeigte während seiner Schuljahre auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt neben dem wissenschaftlichen Fleiße eine lebhafte Neigung zur Malerei und Poesie; in der letztern waren vornehmlich Anakreon und Horaz seine Lieblinge und Vorbilder. 1739 begab er sich auf die Universität Halle. Neben den juristischen Studien, zu denen er bestimmt war, beschäftigte er sich daselbst auch mit Geschichte und Philosophie unter Baumgartens und Wolffs Anleitung. Durch Baumgarten wurde er mit den Theorien der schönen Literatur bekannt und auf die Schriften der Schweizer Aesthetiker aufmerksam gemacht. Als er eines Tages in einem Buchladen nach einer Schrift von Bodmer fragte, traf er mit Gleim zusammen; ein Gespräch entspann sich, das die für beide so folgenreiche Freund-

Digitized by Google

ſchaft einleitete. Ein gleiches Intereſſe an Poeſie zog auch Götz aus Worms und Rudnik aus Danzig, die damals in Halle ſtudierten, in dieſen Kreis. Man übte ſich in Ueberſetzungen der Alten, beſonders des Anakreon, der neben Horaz als das Muſter der Lyrik des heitern Lebensgenuſſes zu hohem Anſehn gelangte und 1746 von Uz und Götz in reimloſe Verſe übertragen erſchien, wie ſie längſt durch die Schweizer empfohlen worden waren und faſt gleichzeitig in Langes und Pyras Gedichten zur Anwendung gelangten. Reimloſe Verſe verſuchte auch Uz in dem „Lobgeſang des Frühlings“, welcher im Juni 1743 ohne ſeinen Namen in Schwabes „Beluſtigungen“ abgedruckt wurde. Dieſes Gedicht erſcheint als eine der erſten Proben des Hexameters, dem eine kurze Vorſchlagſilbe vorausgeſchickt iſt, erweiſt ſich in der That aber nur als eine etwas freier behandelte Abart des durch eine feſte Cäſur getheilten Alexandriners, in welchem an beſtimmten Stellen die kurzen Silben verdoppelt ſind.

Ich will, vom Weine berauſcht, die Luſt der Erde beſingen,
Ihr Schönen, eure gefährliche Luſt,
Den Frühling, welcher anitzt, durch Florens Hände bekränzet,
Siegprangend unſre Gefilde beherrſcht.

Uz wagte keinen Verſuch weiter in der reimloſen Poeſie; doch gieng das Beiſpiel für andere nicht verloren: noch Kleiſt bildete ſeinen Hexameter nach dieſem Vorbilde.

Nach beendigten juriſtiſchen Studien kehrte Uz im Frühjahr 1743 nach Ansbach zurück, wo er 1748 die Stelle eines Secretärs bei dem markgräflichen Juſtizcollegium erhielt, ein Amt, das ihm nur ein ſehr geringes Einkommen gewährte. Niemand fand er dort, der ſein poetiſches Streben theilte; daher dünkte er ſich gleichſam in einer Wüſte zwiſchen halb Wilden — ſo eng war damals der Sinn für Poeſie auf einige wenige Literaturſtätten beſchränkt — und beneidete ſeinen Gleim um den Aufenthalt in dem geiſtreichen Berlin. Indeß fuhr er fort, in

ſeiner Einſamkeit geſellige Freude, Liebe, Wein und Frohſinn zu ſingen, und ſandte ſeine Lieder an Gleim, der ihn aufmunterte und 1749 die erſte Sammlung der lyriſchen Gedichte von Uz herausgab. Die Poeſie, die er in dieſen Liedern auszudrücken ſuchte, war ihm bis dahin im Leben nicht nahe getreten; es ſind daher ſeine ſcherzenden Lieder nur gemacht, nicht empfunden, zum Theil ſchwache Nachbildungen fremder Scherze. Eine poeſievollere Zeit war der leider nur kurze Aufenthalt zu Römhild im Meiningiſchen, wohin er ſich als Secretär einer Reichscommiſſion begab, die einen Rechtsſtreit zwiſchen Meiningen und Coburg zu ſchlichten hatte. Die ſchöne Natur, die ihn hier umgab, der herzliche Umgang, den er genoß, beſonders die Freundſchaft mit Grötzner, deſſen jüngſte Schweſter ihm zärtliche Gefühle einflößte, alles dies trug dazu bei, die Jahre 1752 und 1753 auch für ſeine Poeſie productiv zu machen.

„Ich ſeh', o Hartenburg, dich immer mit Entzücken:
Dein Angedenken ſoll mir keine Zeit entrücken;
Und wenn ich deinen grünen Rücken
Und Römhilds Grazien und Grötzners Wein und Kuß
Verlaſſen muß,
Will ich nach dir im Geiſte blicken,
Soll meine Muſe dich mit ihren Lorbeern ſchmücken,
Daß, wie man Tiburs Hain, das holde Tempe preiſt,
Auch du der Nachwelt heilig ſeiſt.

Nach Ansbach zurückgekehrt, blieb Uz mit ſeiner Geliebten noch in Briefwechſel; allein eine eheliche Verbindung kam nicht zu Stande, vielleicht auch aus dem Grunde, weil Uz' häusliche Verhältniſſe ſehr beſchränkt waren, und der Sänger der Liebesfreuden blieb ihnen wie ſein Freund Gleim immer fern. Doch bewahrte er ſich ſtets das zufriedne Gemüth; es mußte ihm daher das Lehrgedicht „die Kunſt ſtets fröhlich zu ſein" beſſer gelingen als die komiſche Epopöe „Sieg des Liebesgottes", welche zwar gegen des Verfaſſers Willen, aber mit vollem Recht

Digitized by Google

von dem Verleger als eine Nachahmung von Popes „Lockenraub“ angekündigt wurde.

Seine Poesie wandte sich seitdem mehr der ernsten, belehrenden Gattung zu und gewann dabei nicht nur an Tiefe des Gedankens, sondern auch an Wahrheit der Empfindung, weil hier sein weiches Gemüth, seine tüchtige sittliche Gesinnung sich aussprach. „Die Wissenschaft zu leben“, „die wahre Größe“, „die Glückseligkeit“ und vor allen die „Theodicee“, um nur die zu ihrer Zeit gepriesensten Oden von Uz zu erwähnen, reihen sich den Lehroden Hallers würdig an; am liebsten vernehmen wir noch jetzt seine ernsten patriotischen Mahnungen in den Oden „das bedrängte Deutschland“ und „an die Deutschen“, worin er der gegenwärtigen Zwietracht und Erschlaffung seiner Nation ein Bild von der Kraft der Vorzeit entgegenhält. In seinen geistlichen Liedern drückt Uz ein reines, sittliches Gefühl in gefälligen, populären Formen aus; unter den derzeitigen Dichtern des Kirchenliedes steht er Gellert am nächsten. Zu Klopstocks Höhe vermochte sich seine Odenpoesie nicht zu erheben, wie er denn auch keineswegs zu den Bewunderern des Messiassängers gehörte. Ihm blieb überhaupt der Schwung einer von poetischem Drange erfüllten Seele fremd. Dagegen verwandte er auf die formale Ausfeilung seiner Verse einen unermüdlichen Fleiß; die äußerste Correctheit und Eleganz des Ausdrucks war für ihn höchstes Gesetz. Er war der Ansicht, daß nur die Jugend zum poetischen Schaffen geeignet sei, und schloß mit richtiger Selbsterkenntnis um das Jahr 1763, wo sich überdies durch seine Ernennung zum Assessor am kaiserlichen Landgericht des Burggrafthums Nürnberg und zum markgräflichen Rath sein Geschäftskreis erweiterte und seine Arbeiten vermehrten, seine dichterische Laufbahn.

Daß er in einzelnen Stellen seiner poetischen Episteln der bodmerischen Anglomanie und seraphischen Verstiegenheit ge-

spottet hatte, zog ihm einen Streit mit dem leicht verletzten Züricher Kritiker zu; auch Wieland in der Periode seiner asketischen Tugendschwärmerei mischte sich darein und rechnete in der Zuschrift seiner „Empfindungen eines Christen" an den Oberconsistorialrath Sack in Berlin den guten Uz unter das „Ungeziefer" der „leichtsinnigen Witzlinge", deren schädlichem Wirken der fromme Christ und vornehmlich der Gottesgelehrte nach Kräften steuern müsse. Uz, tief getränkt, weil er nicht als Dichter, sondern an seinem moralischen Charakter angegriffen worden war, rechtfertigte sich in einer poetischen Epistel an Gleim auf milde, doch nicht witzlose Weise; energischer wiesen die Kritiker der Berliner Schule, Mendelssohn, Nicolai und Lessing den Angriff Wielands ab. Doch es vergieng kein volles Jahrzehnt, so erkannte und bereute der Dichter der „komischen Erzählungen" selbst das Unrecht, das er Uz zugefügt hatte, wie ihn hinwieder dieser als einen unserer größten Genien anerkannte; auch mit Bodmer söhnte sich Uz völlig aus.

Sein ferneres Leben verfloß in Ruhe und Zufriedenheit, getheilt zwischen Berufsarbeiten, Lectüre und Umgang mit Freunden. Seine gewissenhafte Amtsthätigkeit erwarb ihm allgemeine Achtung und Anerkennung. Seine Lectüre beschäftigte sich am meisten mit den von Jugend auf lieb gewonnenen klassischen Dichtern; an der neuern deutschen Poesie, wie sie um 1770 sich entwickelte, fand er kein Gefallen; Bürgers Balladen erschienen ihm wie Bänkelsängerei. In einiger Beziehung zu seinen poetischen Bestrebungen stand noch seine Theilnahme an einer prosaischen Uebersetzung des Horaz, welche einige Ansbacher Freunde veranstalteten und 1773 erscheinen ließen, und seine Mitredaction des neuen ansbachischen Gesangbuchs (1781), wozu die Acten und Vorarbeiten mehrere Foliobände betragen haben sollen; einige ältere Kirchenlieder wurden von ihm umgearbeitet.

Uz starb in hohem Alter an den Folgen eines mehrmals

Digitized by Google

wiederkehrenden Schlagflusses am 12. Mai 1796. Noch in seinen letzten Momenten vernahm er, daß er vom Könige von Preußen, dem die ansbachischen Fürstenthümer zugefallen waren, zum Justizrath und Landrichter zu Ansbach ernannt worden sei. Seine Werke erschienen noch 1804 in einer von Weiße besorgten Prachtausgabe, als man sich der Töne seiner Lyrik schon völlig entwöhnt hatte.

---

2. Gleim.

Bei dem Emporstreben unsrer Nationalliteratur, da kein tonangebender Hof durch seine Gunst die poetischen Talente aufmunterte und in seine Nähe zog, keine Akademie die von der öffentlichen Stimme ausgezeichneten Dichter um sich versammelte, waren die Männer von großer Bedeutung, welche, wenn auch selbst ohne geniale Productivität, durch ihren Eifer in der Förderung junger Talente, durch ihre Beziehungen zu ihren dichtenden Zeitgenossen die Liebe zur vaterländischen Literatur belebten und durch ihre Persönlichkeit, wie durch ihre Freundschaft und Protection einen Mittelpunkt bildeten, an den sich die werdende Nationaldichtung anschloß. Bei allem, was in Sachsen für die schöne Literatur geschah, ist Gottscheds Einfluß dankbar anzuerkennen; nur seine Beschränktheit, seine eigensinnige Opposition gegen die Literatur, die sich in Folge der von ihm ausgegangenen Anregungen gestaltete, brachte ihn bald gegen das jüngere Geschlecht in eine schiefe Stellung. Bodmer trat in ein günstigeres Verhältnis zu der werdelustigen Jugend, weil er sie auf den neuen Bahnen, die sie einschlug, mit enthusiastischer Aufmunterung und Theilnahme begleitete und die jüngeren Dichter in die Nation einzuführen bemüht war. Gleim stand ein halbes Jahrhundert hindurch in ähnlichen Beziehungen zu der poetischen Literatur,

Digitized by Google

und die nachwachſende Generation übertrug auf ihn den Vaternamen, mit dem Bodmer lange Zeit geehrt worden war.

Johann Wilhelm Ludwig Gleim, geboren am 2. April 1719, hatte gleich den meiſten deutſchen Dichtern des vorigen Jahrhunderts nicht das Glück, eine freundliche, ſorgenfreie Jugend zu durchleben. Sein Vater, Steuereinnehmer zu Ermsleben, einem Städtchen in dem damals ſchon preußiſchen Fürſtenthum Halberſtadt, hatte von ſeinem kärglichen Einkommen eine Familie von zwölf Kindern, unter denen neun Söhne waren, zu ernähren. Wilhelm leiſtete ihm ſchon als achtjähriger Knabe Schreiberdienſte und begleitete ihn auf ſeinen kleinen Reiſen in die umliegenden Dorfſchaften. Wiederholter Aerger über empörende Erpreſſungen, die unter dem ſoldatiſchen Willkürregiment Friedrich Wilhelms I. ungeahndet von den Officieren gegen einen Vater von Söhnen geübt werden konnten, zog dem Vater, als unſer Gleim erſt in ſeinem ſechzehnten Jahre ſtand, ein tödtliches Gallenfieber zu; die Mutter folgte ihm bald in's Grab nach, und die beiden älteſten Geſchwiſter übernahmen die Sorge für die verwaiſten jüngeren Brüder und Schweſtern.

Nachdem Gleim ſich auf der Stadtſchule zu Wernigerode für die akademiſchen Studien vorbereitet hatte — auch die erſten Verſuche in Reimen fielen in dieſe Zeit —, begab er ſich 1738 auf die Univerſität Halle, um die Rechte zu ſtudieren; fünfzig bis ſechzig Thaler waren alles, was er jährlich erhielt, um ſeine Bedürfniſſe zu beſtreiten. Unter den Lehrern, deren Unterricht er genoß, zog ihn Baumgarten am meiſten an; er äußerte ſelbſt, deſſen Diſſertation „de nonnullis ad poema pertinentibus“ habe die ſchlafenden Geiſter geweckt. Gleim ſchloß hier den Freundſchaftsbund mit Uz, Götz und Rudnik, in welchem wie im Leipziger Verein, gegenſeitige Ermunterung und Kritik waltete. Horaz und Anakreon waren ihre Lieblinge; reimloſe Gedichte, damals in Halle die Parole des Tags, wurden verſucht; auch Gleim

Digitized by Google

begann den ersten „Versuch in scherzhaften Liedern“, den er 1744—1745 drucken ließ.

Im Jahre 1740 erhielt Gleim, als er die Universität verließ, ein Anerbieten, als Secretär des Finanzministers von Reinhart in dänische Dienste zu treten. Da sich dies jedoch zerschlug, nahm er in Potsdam bei dem Obersten von Schulz eine Stelle als Hauslehrer, dann als Secretär des Prinzen Wilhelm zu Schwedt an und machte hier die Bekanntschaft mit dem Lieutenant von Kleist, welche bald zur innigsten Freundschaft ward. „Kleists Musenkunst erweckt zu haben,“ sagt sein Biograph Körte, „war eine von Gleims liebsten Erinnerungen, und er pries sich dessen mit eifersüchtiger Heftigkeit.“ Auch die Freundschaft mit dem Schweizer Arzt Hirzel und mit Spalding ward durch die Liebe zur Poesie geknüpft. Ramler, der die Medicin erwählen sollte, wurde durch Gleim der schönen Literatur erhalten; er verschaffte jenem eine Hauslehrerstelle bei seiner ältesten Schwester und befreite ihn dadurch von dem Studium, dem er keine Neigung entgegenbrachte.

Prinz Wilhelm, Sohn des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg-Schwedt, nahm 1744, als der zweite schlesische Krieg ausbrach, Gleim als seinen Secretär mit sich nach Böhmen. Nach dessen bald darauf erfolgtem Tode wurde Gleim Stabssecretär beim Fürsten Leopold von Dessau. Empört jedoch über dessen harte Executionen, nahm er seinen Abschied und gieng 1745 nach der Heimath zurück. Längere Zeit suchte er vergebens zu einer Anstellung zu gelangen. Endlich hatte er das Glück, 1747 zum Domsecretär in Halberstadt gewählt zu werden. Jetzt begannen glückliche Jahre. Sein Vorgänger starb sehr bald; da Gleim nachmals ein Canonicat an dem Stifte Walbeck erhielt, so hatte er ein ansehnliches Einkommen. Die Amtsgeschäfte waren nicht lästig; mit den Herren des Domcapitels stand er im besten Vernehmen. Freunden war stets sein gastliches Haus geöffnet, und

Digitized by Google

mit den entfernten, beſonders mit ſeinem geliebten Kleiſt, blieb er in fleißigem Briefwechſel. Ausflüge in die Nachbarſchaft führten ihn zu Ebert und Zachariä in Braunſchweig, Lange in Laublingen, zu Cramer und Klopſtock. Beſuche von dichteriſchen Freunden waren ihm ſelige Feſte; man feierte ſie mit Roſen und Wein, wobei man, zumal da der Sänger des Weins wenig oder gar keinen Wein trank, mit allzu viel Aufwand anakreontiſcher Spielereien das Leben poetiſch zu ſchmücken verſuchte. Gleims Freundſchaft war immer innige Vertraulichkeit; daher wurde er auch Klopſtocks Vertrauter in ſeiner Liebe zu Fanny und hätte gern als Vermittler ihm Beiſtand geleiſtet. Doch er ſelbſt war in der Liebe noch unglücklicher als ſein Freund, wenn auch leichter im Unglück getröſtet. Einen kurzen Liebesfrühling im Jahre 1753 war er Bräutigam mit einem Mädchen in Blankenburg; aber zur Zeit, da die Freunde das Hochzeitsfeſt erwarteten, war das Verhältnis ſchon wieder gelöſt; Gleim ſah, daß er einer Unwürdigen ſein Herz geſchenkt hatte, und der Sänger der Amoretten ließ ſich nie wieder von den Schlingen weiblicher Schönheit feſſeln. Er nahm die Tochter ſeines Bruders zu ſich; durch ihre Wirthſchaftlichkeit wie durch ihre geiſtige Bildung, ihren Sinn für alles Schöne gereichte dieſe ſeinem Hauſe ſo ſehr zur Zierde, daß ein Theil der Verehrung, welche Gleim von ſeinen zahlreichen Freunden gewidmet wurde, auch auf „Gleminde“ übergieng. Einen Erſatz für alle andere Liebe fand ſein zärtliches Herz in der Freundſchaft. Konnte er auch nur mit wenigen der Freunde zuſammenleben, ſo ſammelte er doch deren Bildniſſe um ſich und ſchmückte damit das beſte Zimmer ſeiner Wohnung, welches er ſeinen Muſen- und Freundſchaftstempel nannte. Die meiſten Bilder ließ er auf ſeine Koſten malen und brachte während ſeines Lebens eine Sammlung von einhundert und achtzehn Portraits der von ihm verehrten Männer, größtentheils perſönlicher Freunde, zuſammen.

Digitized by

Im Winter von 1754 auf 1755 war Gleim in Berlin, wohin er oft in Angelegenheiten seines Domcapitels reisen mußte. Hier lernte er Lessing persönlich kennen, während zur gleichen Zeit Wieland in Briefwechsel mit ihm trat. Als er eines Tages mit dem jungen Prinzen von Preußen zusammen war, zeigte ihm dieser Bilder zu la Fontaines Fabeln und fragte ihn, ob er auch Fabeln machen könne. „Nein," erwiderte Gleim; „denn es ist nichts schwerer als Fabeln zu machen." Der Gedanke beschäftigte ihn seitdem, und mit der Hast und Flüchtigkeit, die allen gleimischen Dichtungen schädlich ward, war schnell eine Sammlung von Fabeln zu Stande gebracht, wobei die Erfindung meistens Phädrus, la Fontaine und Gay angehörte. Die Freunde rühmten den naiven, seinen scherzhaften Liedern verwandten Erzählungston, weßhalb Gleim auch in spätern Jahren in seiner Manier fortfuhr, ohne indeß die Popularität der gellert'schen Fabel erreichen zu können.

Mit dem siebenjährigen Kriege eröffnete sich die ruhmreichste Periode seines Dichterlebens. Die meisten Dichter seiner Zeit, auch seine Freunde Klopstock und Uz, redeten in ihren Poesien dem Frieden das Wort und wandten sich entrüstet von den Verheerungen des Krieges und seinen Helden ab; Gleim hingegen, in dessen Wesen bis auf seine körperliche Haltung etwas Militärisches lag und der selbst an den Erinnerungen seiner kurzen Campagne im zweiten schlesischen Kriege mit besonderm Wohlgefallen hieng, fühlte sich von den Thaten seines Heldenkönigs, dessen Sache er für die allein gerechte in diesem Kriege hielt, zur höchsten Bewunderung hingerissen. Wenn Friedrich angegriffen ward, konnte er gelegentlich ein Virtuos in der Grobheit sein; einem Fremden, der in ansehnlicher Gesellschaft auf den Preußenkönig loszog, sagte er kurz: „Herr, wissen Sie nicht, daß Halberstadt sieben Thore hat?" Mit seinen Gedanken weilte er beständig im preußischen Heerlager, aus welchem sein Kleist ihm die genauesten

Berichte über alle Kriegsvorgänge einſandte. Anfangs hatte er die Abſicht, der „Curtius ſeines Alexanders“ zu werden; aber er ſah bald ein, daß Geſchichtſchreibung nicht ſein Beruf ſei; er zog es vor, ſein „Homer“ oder ſein „Tyrtäus“ zu werden. Die anakreontiſche Leier ward beiſeite gelegt. Gleim dichtete Kriegslieder in der Perſon eines im Felde mitkämpfenden Grenadiers. Es zeigte ſich hier, wie auch das ſchwächere Talent über ſich ſelbſt erhoben ward, getragen von den großen Ereigniſſen ſeiner Zeit und ergriffen von den Eindrücken der Gegenwart. Die „preußiſchen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier“ waren der Ausdruck der lebendigen Theilnahme, womit das Volk nicht allein in den preußiſchen Staaten, ſondern weit über deſſen Grenzen hinaus die Siege Friedrichs begleitete. Auch dem Volke galt es als ein Krieg für die von Gott beſchützte, gerechte Sache, nicht als ein muthwillig hervorgerufener Eroberungskrieg. Zwar waren dieſe Lieder mit ihren bisweilen geſuchten Anſpielungen auf antike Verhältniſſe noch weit entfernt, echte Volkslieder zu ſein, ſo daß ſie von dem gemeinen Soldaten im Lager und im Felde geſungen worden wären; der Patriot überſchrie, wie Leſſing treffend ſich ausdrückte, den Dichter; allein ſie waren national, geſund, einfach, ſanglich und drangen mit ihrer deutſchen Geſinnung in's Volk ein. „Hier hat einmal“, urtheilte Herder 1767 in ſeiner zweiten Sammlung von Fragmenten über die neuere deutſche Literatur, „ein deutſcher Dichter über ſein deutſches Vaterland echt und brav deutſch geſungen, ohne an andre Nationen ſein Genie zu verpachten ..... Die edle Einfalt, die deutſche rauhe Stärke, die Hoheit und Kürze ſeiner Bilder, Schwung und Colorit, alles iſt ſo ſehr in die Laune und in den Wohllaut unſrer Sprache eingetaucht, daß dieſe wenige Stücke gleichſam ein Grenzſtein ſein können, wo unſre Dichtkunſt an Franzoſen und Engländer grenzt.“ In dieſem Sinne waren Gleims Kriegslieder eine That der

Digitized by Google

deutſchen Nationaldichtung; ſie zeigten, woher die Seele, der belebende Hauch für deutſche Lyrik ſtamme. Anfangs erſchienen ſie einzeln, bis 1758 die erſte Ausgabe, von Leſſings Vorbericht eingeleitet, im Druck erſchien, zwar anonym, doch war Gleims Name bald kein Geheimnis mehr.

Gleim war indeſſen vom Unglück des Krieges nicht ganz verſchont geblieben. Im September 1757 plünderten die Franzoſen rings um Halberſtadt. „Mein Garten, der mein Paradies war, mein einziges Vergnügen, an dem ich den ganzen Sommer gearbeitet habe, iſt in zwo abſcheulichen Stunden zur Wüſtenei gemacht“ — ſo klagte Gleim gegen Kleiſt, doch mit dem Zuſatz: „Der Krieg mag mir alles rauben, wenn er mir nur meinen Kleiſt läßt.“ Um ſo freudiger erſcholl das Lied von der Schlacht bei Roßbach, welche die Franzoſen verjagte. Doch drang im Januar 1758 wiederum ein franzöſiſches Corps in Halberſtadt ein, um zu brandſchatzen; nur mit Mühe ſchützte Gleim ſein Haus vor Plünderung. Er hatte kurz darauf die Freude, mit Kleiſt vier glückliche Tage in Bernburg zu verleben; es war das letzte Mal, daß ſie ſich ſahen. Im Auguſt 1759 endete Kleiſt zu Frankfurt an der Oder, wohin er vom Schlachtfelde bei Kunersdorf ſchwer verwundet gebracht worden war. Gleim eilte auf die erſte Nachricht von ſeiner Verwundung nach Magdeburg, um ſeinem Freunde von dort aus durch ruſſiſche Gefangene Hilfe zu bereiten. Er erhielt hier die Nachricht von ſeinem Tode. Jetzt fühlte er ſich verwaiſt auf der Erde; ſein einziger wehmüthiger Troſt war, des Freundes Briefe wieder und wieder zu leſen. Im nächſten Frühlinge klagte ſein Lied noch der Nachtigall ſein Leid in rührenden Worten:

Ich denk' an meinen Kleiſt, o liebe Philomele,
Vergebens ſingeſt du!
Du ſingſt ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
Ich höre dir nicht zu.

Kein Kleist ist auf der Welt, die Welt ist mir zu enge,
Vergebens singest du!
Wenn mir ein Engel jetzt, wenn mir Eloa sänge,
So hört' ich ihm nicht zu!

Ein treues Andenken bewahrte er bis an sein eigen Grab dem Freunde; Kleists Ruhm war sein Stolz. Ein Ehrengemälde Kleists stiftete er in der Berliner Garnisonkirche. Auch trug er für seine Hinterlassenen Sorge.

Wenige Jahre darauf hatte der enthusiastische Dichterfreund, der jedes irgendwo auftauchende Talent zu ermuntern und zu unterstützen bereit war, eine neue Gelegenheit, seine uneigennützige Thätigkeit zu beweisen. Bei einem Besuche in Berlin im Sommer 1761 lernte er die damals vielgepriesene Dichterin Anna Luise Karsch (1722—1791) persönlich kennen, nachdem er schon Briefe mit ihr gewechselt hatte. Er lud sie nach Halberstadt ein, öffnete ihr sein gastliches Haus und führte sie bei dem Domdechanten Freiherrn von Spiegel und dem Grafen zu Stolberg-Wernigerode ein, welche durch ansehnliche Unterstützungen ihre äußere Lage erleichterten. Man konnte jetzt auch eine deutsche Dichterin, für die der Name Sappho schon bereit war, mit anakreontischen Festen feiern. „An den Tafeln der Domherren und in den Zirkeln der besseren Gesellschaft hörte man", wie Körte berichtet, „Lieder auf Lieder, und die Becher wie die Dichterin sah man oft mit Myrten, Blumen und Lorbeer bekränzt, also daß die Karschin ein heiteres Leben mit sich brachte, wohin sie trat." Gleim suchte den Geschmack seiner Clientin durch seine Kritik und durch die Lectüre altklassischer Dichter zu bilden; auch unterzog er sich der Sorge, ihre Gedichte auf Subscription herauszugeben, wodurch er ihr einen Reinertrag von zweitausend Thalern verschaffte. Die halberstädtischen Lieder an Thyrsis verriethen indeß allzu deutlich, daß die vierzigjährige Dichterin auch als Frau noch dem Namen einer Sappho Ehre zu machen suchte

Digitized by Google

und das Verhältnis zu ihrem Beschützer gern in ein engeres Band verwandelt hätte. Auf seine Weise wußte Gleim diesen Wünschen auszuweichen. Nach etwa einmonatlichem Aufenthalte reiste die Karschin über Magdeburg nach Berlin zurück und fand hier bei den Feierlichkeiten in Folge des Hubertusburger Friedens eine neue Gelegenheit, sich durch ihre Reimfertigkeit Freunde zu erwerben.

Als mit dem Frieden die idyllische Ruhe des deutschen Bürgerlebens wiederkehrte, fand unser Gleim nichts anderes mehr zu besingen als den frohen Genuß des Lebens, und zwar nicht in neuen Tönen, sondern in der tändelnden, nur selten von wahrer Empfindung durchhauchten anakreontischen Weise, die seine ersten Lieder angeschlagen hatten, und größtentheils mit erborgten Sprüchen des Frohsinns und der Lebensweisheit. Ein zierliches Heftchen nach dem andern flog in dem nächsten Jahrzehnt als Lieder nach Anakreon, Petrarca, Horaz und Minnesingern in das Publicum, alles leicht und ohne Feile hingeworfen, so daß allmählich auch die sonst gegen ihn so rücksichtsvolle Kritik den Wunsch nicht mehr zurückhielt, Gleim möchte auf seinen Ruhm etwas eifersüchtiger sein und nicht so viel Mattes und Unbedeutendes unter seinem Namen erscheinen lassen. Allein ihm war das Reimen und Dichten, wenn auch nicht gerade Herzenssache, doch sein Lebenselement wie die Luft, welche er athmete, und seine jüngeren Freunde besonders bestärkten ihn durch ihr Lob, an das er sich zu sehr gewöhnt hatte, um es nicht als einen Tribut der Freundschaft zu fordern, in der falschen Meinung von dem Werth seiner poetischen Sächelchen.

An diese jüngeren Freunde schloß sich Gleim jetzt um so lebhafter an, als im Fortgang des Lebens von den älteren nur wenige seine Liebe mit gleicher Zuneigung erwiderten. Mit Ramler, dessen kühlere Natur sich von dem überschwänglichen Gefühle Gleims stets ferne hielt, kam es zu einem förmlichen

Digitized by Google

Bruch, als Gleim eine Ode des Freundes auf deſſen Wunſch einer minutiöſen Kritik unterzog. Ramler fühlte ſich beleidigt und antwortete mit einer hämiſchen und verletzenden Kritik der gleimiſchen Fabeln. Seine Briefe ſchienen Gleim ſo überlegt boshaft und herzlos, daß er ihm ſchrieb (1764): „Ihre beiden letzten Briefe ſtoßen dem Faß den Boden aus. So ganz abſcheulich zeigt mein ſo ſehr von mir geliebter Ramler ſich darin, daß ich's nicht ertragen kann, daß ich die Augen wegwenden muß, tief im Herzen betrübt über das abſcheuliche Bild deſſen, der mein Freund war. Zeile vor Zeile jener Briefe glühet von Bosheit, ſtößt mir einen Dolch in's Herz, den, daß Sie den Freund in meinem Herzen auslöſchen und tödten, den ich ſo ſehr liebte. Aber beſſer iſt es, ihn verlieren, als ihn behalten, wie er iſt; ich werde in Berlin ſein und ihn nicht ſehen, und ich bitte ihn, daß er auch mich nicht ſehe." Dennoch traf er im Januar 1765 zufällig mit Ramler in einer Geſellſchaft bei Nicolai zuſammen. Er fand ſich hier durch Ramlers Benehmen noch mehr verletzt und ſöhnte ſich niemals wieder mit ihm aus. Kurz vor Ramlers Tode, 1797, äußerte Gleim in einem Briefe an Grillo: „Ramler ſoll krank ſein. Es thut mir ſehr leid. Sie wiſſen, er iſt Ramler, und ich bin Gleim. Wüßt' ich aber, daß ein Schreiben von Gleim ihn, wenn nicht geſund, nur nicht kränker machte, wahrlich ſo ſchrieb' ich an ihn." Bei andern Freunden klagte Gleim wiederholt, daß ſie mit ihm in der Wärme und der brieflichen Verſicherung ihrer Freundſchaft nicht gleichen Schritt hielten, und in dieſer Hinſicht forderte er ſehr viel. Er klagte dann wohl, daß bei ſeinen Freunden nach dem vierzigſten Jahre die jugendliche Wärme des Gefühls abnehme, was er mit ſeiner großen Sammlung freundſchaftlicher Briefe beweiſen könne. Klopſtock, gegen den er dieſe Bemerkung äußerte, ward auch mit ſolchen Vorwürfen nicht verſchont und erwiderte ihm 1772 mit der Offenheit wahrer Freundſchaft: „Wann habe ich denn auf-

Digitized by Google

gehört, Ihr Freund zu sein? und warum fahren Sie denn immer fort, mich dessen zu beschuldigen? Wenn ich nicht der standhafte Freund wäre, der ich bin, und mit dieser Gesinnung besonders der Ihrige, so würden es just solche unverdienter Weise oft wiederholte Anklagen sein, die mich wankend machen würden. Aber ich bin gleichwohl immer Ihr Freund geblieben." Allerdings entfremdete sich Gleim durch seine tyrannische Eifersucht manche seiner Freunde. Der Grund lag aber noch tiefer. Gleims geistige Bildung war zu oberflächlich und flüchtig, um von dieser Seite den zu höherer Reife des Geistes gelangten Gefährten, einem Klopstock und Lessing, einen wesentlichen Gewinn gewähren zu können: er war bereit zu hören und zu bewundern, ohne aber mit gleichem Maß wieder geben zu können.

Die Freundschaft mit Johann Georg Jacobi, den Gleim 1766 im Bade zu Lauchstädt kennen lernte, machte den Anfang einer liederreichen, von sentimentaler Zärtlichkeit junger Dichter versüßten Zeit. Es bildete sich auf kurze Dauer um Gleim ein halberstädtischer Dichterkreis, den er gern zu einer „Vorbereitungsakademie" auf die Universität, zu einer „Humanitätsschule" erweitert hätte, um dadurch Gelegenheit zu erhalten, junge, talentvolle Männer zu befördern und in seine Nähe zu fesseln. Oft erneuerte er diesen Plan, den er nie sich verwirklichen sah. Indeß gelang es ihm, für seinen Jacobi eine Präbende in Halberstadt zu erwirken. Nach dem Tode seines Wohlthäters bekannte es Jacobi öffentlich, daß er ihm das Glück seines Lebens verdanke, weil er damals bei dem Antritt seiner akademischen Laufbahn in Halle entschlossen gewesen sei, die Muse des Gesanges zu verlassen. Schon 1768 erschien, von einem Freunde herausgegeben, die halb poetische, halb prosaische Correspondenz der beiden, „Briefe von den Herren Gleim und Jacobi", Ergüsse einer gekünstelten Sentimentalität voll von Amorettentändeleien, welche selbst jene empfindsame Zeit der Monotonie und Gehalt-

Digitized by Google

losigkeit beschuldigte. 1769 ließ sich Jacobi in Halberstadt nieder; bald kamen Benjamin Michaelis, Jähns, Sangerhausen, Benzler, Gleims gleichnamiger Neffe, Gleim der Jüngere genannt, und Klamer Schmidt hinzu, Jünglinge, mit denen Gleim wetteifernd liebte und dichtete. Jähns raffte 1772 ein früher Tod hinweg; bald folgte ihm Michaelis nach; Gleim bewies sich ihm noch als treuer Freund, indem er die dürftigen Eltern des Geschiedenen unterstützte. Im Herbst 1772 gelang es ihm, Wilhelm Heinse, der ihm von Wieland empfohlen war, eine Hauslehrerstelle in Halberstadt zu verschaffen. So ward die Gesangeslust immer rege erhalten; besonders war im Winter 1773 auf 1774 der poetische Kreis sehr productiv und durch die heiterste Geselligkeit belebt. Man wechselte Sinngedichte, Lieder und vornehmlich poetische Episteln, eine Dichtungsart, zu der Gleim seine jungen Freunde beständig aufmunterte. Gleim sang in diesen Jahren seine „Lieder für das Volk“, an denen selbst Lessing große Freude fand, und das Lehrgedicht „Halladat oder das rothe Buch“, welches 1774 erschien und von seinen Freunden als die reifste Frucht seiner Poesie freudig willkommen geheißen ward. Unangenehme Vorfälle des letzten Jahres hatten sein Gemüth bei ernsteren Lebensbetrachtungen festgehalten; daher schrieb er gleichsam sich zum Troste eine Reihe didaktischer Gesänge, eine Art Laienbrevier nieder, in denen ein edler, menschenfreundlicher Sinn und eine vielseitige Lebenserfahrung und Menschenkenntnis sich in einfacher Form aussprach. Boysens Uebersetzung des Koran, welche Gleim damals las und stellenweise in poetischer Form nachbildete, trug zu dem Ton und der orientalischen Färbung dieser Gesänge wesentlich bei.

Sehr schmerzlich war für ihn, daß im Frühling 1774 Jacobi Halberstadt verließ, um in Düsseldorf die Zeitschrift „Iris“ herauszugeben, und auch Heinse dorthin als Mitarbeiter entführte. Mit dieser Trennung begann für Gleim eine einsame Zeit. Er

Digitized by Google

ſchrieb damals an Jacobi: „Im Tempel der Freundſchaft bin ich nun wohl ganz ohne Zweifel der Getreueſte! Faſt alle meine Freunde wurden mehr oder weniger nicht eben ungetreu, kalt aber! Die meiſten fiengen's feurig an, ſchlugen in ätnaiſchen Flammen der Freundſchaft auf; zuletzt, was war's? das Flämmchen eines Nachtlichts! — Nein, ich will nicht klagen. Traurig aber iſt's, erfahren, welch ein elendes, jämmerliches Ding es iſt mit unſerm Leben. Da ſitze ich einſam nun auf meiner Zelle; die Bilder aller meiner Freunde ſeh' ich an und ſeufze nach ihnen hin, ſuche um mich her noch ein ſympathetiſches Herz, finde keins ſo warm von Bruderliebe, als ich's wünſche." Indeß er fand ſolche Herzen doch ſtets von neuem und trat ſelbſt mit den jungen Celebritäten der Sturm- und Drangperiode in nähere Verbindung. Sehr erfreut war er über die perſönliche Bekanntſchaft mit Herder und Johannes Müller, mit denen er einen Briefwechſel unterhielt; vergebens verſuchte er ſie für den preußiſchen Staat zu gewinnen. Goeckingk und Tiedge lebten längere Zeit in ſeiner Nähe und ſchloſſen die Reihe der Dichter des halberſtädtiſchen Kreiſes. Gleim war freilich zu alt, um an neue Liederweiſen ſich zu gewöhnen. Die Romanzen, die er in jenen Jahren dichtete, waren nur luſtige und traurige Stadtgeſchichten, die aber alle durch bänkelſängeriſchen Ton beluſtigen ſollten. Doch fanden ſeine Gedichte jetzt nur wenig Gehör, ſelbſt da nicht, als er in der bekannten Grenadierweiſe Kriegslieder für den bayriſchen Erbfolgekrieg ſang und dem preußiſchen Patriotismus Worte lieh.

Seiner Verehrung für den großen König ward erſt am 22. December 1785 der ſeit lange gewünſchte Lohn, zur Audienz bei ihm zugelaſſen zu werden. Nach dem kurzen Bericht, den ein Gedicht Gleims über ihr Geſpräch gibt, war der Inhalt unbedeutender als in der Unterredung mit Gellert. Der König ſcheint die Frage aufgeworfen zu haben, ob Wieland oder Klop-

Digitized by Google

stock größer sei; Gleim antwortete ausweichend. Als er entlassen wurde, begegnete er dem Herzog zu Braunschweig-Oels. „O wie so gern hätt' ich", rief Gleim, „den alten Hut, den der Monarch trug, als ich ihn sprach!" — „Ich verspreche Ihnen den Hut nach Friedrichs Tode," erwiderte der Herzog. Und er hielt Wort. Gleim bewahrte ihn nachmals als eine heilige Reliquie. Er erhielt auch durch einen Freund die Schärpe, welche Friedrich II. im siebenjährigen Kriege getragen hatte.

Gleim hatte es vor andern schmerzlich empfunden, daß der Held seiner Kriegesmuse die deutschen Lieder seiner vaterländischen Sänger mit Verachtung von sich gewiesen hatte. Als 1786 der große König starb, hoffte er mit Friedrich Wilhelm II. ein segensreiches Zeitalter für die deutsche Poesie anbrechen zu sehen. In einem Huldigungsschreiben bat er gleich nach der Thronbesteigung den neuen Herrscher um Schutz für die deutsche Muse. In einem huldvollen Handschreiben sagte Friedrich Wilhelm ihm denselben zu; Aehnliches versprach der Minister Hertzberg. Aber von diesen Hoffnungen gieng keine in Erfüllung. Gleim klagte zugleich die speculative Philosophie an, daß sie das Interesse an der schönen Literatur schwäche.

Trotz seines vorrückenden Alters nahm seine Sangeslust nicht ab. Den Krieg gegen die französische Republik verfolgte er mit lebhaftem Geiste und dichtete neue Kriegslieder und Zeitgedichte, in denen er zum Widerstand gegen die Revolution und zum Kampf gegen Frankreich antrieb. Die poetische Form war mangelhafter als in den früheren Zeitgedichten, und Gleim konnte der Geißel der „Xenien" nicht entgehen:

Ach, ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des Grenadiers herrliche Saiten belebt.

Nur eine schwache Abwehr brachte Gleims versificiertes Gegengeschenk „Kraft und Schnelle des alten Peleus".

Gleim hatte das Glück, die Zunahme des Alters nicht zu

Digitized by Google

fühlen. Freunde verſüßten ihm noch die letzten Jahre ſeines Lebens durch jene warme Anhänglichkeit, durch die man ſeine Seele ganz gewinnen konnte; Voß, Baggeſen, Jean Paul waren unter ihnen. Als Voß ihn im Frühling 1794 zum erſten Mal kennen lernte, ſchrieb er: „Jeden Augenblick wünſch' ich dir Theil an unſerer Glückſeligkeit, mit Gleim, dem Einzigen an hoher Menſchlichkeit, dem wahrhaft göttlichen Greiſe, und mit ſeinen liebenswürdigen Nichten zu leben. Gleim empfieng mich wie ein Vater den ſpätgebornen Sohn, der, ſchon für verloren geachtet, aus der Fremde zurückkehrt.“ Und an Gleim ſchrieb er nach einem zweiten Beſuche im Frühjahr 1796: „Meine Liebe, Edler, grenzt an Ehrfurcht, ich möchte ſagen, an Andacht. Ich ſtrebe beſſer zu werden, um des beſten Mannes, den ich fand, nicht unwürdig zu ſein. Aber mit Ihnen geworden zu ſein: ich verliere mich in dem heiligen Gedanken!“ Als Gleim erfuhr, daß Seume, der ihm einige Gedichte mit der Bitte um ſein Urtheil eingeſandt hatte, in dürftigen Verhältniſſen lebe, ſchickte er ihm zwanzig Louisd'or mit den Worten, er habe gehört, daß Seume Mangel leide; das müſſe keiner ſeiner Freunde, ſo lange er ſelbſt noch eine Mahlzeit bezahlen könne. Wie viele ähnliche Züge ſeiner Freude am Wohlthun ſind uns aufbewahrt!

Seine Stelle als Domſecretär, in der er ſich durch treue Pflichterfüllung fünfzig Jahre hindurch bewährt hatte, legte er 1797 nieder und behielt nur noch die Verwaltung der Stipendien für Studierende, weil er dadurch mit Jünglingen in einer angenehmen Beziehung blieb und ihnen mit Rath und That wohlthun konnte. Bis in ſein achzigſtes Jahr genoß er einer ungeſtörten Geſundheit. Seitdem klagte er über Abnahme der Sehkraft, ſo daß er in den letzten Lebensjahren faſt erblindete. Doch hörte er nicht auf, Verſe und Briefe zu dictieren, zuletzt, da er ſein Ende herannahen fühlte, Abſchiedsbriefe an die Freunde. An Klopſtock richtete er die Worte, die dieſer, ſelbſt ſchon leidend,

nicht mehr zu leſen bekam: „Ich ſterbe, lieber Klopſtock! Als ein Sterbender ſag' ich: in dieſem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen. Die Muſe hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet und ſteht noch bei mir. . . . . Ich laſſe mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum ſtehn in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde.“ So ward es von den Hinterbliebenen erfüllt, als der Greis am 18. Februar 1803 ſanft entſchlummert war. Klamer Schmidt ruft ihm die ſchönen Worte nach: „Du aber ruhe wohl, Menſch von edelem Metall! Freund der Freunde, Vater ſo vieler und wie oft auch der meinige! Leicht Zürnender! Leicht zu Sühnender! Der du im auflodernden Feuer ſelbſt die abbittende Hand ſchon bereit hielteſt! Forſcher nach jeder beſcheidenen Tugend! Aufmunterer jedes aufkeimenden Talents! Was an dir Schlacke war — viel war's nicht, aber geſchieden hab' ich's ſchon lange vorher, ehe du endeteſt; was an dir Gold, bewahr' ich im ſtillen Gemüth und zeig' es nur den wenigen, die es wie ich für Gold anerkennen.“

3. Kleiſt.

Nachdem die Poeſie lange Zeit für eine Nebenbeſchäftigung der Gelehrten gegolten und wiederum in den gelehrten Kreiſen vorzugsweiſe ihr Publicum gefunden hatte, war endlich die Zeit gekommen, wo der Dichter ſich als ſolcher eine ſelbſtändige und geachtete Stellung in der bürgerlichen Geſellſchaft errang und ſeine Schöpfungen den ganzen gebildeten Theil der Nation zur Theilnahme heranzuziehen begannen. Erſt dadurch ward es möglich, daß der Dichter die conventionellen Formen der Gelehrtenpoeſie verließ und mit ſeiner rein menſchlichen Perſönlichkeit in die Dichtung eintrat, daß die Wahrheit des Lebens den erborgten

Digitized by Google

Schein verdrängte und das eigene Leben durch die Poeſie verklärt und erhöht wurde. Man muß ſich die engen Schranken, innerhalb deren ſich damals die poetiſche Empfindung und das geſellſchaftliche Leben bewegte, vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß es folgenreiche Siege für unſere Nationaldichtung waren, wenn für Klopſtocks Liebe zu Fanny alles, was für Poeſie Sinn hatte, ſich intereſſierte und wenn um Kleiſts Tod der beſte Theil der Nation trauerte, weil es ein Dichter war, der den Heldentod auf dem Schlachtfelde ſtarb. Mit der Ehrfurcht vor der Perſönlichkeit der Dichter hob ſich die Verehrung der vaterländiſchen Poeſie.

Ewald Chriſtian von Kleiſt wurde am 7. März 1715 zu Zeblin in Pommern, einem Gute ſeines Vaters unweit Cöslin, geboren. Seine erſte Erziehung wurde vernachläſſigt; wild und roh nach Landjunkerart wuchs er auf. Seit ſeinem zehnten Jahre verlebte er die Knabenzeit auf der Jeſuitenſchule zu Polniſch-Krone in Großpolen und ſeit 1729 auf dem Danziger Gymnaſium ohne bedeutenden Gewinn für ſeine geiſtige Ausbildung, ein Freund körperlicher Uebungen und geneigt zu muthwilligen Streichen und Händeln mit ſeinen Mitſchülern. Als er jedoch im Jahre 1731 die Univerſität Königsberg bezog — der Vater hatte ihn zum Civilfach beſtimmt —, erwachte in ihm ein reger wiſſenſchaftlicher Trieb. Mit der Jurisprudenz verband er das Studium der Philoſophie, Mathematik und Phyſik und zeigte die ihm angeborene Munterkeit ſeines Weſens im Eifer der Diſputationen.

Da ſein älterer Bruder bald darauf die Verwaltung der väterlichen Güter antrat, mußte Kleiſt ſich um eine Anſtellung im Staatsdienſt bemühen. Man veranlaßte ihn nach Dänemark zu gehen, wo er Verwandte hatte. Von ihnen ließ er ſich bewegen, 1736 in däniſche Militärdienſte zu treten. Dieſer Stand ſagte zwar ſeiner Neigung nicht zu; doch fügte er ſich nach und nach in die neuen Verhältniſſe, die ihm durch den Umgang mit

Digitized by Google

einigen gebildeten Officieren angenehm gemacht wurden. Jedoch als er 1738 nach Danzig auf Werbung geschickt war, ergriff ihn wieder die Neigung zu einem bürgerlichen Amte. Diese ward vornehmlich genährt durch die Liebe zu Wilhelmine von der Golz, welche er auf einer Reise zu seinen in Preußen wohnenden Schwestern kennen gelernt hatte. Seine Neigung wurde von dem Mädchen, das durch Schönheit und Bildung seiner werth war, erwidert, von ihrer Mutter begünstigt. Kleist bemühte sich um eine Anstellung in polnischen oder sächsischen Diensten und begab sich deßhalb, mit Empfehlungsbriefen versehen, nach Frauſtadt, wo der sächsische Hof sich gerade aufhielt. Allein der Versuch war vergeblich; er mußte in den dänischen Militärdienst zurückkehren, ohne Aussicht auf Befreiung aus seiner Lage, ohne Hoffnung auf den Besitz seiner Geliebten. Jetzt erst fühlte er ganz den Ernst des Daseins: der jugendliche Frohsinn war für immer dahin, er trug eine schwermüthige Stimmung, das Gefühl eines verfehlten Lebens, stets mit sich.

Im Jahre 1740 wurde er als Pommer von Friedrich II. aufgefordert, den dänischen Dienst zu verlassen. Er trat als Lieutenant beim Regimente des Prinzen Heinrich in die preußische Armee; 1741 wurde er zum Premierlieutenant befördert. Das Militärleben in Potsdam war ihm noch einförmiger und langweiliger als das in Kopenhagen. Er hatte wenig Umgang; denn seinen Kameraden mißfiel sein Sinn für Bildung wie ihm ihre Rohheit. Sein Mißmuth wurde zugleich durch Unvorsichtigkeit im Schuldenmachen vermehrt. 1743 ward er in einem Duell schwer am Arme verletzt. Gleim hörte im Hause des Obersten von Schulz mit vieler Theilnahme des jungen verwundeten Officiers erwähnen und begab sich zu ihm. Kleist beklagte sich, daß ihm das Lesen verboten sei; Gleim erbot sich, ihm vorzulesen. Unter anderm trug er dem Kranken einige seiner „scherzhaften Lieder“ vor, auch das „an den Tod“. Bei den Worten

Digitized by Google

„Tod, was willst du mit dem Mädchen?
Mit den Zähnen ohne Lippen
Kannst du es ja doch nicht küssen!“

brach Kleist in lautes Lachen aus; dadurch ward die Wunde aufgerissen, und es erfolgte ein heftiges Erbluten, das dem Arzte Spuren des drohenden Brandes an der Wunde entdeckte. Man konnte der Gefahr noch vorbeugen, bald heilte die Wunde, und Kleist sagte lächelnd seinem Freunde: „Der Dichtkunst und Ihnen verdank' ich also meine Genesung!“ — Dies sollte indeß noch in einem schöneren Sinne in Erfüllung gehen. Gleims Freundschaft ward eine Erquickung für Kleists vereinsamtes Gemüth und weckte in ihm auf's neue die fast entschlummerte Neigung zu poetischen Versuchen. Seine früheren Reimereien betrachtete er als „Schmiralien“ und einen „Plunder“, der nur zum Wegwerfen getaugt hätte. Jetzt schlug er die anakreontischen Töne seines Freundes an und übersandte diesem im December 1743 sein erstes „anakreontisches“ Gedicht, für das er in einem französisch geschriebenen Briefe um Nachsicht bat. Allein seinem Gemüthe gehörte weit mehr die elegische Wehmuth an, welche ihm die Gedichte des folgenden Jahres eingeben sollte. Er erhielt die Nachricht, daß Wilhelmine von ihren Verwandten, die allen Briefwechsel zwischen den Liebenden verhindert hatten, gezwungen worden war, eine vortheilhaft scheinende Heirath einzugehen. Seine Elegie „an Wilhelmine“ spricht seinen tiefen Schmerz aus mit zürnendem Seitenblick auf die glänzende Welt, in der er sich nicht berufen scheint, sein Glück zu machen. Das von dem reifen Schiller noch gerühmte elegisch-didaktische Gedicht „Sehnsucht nach Ruhe“ führt dieses Thema weiter aus und sucht den Trost für die Täuschungen der Welt in der stillen Natur:

„Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen sein.“

In diesen beiden Gedichten, welche zuerst 1745 in Schwabes „Belustigungen“ abgedruckt wurden, sind die Grundzüge der

Digitized by Google

Poeſie Kleiſts bereits enthalten: er iſt der Sänger der Natur als des vor dem Drange des Lebens ſchützenden Aſyls und zugleich — der gelähmte Kranich, den ſeine Fabel ſchildert.

Der zweite ſchleſiſche Krieg, den Kleiſt 1744 und 1745 mitmachte, verſcheuchte ſeinen Unmuth nicht. Er hatte das Unglück, nach der Uebergabe von Prag bei der Beſatzung zurückbleiben zu müſſen und theilte, da Prag ſich nicht lange gegen den andringenden Feind halten ließ, den ſchlecht geleiteten Abzug derſelben. Er verlor dabei ſeine ganze Bagage und zog ſich überdies in Folge der Strapazen eine gefährliche Krankheit zu. Das Jahr 1745 brachte er im Standquartier zu Brieg zu, wo er mitten unter den Waffen das Glück des Landlebens ſang („das Landleben, an Ramler"; „der Vorſatz, an Uz") und vielleicht ſchon die erſte Idee zu dem beſchreibenden Gedichte „die Landluſt" faßte.

Als er im Januar 1746 nach Potsdam zurückgekehrt war, fand er dort zwar ſeinen Gleim nicht mehr; doch blieb dieſer der Vertraute ſeiner Gemüthsſtimmungen und ſeiner poetiſchen Arbeiten. Vor ſeinen Standesgenoſſen mußte er ſolche Beſchäftigungen ſorgfältig verborgen halten; denn unter Officieren war es „eine Art von Schande", wie er ſelbſt klagte, ein Dichter zu ſein. Ein junger Officier bei dem nämlichen Regimente, Namens Seidlitz, war der einzige, dem er ſich vertraulich öffnen konnte. Auch erfreute ihn eine Zeit lang der Umgang mit dem Schweizer Hirzel, mit dem er ſpäter in Briefwechſel blieb. Vor allem aber waren Gleims Briefe ſeine ſchönſte Erheiterung und Erquickung; in Proſa und Verſen ſegnete er den Tag, der ihm dieſen zum Freunde gab. „Ich ſchwöre Ihnen", ſchrieb er im April 1746, „bei der Heiligkeit meiner Freundſchaft, daß ich mein Leben noch einmal ſo traurig und faſt wie Thomſons Marmorſäule ewig ſtumm und jammernd zu Ende gebracht hätte, wenn ich Sie nicht hätte kennen lernen. Vorher ſchätzte mich niemand einen

Digitized by Google

Kreuzer werth. Soll ich den Urheber meines Glücks nicht lieben und hoch halten? Ewig soll Ihnen die zärtlichste Freundschaft gewidmet sein.“ Die Briefe aus seinem freudelosen Potsdamer Garnisondienst wiederholen oft die Klage über seine verdrießliche Lage sowie über manche Kränkung und Zurücksetzung, die er erfuhr; denn der Chef seines Armeecorps wie seine Umgebung sah in ihm den hypochondrischen Gelehrten, nicht den tüchtigen Militär, so streng er sich auch die Beobachtung der Pflichten seines Dienstes zum Gesetz machte. Mitunter äußerte er Lust, in andere Dienste zu treten oder jetzt noch zum Civilfach überzugehen. Am innigsten war unstreitig der Wunsch, sein Leben auf dem Lande zu beschließen. Dies Verlangen zog ihn auch immer wieder zu seinem beschreibenden Gedichte zurück, das die Freuden des Landlebens zu schildern bestimmt war. Es war ihm aber eigen, nicht nach einem durchdachten Plane und mit Ausdauer zu arbeiten, so daß die Dichtung nur fragmentarisch vorwärts rückte. Als Versmaß wählte er jene aus dem reimlosen Alexandriner herausgebildete unvollkommene Form des Hexameters mit einer kurzen Vorschlagsilbe, wie sie ähnlich Uz in seiner Frühlingsode angewandt hatte; so versuchte er gleichzeitig mit Klopstock und doch völlig unabhängig von ihm dies Metrum zuerst in einer größeren Dichtung. Der Einfluß der englischen Poesie ist übrigens auch bei ihm unverkennbar; wie Klopstock in Milton und Young Nahrung für seine religiöse Epik fand, so sah Kleist in Thomsons „Jahreszeiten“ sein Vorbild. Den „Messias“ lernte er kennen, als er eben im Begriffe war, sein Gedicht zu vollenden. „Sie haben doch schon“, schrieb er am 10. Juni 1748 an Gleim, „den ‚Messias‘ in den neuen Beiträgen gelesen? Ich bin ganz entzückt darüber. Miltons Geist hat sich über den Verfasser ausgegossen. Nur schade, daß die Versart noch toller ist wie die meinige! — Nun glaube ich, daß die Deutschen noch was Rechts in den schönen Wissenschaften mit der

Zeit liefern werden; ſolche Poeſie und Hoheit des Geiſtes war ich mir von keinem Deutſchen vermuthen."

Im Laufe von zwei Jahren war ſein beſchreibendes Gedicht nicht über den erſten Geſang vorgerückt. Die einzelnen Stücke wurden Gleim und durch Hirzels Vermittlung auch Bodmer zur Kritik vorgelegt. Ramler, dem ſeine Freunde bereitwillig das oberſte Urtheil in Sachen der Sprache und Metrik zugeſtanden, arbeitete das Ganze mit ſeiner kritiſchen Feile durch, ſuchte die loſe zuſammenhangenden Fragmente in engere Verbindung zu bringen, Uebergänge zu machen, zu ſtreichen und zu verbeſſern. Kleiſt lobte die Arbeit des freundſchaftlichen Cenſors als unvergleichlich und meinte, Ramler habe noch nichts gemacht, das ſo ſchön wäre als ſein „Frühling"; es ſchimmert durch dieſe Aeußerung ſchon die Ironie des Unwillens hindurch, weil ihm, wie er ſich in demſelben Briefe ausdrückt, Ramler das Exercitium ein wenig zu ſtark corrigiert habe. „Anfangs murrte meine Eigenliebe freilich ein wenig," ſchreibt er ein ander Mal, „beſonders da ich ſah, daß er oft was weggelaſſen oder verändert, was mir gut dünkte; allein er hat ſonſt ſo viel Schönheiten hinzugethan, daß man dieſe Kleinigkeiten leicht miſſen kann." Indeß wollte er doch die Ueberarbeitung Ramlers nicht für ſein eigen Werk ausgeben und entſchloß ſich, den erſten Geſang ſeiner „Landluſt", dem er auf Gleims Anrathen die Aufſchrift „der Frühling" gab, in ſeiner originalen Form und, da kein Verleger zu finden war, auf eigne Koſten drucken zu laſſen. Dieſe Ausgabe für Freunde erſchien mit der Jahrszahl 1749, richtiger 1750. In demſelben Jahre beſorgte Hirzel den ſchön ausgeſtatteten Züricher Abdruck. Ramler zog ſeine Arbeit wieder zurück; in einzelnen Stellen waren ſeine Verbeſſerungen von dem Dichter benützt worden. „Ach, wenn ich doch nur den Sommer machen könnte! Wenn ich auch keinen Vortheil davon hätte als Freunde, welch ein Lohn!" ſchrieb Kleiſt an Gleim im Juni 1750. Allein die Fortſetzung des Gedichts unterblieb.

Digitized by Google

Das Werk wurde in Deutſchland und der Schweiz mit freudigſter Bewunderung aufgenommen und begründete Kleiſts Dichterruhm. Aehnlich wie die Meſſiade gewann es die allgemeine Theilnahme weniger durch das, was der Titel verſprach, nicht ſowohl durch das Gemälde der Natur im Frühling, wie es von Thomſon in allen Einzelheiten ſorgfältig hingezeichnet und ausgeführt war, als durch die Lyrik des Gemüths, das die Sehnſucht nach Ruhe hier auf einen größeren Schauplatz übertrug und zu idylliſch-elegiſchen Schilderungen erweiterte, das bald vom Lobe des Schöpfers, bald von dem Verlangen nach Liebesglück und dem Entzücken der Freundſchaft überſchwoll oder Tugend und Weisheit pries.

Um dieſe Zeit konnte Kleiſt auch mit ſeiner äußeren Stellung zufriedner ſein, nachdem er bis dahin nur über Zurückſetzung zu klagen gehabt hatte; er wurde im Mai 1749 Stabscapitaine. Im Juni 1751 erhielt er eine Compagnie; 1752 wurde er auf Werbung nach der Schweiz geſchickt. Bei dieſem verdrießlichen Geſchäft hatte er die Freude, mehrere literariſche Bekanntſchaften zu machen und alte Freunde wiederzuſehen. „Zürich iſt wirklich ein unvergleichlicher Ort,“ ſchrieb er im November 1752 von dort an Gleim, „nicht nur wegen ſeiner vortrefflichen Lage, die unique in der Welt iſt, ſondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menſchen, die darin ſind. Statt daß man in dem großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geſchmack antrifft, trifft man in dem kleinen Zürich mehr als zwanzig bis dreißig derſelben an. Es ſind zwar nicht lauter Ramler; allein ſie denken und fühlen doch alle, haben Genie und ſind dabei luſtige und witzige Schelme. Ich mag zwar in der Luſt nicht zu weit gehn, damit ich nicht Klopſtocks Schickſal habe, und ich kann auch meinem Temperament nach nicht; indeſſen profitier' ich davon, ſo viel ich kann, und bringe meine Zeit ſehr angenehm hin.“ Breitinger rühmte er als einen Mann von Einſicht, der zugleich ein freier Weltmann und ein Erzpoliticus

ſei; Bodmer ſchien ihm für ſeine Jahre ſehr vergnügt und aufgeweckt; auch lernte er bei dieſem einen „gewiſſen“ Wieland kennen: „Er iſt zwar noch ſehr jung, will aber doch ſchon die Welt reformieren und hat wirklich erſtaunlich viel Genie; er arbeitet nur ein wenig zu viel und wird ſich ohnfehlbar bald erſchöpfen oder ſich wenigſtens ungeſund ſtudieren; denn er denkt an gar keine Erholung.“ Kleiſt hoffte in Zürich einige Monate zu bleiben, da ihm von der Regierung die Erlaubnis zum Werben ertheilt war; aber die Stadt wollte den preußiſchen Werber nicht dulden; man wollte ihn feſtnehmen, und er entwiſchte „bei Nacht und Nebel“, worauf er ſich einige Monate in Schaffhauſen aufhielt. Bei der Erinnerung an die Züricher, die ihn gar zu ſchlecht behandelt hatten, fühlte er ſich noch manchmal die Galle überlaufen; in zahlreichen, einförmigen und meiſt witzloſen Epigrammen auf die Käſe liebenden Schweizer machte er ſeinem Aerger Luft.

Im Garniſonleben zu Potsdam befiel ihn wieder die ſchwermüthigſte Stimmung; außer einigen kleinen Idyllen und Sinngedichten, zu denen er ſich ſelbſt die Anlage abſprechen zu müſſen glaubte, hatte die Poeſie keinen Gewinn von ſeinem einſamen Leben; „ich kann es darin nicht mehr aushalten!“ rief er „nach fünfzehn traurigen Jahren“ aus. Noch kurz vor dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges ſprach er das Verlangen aus, bald vom Soldatenſtande loszukommen. Am 10. April 1756 ſchrieb er an Gleim: „Es ſind verſchiedene Capitaines ſeit kurzem Oberforſtmeiſter geworden. Wenn mir das Glück, das wunderlich genug iſt, einmal einen ſolchen Poſten zuwürfe, ſo verließ' ich mit Freuden meine Hoffnung zum baldigen Major. Dies wär' eine Bedienung ſo recht nach meinem Sinne. Immer zu reiſen und silvis inerrare, das wäre ſo meine Sache. Es iſt nicht unmöglich, daß ich reüſſiere; man weiß, daß ich krank e, und der König wie der Prinz wollen mir jetzt wohl.“ Seiner wankenden Geſundheit wegen gebrauchte er eine Cur im Bade

Digitized by Google

Freienwalde, wo er sich so vergnügt fühlte, wie er in zehn Jahren nicht gewesen war. Wider Vermuthen erhielt er im Anfang des Juli Befehl, zu seinem Regimente zurückzukehren. Der Krieg brach aus, und Kleist rückte mit in Sachsen ein.

„Das unruhige Leben", schrieb er aus dem Lager bei Pirna, wo man das sächsische Heer eingeschlossen hatte, „gefällt mir ganz ungemein; ich bin vergnügter und gesunder als je, ob ich gleich zuweilen mit den armen weinenden Leuten, denen ich ihr Korn aus der Scheune nehmen muß, weil meine Pferde sich das Hungern nicht angewöhnen wollen, mitweine und ihr Unglück gewiß so sehr fühle als sie selbst!" Er sehnte sich nach einer Gelegenheit, sich durch Heldenthaten auszuzeichnen, fürchtete jedoch, daß er nicht zu den wenigen gehöre, denen so etwas aufgehoben sei: „Ich freue mich oft auf den Tod wie ein Schiffer nach Sturm und Ungewitter auf den Hafen." — Im Februar 1757 ward er zum Major bei dem Regimente des Generals von Hausen ernannt, welches im März desselben Jahres zur Besatzung nach Leipzig verlegt wurde. Dem thatendurstigen Manne war nun die Beförderung, nach der er sich so lange gesehnt hatte, ein neues Leid. Trauernd verließ er die Compagnie, in der er, wie er an Gleim schrieb, „eben so gern als Musketier geblieben als in Garnison als Major gegangen wäre". Doch brachte ihm der Leipziger Aufenthalt nicht blos neue Freunde, Lessing, Brawe, sondern die durch den Krieg verjüngte Sangeslust trieb auch mehrere der schönsten Blüthen seiner Dichtkunst hervor. Im Mai 1757 sang Kleist die siegesstolze Ode „an die preußische Armee", die zuletzt der Sehnsucht nach muthigen Kriegsthaten, die seine Brust erhob, einen würdigen Ausdruck verleiht:

Auch ich, ich werde noch — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden ziehn;
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!

Digitized by Google

Kurz vor dem Beginn des Krieges (1756) hatte er seine kleineren Gedichte unter dem Titel „Gedichte von dem Verfasser des Frühlings“ zusammengestellt; im folgenden Jahre (doch mit der Jahrszahl 1758) folgte eine zweite Sammlung: „neue Gedichte von dem Verfasser des Frühlings“; sie enthielt unter anderm die vortrefflichen Idyllen „Milon und Iris, an Lessing“, „Irin, an Geßner“, die Fabeln „der gelähmte Kranich“ und „Arist“, die erzählenden Gedichte „Emire und Agathokles“ und „die Freundschaft, an Gleim“. Die kleine poetische Novelle „Cissides und Paches“, die Schilderung einer Heldenthat aus der makedonischen Geschichte, nicht minder durch die hohe Gesinnung als durch die schlichte und kraftvolle poetische Form ausgezeichnet, wurde in Leipzig begonnen.

Zwei Freunde sing' ich, die voll Edelmuth
Sich gegen ein gewaltig Heer Athens
Mit kleiner Macht beherzt vertheidigten.
O Kriegesmuse, sei dem Vorsatz hold!
Begeistre mich, auf daß der eh'rne Klang
Der Waffen aus dem Liede widerschall'
Und mein Gesang der That nicht unwerth sei.

Wie Gleim unter dem Eindruck der großen Zeit ein anderer geworden war, so auch Kleist: der Krieg erfüllte die deutsche Dichterbrust mit thatkräftigem Leben und trieb zur Darstellung männlicher Thaten. Lessing, ohne dessen Umgang Kleist den Aufenthalt in Leipzig unerträglich gefunden hätte, veranlaßte ihn, das Talent seines Freundes völlig verkennend, zu einer dramatischen Arbeit, einem Trauerspiele „Seneca“, dessen später vielleicht in Versen auszuführender Entwurf in den Wintermonaten niedergeschrieben wurde. Kleist dachte damit die einfache Urform des Dramas, auf die Klopstock in seinem „Tod Adams“ zurückgegangen war, neuerdings zu versuchen; allein er mußte selbst gestehen, daß er sich niemals um das Trauerspiel gekümmert und höchstens drei Tragödien, ohne auf den Plan Acht zu geben,

Digitized by Google

gelesen habe; es wäre daher der schülerhafte Versuch besser ungedruckt geblieben. „Hätte mir Lessing nicht zugeredet," schrieb er im März 1758 an Gleim, „ich hätte es nicht drucken lassen; denn ich kenne seinen Werth zu gut und habe zu wenig Mühe darauf verwandt, als daß es gut sein könnte."

Bis zum Mai 1758 blieb Kleist, kleine Executionsaufträge abgerechnet, in Leipzig, wo er sich besonders in den letzten Monaten beim Militär wie auch bei den Einwohnern die größte Liebe erworben hatte. Im September 1757 hatte ihm der König durch eigenhändigen Befehl die Aufsicht über das Leipziger große Feldlazareth übertragen. Dadurch erhielt er Gelegenheit, nach seiner Menschenliebe für das Beste der Leidenden zu sorgen. Ihn verlangte jedoch, an dem Ruhm im Felde Theil zu nehmen; er wandte sich daher an den Prinzen Heinrich selbst mit dem Gesuch, das hausen'sche Regiment zur activen Armee zu ziehen. Endlich marschierte man im Mai über Zwickau nach Hof. Unterwegs dichtete er die Hymne „Groß ist der Herr!" „Cissides und Paches" ward im Laufe des Sommers vollendet, aus dem Lager bei Maxen sandte er am 22. September 1758 an Gleim den dritten und letzten Gesang, worauf das Gedicht einzeln im Druck erschien. An Hirzel schrieb Kleist über den günstigen Eindruck, den das Werkchen selbst in seiner militärischen Umgebung machte: „Der ‚Cissides' hat mir viel mehr Credit gemacht als der ‚Frühling'; alle alten Generale haben mich dafür recht freundschaftlich umarmt." Vornehmlich mußte der todesmuthige Epilog das Herz eines preußischen Kriegers ergreifen.

Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. Wie gern sterb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängnis ruft!

Mit solchem Verlangen sehnte er sich nach einer Affaire, bei der sich auch persönlicher Muth auszeichnen konnte. Zum ersten Mal bot sie sich ihm dar, als er im November 1758

Digitized by Google

den plauischen Grund bei Dresden mit großer Besonnenheit gegen die Oesterreicher deckte und diese dadurch hinderte, die preußische Armee von Dresden abzuschneiden. Den Winter verlebte er wieder „so ruhig, als wenn gar kein Krieg mehr wäre," im Winterquartier zu Zwickau und entwarf hier, weil es mit den Versen nicht gelingen wollte, den Plan zu einer dem englischen „Zuschauer" ähnlichen Monatsschrift „der Sittenrichter", wozu er einige prosaische Aufsätze ausarbeitete; Ramler und Lessing sollten die Herausgabe leiten. Doch er kam wenig über das Project hinaus. Seit dem nächsten Frühjahr ließ ihm die Unruhe der Märsche so wenig Muße, daß außer einigen Epigrammen kein Gedicht mehr zu Stande kam. Im August rückte er mit dem Corps des Generals von Fink an die Oder, wo Friedrich II. seine Armee zusammenzog, um den vereinigten Oesterreichern und Russen die Spitze zu bieten.

Der Schlacht bei Kunersdorf am 12. August 1759 sah Kleist mit heiterstem Muthe entgegen, als wäre ihm endlich gewährt, wonach er sich so heiß gesehnt hatte. Das fink'sche Corps erhielt seinen Posten vor der Fronte des rechten Flügels der preußischen Armee. Anfangs drang derselbe glücklich vor; dann mußte er sich vor den heftigen Angriffen der Feinde zurückziehen. Der Kampf erneuerte sich jedoch auf's lebhafteste; die Preußen rückten von neuem vor, und Kleist half drei Batterien mit seinem Bataillon erobern. Schon waren ihm im Gefecht die beiden ersten Finger der rechten Hand verwundet, so daß er den Degen in die linke nehmen mußte. Unter dem Kanonenfeuer der Feinde führte er sein Bataillon gegen die vierte Batterie. Er sammelte die Fahnen seines Regiments um sich und nahm selbst einen Fahnenjunker, der schon drei Fahnen trug, beim Arme. Siegesfroh vorrückend, ward er von einer Kugel am linken Arme verwundet; er faßte den Degen wieder mit der blutenden Rechten und glaubte schon sein Ziel auf wenig Schritte erreicht zu haben, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert ward

Digitized by Google

und er sogleich vom Pferde stürzte, seinen tapferen Soldaten zurufend: „Kinder, verlaßt euern König nicht!“ Zweimal versuchte er noch mit fremdem Beistand, sein Pferd wieder zu besteigen; allein die Kräfte verließen ihn; er sank in Ohnmacht. Einige seiner Soldaten trugen ihn hinter die Fronte und übergaben ihn ärztlicher Behandlung. Unter den Händen des Wundarztes erwachte Kleist wieder aus seiner Betäubung; eben war jener beschäftigt, ihn zu verbinden, als er, von einer Kugel in den Kopf getroffen, todt neben dem hilflosen Verwundeten niedersank. Kosaken zogen Kleist nackt aus und warfen ihn an einen Sumpf. Er fiel in einen ohnmächtigen Schlummer. So fanden ihn in der Nacht einige russische Husaren, die ihn zu ihrem Wachtfeuer trugen und mit einem Mantel und Hut bedeckten. Am Morgen wurde ihm dies von beutegierigen Kosaken wieder geraubt. Nachdem er bis um zehn Uhr unter schrecklichen Schmerzen nackt und hilflos auf seinem Strohlager gelegen hatte, sah er einen russischen Officier vorüberreiten, gab ihm seinen Rang zu erkennen und ward auf einem Wagen nach Frankfurt an der Oder gebracht, wo er am Abend in der äußersten Erschöpfung anlangte. Auf die anhaltenden Bitten des dortigen Professors Nicolai ward er in dessen Wohnung getragen und genoß der sorgfältigsten Pflege. Anfangs hatte man noch einige Hoffnung, ihn retten zu können. Er war ruhig und sogar heiter, las öfters und unterhielt sich mit den ihn besuchenden Frankfurter Gelehrten und russischen Officieren. Elf Tage nach der Schlacht trennten sich die zerschmetterten Knochen und zerrissen eine Pulsader. Er verblutete sich stark, ehe ihm Hilfe gebracht werden konnte. Seitdem war sein Zustand hoffnungslos. Er starb standhaft und gefaßt in der Frühe des 24. August 1759. Der russische Commandant in Frankfurt gab Befehl, ihn mit allen militärischen Ehrenbezeugungen zu begraben. Russische Grenadiere trugen den Sarg, dem ein Gefolge russischer Officiere und der

Digitized by Google

angesehensten Einwohner der Stadt sich anschloß. Als es an einem Officiersdegen fehlte, um ihn nach militärischer Sitte auf den Sarg zu legen, nahm ein russischer Stabsofficier seinen eignen Degen von der Seite mit den Worten: „Ein so würdiger Officier muß nicht ohne dieses Ehrenzeichen begraben werden.“

Bei Kleists Grabe trauerte gleichwie bei Gellerts Tode die deutsche Muse in einer Unzahl von Elegien. Worte des bittersten Leides rief Lessing ihm nach: neben Mendelssohn war Kleist seinem Herzen am nächsten gestanden. Schmerz und Verehrung waren aufrichtig; man weinte nicht um den Dichter allein, um den edlen Menschen vielmehr, über dessen Engelreinheit unter seinen Freunden nur eine Stimme war. Schon war die Zeit gekommen, wo der edle Thomas Abbt (1738—1766) es aussprechen konnte, daß in Kleist der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter weit hinter sich lasse. Zu seinem Grabe pflegte der Verfasser der trefflichen Schriften „vom Tode für das Vaterland“ und „vom Verdienste“ am liebsten seine Wanderschritte zu richten und fühlte sich im Innersten erhoben. Auch die späte Nachwelt fühlt sich noch gestärkt von dem Hauche, der von der Gruft des heldenmüthigen Frühlingssängers herüberweht.

---

4. Ramler.

Ramlers Leben entbehrt durchaus aller poetischen Momente wie sein Charakter des zarten liebevollen Hauches, der uns bei einem Gleim für manche Schwächen des Poeten entschädigt. Seine Dichtungen sind am Studiertisch producierte Kunststücke, dennoch als solche für ihr Zeitalter von großer Bedeutung und für die Fortentwicklung unserer Literatur ein wichtiges Moment. Seines poetischen Berufes sich nur allzu wohl bewußt, sang er, der Berliner Odendichter, stets mit Aufgebot seines ganzen lyrisch-rheto-

Digitized by Google

rischen Pathos. Durch die unerbittliche kritische Feile, die er bei seinen eignen und bei fremden Producten anwandte, wurde er zum eigentlichen Zucht- und Stockmeister unserer Poesie; das einseitige formale Princip erlangte durch ihn noch einmal eine hervorragende Bedeutung in unserer werdenden Literatur.

Karl Wilhelm Ramler wurde am 15. Februar 1725 zu Colberg geboren, der Sohn des dortigen Acciseinspectors. Von seiner ersten Lebensperiode und seiner ersten geistigen Ausbildung erfahren wir wenig. In seinem elften Jahre ward er einer Waisenhausschule in Stettin und im Jahre 1740 dem Waisenhause in Halle übergeben. Die Neigung, sich in Versen zu üben und speciell die Dichter nachzuahmen, die man auf der Schule las, trat in diesen Jahren entschieden hervor, ohne daß man jedoch das Talent des Jünglings aufgemuntert oder durch Anleitung sonderlich gefördert hätte. Später trug die Bekanntschaft mit Gleim, Uz und Götz dazu bei, ihn in der Liebe zur Poesie zu befestigen.

Nachdem er seine Gymnasialstudien in Halle vollendet hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und gieng von da nach Berlin, wo er das Collegium anatomicum besuchen sollte. Allein das medicinische Studium, zu welchem ihn sein Vater bestimmt hatte, sagte ihm nicht zu. Ende 1744 oder Anfang 1745 traf er mit Gleim zusammen, der ihn in Halle nicht kennen gelernt hatte; seine Klage, daß er wider seine Neigung sich der Arzneikunde widmen sollte, rührte den neuen Freund so sehr, daß er ihm 1746 eine Hauslehrerstelle bei seiner Schwester in Lähme nahe bei Berlin verschaffte, damit er der Beschäftigung mit den schönen Wissenschaften nicht zu entsagen brauche. Von dort kehrte er 1747 wieder nach Berlin zurück. Bald darauf erhielt das Corps der Cadetten zu Berlin auf Friedrichs II. Befehl eine bessere Einrichtung. Bisher nur mit mechanischem Exercieren und nicht minder mechanischen Religionsübungen beschäftigt, sollte es jetzt nach des Königs Ausdruck „vernünftig werden“ und zunächst in der Logik und der

Digitized by Google

philoſophiſchen Propädeutik Unterricht erhalten. Ramler erhielt 1748 ein ſolche Maitre-Stelle, mit der ſpäter der Titel eines Profeſſors verbunden ward.

Wer den Bildungszuſtand der jungen Militärs kannte, mußte zu der Einſicht gelangen, daß mit philoſophiſchen Abſtractionen wenig geholfen ſei. Ramler wurde durch ſeine Vorliebe für poetiſche Literatur auf den richtigen Weg geleitet, die Jünglinge in der deutſchen Sprache heimiſch zu machen, ihnen Geſchmack für die Literatur einzuflößen und ſie durch hiſtoriſche Darſtellungen mit großen Begebenheiten der Völkergeſchichte bekannt zu machen. Dadurch erhielt Ramler in dem franzöſierten Berlin eine ähnliche Wirkſamkeit wie Gellert in Leipzig. Der Sinn für deutſche Poeſie wurde durch ihn zuerſt in der preußiſchen Armee angeregt, und viele geſtanden dankbar, wie viel ſie in dieſer Hinſicht ihm ſchuldig geworden waren; auch Knebel war unter den Zöglingen, die er für deutſche Dichtkunſt gewann und bildete.

Ramler hatte von ſeinem dichteriſchen Berufe eine ſehr hohe Meinung. Er iſt ſelbſt der Glückliche, den er in der Ode „an Lycidas“ pries, den

„ſeine Mutter unter den zärtlichen
Geſängen heller Nachtigallchör' empfieng“.

So dünkte er ſich von der Muſe ſchon bei der Geburt zum Dichter geweiht zu ſein:

„Ununterwieſen wird er als Knabe ſchon
Die Frühlingsblume ſingen und froh beſtürzt
Sich einen Dichter grüßen hören.
Ihm wird die jüngſte der Charitinnen,
Die Tugendfreundin Scham, ſich zur Führerin
Erbieten. Ihm wird Pallas die Wolke früh
Vom Auge nehmen, daß ihr Jünger
Wahrheit und blendenden Trug erkenne.“

Die Natur hatte ihm jedoch die poetiſche Weihe verſagt. Was in Klopſtocks Oden aus einer vollen Bruſt in ergreifenden Tönen

Digitized by Google

hervorſtrömte, Sehnſucht und Schmerz der Liebe und religiöſe Begeiſterung, iſt ſeinem Herzen ſtets fremd geblieben. Seine Poeſie iſt ein kunſtvolles Spiel mit angelernten dichteriſchen Bildern und eleganten Phraſen, wobei ihm ein durch Lectüre und ſorgfältige Uebung erworbenes und früh ausgebildetes Feingefühl für Metrum und Wohlklang zu Hilfe kam. Wie überhaupt der halliſchen Schule, war ihm von früher Jugend an Horaz ſein lyriſcher Muſterdichter, deſſen metriſche Formen, Einkleidung und Schmuck er ſich bis auf die kleinſten Eigenthümlichkeiten angeeignet hatte. Nachbildungen horaziſcher Oden veröffentlichte er ſchon in den „bremiſchen Beiträgen“; auch ſpäterhin gehörten ſie zu ſeinen Lieblingsarbeiten, bis er zuletzt ſämmtliche Oden des Horaz in antiken Versmaßen überſetzt hatte. Seine lyriſchen Originaldichtungen (ſeit 1744) weiſen nicht nur in ihrem Bau, ſondern ſelbſt in ihren einzelnen Wendungen und ihrem mythologiſchen Beiwerk überall auf dies Vorbild zurück. Es nimmt ſich daher die Lebensweisheit des von allen Scherzen des Amor und Bacchus umlächelten venuſiniſchen Sängers im Munde des frugalen Berliner Profeſſors oft ſeltſam genug aus, da er das Glück der Liebe und die Fröhlichkeit beim Becherklange nie an ſich ſelbſt empfunden hatte und nur von einſamen Spaziergängen im Thiergarten oder aus ſeinem Berliner Montagsclub in ſeine Dichterwerkſtatt zurückzukehren pflegte. Darum lehnte ſich ſeine Lyrik nicht an das eigne Leben an, in welchem er für ſeine Geſänge keinen Stoff finden konnte; jeder Gegenſtand war ihm eben recht, der ſich in eine horaziſche Odenform bringen ließ, ein Granatapfel, der in Berlin zur Reife gekommen war, oder die Einweihung eines Kamins in einem Gartenhauſe eben ſo gut wie die Großthaten ſeines Königs.

Indeß waren es dieſe allein, welche ſeine Lyrik auf den größeren Schauplatz welthiſtoriſcher Begebenheiten verſetzten; für ſeine Oden war der Auguſtus gefunden, deſſen der Zögling des

Digitized by Google

Horaz bedurfte. Es glühte in seiner Brust nicht das Feuer der Verehrung eines Gleim oder Kleist, sondern ihn trug nur derselbe patriotische Stolz, den jeder seiner Mitbürger für den großen König empfand, und ihn, den „Einzigen", schmückte er mit dem pomphaften Cultus antiker Mythologie und den panegyrischen Huldigungen horazischer Reminiscenzen; als Apoll oder Osiris oder Hercules erschien er ihm, und die griechische Götterwelt bildete einen Kranz um ihn. Streift man diese Zierathen ab und nimmt seinen Gedichten den künstlich verschlungenen metrischen Bau, so bleibt nur eine höchst prosaische Gedankencomposition übrig, die im besten Falle nichts als das Skelett einer horazischen Ode ist.

Friedrich II. ließ seinen Sänger, der ihm in seinen Triumphliedern ein unvergänglicheres Denkmal als von Stein und Erz gesetzt zu haben hoffte, unbeachtet und unbelohnt. Unmöglich konnte er Ramler als Dichter schätzen, besonders wenn man ihm dessen Oden durch eine französische Uebersetzung, in der die einzige Schönheit derselben verloren gehen mußte, empfehlen wollte; doch scheint ihm die gereimte Ode „an den Fabius" ein Wort des Beifalls entlockt zu haben. Die Zeitgenossen freilich, denen Ramler für einen der größten Lyriker aller Zeiten galt, mochten die Gleichgültigkeit des großen Königs gegen seinen Sänger kaum begreifen. Doch ehrt es Ramler, daß er sich nicht mit seinen Lobgesängen zum Ohr des Königs drängte und ihm seine Gedichte nicht zusandte. Mit gerechtem Stolze konnte er in der Ode „der Triumph" von sich rühmen, daß sein Lied keinem Golde, auch nicht dem seines Königs feil sei; so fuhr er fort, den besten der Könige zu singen, ob er gleich, deutscher Töne nicht gewohnt, sein Ohr zu Galliens Schwänen neigte.

Ramlers Fleiß war auf alles das gerichtet, was zur Form der Poesie gehört. In seinen Gedichten wurde unabläßig jedes Wort, ja jede Silbe auf die Wagschale gelegt, und zwar mit solcher Kleinmeisterei, daß häufig der prosaische Ausdruck an die

Digitized by Google

Stelle des poetiſchen trat. Er ſchätzte das Studium der Mythologie der Alten vornehmlich aus dem Grunde, weil ſie ihm eine Fundgrube für allegoriſchen Aufputz der Poeſie war. Er ſtand daher auch ſeinem Freunde, dem Maler Bernhard Rode, als mythologiſcher Interpret zur Seite, als dieſer die Thaten Friedrichs unter der Form der Arbeiten des Hercules darzuſtellen unternahm, und ſchrieb 1790 eine „kurzgefaßte Mythologie“, in welcher man kaum einer Ahnung griechiſchen Geiſtes und Glaubens begegnet. Man möchte ſelbſt ſeine geiſtlichen Cantaten, unter denen „der Tod Jeſu“ durch Graums Compoſition berühmt geworden iſt, zu derſelben Kategorie rechnen, da ihnen alle chriſtlich-religiöſe Innerlichkeit abgeht; hingegen ſind gerade hier poeſievolle Reminiſcenzen an die Bibel mit formalem Geſchick künſtleriſch verwerthet.

Als Theoretiker ſtand Ramler trotz des griechiſch-römiſchen Coſtüms auf dem Boden der Franzoſen, nur ein verbeſſerter Gottſched. So bearbeitete er Batteux' „Einleitung in die ſchönen Wiſſenſchaften“ als äſthetiſches Handbuch für angehende Poeten; es wurde von 1758 bis 1774 viermal aufgelegt und genoß lange Zeit ein großes Anſehen. Indem Ramler es ſich zur Aufgabe machte, die franzöſiſchen Beiſpiele des Originals durch Proben deutſcher Dichter zu erſetzen, gieng er die vorhandene poetiſche Literatur ſorgfältig durch, wählte die nach ſeiner Anſicht gelungenſten Gedichte aus und arbeitete ſie, damit ſie ſeinen Anſprüchen auf Muſtergültigkeit völlig Genüge leiſteten, theilweiſe um. Es erwuchs daraus ein Trieb, nicht nur die Gedichte anderer zu ſammeln, ſondern auch nach ſeinem Sinne zu verbeſſern und mit der Strenge, die er gegen ſeine eigenen übte, durchzufeilen. Daraus entſtanden die Sammlungen „Lieder der Deutſchen“ (1766), „lyriſche Blumenleſe“ (1774), „Fabelleſe“ (1783—1790) und „Sammlung der beſten Sinngedichte der deutſchen Poeten“ (1766). Logaus und Wernickes Epigramme gab er, die erſteren in

Digitized by Google

Verbindung mit Leſſing, nach ähnlichen Grundſätzen überarbeitet heraus.

Auf Recenſionen von Werken der neuern Literatur ließ er ſich nicht gern ein, weil er zu wenig fähig war, über eine Dichtung als ein Ganzes zu urtheilen. Nur kurze Zeit nahm er Antheil an den „kritiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit auf das Jahr 1750“ (im Verein mit Sulzer und andern Berliner Freunden); mit dem nächſten Jahrgange ſagte er ſich davon los. Er übte lieber das praktiſche Cenſoramt, indem er die Werke ſeiner dichtenden Zeitgenoſſen unter ſeine Feder nahm. Seine Freunde, die ſeiner Autorität in Sachen des Geſchmacks, beſonders der Sprache und Metrik, ſich willig und dankbar unterwarfen, beſtärkten ihn in der hohen Meinung von ſeinem feinen äſthetiſchen Urtheil. Götz, Ludwig Heinrich von Nicolay (1737—1820), Moſes Ephraim Kuh (1731—1790) und andere geſtatteten ihm mit ihren Gedichten zum Behuf der Herausgabe frei zu ſchalten, und es iſt nicht zu beſtreiten, daß ſie an Glätte der Form dadurch ſehr gewonnen haben, wenn gleich Ramler für die Eigenart der Dichter wenig Sinn und Schonung bewies. Sein Verhältnis zu Gleim wurde durch gegenſeitige Kritiken völlig untergraben; bei aller Bewunderung für des Freundes poetiſches Talent war Kleiſt über die vollſtändige Umſchmelzung ſeines „Frühlings“ durch Ramler doch leiſe verſtimmt. Nach Kleiſts Tode veranſtaltete dieſer eine Sammlung ſeiner Werke und übernahm dabei nochmals das Verbeſſerungsgeſchäft, welches indeß Kleiſts Freunden ſo anſtößig war, daß ihn Chodowiecki in einer ſatiriſchen Zeichnung darſtellte, wie er eben beſchäftigt iſt, den todten Kleiſt zu raſieren, mit der Unterſchrift: „Laſſet die Todten ungeſchoren!“ Anders dachte jedoch Leſſing über Ramlers kritiſche Feile; auch Voß nahm ihn eindringlich gegen die Anklagen, die man gegen dies Säuberungsgeſchäft laut werden ließ, in Schutz. Leſſing ließ ihn mit ſeinen

Digitized by Google

Liedern und Sinngedichten frei schalten, übersandte ihm „Minna von Barnhelm“ Act für Act und erbat sich seine Verbesserungsvorschläge, die er selbst in den meisten Fällen gut hieß; auch bei der Ausarbeitung des „Nathan“ verfuhr er auf ähnliche Weise und nahm von Ramler mehrere Aenderungen in den Text auf. Weniger mochte er es diesem Dank wissen, daß er sich die Mühe gab, einen großen Theil seiner prosaischen Fabeln in Verse zu bringen, wie es denn auch ein undankbares und nutzloses Geschäft war, Geßners auserlesene Idyllen und dessen episches Schäfergedicht „der erste Schiffer“ in Hexameter zu bringen. Bei niemand stieß Ramler mit seiner Lust zu ändern heftiger an als bei Magnus Gottfried Lichtwer (1719—1783), von dessen Fabeln er 1761 eine Auswahl in „verbesserter“ Gestalt anonym herausgab. Lichtwer nannte in der Vorrede zu seiner neuen Ausgabe der Fabeln (1762) dies Verfahren, „anderer und zwar noch lebender Verfasser Schriften ohne deren Einwilligung zu verändern oder gar zu verstümmeln“, ungewöhnlich unter gesitteten Völkern, niederträchtig und strafbar; Ramlers Aenderungen verwarf er: „Es scheinet, als wenn alles, was er [der „Verfälscher“] nur berühret, in seiner Hand sich verschlimmert habe.“ Uebrigens gieng Lichtwer dennoch, obwohl er die Correcturen seines „Verbesserers“ nicht aufnahm, bei der Revision seiner Fabeln in dessen Spuren und änderte gerade da, wo Ramlers Verstümmlungen die Mängel aufgedeckt hatten.

Mit dem siebenjährigen Kriege war dem Berliner Horaz die poetische Begeisterung fast ganz verflogen. Nur selten gelang ihm noch, wie in der gereimten Ode „an die Liebe“ von 1768, ein schöner Ausdruck zarter Empfindung. Selbst die besseren seiner späteren Gedichte, so die Ode „an den Kaiser Joseph II.“, veranlaßt durch dessen Besuch bei Friedrich II. im Lager zu Neiße (1769), hoben sich meist kaum über die Prosa empor. So widmete Ramler die letzte Periode seines Lebens vorzugsweise

Digitized by Google

jenen Sammlungen und Ausgaben ausgewählter Stücke von andern deutſchen Dichtern ſowie der Ueberſetzung von Oden des Horaz, Catull, Anakreon, der Sappho und von Sinngedichten des Martial.

Hatte er ſich von dem Helden ſeiner Geſänge keines Beifalls und Lohnes zu erfreuen gehabt, ſo erlebte er ſpät noch die Befriedigung, ihn bei deſſen Nachfolger zu finden. Friedrich Wilhelm II., der ihm ſtets Wohlwollen bewieſen hatte, ertheilte ihm ſeit dem Auguſt 1786 zu ſeinem Gehalte eine beſondere Penſion von achthundert Thalern. Einige Jahre darauf (1790) legte Ramler ſein Lehramt bei dem Cadettencorps nieder und beſorgte gemeinſchaftlich mit Engel und, als dieſer 1793 zurücktrat, noch drei Jahre hindurch allein die Direction des königlichen Nationaltheaters; erſt 1796 legte er ſie wegen zunehmender Schwäche und Kränklichkeit nieder. Auch wurde er 1786 zum Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften und bald darauf auch der Akademie der Künſte ernannt.

Bis zum Antritt ſeines letzten Lebensjahres hatte er eine faſt ununterbrochene Geſundheit genoſſen. Dann ſchwanden die Kräfte ſchnell hin. Die Leiden des Krankenbetts wurden ihm nicht erſpart; doch blieb ſein Gemüth ruhig und heiter bis an's Ende. Er ſtarb an der Lungenſucht am 11. April 1798.

---

5. Johann Georg Jacobi.

Die jüngeren Lyriker des gleimiſchen Freundſchaftsbundes bis auf Tiedge herab erheben ſich nur wenig über die anakreontiſchen Tändeleien oder die Rhetorik moraliſierender Sentimentalität. Nur Jacobi ragt unter ihnen hervor, deſſen Bedeutung für die Literatur eben darin beſteht, daß er unter den erſten war, welche die Lyrik von dem Spielen mit erkünſtelten Gefühlen zur Natur

Digitized by Google

und Wahrheit zurückführten und ihr durch den einfachen Ausdruck rein menſchlicher Empfindung die edelſte Weihe gaben.

Ein wohlhabender und allgemein geachteter Kaufmann zu Düſſeldorf, Johann Konrad Jacobi, welcher Sinn für geiſtige Bildung, das Vermächtnis eines gelehrten Vaters, mit gewandter Geſchäftskenntnis verband, war der Vater von zwei um die deutſche Literatur hoch verdienten Männern. Der Poeſie gehört Johann Georg, der ältere Sohn, an. Die Geſchichte der Philoſophie gibt Friedrich Heinrich Jacobi eine Stelle unter den edelſten und tiefſinnigſten Denkern unſerer Nation.

Johann Georg Jacobi, am 2. September 1740 geboren, hatte von frühſter Kindheit an einen ſchwächlichen, zart organiſierten Körper. Als eine Folge anhaltender Kränklichkeit in den Jahren der erſten Entwicklung blieb ihm eine gewiſſe Unbehilflichkeit in körperlichen Bewegungen und eine große Reizbarkeit der Nerven. Charakteriſtiſch iſt für dieſe zarte Natur, daß ihn noch in ſpätern Lebensjahren der Schwindel anwandelte, wenn er ſich in freier, offener Gegend mit unbegrenzter Ausſicht befand, ſo daß er nicht gern die eng umſchränkten Räume verließ, in denen das Auge an Mauern, Wald und Hecken einen Anhaltspunkt hatte.

Seine geiſtigen Anlagen entwickelten ſich unter der Anleitung von Hofmeiſtern ſo glücklich, daß ſeiner Neigung, Theologie zu ſtudieren, zumal da der Großvater dieſem Fache angehört hatte und ein Oheim ſich darin auszeichnete, gern Folge gegeben ward. Auch der Trieb zu poetiſchen Nachahmungen wurde durch die Beſchäftigung mit den Sprachen und der Literatur frühzeitig angeregt. Mit ſeinem fünfzehnten Jahre war nicht nur ein deutſches Drama, „der Selbſtmörder Nero“, fertig geworden, ſondern auch ein franzöſiſches Trauerſpiel, deſſen Stoff ihm die Lectüre von Fénélons „Télémaque“ an die Hand gegeben hatte, „le traître Protésilas“, ein franzöſiſches Nachſpiel, mehrere

Gelegenheitsgedichte und geiſtliche Lieder — jedenfalls ein Beweis, daß er ſich durch frühzeitige Uebung in beiden Sprachen Gewandtheit des Ausdrucks zu verſchaffen ſuchte. Eine zärtliche Neigung, die am Eingange ſeiner reiferen Jugendjahre durch den Tod des geliebten Mädchens eine ideale Weihe erhielt und lange Zeit im Jünglingsherzen wehmüthig nachklang, gab der poetiſchen Gemüthsſtimmung einen tiefern Gehalt. Für die Strenge der wiſſenſchaftlichen Studien mochte freilich der Sinn weniger gereift und vorgebildet ſein, als der junge Dichter 1758 die Univerſität Göttingen bezog, um ſeinem anfänglichen Plane gemäß ſich der Theologie zu widmen. Die Demonſtrationen der wolffiſchen Philoſophie und die orientaliſche Gelehrſamkeit eines Michaelis ſagten ihm indeß weniger zu als die Lectüre der Dichter, die er auch über die italieniſche, ſpaniſche und engliſche Literatur ausdehnte. Da ein Brodſtudium unerläßlich ſchien, ſo ergriff er die Jurisprudenz. Kaum jedoch hatte er mit dieſer Wiſſenſchaft die erſte Bekanntſchaft gemacht, als ihn im Jahre 1760 die Göttingen näher rückenden Kriegsereigniſſe von dort vertrieben, weßhalb er einen Winter bei ſeinem Oheim in Celle zubrachte.

Seit dem Frühjahr 1761 verweilte er auf der Univerſität Helmſtedt, leidlich mit der Rechtsgelehrſamkeit beſchäftigt, der er ſo wenig wie der Theologie einen Reiz abzugewinnen vermochte. Seine Abneigung mußte noch mehr verſtärkt werden, als er im folgenden Jahre in Düſſeldorf mit ſeinem aus der Schweiz heimgekehrten jüngeren Bruder zuſammentraf, welcher, obwohl zum Kaufmannsſtande beſtimmt, während ſeines Aufenthaltes in Genf nach freier Neigung ſeine geiſtigen Anlagen durch vielſeitige literariſche Studien ausgebildet hatte und nun dem Bruder ein tieferes Verſtändnis der franzöſiſchen Poeſie eröffnete. Als Johann Georg ſich im Herbſt wieder nach Göttingen wandte, war es ihm unmöglich geworden, ſich noch fernerhin ernſtlich mit Jurisprudenz zu beſchäftigen. Es bedurfte nicht erſt vieler Ueberredung,

Digitized by Google

als Klotz, damals in der Blüthe seines Alters und Ruhmes, mit dem er in Göttingen Bekanntschaft machte, ihm vorschlug, die Rechtsgelehrsamkeit aufzugeben und sich auf dem Gebiete der Aesthetik und schönen Literatur zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. Das Corpus juris ward einem Freunde zum Geschenke gemacht, der es sich verabredetermaßen aus dem Fenster zuwerfen lassen mußte — zum Zeichen entschiedenen Bruchs mit aller Juristerei. Seitdem widmete sich Jacobi ganz seinen Lieblingsstudien. Als eine Probe seiner ästhetischen Kenntnisse erschien 1763 eine Vertheidigung des Tasso („vindiciae Torquati Tassi") wegen der Anwendung des Wunderbaren im Epos, und als Dichter machten ihn die „poetischen Versuche" (1764) und einige andre Kleinigkeiten, z. B. „der Tempel der Wissenschaften" (in poetischer Prosa) auch dem weiteren Publicum bekannt.

Klotz erhielt bald darauf eine Professur in Halle; er bewirkte auch die Berufung seines Freundes. Jacobi lehrte seit 1765 als Professor ohne Gehalt Philosophie und schöne Wissenschaften. Es waren Zeiten geringer Ansprüche, auch in der Wissenschaft, in denen jedoch eine freie geistige Ausbildung manchmal um so freudiger gedieh und bei genialen Naturen der gelehrte Apparat beim Unterrichte der akademischen Jugend durch die Wärme der Begeisterung und die daraus hervorquellende geistige Anregung aufgewogen ward. Jacobi war einer der ersten, welche auf deutschen Universitäten die Studierenden in die italienische und spanische Literatur einführten. Er hielt unter anderm Vorträge über Tasso und machte sich als Kenner der spanischen Sprache durch die Uebersetzung der Romanzen des Gongora (1767) bekannt.

Bei diesen literarhistorischen Studien trat Jacobis poetische Production, die noch nicht von einem tiefen inneren Drange hervorgerufen war, wieder zurück; er schien ihr fast ganz entsagen zu

wollen. Inzwischen lernte er 1766 im Lauchstädter Bade Gleim kennen. Ein dichterisches Talent zu ermuntern und es mit überwallender Freundschaft an sich heranzuziehen, war dem enthusiastischen Chorführer der deutschen Dichterjugend eine Epoche des höchsten Lebensgenusses. Jacobis Besuch bei Gleim ward mit allem, was zarte Aufmerksamkeit ersinnen konnte, gefeiert. Halb dichterische, halb prosaische Briefe, die zwischen den Getrennten gewechselt wurden, unterhielten den Hang zu sentimentalen Tändeleien, welche dem gleimischen Kreise für poetische Anregungen galten. An der Veröffentlichung dieser Briefe (1768) hatte die Eitelkeit, von der Jacobi so wenig wie Gleim frei war, eben so viel Antheil als die Freundschaft. Gleims Bemühungen, seinen jungen Freund nach Halberstadt zu ziehen, waren von Erfolg. Jacobi erhielt auf seine Verwendung vom Könige von Preußen die Erlaubnis zum Ankauf eines Canonicats im Stifte Halberstadt und verließ im December 1769 Halle, um sich in der Nähe seines Gleim niederzulassen.

Jacobi machte nun den Cursus der halberstädtischen Poesie redlich durch. Kleine empfindsame Gemälde, meistens in Episteln, in denen Prosa und Poesie wechselten, Reiseschilderungen in Sternes Manier, Lieder im Geschmack der Amoretten- und Grazienpoesie, lyrische Singspiele und Cantaten giengen in die Welt, wurden gepriesen und in's Französische übersetzt. Mehrere dieser Dichtungen erschienen zuerst in Wielands „deutschem Mercur", an dem Jacobi längere Zeit als eifriger Mitarbeiter thätig war. Gleim war erfreut, einen deutschen Chapelle und Gresset bewundern zu können. Ein Denkmal der halberstädtischen Periode war die erste Sammlung seiner sämmtlichen Werke in drei Bändchen (1770—1774). Sie würde jedoch den Namen Jacobis schlecht bei der Nachwelt vertreten, wenn die hier gebotenen Dichtungen nicht als blose Vorstufe anzusehen wären, die er nach wenig Jahren schon überwunden hatte.

Digitized by Google

Im Frühling 1774 trennte ſich Jacobi von Halberſtadt zu Gleims großem Verdruſſe, zumal da er auch Heinſe mit ſich fortnahm. In Düſſeldorf begann er, von dieſem als Mitarbeiter unterſtützt, die Herausgabe der ſogar im Ausland mit vielem Beifall aufgenommenen Zeitſchrift „Iris“ für Damen, welche von 1774 bis 1776 in acht Bändchen erſchien und Beiträge von Goethe, Lenz, Friedrich Heinrich Jacobi, Sophie von la Roche, Gleim und andern enthielt. Jetzt ward auch Jacobi von dem friſcheren Hauche der Poeſie ergriffen, welcher von den Rhein- und Maingegenden wie von Göttingen aus die geſammte Literatur erwärmend und belebend durchdrang. Er entſagte den oberflächlichen Gefühlständeleien; er griff in den eignen Buſen, zog das Leben der Gegenwart in den Kreis ſeiner Betrachtung und verbreitete ſich in populären Aufſätzen ähnlich wie Möſer in ſeinen „patriotiſchen Phantaſien“ über ſittliche und politiſche Zuſtände des Vaterlands. Für ſeine lyriſche Poeſie, in der ſeine literarhiſtoriſche Bedeutung beſteht, trat eine neue Epoche ein; ſie bewahrte die wohlklingende, harmoniſche Form, die er ſich in der Schule der franzöſiſch-anakreontiſchen Lyrik angeeignet hatte, ſchöpfte aber eine neue Wärme aus der Tiefe der Empfindung und kam in einzelnen, zart empfundenen, melodiſchen Liedern, z. B. „Das letzte Roth am Himmel wich“ (an Chloen), der goethiſchen ſo nahe, daß eines derſelben, „Sommertag“, ſogar in die Sammlung von Goethes Gedichten gerathen iſt. Die ſchönen Gedichte „Vertrauen“ („Die Morgenſterne prieſen ꝛc.“), das Aſchermittwochslied, die „Litanei auf das Feſt aller Seelen“, „die Linde auf dem Kirchhofe“, das „Wiegenlied für ein Mädchen“, „die Mutter“, das „Lied einer Mutter“ und manche ähnliche Gedichte ſpäterer Jahre verrathen nicht mehr den tändelnden Anakreontiker, ſondern ſind erfüllt von wahrem, innigem Gefühl und in die wohllautendſte Sprache gekleidet.

Digitized by Google

Mehrere Jahre lebte Jacobi ohne ein öffentliches Amt; doch hatte ihn die Neigung zu einer akademiſchen Wirkſamkeit nicht verlaſſen. Es ſtimmte daher zu ſeinen Wünſchen, als er 1784 einen Ruf an die Univerſität zu Freiburg im Breisgau erhielt, welche, damals noch in öſterreichiſchem Beſitz, unter der aufgeklärten Regierung Joſephs II. neu und beſſer eingerichtet wurde. Jacobi hielt hier bis in das letzte Jahr vor ſeinem Ende Vorleſungen über Aeſthetik und Literatur des Alterthums wie der neuern Zeit und ſammelte während einer faſt dreißigjährigen Lehrthätigkeit einen großen Kreis von Studierenden aller Facultäten um ſich, ſo daß er nicht wenig dazu beigetragen hat, in den oberrheiniſchen Gegenden den Sinn für ſchöne, beſonders auch für vaterländiſche Literatur anzuregen und zu beleben. Selbſt außer der akademiſchen Jugend fanden ſich Zuhörer aller Stände in ſeinem Hörſaale ein, der, obwohl geräumig, oft die ſeinen Vorträgen begierig horchende Menge nicht faſſen konnte. Beſonders wurden ſeine Vorleſungen über deutſchen Stil, bei denen er hauptſächlich künftige Theologen vor Augen hatte, fleißig beſucht; für einen engeren Kreis verband er damit praktiſche Uebungen, in dieſer Seite ſeiner akademiſchen Wirkſamkeit an Gellert und Ramler erinnernd. Die Predigt liebte er ſo ſehr, daß er nicht ſelten, wenn er zu Beſuchen bei Freunden verweilte, die Kanzel beſtieg. Von ſeiner Redegabe waren auch die Trauerreden auf Joſeph II. und Leopold II. Zeugnis.

Sein reines, kindliches, arglos ſich hingebendes Gemüth, das ſtets für alles Edle und Heilige offen war, erwarb ihm allgemeine Liebe und Hochachtung. Er hatte viele Freunde und keinen Feind; ohne Streit, den Frieden in der Seele, gieng er durch's Leben. Erſt 1792 verheirathete er ſich mit einem Mädchen aus dem Schwarzwalde, das eine Zeit lang ſeine Wirthſchaft beſorgt hatte. Seine Marie, die ſeine Poeſien als Naide

Digitized by Google

gefeiert haben, gewährte ihm ein häusliches Glück, wie es sein Sinn für einfachen Genuß des Lebens sich wünschte.

Die Kriegsdrangsale, welche die obern Rheinlande wiederholt heimsuchten, ließen auch sein Haus nicht unberührt und forderten von ihm manches Opfer. Eine Folge der politischen Veränderungen Deutschlands war, daß Freiburg 1806 in den Besitz Badens übergieng. Der Großherzog Karl Friedrich ertheilte Jacobi unter Anerkennung seiner Verdienste den Charakter eines Hofraths.

Als Schriftsteller bis zu den letzten Lebensstufen thätig, gab er von 1803 bis 1813 die sogenannte „jüngere oder neue Iris" als Taschenbuch heraus; viele der ausgezeichnetsten Vertreter der damaligen Literatur lieferten Beiträge dazu. Seine Freunde drangen in ihn, eine Gesammtausgabe seiner Werke zu redigieren. Er folgte dieser Aufforderung und gab nach sorgfältiger Musterung, welche zeigte, wie streng er über sich selbst urtheilte, seit 1807 die letzte Sammlung seiner Werke in sieben Bänden heraus; ihre günstige Aufnahme beim deutschen Publicum war der beste Beweis, daß der Dichter, obwohl die damals herrschende Kritik der romantischen Schule ihn als beseitigt ansah, doch die Achtung der Nation noch nicht verloren hatte.

Der herbste Schmerz seines Lebens sollte ihn noch wenige Jahre vor seinem Ende treffen. Sein einziger, hoffnungsvoller Sohn Fritz ward ihm 1811 in der Blüthe der Jugend entrissen. Von diesem Kummer vermochte sich der Greis nicht wieder aufzurichten. Einige Erheiterung brachte ihm im folgenden Jahre der Besuch seines damals in München lebenden Bruders Friedrich Heinrich. Die Ereignisse des Jahres 1813 begleitete er noch mit der wärmsten Theilnahme, obgleich gerade in dieser Zeit die Abnahme seiner Kräfte ihn nöthigte, seine akademischen Vorlesungen zu schließen; doch leuchtet noch eine geistige Frische aus dem

Digitized by Google

letzten ſeiner Gedichte, in welchem er den Eingang des Jahres 1814 mit patriotiſchen Hoffnungen begrüßte. Er entſchlummerte ſanft am 4. Januar 1814. Die Beweiſe der aufrichtigen Verehrung, die den Geſchiedenen während ſeines Lebens umgeben hatten, begleiteten ihn zu ſeiner Ruheſtätte. Studierende der Univerſität trugen den Sarg, den ein Lorbeerkranz ſchmückte; ein Chor junger Mädchen ſang des Dichters Aſchermittwochslied: „Weg von Luſtgeſang und Reigen!“

Digitized by Google

Sechstes Capitel.

Lessing.

Was Hagedorn und Haller, die Bremer Beiträger, Uz und Gleim, Kleist und Ramler, Weiße und Jacobi leisteten, wirkte auf die geistige Bewegung der Nation nicht weit über ihr Jahrhundert hinaus. Selbst Klopstock, so hoch er unter seinen Genossen hervorragte und mit der Fülle seines poetischen Gefühls sprachgewaltig die Gemüther erregte, doch reicht er mit seinem unmittelbaren Einflusse kaum über die Grenze seines Lebens hinaus und gilt den jetzt Lebenden mehr als eine ehrwürdige historische Erscheinung denn als ein mit jedem neuen Geschlechte in unvergänglichem Glanze fortdauernder Nationaldichter.

Anders Lessing. Mit Geisteskraft und Geistesklarheit in gleichem Maße ausgerüstet, eröffnete er nicht nur durch seine lebendige Einwirkung auf seine Zeit für das Geistesleben und die Literatur seines Volkes neue Bahnen, von den Zeitgenossen

Digitized by Google

meiſt nur halb verſtanden und oberflächlich beurtheilt, ſondern leuchtet noch unſerm Jahrhundert, das erſt zum vollen Verſtändnis ſeines geiſtigen Gehaltes durchgedrungen iſt, als ein Stern voran, welcher aus den oftmals verworrenen Beſtrebungen zur Klarheit führt und allen, die im Dienſte der Wahrheit ſtehen, das unverrückbare Ziel weiſt, beides ein Reformator ſeines Zeitalters und ein Seher der Zukunft.

In dem Schoße des patriarchaliſchen Familienlebens in einem frommen proteſtantiſchen Pfarrhauſe fand Leſſing die erſte Erziehung und Bildung, eine Gunſt des Geſchickes, die ſich in dem Leben vieler unſrer größten Männer bewährt hat. Sein Vater Johann Gottfried Leſſing (1693—1770) war ſeit 1718 Katechet, ſeit 1724 Archidiaconus und ſeit 1733 erſter Prediger zu Camenz in der Oberlauſitz; die Mutter war die Tochter ſeines Vorgängers im Amte. Es war daher ein natürlicher Wunſch der Eltern, daß der älteſte Sohn, Gotthold Ephraim, der ihnen am 22. Januar 1729 geboren ward — eine Reihe von Söhnen und Töchtern folgte ihm noch nach —, in die Fußſtapfen des Vaters und des Großvaters treten und dereinſt im geiſtlichen Amte ſeinen Lebensberuf finden möge. Um ſo ſorgfältiger wurde von vorn herein auf den Unterricht des Sohnes, deſſen geiſtige Anlagen ſich frühzeitig verriethen, Bedacht genommen. Gottfried Leſſing war kein Prediger gewöhnlichen Schlages. In ſeiner Jugend hatte er die Abſicht gehegt, ſich zu einem akademiſchen Lehramte vorzubereiten. In Wittenberg, wo er ſeine Studien mit einer Vielſeitigkeit, die ſich ſelbſt auf die engliſche Literatur erſtreckte, betrieben hatte, erwarb er ſich durch die 1717 zum Jubelfeſte der Kirchenreformation herausgegebenen „vindiciae reformationis Lutheranae ab nonnullis novatorum praejudiciis“ einen gelehrten Ruf, den er ſpäter noch durch mehrere theologiſche Abhandlungen, namentlich aber als Ueberſetzer Tillotſons ſo ſehr erhöhte, daß er mit den angeſehenſten der älteren Theologen,

Digitized by Google

einem Mosheim, Rambach, Löſcher und andern in fortgeſetztem Briefwechſel ſtand.

Nachdem der Sohn den erſten Unterricht vom Vater und eine Zeit lang zugleich von einem Privatlehrer, einem Bruder des nachmals mit Leſſing befreundeten Chriſtlob Mylius, erhalten hatte, wurde er der Camenzer Stadtſchule übergeben, bis der Vater Gelegenheit fand, ihn am 21. Juni 1741 unter die Zöglinge der Fürſtenſchule zu Meißen aufnehmen zu laſſen. Unter der ſtrengen Zucht dieſer Anſtalt, mochte ſie auch manches Einengende und Pedantiſche für den nach friſcher geiſtiger Bewegung verlangenden Jüngling haben, gewann er einen feſten Grund in den alten Sprachen, nicht ohne zugleich von dem poetiſchen Reiz der Literatur des Alterthums ergriffen zu werden. „Theophraſt, Plautus und Terenz", äußerte er 1754 in einer Vorrede zur Sammlung ſeiner Schriften, „waren meine Welt, die ich in dem engen Bezirke einer kloſtermäßigen Schule mit aller Bequemlichkeit ſtudierte." In dieſer Wahl ſpricht ſich bereits ein Vorgefühl ſeiner künftigen Beſtimmung aus, wie ſein Fleiß in den mathematiſchen Lectionen ſchon auf die Neigung zu ſcharfer Denkthätigkeit hinzuweiſen ſcheint. Verſuche in deutſchen Reimen fanden neben den lateiniſchen Versexercitien eine Stelle; Leſſing lernte Haller und das Beſte der halliſchen Dichter kennen, überſetzte nach ihrem Vorgang den Anakreon und entwarf nach den Erfahrungen und Beobachtungen, wozu ihm die kleine Welt, die ihn umſchloß, Gelegenheit gab, ein Luſtſpiel „der junge Gelehrte", in deſſen Tendenz ſich ſchon ein Streben nach Befreiung von gelehrtem Pedantismus kund gibt. Ein Gedicht über die Mehrheit der Welten, aus dem Leſſing 1753 einige Bruchſtücke mittheilte, und ein anderes über die Keſſelsdorfer Schlacht, das erſt jüngſt wieder aufgefunden worden iſt, entſtanden in jenen Schülerjahren.

Mit ſeinem ſiebzehnten Jahre hatte er den Schulcurſus

Digitized by Google

vollſtändig durchgemacht. Auf eine Anfrage des Vaters ertheilte ihm der Rector Theophilus Grabner das Lob: „Es iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß; die Lectiones, die andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht; wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“ Der Vater ſuchte daher wiederholt höhern Orts um die Entlaſſung ſeines Sohnes vor Ablauf der geſetzmäßigen Friſt nach. Am 30. Juni 1746 hielt Leſſing ſeine Abſchiedsrede, in der er de mathematica barbarorum handelte; ſie ſcheint nicht mehr vorhanden zu ſein. Dankbar verſicherte er öfters, daß er es der Meißner Fürſtenſchule verdanke, wenn ihm etwas Gelehrſamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden ſei. „Wie gerne wünſchte ich“, bekannte er acht Jahre ſpäter in der genannten Vorrede, „mir dieſe Jahre zurück, die einzigen, in welchen ich glücklich gelebt habe!“

Nach einem kurzen Aufenthalt im elterlichen Hauſe begab ſich Leſſing im September des Jahres 1746 auf die Univerſität Leipzig. Nach dem Plane der Eltern ſollte er ſich der Theologie widmen, um in ein Predigtamt, vielleicht dereinſt in die geachtete Stellung des Vaters einzurücken oder ſich als akademiſcher Docent der theologiſchen Wiſſenſchaften einen Namen zu machen. So mochte ſich auch der Jüngling, der zum erſten Mal aus klöſterlicher Umgebung in die Welt eintrat, Anfangs ſeine Zukunft ausmalen. „Ich komme jung von Schulen“, ſchrieb er zwei Jahre ſpäter an ſeine Mutter, „in der gewiſſen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt im kleinen ſehen kann. Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meißen nicht gelebt hatte.“ Er fieng an, verſchiedenerlei Vorleſungen zu hören, und vertiefte ſich in die Büchergelehrſamkeit, namentlich in Wolffs philoſophiſche Schriften; allein ſeinem Streben vermochte nichts ein Genüge zu leiſten, nichts ihn auf die Dauer zu feſſeln. „Doch es dauerte nicht lange, ſo giengen mir die Augen auf..... Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber

Digitized by Google

nimmermehr zu einem Menſchen machen.“ Er kam in Umgang mit Leuten von einer andern als blos gelehrten Bildung und ſchämte ſich ſeiner Schüchternheit und Unbeholfenheit. Er lernte „tanzen, fechten, voltigieren“ und „ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen“.

Zu den Jünglingen des ſich damals bildenden Leipziger Dichtervereins konnte ſich Leſſing nicht hingezogen fühlen. Dieſe hielten ſich innerhalb der Schranken eines regelrechten Studienfleißes und bewahrten ſtreng den ſittlichen Anſtand, mit dem es Leſſing in ſeinem aufſprudelnden genialen Jugendmuthe nicht immer genau nahm. Dagegen fanden ſich unter ſeinen frohen Genoſſen auch einige Schauſpieler und jener Chriſtlob Mylius, der mit dem Verein der Bremer Beiträger gebrochen hatte. Mylius, ſchon ſeit 1742 auf der Univerſität, lebte in großer Dürftigkeit; ſein lockeres Weſen, ſeine zerriſſene Kleidung, ſeine ganze äußere Erſcheinung erregte in dem zierlichen Leipzig nicht geringen Anſtoß. Obwohl er ohne höheres Streben und ohne edleren ſittlichen Sinn war, zeigte er doch eine große geiſtige Regſamkeit, beſonders als Herausgeber des „Freigeiſts“, der „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths“ und der mehr wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift „der Naturforſcher“. Durch mehrere ſeiner naturhiſtoriſchen Aufſätze zog er die Aufmerkſamkeit gelehrter Naturforſcher, ſelbſt eines Haller, auf ſich. Auch ſeine poetiſchen Verſuche, in denen er zwar noch ganz auf dem Standpunkt Gottſcheds blieb, erhielten damals Beifall. Leſſing ſchloß ſich an ihn an und ward ſo ſehr in die gleiche Richtung hineingezogen, daß er auf den Gedanken fiel, Medicin zu ſtudieren, und Vorleſungen über Chemie und Botanik hörte. Die Eltern waren mit dem neuen Plane ihres Sohnes ſehr unzufrieden und wurden nur einigermaßen durch deſſen Verſicherung begütigt, daß er ſich zugleich „auf Schulſachen legen“ wolle und „daß es ihm gleich ſein würde, ob er einmal durch dieſes oder jenes fortkäme“.

Digitized

Obwohl er auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft noch unentſchieden und unſtät umherſchweifte, ſo behielten doch im ganzen die philologiſchen Studien den Vorrang. Am regelmäßigſten beſuchte er die Vorleſungen Johann Auguſt Erneſtis, eines Gelehrten von umfaſſendem Geſichtskreiſe, welcher durch wiſſenſchaftliche Gründlichkeit und geſchmackvolle Behandlung des Alterthums einen weit greifenden Einfluß auf die Bildung ſeines Jahrhunderts ausübte. Neben ihm that ſich im Fache der Alterthumswiſſenſchaft Johann Friedrich Chriſt hervor, der geiſtvolle Ausleger der lateiniſchen Luſtſpieldichter und einer der erſten, welche für eine richtige Auffaſſung der antiken Kunſtwerke Bahn brachen. Auch war Leſſing ein fleißiges Mitglied des von Käſtner geleiteten Diſputatoriums, das ihm größere Dienſte leiſten konnte als Gellerts Practicum. So wenig er ſich daher an das herkömmliche regelmäßige Studium band, ſo verſchwendete er doch nicht läſſig ſeine akademiſchen Jahre, ſondern ſammelte ſich einen Schatz von Kenntniſſen und bildete vor allem den Sinn für wiſſenſchaftliche Behandlung und Gewandtheit in der Form.

In jenen Kinderjahren unſerer Literatur wurden Studenten ihre Reformatoren. In Leipzig hatte Leſſing die Beiſpiele vor Augen; die Verfaſſer der „bremiſchen Beiträge“ waren kaum über die Studienjahre hinaus. Auch er fühlte früh den Trieb, als Autor hervorzutreten; doch begann er nicht mit kritiſchen und gelehrten Abhandlungen, wie man aus ſeiner nachmaligen literariſchen Thätigkeit ſchließen möchte, ſondern verſuchte ſich als Dichter. In Mylius' „Ermunterungen“, die ſeit dem Herbſt 1746 erſchienen, finden ſich von Leſſing anakreontiſche Lieder, Fabeln und ein Luſtſpiel „Damon oder die wahre Freundſchaft“, das er nicht in die Sammlung ſeiner Schriften aufgenommen hat. Zahlreicher ſind ſeine Beiträge zu dem in den Jahren 1747 und 1748 erſchienenen „Naturforſcher“; hier ſtand er Mylius als Mitherausgeber zur Seite und beſorgte vornehmlich

Digitized by Google

den belletriſtiſchen Theil, während Mylius den wiſſenſchaftlichen übernahm. Eine Verbindung mit Gottſched ſuchte er nicht.

Von beſonderem Einfluß auf die Entwicklung des leſſingiſchen Geiſtes war die Leipziger Bühne, die damals unter der Leitung der Neuberin zu den bedeutendſten in Deutſchland gehörte. Leſſing brachte gleichwie Weiße das Intereſſe für das Theater von der Schule nach Leipzig mit; beide wurden Freunde und beſuchten fleißig die Vorſtellungen. Um ſich ein Freibillet zu verſchaffen, überſetzten ſie gemeinſchaftlich mehrere franzöſiſche Stücke, den „Hannibal“ von Marivaux in Alexandrinern, den „Spieler“ von Regnard und andere. Leſſing trat mit mehreren Mitgliedern der Theatergeſellſchaft und ihrer Principalin in vertrauten Verkehr. Noch 1754 in der Vorrede zu Mylius' Schriften geſtand er dieſer „berühmten Schauſpielerin“ eine „vollkommne Kenntnis ihrer Kunſt“ und „männliche Einſichten“ zu, und noch auf der Höhe ſeiner dramaturgiſchen Kritik ſprach er von ihr als einer Schauſpielerin, wie Deutſchland ſie ſeitdem nicht wieder gehabt. Geleitet durch richtigere Bühnenkenntnis, überarbeitete er 1747 ſein Luſtſpiel „der junge Gelehrte“. Käſtner, dem er es zur Kritik vorlegte, erklärte ſich beifällig darüber und gab manchen Wink, den noch der ſpätere Leſſing dankbar anerkannte. Frau Neuber, die er gleichfalls um ihr Urtheil angieng, erzeigte ihm die Ehre einer Aufführung (im Januar 1748). Weiße wurde durch den Erfolg des Stückes ebenfalls zu dramatiſchen Arbeiten angeregt, und wetteifernd verſuchten ſich die Freunde in Entwürfen zu Luſt- und Trauerſpielen. „Meine Luſt zum Theater“, ſchreibt Leſſing in der erwähnten Vorrede von 1754, „war damals ſo groß, daß ſich alles, was mir in den Kopf kam, in eine Komödie verwandelte.“

Mitten in dieſe frohen Tage, als ihm der Autorruhm zum erſten Mal entgegenkam, fiel ein Brief des beſorgten Vaters: mit ernſter Strafrede warf er ihm den Umgang mit dem im

Digitized by Google

elterlichen Hauſe übel angeſchriebenen und als Freigeiſt verrufenen Mylius ſowie mit Komödianten vor, die dort für nicht minder liederlich und verführeriſch galten, und tadelte, daß er ſich mit Komödienſchreiben abgab zu einer Zeit, wo er den gelehrten Studien leben ſollte. In aufgeregter Stimmung lief Leſſing ſogleich mit dem Briefe zu Weiße und warf ihn auf den Tiſch mit den Worten: „Leſen Sie einmal den Brief, den ich ſoeben von meinem Vater erhalte!“ In der erſten Aufwallung wollte er den Komödienzettel, auf dem die Aufführung des „jungen Gelehrten“ angekündigt wurde, nach Camenz ſchicken; davon hielt ihn Weiße zurück. Das ausführliche Schreiben, in welchem er demnächſt ſeine Beſchäftigungen und ſeine Liebe zum Theater zu rechtfertigen ſuchte, vermochte indeß die Befürchtungen der Eltern nicht zu beſchwichtigen. Ein Freund des väterlichen Hauſes, der den Auftrag erhalten hatte, ſich bei ſeinem Aufenthalt auf der Leipziger Neujahrsmeſſe nach der Aufführung des Sohnes zu erkundigen, brachte die Nachricht zurück, daß dieſer wirklich ein Komödienſchreiber geworden ſei, mit Komödianten umgehe und ſogar den von der Mutter überſchickten Weihnachtsſtollen in ſolcher Geſellſchaft bei einer Flaſche Wein verzehrt habe. Die Mutter, über die Verirrung des Sohnes tief bekümmert, beſtimmte den Vater, ein durchgreifendes Heilmittel anzuwenden. Er ſchrieb dem Sohne: „Setze dich nach Empfang dieſes ſogleich auf die Poſt und komme zu uns. Deine Mutter iſt todkrank und verlangt dich vor ihrem Ende noch zu ſprechen.“

Leſſing folgte ungeſäumt, wenn er gleich zweifelte, daß die Nachricht begründet ſei. Es war keine leichte Sache, in der Januarkälte auf den damaligen elenden Poſtwagen eine Reiſe von mehreren Tagen zu machen. Am ganzen Leibe vor Kälte zitternd, trat er in's Elternhaus. Da wurde das Herz der Mutter weich, und aus den Vorwürfen, die ihm zugedacht waren, ward eine trauliche Unterredung. Bald überzeugte ſich auch der Vater, daß

Digitized by Google

der junge Student ſeine Zeit nicht ſo unnütz verbracht hatte, wie man fürchtete, und ſich mit ihm über Literatur und ſelbſt über theologiſche Fragen gern und mit Einſicht unterhielt. Als er endlich eine Predigt machte und den Beweis lieferte, daß ihm zu einem Predigtamte nichts abgehe, wurde auch die Mutter ziemlich mit ihm ausgeſöhnt.

Bis Oſtern (1748) blieb Leſſing im Hauſe der Eltern, benützte die gelehrte Bibliothek des Vaters und verfaßte nebenher anakreontiſche Lieder ſowie ein Luſtſpiel „die alte Jungfer“, das er zwar 1749 herausgab, jedoch von der Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke ausſchloß. Er hatte das Vertrauen des Vaters in ſolchem Maße wiedergewonnen, daß ſeine Schulden bezahlt wurden und er nach der Univerſität Leipzig zurückkehren durfte.

Der Vorfall hatte auch ſeine ernſte Seite. Die durch den raſchen Entſchluß des Vaters herbeigeführte Unterbrechung ward für Leſſing ein Glück; ſie riß ihn aus dem verlockenden Rauſche des Beifalls, der ſeinem Luſtſpiel zu Theil ward, führte ihn zum wiſſenſchaftlichen Studium zurück und verhinderte übereilte Schritte, welche ſeine fernere Lebensrichtung geändert haben würden und ihn nie zu der Höhe hätten gelangen laſſen, die er ſpäter erreicht hat. Oft erzählte er, daß er ſelbſt Luſt bekommen habe mitzuſpielen, wenigſtens in ſeinen eignen Stücken. Es klingt daher die Nachricht anderer glaubhaft, daß er kurz vor ſeiner Reiſe zu den Eltern mit einem ſeiner Bekannten auf das Hamburger Theater habe gehen wollen. Zwar trat er auch nach ſeiner Rückkehr auf die Univerſität in die alten Verhältniſſe wieder ein und gab ſich der Liebe zu Theatervorſtellungen lebhaft hin. Allein dies währte nur kurze Zeit. Die beſten Mitglieder der neuberiſchen Truppe giengen fort; auch Mylius verließ im Juli 1748 Leipzig, um in Berlin ſein Glück zu verſuchen. Für Leſſing kam noch ein anderer Umſtand hinzu, ihm Leipzig zu

Digitized by Google

verleiden. Er hatte sich für einige Schauspieler verbürgt, und diese schickten kein Geld; er gerieth dadurch auf's neue in Schulden. Als ihn Weiße eines Tages besuchen wollte, erfuhr er, Lessing sei auf einige Tage verreist. Er war mit seinem Vetter Lessing, der ihn in Leipzig besucht hatte, nach Wittenberg, wo dieser seine Studien betrieb, gereist, um von da sich nach Berlin zu begeben. Da er in Wittenberg erkrankte, auch Mylius Berlin wieder verließ, so blieb er vor der Hand noch auf der Universität und ließ sich am 13. August 1748 unter die Studierenden aufnehmen, in der Absicht, den Winter dort zuzubringen, wozu auch der Vater seine Einwilligung gab. Als jedoch Mylius im November nach Berlin zurückgieng, beschloß auch Lessing, seinen früheren Plan wieder aufzunehmen und sich jetzt selbständig einen Weg durch's Leben zu bahnen. An die Eltern schrieb er: „Nach Hause komme ich nicht; auf Universitäten gehe ich jetzo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden und ich Ihnen diesen Aufwand nicht zumuthen kann." Seine akademischen Jahre waren somit geschlossen.

In der That hatte bereits der zwanzigjährige Jüngling, der in Berlin als selbständiger Mann auftrat, sich eine geachtete Stellung in der damaligen Literatur erworben. Seine lyrischen Gedichte wurden neben denen von Hagedorn, Uz und Gleim mit Auszeichnung genannt. Sie sind in der scherzhaften, spielenden Manier der Anakreontiker gehalten: das echte deutsche Lied kannte man bis auf Herder und Goethe nicht; doch trifft Lessing mehr als seine Vorbilder hin und wieder den Ton des einfachen Liedes glücklich, während die meisten seiner lyrischen Versuche in scharf zugespitzten Sinngedichten bestehen, deren geistreicher Witz neben den dem alltäglichen Leben entnommenen Gegenständen der herkömmlichen epigrammatischen Poesie auch literarische Fragen streift und durch die sorgfältige Ausfeilung der Form noch schärfer hervorspringt. In den didaktischen Gedichten steht Lessing auf

Digitized by Google

dem Boden der haller'ſchen Lehrdichtung, nicht ohne an den gelungenſten Stellen den Lehrling der Alten zu verrathen. Zur reinen Lyrik ſchwingt er ſich überaus ſelten empor; die wenigen (gereimten) Oden, die uns von Leſſing erhalten ſind, ſind Gelegenheitsgedichte, zu denen ihn weniger ſein inneres Empfinden als ſeine Stellung und äußere Umſtände trieben. Dem Dichter Leſſing war die unmittelbare Lyrik verſagt, weil auch der Kritiker Leſſing zu ihr kein perſönliches Verhältnis hatte: nie hat er ſich theoretiſch eingehender über ſie ausgeſprochen. Dagegen gelangen ihm trefflich mehrere poetiſche Fabeln und Erzählungen in la Fontaines Manier.

Zu den dramatiſchen Arbeiten der Leipziger Periode kam noch im Laufe des Jahres 1748 „der Miſogyn“ in einem Aufzug, der 1767 zu dreien erweitert erſchien, und im Beginn des folgenden Jahres „die Juden“ in einem Acte und „der Freigeiſt“ in fünf Acten hinzu, welche ſämmtlich nicht nur von der Kritik mit vielem Lobe willkommen geheißen wurden, ſondern ſich auch auf der Bühne großen Beifall erwarben und zwanzig Jahre hindurch in der Liebe des Publicums ſich behaupteten. Zwar ſind dieſe in jetziger Zeit wenig beachteten Jugenddramen Leſſings in der Manier des franzöſiſchen Luſtſpiels gearbeitet; ſie erſcheinen uns breit und ohne individuelles Leben; bis auf gewiſſe ſtereotyp gewordene Charaktere und bis auf die antikiſierenden Namen huldigen ſie der herrſchenden Mode; die drei Einheiten ſind ſtreng, bisweilen ſogar etwas künſtlich gewahrt; überall, ſelbſt im „Freigeiſt“, den er zuerſt in Verſen ſchreiben wollte, begnügte ſich Leſſing ſchließlich mit der Proſa. Allein im Vergleich mit der damaligen dramatiſchen Literatur, welche noch nicht über die Leiſtungen von Gellert und Johann Elias Schlegel hinausgekommen war, iſt ein weſentlicher Fortſchritt nicht zu verkennen. Nicht nur war Leſſingen mehr als andern neben dem Studium der römiſchen Komiker die Bühne

eine Bildungsſchule geworden, in der er gelernt hatte, was zu einer wirkſamen Darſtellung gehöre — der plumpe, aber treffende Witz ſeiner Bedientenſcenen zeugt davon —; er hatte auch mit aufmerkſamem Blicke die Welt um ſich her betrachtet. Wie er im „jungen Gelehrten“ damit begann, die Thorheiten, die er in ſeiner kleinen Welt beobachtet hatte, zu geißeln, ſo tragen auch die folgenden Stücke unverkennbare Spuren ſeiner Lebenserfahrungen wie ſeiner geiſtigen Jugendfriſche, ja es deutet manches auf die künftige Richtung ſeiner geiſtigen Individualität hin. Daß er den Freigeiſt durch einen frommen Theologen, in welchem uns das Bild ſeines Vaters entgegentritt, zurecht weiſen und beſchämen läßt, darf uns nicht befremden; denn nie wollte er den Freigeiſtern beigezählt werden: aber die Toleranzidee, die dreißig Jahre ſpäter der „Nathan“ verherrlichte, treffen wir ſchon in den „Juden“ als einen in Leſſings ſittlicher Natur liegenden Grundzug.

Leſſing hatte die dramatiſche Literatur fleißig ſtudiert. Er kannte nicht nur das Beſte der Franzoſen, unter denen er neben Molière beſonders Marivaux hoch ſchätzte; er kannte auch Holbergs Luſtſpiele und widmete der römiſchen Komödie, mit der er ſchon auf der Schule vertraut geworden war, ein tief eindringendes Studium. Als er im October 1749 zu Berlin in Gemeinſchaft mit Mylius die Herausgabe der „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters“ begann, ſchrieb er die ausführlichen und kenntnisreichen Aufſätze über Plautus, überſetzte deſſen „captivi“, nach ſeiner Anſicht „das vortrefflichſte Stück, welches jemals auf den Schauplatz gekommen iſt“, begann den „Pſeudolus“ zu bearbeiten und dichtete nach dem „trinummus“ ſeinen „Schatz“, ein in lebendigem Dialog gehaltenes Luſtſpiel, das die Anſpielungen des Originals auf römiſche Zuſtände glücklich auf deutſche Verhältniſſe übertrug und ſich daher lange auf der Bühne erhielt, übrigens aber das breit entfaltete Sittengemälde des Plautus zu einem knapperen, nach Art des

Terenz dramatiſch geſchloſſeneren Charakter- und Intriguenſtück umgeſtaltete. Um des Dramas willen lernte er in Berlin das Spaniſche und machte den Plan zu einer Ueberſetzung von Calderons „das Leben ein Traum“. Zahlreiche Komödien und Tragödien wurden in dieſen und den folgenden Jahren nach verſchiedenartigen, beſonders franzöſiſchen und italieniſchen Muſtern entworfen und fragmentariſch ausgeführt, mehrfache Abhandlungen über das Drama und die Schauſpielerkunſt ausgearbeitet.

Bis dahin war Leſſing vorwiegend als Dichter aufgetreten. Mit dem Jahre 1751 lernte ihn Deutſchland auch als Kritiker kennen. Den erſten Anſtoß gab die Nothwendigkeit, ſich in dem Druck der Armuth einigen Erwerb als Schriftſteller zu verſchaffen. Er verfaßte ſeit dem Februar 1751 die kurzen Literaturberichte in der „voſſiſchen Zeitung“, von April bis December 1751 als beſondre Beilage „das Neueſte aus dem Reiche des Witzes“, worin alles Bedeutende von ſeiner Hand herrührte. Den theologiſchen und philoſophiſchen Fragen lieh er aufmerkſame Theilnahme und begann ſeine „Gedanken über die Herrnhuter“, ein Fragment von ſtaunenswerther Vollendung der Form, niederzuſchreiben; ſelbſtändig beſprach er die jüngſten Producte der franzöſiſchen und deutſchen Literatur. Sein kritiſches Urtheil ſchloß ſich in den Grundprincipien den Theorien der Schweizer an; doch war er nicht blind gegen ihre Mängel. Mit derſelben Schärfe, mit der er Schönaich die Strenge ſeiner Kritik fühlen ließ, wandte er ſich gegen Bodmers Patriarchaden, und nicht minder bewies ſeine Zergliederung der Anfangsverſe des „Meſſias“, daß er mit ſeinem Urtheil über den Parteien ſtand.

Mit Anfang des nächſten Jahres zog ſich Leſſing in das ſtille Wittenberg zurück, wo damals einer ſeiner Brüder ſtudierte, und beſchäftigte ſich, beinahe aller poetiſchen Production entſagend, mit gelehrten Forſchungen, vornehmlich in der Kirchen-

Digitized by Google

geſchichte. Dieſe Richtung ſeiner Studien dauerte auch fort, als er in den letzten Monaten des Jahres 1752 wieder nach Berlin zurückkehrte. Mit kritiſchem Sinne durchforſchte er die Literaturgeſchichte, und die trockenſten Unterſuchungen hatten für ihn den nämlichen Reiz wie ſonſt der Entwurf eines neuen Dramas. Daraus erwuchſen die Verbeſſerungen zu Jöchers Gelehrtenlexikon, die er nachmals dieſem zur Benützung überließ. Bayles hiſtoriſch-kritiſches Wörterbuch, hiebei ſein Vorbild, war in jener Epoche ſeiner Geiſtesbildung der Gegenſtand eines folgenreichen Studiums, das ihn nicht nur in die hiſtoriſche Forſchung, ſondern auch in die Hauptfragen der Philoſophie und Religion tiefer hineinführte. Aus dieſen kritiſchen Unterſuchungen gieng der Plan zu den „Rettungen“ hervor, apologetiſchen Abhandlungen meiſt theologiſchen Inhalts über unrechtmäßig in der Geſchichte übel berüchtigte Männer aus der Periode der Reformation, welche ihm ein großes Anſehen ſelbſt im Kreiſe der Gelehrten verſchafften. Die Vertheidigung des Horaz gegen den Vorwurf der Unſittlichkeit ward mit Recht als eine bedeutende philologiſche Arbeit geſchätzt. Die Streitſchriften gegen den als Dichter hoch angeſehenen Lange in Laublingen in Bezug auf deſſen mißrathene Ueberſetzung des Horaz, beſonders das 1754 erſchienene „Vademecum für den Herrn Samuel Gotthold Lange“, zeigten Leſſings Meiſterſchaft in der vernichtenden Kritik ſowie ſeine immer voller ſich entwickelnde ſtiliſtiſche Fertigkeit und machten ihn als Kritiker zugleich geachtet und gefürchtet. Während ſeines Wittenberger Aufenthalts hatte er ſich die Magiſterwürde erworben und ſtand nun mit vielen angeſehenen Gelehrten, unter andern mit dem berühmten Göttinger Theologen Michaelis, in Briefwechſel. Jetzt hatte ſich auch das Verhältnis zu den Eltern freundlich geſtaltet. Der Vater erkannte die Tüchtigkeit ſeines Sohnes, welchen er wie Goethes Vater den in andere Bahnen einlenkenden Sohn als einen „ſingularen Menſchen“ anſchauen mochte, und miſchte

Digitized by Google

ſich mit ſeinen Wünſchen und Rathſchlägen nicht ferner in den Gang ſeines Lebens.

Es war unter den damaligen Verhältniſſen ſchwierig, ſich als Schriftſteller eine unabhängige Exiſtenz zu ſichern, und Leſſing hat unter dem Druck des Mangels mehrere Jahre hindurch hart gelitten. Vollends mußte es einem Geiſte, dem alles Oberflächliche verhaßt war, unerträglich dünken, die Schriftſtellerei als ein Handwerk zu betreiben, um ſich gegen Noth zu ſchützen. Indeß mußte er ſich auch manchmal zu ſolchen Arbeiten gebrauchen laſſen, wie er denn während ſeines erſten Berliner Aufenthalts einige Bände von Rollins römiſcher Geſchichte, dann zu Wittenberg die Schrift des Spaniers Huarte „Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften“ und im Jahre 1753 den erſten Band von Marignys „Geſchichte der Araber unter der Regierung der Kalifen“ überſetzte. Nachdem er ſchon 1751 ein Bändchen lyriſcher „Kleinigkeiten“ herausgegeben hatte, veranſtaltete er jetzt eine Sammlung ſeiner „Schriften“, die von 1753 bis 1755 in ſechs Bänden erſchien. Das Verhältnis zu der voſſiſchen Zeitung ſcheint er gegen 1755 ganz aufgegeben zu haben.

Mylius verließ im Frühjahr 1753 Berlin. Eine Geſellſchaft von Naturfreunden hatte ſich vereinigt, um für ihn die Koſten einer Reiſe nach Amerika zu beſtreiten; er ſollte Naturbeobachtungen anſtellen und Naturalien ſammeln. Allein nachdem er die ihm zugeſtellten Summen verthan hatte und in Schulden gerathen war, fand er in London am 6. März 1754 einen frühen Tod. Leſſing gab eine Sammlung der vermiſchten Schriften ſeines Jugendfreundes heraus. Der Freundſchaftsdienſt verwandelte ſich jedoch in eine ſtrenge Beurtheilung, deren Schärfe zu allgemeiner Ueberraſchung bewies — was ſpäter noch andere erfahren ſollten —, daß Leſſings Kritik ſich ihre Urtheile nie von der Freundſchaft dictieren ließ und die Mittelmäßigkeit auch bei denen, die zu ihm in nahem Verhältnis ſtanden, nicht mit Schonung behandelte.

Digitized by Google

Eine größere Bedeutung — wenn auch nicht für Lessings eignen Bildungsgang, der nur wenig durch seine Freunde, unter denen ihm keiner geistig ebenbürtig war, bestimmt wurde, aber doch für die Literatur — hatten die Bekanntschaften, die er demnächst mit Nicolai und Mendelssohn anknüpfte. Sie beide konnten sich vorzugsweise als seine Vertrautesten in der zweiten Hälfte seines Lebens, in der Periode seiner vollendeten Reife betrachten.

Christoph Friedrich Nicolai (1733—1811), der Sohn eines angesehenen Berliner Buchhändlers, hatte den Geschmack für wissenschaftliche und belletristische Lectüre, den er vornehmlich der Berliner Realschule verdankte, während seiner buchhändlerischen Lehrjahre in Frankfurt an der Oder und in Berlin mit vielem Eifer auszubilden gesucht. Als nach dem Tode seines Vaters der ältere Bruder die Handlung übernahm, konnte er sich seiner Lieblingsneigung unbeschränkt hingeben. Wenn gleich ohne geistige Tiefe und gründliche Durchbildung, erwarb er sich doch als Autodidakt ein nicht unbedeutendes encyclopädisches Wissen, das sich in Sachen des Geschmacks und literarischen Urtheils ganz besonders an den Kritiken Lessings erweiterte, so daß er in der schönen Literatur sich deren unparteiischen Standpunkt aneignete. Nachdem er 1753 in seinem Erstlingsversuche über Miltons „verlornes Paradies" noch eine Lanze für die Schweizer gebrochen hatte, schrieb er 1754 im lessing'schen Sinne mit einer gewissen jugendlichen Frische die „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1755 erschienen), welche, da sie Gottsched und Bodmer gleichmäßig angriffen, großes Aufsehen erregten und für ihre Zeit von erheblichem Einflusse auf die ästhetische Beurtheilung waren. Der Stil der Kritiken Lessings war so glücklich copiert, daß Sulzer diesen selbst für den Verfasser hielt. Durch eine zufällige Mittheilung waren Lessing die ersten Aushängebogen zu Gesicht gekommen und hatten in ihm den Wunsch erregt, mit dem Verfasser in persönlichen Verkehr

Digitized by Google

zu treten. So entſpann ſich die erſte Bekanntſchaft. Damals und für die nächſten vier bis fünf Jahre konnte Nicolai dem älteren und reiferen Genoſſen wohl genügen; im allgemeinen aber ſtand er, der bei allen wiſſenſchaftlichen Fragen nie einen andern Maßſtab als den des „geſunden Menſchenverſtands“ kannte, zu tief unter Leſſing, als daß er im Stande geweſen wäre, wo es ſich um die höchſten Angelegenheiten des menſchlichen Geiſtes handelte, die Größe ſeines Freundes auch nur zu faſſen, geſchweige ihm etwas zu geben. In den ſechziger und ſiebziger Jahren lockerte ſich daher das Band, das ihn mit Leſſing verknüpfte, immer mehr. Dem Vorkämpfer des Rationalismus, der an den größten Erſcheinungen der neueren Literatur mit kleinlicher Kritik mäkelte und nergelte, konnte Leſſing ſich nicht mehr nahe fühlen.

Anders verhielt es ſich mit den Freundſchaftsbeziehungen zu Moſes Mendelsſohn (1729—1786), den Leſſing um dieſelbe Zeit kennen lernte. Das Schachſpiel hatte ſie zuerſt zu einander geführt. Leſſing mußte ſich ſeinem innerſten Weſen nach, das von der pedantiſchen Fachgelehrſamkeit ſich fern zu halten liebte, von einem Manne angezogen fühlen, der, ein Jude und Seidenhändler, ſich in der philoſophiſchen und ſchönen Literatur tüchtig umgeſehen hatte, und, was für ihn mehr galt, ſich als einen ſelbſtändigen Denker zeigte. Da ſein armer Vater in Deſſau ihn nicht ernähren konnte, mußte der dreizehnjährige Knabe, des Deutſchen noch kaum mächtig, aber in der talmudiſtiſchen Literatur ſchon wohl bewandert, nach Berlin gehn, wo er in der größten Dürftigkeit ſeine jüdiſchen Studien fortſetzte und allmählich durch die Unterſtützung reicherer Glaubensgenoſſen dazu gelangte, lateiniſch zu lernen und ſich in den mathematiſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſowie in der neueren ſchönen Literatur umzuſehen. Raſch wurde die Selbſtthätigkeit ſeines Geiſtes dadurch geweckt. Einſt gab ihm Leſſing eine Abhandlung von Shaftesbury zu leſen. Als Moſes nach einiger Zeit das Buch zurückbrachte, fragte

Digitized by Google

ihn Leſſing, wie es ihm gefallen habe. „Nun ja," erwiderte Mendelsſohn, „recht gut; aber ſo etwas kann ich auch machen." Leſſing nahm ihn beim Wort. Nach einiger Zeit brachte Mendelsſohn ein Manuſcript und bat den Freund es durchzuleſen. Mehrere Monate vergiengen, ohne daß Leſſing darüber ſprach. Endlich fragte ihn Mendelsſohn, ob er es geleſen habe, und war nicht wenig überraſcht, als ihm zur Antwort ein gedrucktes Exemplar ſeiner „philoſophiſchen Geſpräche" überreicht wurde. Leſſings Ermunterung hatte ihn zum Schriftſteller gemacht. Die Briefe „über die Empfindungen", welche den Namen des Verfaſſers auch im Auslande bekannt machten, folgten bald nach. An ſie ſchloß ſich 1761 eine Sammlung ſeiner „philoſophiſchen Schriften", 1767 „Phädon oder über die Unſterblichkeit der Seele", halb eine Ueberſetzung, halb eine freie Nachbildung des platoniſchen Dialogs, 1785 die deiſtiſch gehaltenen „Morgenſtunden oder Vorleſungen über das Daſein Gottes". Alle dieſe Werke bekundeten neben ſpeculativer Gründlichkeit eine bis dahin in Deutſchland bei philoſophiſchen Schriften nicht gekannte blendende Meiſterſchaft des Stils. Für ſeine Glaubensgenoſſen wurde Mendelsſohn durch zahlreiche Ueberſetzungen aus dem Hebräiſchen und anderweitige Werke, welche auch den Juden die ihnen bisher verſchloſſene deutſche Sprache und Literatur eröffneten, ſowie durch ſeine manchfachen Bemühungen, ihre politiſche und ſociale Lage zu verbeſſern, ein ſegensreich wirkender Reformator. Leſſing bewahrte bis an ſein Ende die größte Hochachtung vor Mendelsſohns Geiſt und Charakter. Er war der einzige unter ſeinen Freunden, zu dem ihn eine innigere Geiſtesverwandtſchaft hinzog.

Ein gemeinſames Band in dieſem literariſchen Triumvirate war in jenen Jahren die engliſche Literatur, mit der Leſſing durch Nicolai und Mendelsſohn, die ſich viel damit beſchäftigt hatten, noch mehr als bisher vertraut wurde. Ein Denkmal ſeiner Freundſchaft mit Moſes ward die Schrift „Pope ein Metaphyſiker!" (1755).

Die Berliner Akademie hatte 1753 eine Preisaufgabe ausgeſchrieben: „Die Akademie verlangt eine Unterſuchung des popiſchen Syſtems, welches in dem Satze ‚alles iſt gut' enthalten iſt, und zwar ſo, daß man erſtlich den wahren Sinn dieſes Satzes der Hypothes ſeines Urhebers gemäß beſtimme, zweitens ihn mit dem Syſtem des Optimismus oder der Wahl des Beſten genau vergleiche, und drittens die Gründe anführe, warum dieſes popiſche Syſtem entweder zu behaupten oder zu verwerfen ſei." Mendelsſohn gab zu dieſer Abhandlung nur einiges philoſophiſche Material; die meiſterhafte Kritik, die hier geübt wird, iſt Leſſings Werk. Er bewies mit der feinſten Ironie, daß die Akademie ſich mit ihrer Preisaufgabe doppelt lächerlich gemacht habe, da Pope nur „alles iſt geſetzmäßig, all is right" geſagt hatte, übrigens aber ein Dichter als ſolcher kein philoſophiſches Syſtem haben könne. Dadurch wurde zugleich die Scheidelinie zwiſchen Philoſophie und Poeſie gezogen und die Lehrdichtung vom Gebiet der eigentlichen Poeſie ausgeſchloſſen.

Das Studium der engliſchen Literatur erkennt man in mehreren Aufſätzen der im Jahre 1754 begonnenen und bis 1758 fortgeführten „theatraliſchen Bibliothek", welche gleichſam als Fortſetzung der „Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters" erſchien; doch war es noch nicht Shakeſpeare, auf den hier vorzugsweiſe der Blick fiel, ſondern die Theorien und Dramen eines Dryden und Thomſon, während außer den Tragödien des Seneca dem italieniſchen und franzöſiſchen Schauſpiel noch eine beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt wurde. Aber ſelbſt unter den Franzoſen waren es diejenigen Kritiker und Dramatiker, welche von der ſtelzenhaft gewordenen heroiſchen Manier zur Natur zurücklenkten und die Darſtellung des bürgerlichen Lebens in den Kreis des ernſten Dramas zogen. Leſſing ſympathiſierte mit Diderot, der gegen die ältere franzöſiſche Tragödie in Oppoſition trat, und theoretiſierte über das weinerliche oder rührende Luſtſpiel, das er, wenn auch nicht in ſeinen äußerſten Conſequenzen, ſo doch in ſeinen Prin-

Digitized by Google

cipien willkommen hieß. Da Leſſing den Standpunkt ſeiner Kritik in die Production zu übertragen pflegte, ſo iſt für ſeine dermalige Anſicht das dramatiſche Fragment „Samuel Henzi“, 1749 bereits begonnen, ſehr charakteriſtiſch. Zwar iſt es in Alexandrinern geſchrieben und bewahrt noch mit Strenge die Einheit des Orts und der Zeit. Wie Leſſing jedoch über dieſen Zwang der franzöſiſchen Kunſtregeln dachte, liegt ſchon in den Worten ausgeſprochen: „Gewiſſe große Geiſter würden dieſe kleine Regeln ihrer Aufmerkſamkeit nicht würdig geſchätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunſt, müſſen uns denſelben nun ſchon unterwerfen.“ Darin jedoch entfernte ſich Leſſing weſentlich von der franzöſiſchen Tragödie, daß er eine gleichzeitige Begebenheit, die Verſchwörung Henzis gegen das Patricierregiment des Cantons Bern, behandelte und ſtatt in die Geſellſchaft von Fürſten und hochſtehenden Helden uns unter die bürgerlichen Republicaner der Schweiz führte. Die äſthetiſche Neuerung erregte indeß beim Erſcheinen des 1753 gedruckten Bruchſtücks weniger Aufſehen als die dadurch hervorgerufene politiſche Polemik, welche die hiſtoriſche Treue in der Darſtellung der Handlung und der Charaktere zum Gegenſtand hatte und dadurch zugleich bewies, welche Wirkung ein Drama haben mußte, das die Conflicte des modernen Lebens zur Anſchauung brachte. Von dieſem Verſuche war nur noch ein Schritt zu dem „bürgerlichen“ Trauerſpiel „Miß Sara Sampſon“, das in den erſten Monaten des Jahres 1755 vollendet ward.

Das bürgerliche Trauerſpiel, welches mit ſeinen Wurzeln ebenſo wie die rührende Komödie auf die moraliſchen Zeitſchriften Steeles und Addiſons zurückreicht, hatte ſich in Frankreich und England mit den Dramen des Nivelle de la Chauſſée und des George Lillo Bahn zu brechen verſucht; beſonders war Lillos „the merchant of London“ (1731) für Leſſing das nächſte Vorbild geworden. Allein man hatte nur die heroiſchen Handlungen ihrer

Digitized by Google

Sphäre entrückt und auf bürgerliche Verhältniſſe übertragen, war aber dadurch von neuem in's Unnatürliche und Widerliche gerathen, ſo daß dem Pranger und Galgen zuletzt die Ausübung der poetiſchen Gerechtigkeit zufiel. Leſſing dagegen ſuchte den tragiſchen Conflict inmitten der Verhältniſſe des bürgerlichen Lebens auf, geleitet von den aus dem gleichen Boden entſprungenen Romanen Samuel Richardſons (1689—1761), der in der „Clariſſa“ für ein tugendhaftes, durch die Künſte der Verführung in's Unglück geſtürztes Mädchen die allgemeine Theilnahme erregt hatte.

Aehnlich ſind die Motive in Leſſings „Miß Sara Sampſon“; England iſt auch hier der Schauplatz der Handlung. Die unglückliche, durch die Verſprechungen des Geliebten entführte Sara ſteht in erhabener Tugendreinheit neben der in allen Buhlkünſten erfahrenen leidenſchaftlichen Marwood und zwiſchen ihnen der hin und her ſchwankende Melleſont, der zuletzt, als Sara der Eiferſucht der Buhlerin zum Opfer gefallen iſt, durch Selbſtmord endet. Das Trauerſpiel iſt das Urbild der veredelten „Emilia Galotti“ wie der nachſtrömenden bürgerlichen Tragödien überhaupt, welche dieſe Seite des bürgerlichen Lebens, die Liebe neben der Cabale und Schwäche, möglichſt ausgebeutet haben. An friſcher, lebendiger Kraft überragte Leſſings Werk alles Bisherige ſo ſehr, daß es allenthalben lauten Beifall und reichliche Thränen hervorrief. Der Dichter legte dies Mal ſelbſt ſo viel Werth auf den Erfolg der Bühnenaufführung, daß er zu der erſten Vorſtellung durch die ackermann'ſche Geſellſchaft nach Frankfurt an der Oder (am 10. Juli 1755) hinüberreiſte.

Der Grund, daß ſich „Miß Sara Sampſon“ nicht mehr auf der Bühne hat halten können, liegt in der Breite der ganzen Anlage und der rhetoriſchen Ueberfülle des Dialogs; nach Richardſons Vorbild beſtrebt ſich Leſſing, jeden Moment der langſam ſich entwickelnden oder leidenſchaftlich wechſelnden Empfindung auf

Digitized by Google

das genaueſte wiederzugeben. Aber noch iſt ſeine Proſa da und dort unbeholfen und ſchwerfällig; die volle Naturwahrheit in der Schilderung der Situationen, die lebendige Individualiſierung der Charaktere iſt noch nicht erreicht. Allein der Weg war gewieſen, den das Drama der nachfolgenden Periode einzuſchlagen hatte, um der franzöſiſchen Stützen entrathen zu können und zu ſelbſtändigem Gange fähig zu werden. Aeußerlich befolgte Leſſing die Vorſchriften der franzöſiſchen Bühne: die Einheit des Ortes iſt ziemlich ſorgfältig, die Einheit der Zeit und der Handlung auf das ſtrengſte gewahrt. Im Weſentlichen dagegen verfuhr er ganz frei. Die proſaiſche bürgerliche Tragödie mit engliſchen Sitten wurde durch ihn in Deutſchland heimiſch; die „Miß Sara“ hatte mehrere Nachfolgerinnen im deutſchen Drama, und wäre nicht gleich darauf die Kriegszeit dazwiſchen getreten, welche die Schauſpielertruppen zerſtreute und ſelbſt in den größeren Städten das Theater in Verfall brachte, ſo würde die unmittelbare Wirkung des Stückes noch mächtiger geweſen ſein.

Die Vollendung dieſes Dramas hatte Leſſing dergeſtalt in Anſpruch genommen, daß er ſich eine Zeit lang von allen Berliner Verbindungen losſagte und aus den Zerſtreuungen der großen Stadt ſich nach dem ſtillen Potsdam zurückzog, wo er ſelbſt Kleiſt, deſſen Umgang er ſpäter ſo ſehr ſchätzen lernte, nicht aufſuchte. In Berlin jagte wieder ein literariſcher Plan den andern, ohne daß ein einziger zur Reife kam. Es handelte ſich zunächſt um neue journaliſtiſche Unternehmungen, unter denen die gemeinſchaftlich mit Mendelsſohn projectierte Zeitſchrift „das Beſte aus ſchlechten Büchern“, wovon 1765 ein Heftchen gedruckt wurde, durch ihre echt leſſing'ſche Originalität vornehmlich merkwürdig iſt. Auch beſchäftigten ihn Pläne zu einer feſten Anſtellung; ſogar an der Moskauer Univerſität, wo man die Profeſſur der deutſchen Sprache und Beredſamkeit beſetzen wollte, ſchien ſich dazu eine Ausſicht zu eröffnen, die bald wieder verſchwand. Sein

Digitized by Google

eigentlicher Platz war das Theater; zu dieſem zog ihn ein ſtets von neuem erwachendes Bedürfnis ſein ganzes Leben hindurch hin.

In Leipzig war um dieſe Zeit das Theaterunternehmen Kochs, mit dem Leſſing ſchon bei ſeinem früheren Aufenthalt daſelbſt in vertrautem Verkehr ſtand, zu großer Bedeutung gelangt; in ſeiner Geſellſchaft befand ſich ſeit einigen Jahren als erſter Schauſpieler der talentvolle Brückner, welcher Leſſing zum Theil ſeine theatraliſche Bildung verdankte. Im Herbſte 1755 verſchwand Leſſing plötzlich aus Berlin und lebte in Leipzig wieder mit Schauſpielern und unter dramatiſchen Arbeiten. Er gerieth in das Studium der Luſtſpiele Goldonis und faßte ſogleich den Entſchluß, einen Band von ſechs Luſtſpielen drucken zu laſſen. Indeß als er mit dem erſten, der „glücklichen Erbin“ (nach Goldonis „l'erede fortunata“), bis zum Schluß des zweiten Aufzugs gelangt war, verlor der Verleger, dem das Manuſcript nicht raſch genug geliefert ward, und dann auch der Autor die Luſt. Nur der erſte Aufzug iſt uns erhalten; man erſieht aus dieſem Bruchſtück, daß Leſſing im Luſtſpiel noch auf der Stufe ſeiner früheren Stücke ſtand.

Mit Weiße erneuerte er den freundſchaftlichen Verkehr. Durch ſeine Operetten hatte ſich dieſer auf's neue den Beifall der Menge erworben; doch ließ ſich Leſſings Urtheil dadurch nicht beſtechen. In der kurzen, von Weiße ſelbſt mitgetheilten Aeußerung ſprach es ſich treffend aus: „Wenn es Ihnen“, ſagte Leſſing zu ihm, „nur nicht immer ſo leicht würde, wenn ich Ihnen nur die Arbeit recht ſchwer machen könnte, ſo würden Sie ein Schriftſteller werden — ich ſage nichts mehr.“ Weiße überließ er, da er ſich ſelbſt nicht dazu verſtehen mochte, die Abkürzung der „Miß Sara Sampſon“ für die erſte Aufführung auf der Leipziger Bühne. Mit ihm machte er auch kleine Ausflüge nach Altenburg und Gera. Gegen das Frühjahr 1756 beſuchte er Dresden und Camenz; nach langer Trennung ſah er ſeine Eltern wieder.

Digitized by Google

Um dieſe Zeit bot ſich ihm eine unerwartete Gelegenheit zur Befriedigung ſeines Verlangens, die Welt zu ſehen und ſich aus dem einförmigen literariſchen Leben herauszureißen. Mit welcher Freude er dieſe Gelegenheit ergriff, ſchildern uns ſeine Briefe. „Ich muß allerdings“, ſchreibt er an Mendelsſohn, „zu keiner unglücklichen Stunde aus Berlin gegangen ſein ..... Ich werde nämlich nicht als ein Hofmeiſter [eine ſolche Stelle als Reiſebegleiter hatte Sulzer ſchon in Berlin für ihn gehabt], nicht unter der Laſt eines mir auf die Seele gebundenen Knabens, nicht nach den Vorſchriften einer eigenſinnigen Familie, ſondern als der bloſe Geſellſchafter eines Menſchen reiſen, welchem es weder an Vermögen noch an Willen fehlt, mir die Reiſe ſo nützlich und angenehm zu machen, als ich mir ſie nur ſelbſt werde machen wollen ..... Er iſt geneigt, mir alle Einrichtung zu überlaſſen, und am Ende wird er mehr mit mir als ich mit ihm gereiſet ſein.“ Es war ein junger, unabhängiger Leipziger, Namens Winkler, Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens. Da dieſer eine große Reiſe unternehmen wollte, wurde ihm Leſſing durch einen Freund als Geſellſchafter vorgeſchlagen. Die Reiſe ſollte von Oſtern 1756 an zwei ein halb bis drei Jahre dauern, und vertragsmäßig ſollte Leſſing jährlich einen Gehalt von dreihundert Thalern erhalten und freie Station haben. Am 10. Mai 1756 verließen die Reiſenden Leipzig und wandten ſich über Magdeburg, Halberſtadt, wo Gleim beſucht wurde, Braunſchweig und Hannover, überall mit Muße verweilend, nach Hamburg. Hier machte Leſſing die Bekanntſchaft Eckhofs, des größten Schauſpielers ſeiner Zeit, der ſich in einem Briefe an Weiße über die Tage ihres Umgangs mit lebhafter Freude äußerte. Von dort ſchlugen ſie über Bremen, Oldenburg und Emden den Weg nach dem nördlichen Holland ein und fuhren über die Zuiderſee nach Amſterdam, wo ſie am 29. Juli anlangten. Von hier aus gedachten ſie demnächſt nach England überzuſetzen; allein vorher ſchon fand

Digitized by Google

die Reise ihr Ziel. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen; die Preußen waren in Sachsen eingefallen, hatten Leipzig besetzt, und der Commandant der Stadt, General von Hausen, wählte das Haus zur großen Feuerkugel, das Winklers Eigenthum war, zur Wohnung. Dieser beeilte sich daher zurückzukehren, und Lessing befand sich seit Anfang des October wieder in Leipzig.

Zwar war der Reiseplan noch nicht ganz aufgegeben; allein in Folge von mancherlei Mißhelligkeiten, die schon unterwegs zu Zeiten das gute Einvernehmen gestört hatten, löste sich das Verhältnis bald völlig auf. Besonders hatte Lessing durch witzige Aeußerungen, in denen er für Preußen Partei zu nehmen schien, sowie durch seinen Umgang mit preußischen Officieren den sächsischen Patriotismus gegen sich aufgebracht. Da sich Winkler trotz des Contracts zu keiner Entschädigung bestimmen lassen wollte, so blieb Lessing nichts übrig, als seine Ansprüche auf dem Rechtswege geltend zu machen. Doch gelangte er erst nach einem achtjährigen Processe zu seinem Rechte; von der Summe, die ihm Winkler 1764 auszahlen mußte, blieb ihm nach Abzug der Kosten nicht einmal die Hälfte, kaum dreihundert Thaler, übrig.

Lessing blieb die erste Zeit nach seiner Reise, so sehr er sich zu seinen Berliner Freunden sehnte, in Leipzig, um den Gang seines Processes abzuwarten. Seine Lage war so kümmerlich und drückend wie nur je vorher. Durch literarische Arbeiten mußte er sich seinen kärglichen Unterhalt verschaffen; allein diese Erwerbsquelle versiegte in den Kriegsjahren, und um das tägliche Brod zu arbeiten, war überhaupt Lessings Sache nicht. Daher schlug er auch Hofmeisterstellen beharrlich aus. Die Noth veranlaßte die Uebernahme einiger Uebersetzungen. Er übertrug um diese Zeit Hutchesons „Sittenlehre der Vernunft", Richardsons „Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten äsopischen Fabeln" und Laws „ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben". Die letzte dieser Ueber-

ſetzungen mußte Weiße vollenden; denn Leſſing, dem in Leipzig, wie er Mendelsſohn geſtand, Zeit und Weile lang wurde — und vor allem bei ſolchen Arbeiten —, war im März 1756 auf mehrere Wochen nach Dresden gereiſt.

Der Aufenthalt in Leipzig ward ihm am meiſten durch den Umgang mit Ewald Chriſtian von Kleiſt verſüßt, der bald nach Leſſings Rückkehr als Major nach Leipzig verſetzt wurde; zu ihnen fanden ſich deſſen vertrauter Freund Johann Joachim Ewald, als Verfaſſer von Sinngedichten bekannt, Weiße, Joachim Wilhelm von Brawe, der in Leipzig ſtudierte und mit dramatiſchen Arbeiten ſich beſchäftigte, überdies ein Freund philoſophiſcher Discuſſionen. Es bildete ſich ſonach ein Kreis von Literaturfreunden, in welchem manchfache geiſtige Intereſſen zur Sprache kamen. Kleiſt erzählte oft mit Wärme von dem biederen Leſſing — die beiden edlen Charaktere zogen ſich gegenſeitig an —; er bekannte, daß er ſeinem erheiternden Umgang die Geneſung von ſeinem hypochondriſchen Leiden verdanke, und doch war Leſſings Gemüth gerade damals von Sorge und Unmuth umwölkt. Mit inniger Theilnahme gedachte Kleiſt mehrmals der troſtloſen Lage ſeines trefflichen Leſſing; auch ließ er ihm auf zarte Weiſe manche Unterſtützung zukommen. Noch als Leſſing wieder nach Berlin übergeſiedelt war, ſtellte er ihm durch Gleim ein Geſchenk von hundert Thalern zu; Leſſing ſchrieb darauf unter dem 6. Auguſt 1758 an Gleim: „Der Herr von Kleiſt iſt ein zu großmüthiger Freund, und auch das heißt ſchon ſein gutes Herz mißbrauchen, wenn man nur alles annimmt, was es freiwillig thut. Ich habe mir dieſen Vorwurf ſchon längſt zu machen und bin nicht ſelten darüber mißvergnügt.“

Es konnte den Anſchein gewinnen, als ob Leſſing, nachdem der Krieg die kochiſche Geſellſchaft von Leipzig vertrieben hatte, der Beſchäftigung mit dem Drama ganz entſagt habe, und in der That urtheilte Weiße ſo; Leſſing fand eben die theatraliſchen

Digitized by Google

Arbeiten des einſtigen Studiengenoſſen nunmehr ſo ungenügend, daß er im Verkehr mit ihm auf ein tieferes Eingehen in dramatiſche Theorien und Entwürfe Verzicht leiſtete. Das Drama war ſein Lebenselement geworden, zu dem es ihn immer unwillkürlich zurückzog. Zwar gerieth die „theatraliſche Bibliothek“ in's Stocken, und erſt 1758 erſchien nach dreijähriger Pauſe das letzte Heft derſelben. Allein eine neue Anregung gieng von der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ aus, einem umfaſſenden literariſchen Unternehmen Nicolais, der kurz vor dem Ausbruche des Kriegs ſein Project ankündigte; zugleich hatte er damit eine Aufforderung zu einer dramatiſchen Preisbewerbung verbunden, worin der Herausgeber fünfzig Thaler für das beſte deutſche Trauerſpiel ausſetzte. Seitdem war es ſchwieriger geworden, einen Verleger für die neue Zeitſchrift zu gewinnen. Leſſings Bemühen gelang es, den Buchhändler Dyk in Leipzig zur Uebernahme willig zu machen, ſo daß mit dem Jahre 1757 der erſte Band erſcheinen konnte. Leſſing beſorgte, ſo lange er in Leipzig war, die Correctur, ſah das Manuſcript vor dem Drucke durch und änderte oder ſtrich darin nach eignem Ermeſſen, lieferte jedoch nur wenige Beiträge aus ſeiner Feder. Mendelsſohn ward ein fleißiger Mitarbeiter und Mitherausgeber. Durch die vereinten Beſtrebungen der Freunde wurde die „Bibliothek“ zu der erſten bedeutenderen Zeitſchrift in Deutſchland, die weder Gottſched noch den Schweizern diente, ſondern ſelbſtändig über den Parteien ſtand. Da die „Bibliothek“ mit Nicolais „Abhandlung vom Trauerſpiele“ beginnen ſollte, gleichſam als dem Inbegriff der Regeln, nach denen die Preisrichter zu entſcheiden gedachten, ſo wurde Leſſing durch ſeine Berliner Freunde in eine ſchriftliche Discuſſion des Weſens der Tragödie hineingezogen, welche, durch eine Reihe von Briefen fortgeführt, ein anziehendes Vorſpiel zu den Erörterungen der ſpätern „Dramaturgie“ ward.

Cronegks „Codrus“, dem nachmals der Preis ertheilt ward,

Digitized by Google

hatte Leſſings Beifall nicht; denn dieſes Drama gehörte noch ganz der alten Schule an. Höher ſchätzte er das vorwärts ſtrebende Talent ſeines Freundes Brawe, deſſen „Freigeiſt“ er zur Preisbewerbung einſandte. Das alles hatte auch in Leſſing den Productionstrieb wieder rege gemacht. Schon am 22. October 1757 ſchreibt er: „Es arbeitet hier noch ein junger Menſch an einem Trauerſpiele, welches vielleicht unter allen das beſte werden dürfte, wenn er noch ein paar Monate Zeit darauf wenden könnte.“ Er räth daher halb ſcherzend, Nicolai möge, da Cronegk inzwiſchen geſtorben war, für das nächſte Jahr wiederum einen Preis für ein Trauerſpiel ausſetzen. „Unterdeß“, ſchreibt er am 21. Januar 1758, „würde mein junger Tragicus fertig, von dem ich mir nach meiner Eitelkeit viel Gutes verſpreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel „Emilia Galotti“ gegeben. Er hat nämlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt als ihr Leben, für ſich ſchon tragiſch genug und fähig genug ſei, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drei Acten, und er braucht ohne Bedenken alle Freiheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen. So viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben.“ In Beziehung auf eben dieſen Plan ſchreibt er am 2. April an Mendelsſohn: „Ich bin auf einmal in eine Arbeit gerathen, in der ich mich gern auf keine

Digitized by Google

Weiſe habe unterbrechen wollen. Sie kennen mich, und ich kenne mich ſelbſt. Ich muß meine erſte Hitze zu nutzen ſuchen, wenn ich etwas zu Stande bringen will. Unterdeſſen haben Sie nicht Urſache, auf dieſe Arbeit neugierig zu ſein. Gegen Sie werde ich am wenigſten damit groß thun. Sie iſt faſt von der Art, von der nur Sie mich in Berlin ziemlich abgezogen haben." Das Werk blieb liegen, um erſt viele Jahre ſpäter in veränderter Geſtalt an's Licht zu treten.

Aus derſelben Quelle, der Liebe zu einer individuellen, an das wirkliche Leben der Gegenwart anknüpfenden Poeſie, leitete ſich Leſſings Intereſſe an den gleim'ſchen „Kriegsliedern eines Grenadiers" her, die er, ſobald die erſten Siegeslieder bekannt wurden, als eine bedeutende Erſcheinung der Lyrik begrüßte. Er beſorgte die erſte Ausgabe der Sammlung und empfahl ſie durch eine Vorrede der Liebe und Anerkennung der Nation. Im Mai 1758 erhielt Kleiſt Befehl, mit ſeinem Bataillon in's Feld zu rücken. Jetzt war auch Leſſing entſchloſſen, wieder nach Preußen ſeinen Wohnſitz zu verlegen und die Berliner Freunde aufzuſuchen. Noch vor Kleiſt, am 4. Mai 1758 reiſte er von Leipzig ab.

Geiſtig verjüngt und mit der Entſchiedenheit eines Mannes, welcher ſeines Zwecks ſich deutlich bewußt iſt, begann Leſſing ſeine literariſche Thätigkeit in Berlin. Hatte er beim Ausbruch des Krieges ſich beſchwert, er habe mit dem Könige von Preußen eine Rechnung abzumachen, weil er ihn gehindert, die Welt zu ſehen, ſo war dieſe durch die Schlacht bei Roßbach bezahlt. Von dem neugeweckten deutſchen Nationalgefühl war auch Leſſing inniger denn je ergriffen. Er warf den letzten Reſt franzöſiſcher Theorien von ſich, und die Idee einer nationalen Literatur ward ihm klarer und klarer. Deßhalb hieß er Gleims Kriegslieder freudig willkommen und warf einen forſchenden Blick in die ältere deutſche Literatur. Er las das „Heldenbuch" und die Rittergedichte des dreizehnten Jahrhunderts; er richtete ſeine Aufmerkſamkeit auf die kernhafte

Digitized by Google

ältere Lehr- und Fabelpoesie sowie auf die Dichter des dreißigjährigen Krieges. In Gemeinschaft mit Ramler, dessen Tact für Correctheit der Form er sehr hoch schätzte, unternahm er die Auswahl und Ueberarbeitung der Sinngedichte Friedrich von Logaus und gab in dem angehängten Glossar eine für jene Zeit höchst beachtenswerthe Probe deutscher Sprachforschung.

Das müßige Beiwerk der Kunstpoesie war ihm jetzt vollends zuwider geworden. Er suchte die Poesie auf ihre einfachen Grundnormen zurückzuführen. Dies Verfahren wandte er zunächst bei der Fabeldichtung an, bei der er die einfachen Formen der unter Aesops Namen aufbewahrten prosaischen Ueberlieferungen aus dem griechischen Alterthum herstellte. Die erste Anregung zur Wiederaufnahme dieser in früheren Jahren von Lessing eifrig gepflegten Poesie gieng wahrscheinlich von Richardsons Fabelbuche aus, das er in Leipzig übersetzte. Als er sich darauf mit einer Kritik der gleim'schen Fabeln beschäftigte, gewann seine Fabeltheorie eine festere Gestalt. 1759 erschienen „Fabeln, drei Bücher, nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts". Die Fabeln sind in schmuckloser Prosa verfaßt, ausgezeichnet durch Neuheit der Erfindung und treffende Präcision des Gedankens; die Abhandlungen verbreiten sich über das Wesen, die Behandlungsart und die Geschichte der Fabel. In ihnen erscheint Lessing am meisten unter allen seinen Schriften als Sohn seiner Zeit. Sein Satz, daß Kürze die Seele der Fabel sei, sein Versuch, den Gebrauch der Thiere in derselben zu erklären, beruht auf falschen Voraussetzungen und schreibt sich aus einer — damals allgemeinen — Unkenntnis der historischen Entstehung der Fabel her; die einzelnen Ergebnisse jedoch, zu denen Lessing gelangte, wirkten heilsam auf die Entwicklung unserer Literatur.

Auch im Drama tritt das Streben nach einfacher und gedrungener Darstellung hervor. Das herrlichste Beispiel würde uns sein „Doctor Faust" geben, an dem er seit einigen Jahren

Digitized by Google

arbeitete, wenn nicht dieſes Werk, das in der folgenden Zeit eifrig fortgeführt und vielleicht völlig zu Ende gebracht wurde, durch einen unglücklichen Zufall im Jahre 1775 verloren gegangen wäre. Nur wenige Scenen, die allerdings nur zum mindeſten Theil eine Verwandtſchaft mit Goethes Tragödie bekunden, haben ſich erhalten. Schon im März 1755 erwähnt Mendelsſohn das Drama, am 8. Juli 1758 berichtet Leſſing an Gleim: „Ich ſchreibe Tag und Nacht, und mein kleinſter Wunſch iſt jetzt, wenigſtens noch dreimal ſo viel Schauſpiele zu machen als Lope de Vega. Eheſtens werde ich meinen ‚Doctor Fauſt' hier ſpielen laſſen." Sein 1759 erſchienenes Trauerſpiel „Philotas", das aus einem einzigen, in die knappſten Formen gezwängten Acte beſteht, hat die einfachſte Anlage, die Darſtellung der Heldenthat eines Jünglings, der ſeinem Vaterlande freiwillig das Leben opfert. Die patriotiſche Begeiſterung, die der ſiebenjährige Krieg allenthalben entzündet hatte, durchflammt das Stück, deſſen Handlung in das klaſſiſche Alterthum verlegt iſt.

Der „Philotas" verrieth, daß Leſſing mit dem griechiſchen Drama vertrauter geworden war. Ein Zeugnis dieſer gründlichen Studien gibt uns ſein „Leben des Sophokles", wovon er 1760 ein aus gelehrten philologiſchen Unterſuchungen beſtehendes biographiſches Fragment, dem eine Analyſe der uns erhaltenen ſophokleiſchen Dramen ſich anſchließen ſollte, der Oeffentlichkeit übergab. Indeß verfolgte er mit gleicher Theilnahme die mit ſeiner Tendenz verwandten Beſtrebungen moderner Dramatiker. Daher entſchloß er ſich zu einer Ueberſetzung von Diderots Theater („der natürliche Sohn", „der Hausvater"), da dieſe bürgerlichen Dramen nicht blos mit ſeiner Oppoſition gegen das franzöſiſche Heldendrama zuſammentrafen, ſondern auch auf denſelben Grundlagen wie ſeine „Miß Sara" beruhten. Wenn gleich Leſſing ſpäter in der „Dramaturgie" namentlich dem „natür-

Digitized by Google

lichen Sohne“ nicht mehr ſeinen vollen Beifall ertheilte, zollte er doch noch in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Ueberſetzung, die in ſeinem Todesjahre erſchien, dem „Hausvater“ unbedingtes Lob und geſtand zu, daß der Verfaſſer desſelben den beſten Einfluß auf die Bildung ſeines Geſchmacks geübt habe: „Denn es mag mit dieſem auch beſchaffen ſein, wie es will, ſo bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muſter und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere, aber doch ſchwerlich eine, mit der am Ende mein Verſtand zufriedener geweſen wäre.“ Zu gleicher Zeit vermochte er mit jener großartigen Anſchauung, mit welcher er die tragiſche Größe des griechiſchen Dramas zum erſten Mal klar erfaßte, die Tragödien Shakeſpeares zu würdigen. Damals ſprach er das kühne, weithin in die Halle unſerer Literatur hineinſchallende Wort aus: „Wenn man die Meiſterſtücke des Shakeſpeare mit einigen beſcheidenen Veränderungen unſern Deutſchen überſetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von beſſern Folgen geweſen ſein, als daß man ſie mit dem Corneille und Racine ſo bekannt gemacht hat. Erſtlich würde das Volk an jenem weit mehr Geſchmack gefunden haben, als es an dieſen nicht finden kann, und zweitens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von dieſen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden, und am leichteſten von ſo einem, das alles blos der Natur zu danken zu haben ſcheinet und durch die mühſamen Vollkommenheiten der Kunſt nicht abſchrecket. Auch nach den Muſtern der Alten die Sache zu entſcheiden, iſt Shakeſpeare ein weit größerer tragiſcher Dichter als Corneille, obgleich dieſer die Alten ſehr wohl und jener faſt gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechaniſchen Einrichtung und Shakeſpeare in dem Weſentlichen näher.“ Leſſings Urtheil über den engliſchen Dramatiker war maßvoll und darum unantaſtbar richtig; auf die Kenntnis und Einführung Shakeſpeares

Digitized by Google

in unſere Literatur wirkte es in jedem Sinne ſegensvoll. Hierin erwies ſich Leſſings Kritik mit am fruchtbarſten, die jetzt, während des Berliner Aufenthaltes, zur vollen Reife gediehen war.

Gegen den Herbſt 1758 ſtarb Nicolais älterer Bruder, der bisherige Inhaber der Buchhandlung. Nun mußte jener ſeine Abſicht, in Muße nach ſeiner Neigung den literariſchen Beſchäftigungen zu leben, aufgeben und das Geſchäft übernehmen. Sowohl weil dies ſeine Zeit ſehr in Anſpruch nahm, als auch weil es unpaſſend erſchien, als Buchhändler ein in einem fremden Verlage erſcheinendes Journal zu redigieren, übertrug er die Herausgabe der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und der freien Künſte“ vom fünften Bande an dem lange widerſtrebenden Jugendfreunde Leſſings Weiße in Leipzig.

Im erſten Augenblicke dachte er nicht an das Unternehmen einer neuen Zeitſchrift. Der Plan zu einer ſolchen gieng von Leſſing aus. Nicolai erklärte ſich 1782 darüber: „Die damaligen Journale waren faſt alle froſtig, ſeicht, parteiiſch, voll Complimente; der Gedanke, daß man ein beſſeres ſchreiben ſollte, worin beſonders die Wahrheit deutlich herausgeſagt würde, war ganz natürlich.“ Damit iſt der erſte Keim der „Briefe die neueſte Literatur betreffend“ bezeichnet, welche mit dem 4. Januar 1759 in Nicolais Verlage zu erſcheinen begannen. Von Leſſing gieng auch die Idee aus, die Form von Briefen zu wählen; er machte ſich anheiſchig, die meiſten Beiträge zu liefern, wie denn auch die erſten ſechs Theile ihrem erheblichſten Inhalte nach von ihm herrühren, und beſtimmte dadurch den Standpunkt, den man einhalten wollte, und den Ton der Kritik. Neben ihm griff Mendelsſohn thätig mit ein; Nicolai hat an dem Inhalt der erſten Bände nur geringen Antheil.

Die Wirkung, die von den Literaturbriefen ausgieng, war recht eigentlich Leſſings Verdienſt. Ihr Hauptzweck war eine freie, ſelbſtändige, über alle perſönlichen Rückſichten ſich hinweg-

ſetzende Kritik, ein offener Kampf gegen veraltete Theorien, gegen Engherzigkeit und geiſtloſe Mittelmäßigkeit, während in den übrigen kritiſchen Zeitſchriften bald das lobhudelnde Cliquenweſen, bald die rückſichtsvolle Zahmheit kein entſchiednes Urtheil aufkommen ließ. Was in der „Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ mit ungenügenden Kräften verſucht worden war, leiſteten die Literaturbriefe; ihre Verfaſſer ſahen von theoretiſchen Abhandlungen ab und beſchränkten ſich auf die Kritik der Schriften, die in Deutſchland während des ſiebenjährigen Krieges erſchienen waren. Der letzte Schweif von Gottſched und Bodmer, die poetiſchen Verſuche des ſeiner eigentlichen Natur entfremdeten jungen Wieland, die matten Lehrgedichte, die Aufſätze Cramers im „nordiſchen Aufſeher“, welche Religion und Philoſophie zu verquicken ſuchten, ſelbſt einige Beiträge Klopſtocks, dem Leſſing ſonſt das höchſte Lob zollte, zu jener Zeitſchrift — kurz alles, was in erſtorbenen Formen ein ſchwächliches Daſein friſtete, ward von den Streichen der lebensfriſchen Kritik getroffen, und während auf der einen Seite vernichtet ward, wies auf der andern dieſelbe Kritik eine neue Bahn für die werdende Literatur. Herder durfte in Beziehung auf die Literaturbriefe ſagen, die Quelle des guten Geſchmacks ſei geöffnet; man ſolle nur kommen und trinken.

Leſſings beweglichem Geiſte, der immer nach neuen Lebenselementen ſuchte und ſie raſch ergriff, ward es ſchwer, an einem Orte lang auszuhalten. Was zuſammentreffen mochte, um ihm Berlin wieder zu verleiden, iſt nirgends mit deutlichen Worten ausgeſprochen; doch läßt es ſich aus den dortigen Verhältniſſen einigermaßen ſchließen. Die Geiſtesgemeinſchaft mit ſeinen Freunden war nicht mehr innig genug, um ihm den Verkehr mit ihnen unentbehrlich zu machen, ſtets mußte er das Gefühl in ſich tragen, von ihnen nicht verſtanden zu werden und ſie zu der freien Höhe ſeiner geiſtigen Anſchauung nicht heraufziehen zu können, während ſie doch häufig Miene machten, gegen ihn einen

Digitized by Google

hofmeiſterlichen Ton anzunehmen. Etwas der Art läßt ſich zwiſchen den Zeilen leſen, wenn er nach ſeiner Abreiſe von Berlin in einem Briefe an Ramler ſich ſelbſt mit den Worten apoſtrophiert: „Wareſt du nicht Berlins ſatt? Glaubteſt du nicht, daß deine Freunde deiner ſatt ſein müßten? daß es bald wieder einmal Zeit ſei, mehr unter Menſchen als unter Büchern zu leben? daß man nicht blos den Kopf, ſondern nach dem dreißigſten Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht ſein müſſe?“ Mehr als früher regte ſich nunmehr das Verlangen, endlich durch eine Anſtellung der Nothwendigkeit überhoben zu ſein, nur von der Feder zu leben. Zur Erfüllung dieſes Wunſches bot ſich ihm 1760 eine Gelegenheit. Der General von Tauentzien, Gouverneur von Breslau, machte ihn zu ſeinem Secretär. Ohne ſeinen Freunden etwas von der Sache mitzutheilen, entfernte er ſich aus Berlin, wo man ihm noch kurz vor ſeiner Abreiſe die Ehre erwieſen hatte, ihn zum auswärtigen Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften zu ernennen. Er reiſte über Frankfurt an der Oder — eine „Wallfahrt“ zu dem Grabe ſeines Kleiſt — und traf in den letzten Novembertagen in Breslau ein.

Die oberflächlichen Beurtheiler konnten ſich nicht erklären, was Leſſing zu dieſem Schritte vermocht haben möge. Zu dieſen gehörten auch ſeine Berliner Freunde, die Leſſing ſeiner Gewohnheit gemäß nicht einmal dabei zu Rathe gezogen hatte. Sie glaubten ihn für die Literatur verloren, weil er nicht mehr ein fleißiger Mitarbeiter an den Literaturbriefen war, deren Fortbeſtehen durch ſeinen Abgang ernſtlich bedroht war. Mendelsſohn, nunmehr faſt ihr ausſchließlicher Verfaſſer, konnte der Aufgabe allein nicht genügen; nur indem man den talentvollen Thomas Abbt (1738—1766), der ſich durch die Schrift „vom Tode für das Vaterland“ bereits einen geachteten Namen unter den deutſchen Proſaikern erworben hatte — 1765 folgte ſein Werk „vom Verdienſte“ —, als Mitarbeiter gewann, konnten die

Literaturbriefe bis über den Friedensschluß hinaus (1765) fortgesetzt werden. Aber Lessing pflog mit den Freunden auch nicht mehr wie von Leipzig aus in Briefen philosophische Erörterungen. Ihnen schien seine Existenz jetzt zwischen mechanischen Secretärarbeiten und dem lockeren Zeitvertreib der vornehmen militärischen Welt getheilt zu sein. Es war allerdings in ihren Klagen etwas Wahrheit. Die besten Vormittagsstunden wurden durch seine Geschäfte in Anspruch genommen, die Mußestunden durch die zahlreiche Bekanntschaft, in die er gerieth. Er gieng der großen Welt nicht wie in seinen früheren Verhältnissen aus dem Wege, sondern gab sich den Zerstreuungen des Umganges hin, war Abends in Gesellschaft und — spielte. Er bekam einen leidenschaftlichen Hang zum Hazardspiel, der ihn nie wieder verlassen hat. Gewinn und Verlust, meinte er, habe sich bei ihm so ziemlich ausgeglichen. Die Ermahnungen der Freunde überhörte er. Mendelssohn warnte ihn durch die „Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen", die er einigen für ihn und vertraute Freunde bestimmten Exemplaren seiner „philosophischen Schriften" vordrucken ließ; der Schluß derselben lautete: „Die Spötter sagen: Rufe laut! Er dichtet, hat zu schaffen, ist über Feld oder schläft vielleicht, daß er erwache! — O nein! Dichten kann er, aber leider! will ja nicht. Reisen möchte er, aber das kann er nicht. Zum Schlafen ist sein Geist zu munter und zu Geschäften zu faul. Sonst war sein Ernst das Orakel der Weisen und sein Spott eine Ruthe auf dem Rücken der Thoren; aber itzt ist das Orakel verstummt, und die Narren trotzen ungezüchtiget. Er hat seine Geißel andern übergeben, aber sie streichen zu sanft, denn sie fürchten Blut zu sehen. — Und er,

Wenn er nicht hört noch spricht, nicht fühlt
Noch sieht, was thut er denn? — Er spielt."

Lessing selbst hatte Momente des Mißmuths, in denen er sich bitterer anklagte, als die besorgten Freunde es nur je hätten

Digitized by Google

thun können. „Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt,“ ſchrieb er am 30. März 1761 an Mendelsſohn; „aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten als das anſtrengendſte Studieren, daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden, daß — — Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen, er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten, aufzuopfern! Hundertmal habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch, kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?“ Er fügte aber dieſem Ausbruch der Schwermuth gleich die Worte hinzu, er habe vielleicht heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich nichts in ſeinem wahren Lichte zeige.

Es iſt dies nur die eine Seite. Auf der andern ſteht ſein muthiges Wort: „Ich beginne ein Mann zu werden.“ Der Aufenthalt in Breslau war für Leſſing eine Bildungsſchule, wie ſie ihm die einſame Studierſtube nimmer hätte gewähren können. Er trat auf eine größere Weltbühne, verkehrte mit Menſchen von verſchiedenartigem Weſen und Charakter, mit dem Adel und den Officieren wie mit den Bürgern und Bauern, mit denen ihn ſein Amt in die vielfachſten Berührungen brachte. Im Sommer 1762 begleitete er den General zur Belagerung von Schweidnitz und im folgenden Jahre nach Potsdam zum Könige, von wo aus er ſeinen Freunden in Berlin einen Beſuch abſtattete. Bei ſeiner ſcharfen Beobachtungsgabe erwarb er ſich einen Reichthum von Menſchenkenntnis und Welterfahrungen; er ſpielte mit in dem Drama des gegenwärtigen nationalen Lebens. Waren ſeine bisherigen dramatiſchen Arbeiten das Ergebnis kritiſcher Literatur-

Digitized by Google

ſtudien, ſo ward „Minna von Barnhelm“ das erſte wahre Nationaldrama. Leſſing ſchrieb den Entwurf 1763 in heiteren Frühlingsmorgenſtunden in einem Garten bei der Stadt. Das Theater beſuchte er fleißig, wenn er gleich in den wenigſten Vorſtellungen bis zu Ende auszuhalten vermochte. Die ſchuch'ſche Truppe, die damals in Breslau ſpielte, war zwar nicht ausgezeichnet; aber er holte ſich Nahrung für ſeinen Geiſt auch aus dem kernhaften Witz der Burlesken, in denen für ihn noch Goldkörner nationaler Komik zu finden waren. „Nur ſelten“, ſagt der Schauſpieler Johann Chriſtian Brandes in ſeiner Selbſtbiographie, „wurden die Vorſtellungen guter Burlesken, beſonders zu des verſtorbenen ältern Schuchs Zeiten, von ihm verabſäumt.“ Er empfand wieder Luſt an ſeinem „Fauſt“ zu arbeiten, und mancherlei andere dramatiſche Entwürfe entſtanden, die nicht einmal fragmentariſch zur Ausführung kamen.

Am wenigſten ahnten ſeine Freunde, daß er ſeine gelehrten Studien keineswegs an den Nagel hieng. Sein Einkommen verwandte er durchaus nicht blos für den Tand der großen Welt, ſondern er ſammelte ſich eine bedeutende Bibliothek, durchſuchte die öffentlichen Bücherſchätze und verkehrte mit gelehrten Philologen, auch wenn ſie wie Arletius ausgemachte Pedanten waren. Beſonders nachdem er 1764 eine ſchwere Krankheit überſtanden hatte, zeigte ſich ſein Geiſt wieder in ſeiner vollen Spannkraft. Es tritt uns wieder der ganze Leſſing entgegen, wenn er mitten unter Zerſtreuungen Materialien zum „Laokoon“ ſammelt, an den altdeutſchen Anekdoten- und Novellenſammlungen ſich erfriſcht, die Gedichte des Andreas Scultetus aus dem Staube der Bibliotheken hervorzieht und die Kirchenväter lieſt, um der Verfaſſung und dem Dogma der älteſten chriſtlichen Kirche vorurtheilsfrei in den Quellſchriften nachzuforſchen. Der Baum war wieder in friſchem Wachsthum; die Früchte reiften ſchnell, und die Zeit war nicht mehr fern, wo er nur zu

Digitized by Google

ſchütteln brauchte, um ſie der deutſchen Nation in den Schoß fallen zu laſſen.

Schon im November 1763 ſchrieb er dem Vater: „Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Gleis komme;“ noch beſtimmter in einem Briefe vom 13. Juni 1764: „Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begriff ſollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer ſein könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entſchloſſen, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahieren. Ich bin über die Hälfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Reſt desſelben noch zum Sklaven zu machen.“ Weil er eine ſolche Sklaverei fürchtete, ſchlug er einen Ruf an die Königsberger Univerſität als Profeſſor der Beredſamkeit aus. Seitdem er in das Studium der alten Kunſtgeſchichte ſich vertieft hatte, beſchäftigte ihn der Lieblingsgedanke, nach Wien zu gehen und die kaiſerliche Bibliothek für ſeinen Zweck zu benützen, von dort Italien und vielleicht das Heimathland der antiken Kunſt mit eignen Augen zu ſehen. Um Oſtern 1765 verließ er Breslau und ſeine bisherige Stellung. „Wie es weiter werden wird,“ äußerte er in dem erwähnten Briefe an den Vater, „iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weiß nicht was für Umſtände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten ſetzen können, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſicht. Ich habe ein beſſres und habe Freunde.“ Er nahm ſeinen Weg über Camenz nach Leipzig und reiſte von dort in Nicolais Geſellſchaft nach Berlin.

Als Leſſing nach Berlin in die früheren Verhältniſſe zurück-

Digitized by Google

kehrte, war es nicht, wie die Welt von ihm glaubte, seine Absicht, sich auf's neue als Journalist der Kritik der Tagesliteratur zu unterziehen. Er schloß 1765 die Literaturbriefe, wie er sie in's Leben gerufen und eingeleitet hatte, und überließ es Nicolai, die „allgemeine deutsche Bibliothek", welche das gesammte Literaturgebiet umfassen sollte, nach dessen eignem Plane (seit 1765) herauszugeben, ohne sich in die Tendenz und die Redaction dieser Zeitschrift einzumischen. Da man damals in den kritischen Journalen ängstlich die Anonymität wahrte, so konnte es bei seinem früheren Verhältnisse zu den Literaturbriefen nicht ausbleiben, daß man ihn bei manchen Angriffen der „allgemeinen deutschen Bibliothek" für den Urheber oder den Mitschuldigen hielt und seiner Versicherung, daß von ihm in der neuen Zeitschrift keine Zeile stehe, nur geringen Glauben schenkte. Ueberdies waren Mendelssohn und Abbt eifrige Mitarbeiter des Journals, in welchem es Nicolai gelang, auf mehrere Jahrzehnte hinaus Beiträge von einer unübersehbaren Anzahl der verschiedenartigsten deutschen Schriftsteller zu vereinigen.

Lessing benützte seine zweijährige Muße in Berlin hauptsächlich zur Ausarbeitung der Breslauer Entwürfe „Laokoon" und „Minna von Barnhelm".

Im Jahre 1766 erschien „Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie. Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte. Erster Theil." Ein zweiter und dritter Theil sollten folgen: von jenem wurde nur ein ausführlicher Entwurf ausgearbeitet; von diesem scheint kaum etwas aufgezeichnet worden zu sein. Indem Lessing von Winckelmanns Erstlingsschrift „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst" und von der Betrachtung der berühmten Laokoonsgruppe ausgieng, welche 1506 unter Papst Julius II. aufgefunden wurde, entwickelte er das Wesen der bildenden Kunst

Digitized by Google

in ihrem Verhältniſſe zur Poeſie. Er zog den Schleier weg von Homer und Sophokles, den größten Vertretern der griechiſchen Poeſie, mit der er aus eigner Anſchauung vertrauter war als mit den Werken der bildenden Kunſt. Mit jener Schärfe, mit der er überall in ſeiner Kritik die Begriffe zu ſondern und die Grenzen jedes einzelnen geiſtigen Gebietes zu beſtimmen ſtrebte, ſuchte er die jedem der beiden Kunſtgebiete eigenthümlichen Principien auf. Das Weſen der bildenden Kunſt ſetzte er in die Darſtellung ſchöner Körper, die neben einander und bleibend im Raume erſcheinen, das der Poeſie vorzugsweiſe in die Schilderung von Handlungen, die nach einander und vorübergehend in der Zeit ſich folgen. Die alte Vermiſchung der Poeſie und Malerei, die jüngſt erſt wieder durch Breitingers Theorie gefördert worden war, ſomit die in der ganzen vorangehenden Literaturperiode mit Vorliebe gepflegte didaktiſche und beſchreibende Dichtung ward beſeitigt, dagegen das Drama und dieſem zunächſt das Epos als die höchſte Stufe poetiſcher Darſtellung bezeichnet. Man muß ſich den Zuſtand der damaligen dichteriſchen Literatur vergegenwärtigen, um die Zaubermacht der Einwirkung dieſes Werkes, das für alle ſtrebenden Geiſter den heiteren Himmel wahrer Kunſt ausbreitete, nachzuempfinden. Die Poeſie erſchien zu ihrer reinſten, erhabenſten Würde verklärt, indem ſie der ideale Ausdruck freier Menſchlichkeit ward. „Wie vor einem Blitz“, ſagt Goethe im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit“, auf ſeine Jugend zurückblickend, „erleuchteten ſich uns alle Folgen dieſes herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöſt.“ Nicht blos durch den tiefen Gedankengehalt, ſondern auch durch die unübertreffliche Schönheit der Darſtellung iſt dieſe Schrift unter Leſſings wiſſenſchaftlichen Arbeiten das vollendetſte Kunſtwerk geworden. Er zieht uns mit dramatiſcher Gewandtheit mitten in die Unterſuchung hinein, feſſelt

Digitized by Google

unser Interesse durch anmuthige Seitenwege und führt uns unerwartet auf neue Standpunkte, von wo sich uns freie Aussichten nach verschiedenen Seiten eröffnen. Wir müssen mit ihm suchen, mit ihm die manchfachen Irrpfade durchwandern, damit wir auch das Resultat zuletzt mitgefunden zu haben glauben. Herder konnte daher mit Recht sagen, Lessings „Laokoon" sei „ein Werk, an welchem die drei Huldgöttinnen unter den menschlichen Wissenschaften, die Muse der Philosophie, der Poesie und der Kunst des Schönen geschäftig gewesen".

„Minna von Barnhelm" brachte Lessing schon größtentheils ausgearbeitet von Breslau, so daß „verfertiget im Jahr 1763" auf den Titel gesetzt ward. In Berlin wurde das Stück vollendet und abgerundet, wobei der Dichter seinen Freund Ramler zu Rathe zog, zu dessen Sinn für Correctheit er großes Vertrauen hegte. Die meisten seiner Verbesserungsvorschläge, die indeß nur Einzelheiten betrafen, billigte er durch die Aufnahme in den Text. 1767 erschien „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück" besonders und in der Sammlung seiner Lustspiele, und das erste deutsche nationale Lustspiel begann von der Bühne herab, auf Liebhabertheatern und in Familienzirkeln eine so gewaltige, allgemeine Wirkung zu äußern, daß der Verfasser einsah, er habe nicht nur, wie er gewünscht, sich selbst, sondern auch alles bis dahin Vorhandene übertroffen. Alle dramatischen Dichtungen, die der „Minna" vorangiengen, Lessings eigne Dramen nicht ausgenommen, sind jetzt von der deutschen Bühne verschwunden; mit diesem Stücke treten wir in die neue Aera der dramatischen Kunst. „Diese Production", sagt Goethe in seiner Autobiographie, „war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtkunst bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete." Die deutsche Dichtung bemächtigte sich hier zum ersten Mal des nationalen Lebens und erschien als eine aus der kaum ver-

Digitized by Google

schwundenen kriegerischen Zeitepoche unmittelbar hervorgegangene Schöpfung. Einige Anspielungen auf die Ereignisse der letzten Jahre mahnten auch im einzelnen den Leser und Hörer des Stückes an die unmittelbare Gegenwart; die Handlung des Dramas verlegte Lessing in den August 1763. Die Charaktere tragen im Ernst wie im Scherz die Züge des deutschen Gemüths, dabei so manchfaltig und durch die Handlung selbst entwickelt, daß gerade auf deren scharfer Zeichnung wesentlich das Interesse des Stücks beruht. Der Franzose, ein Typus der damals in großer Anzahl in Deutschland umherirrenden französischen Glücksritter, bildet dazu den heitersten Contrast. Plan und Anlage des Ganzen ist musterhaft klar und geschlossen — die Einheit der Zeit ist streng, die des Ortes ziemlich gewahrt —; die Handlung bleibt, genau genommen, ein bloses Spiel — denn vor dem Beginn des Stückes ist der glückliche Ausgang bereits entschieden —, aber alles Einzelne darin ist scharfsinnig motiviert und sorgfältig mit einander verkettet. Einige Längen entstehen nur durch die dialektische Behandlung des Dialogs in dem zum ernsten Drama hinüberneigenden Kampf zwischen Ehre und Liebe, der an spanische Vorbilder erinnert; allein der Geist, der alle Theile des Dramas durchweht, ist von so unverwelklicher Frische, daß es das später lebende Geschlecht, für welches jener Reiz, den es für die Zeitgenossen von den Beziehungen zu der Gegenwart entlehnte, längst verschwunden ist, noch durch seinen bleibenden inneren Werth fesselt und an dem Prüfstein der Zeit sich als klassisches nationales Drama bewährt hat.

Mit diesem Werke, in welchem das patriotische Selbstgefühl des Preußen den schönsten Ausdruck gefunden hatte, nahm Lessing von dem preußischen Staat für immer Abschied. Der große König wußte den Geist des deutschen Denkers und Dichters nicht zu würdigen und wies den ihm wiederholt gemachten Vorschlag, Lessing als Bibliothekar in Berlin festzuhalten, zurück. Dieser folgte daher im Frühling 1767 dem lockenden Ruf, der von Hamburg aus an ihn ergieng.

Digitized by Google

Nächſt dem Leipziger Theater hat das Hamburger die größte Bedeutung für den Aufſchwung unſerer dramatiſchen Kunſt und Literatur. Unter Schönemanns Direction bildeten ſich dort die erſten namhaften deutſchen Schauſpieler, ein Eckhof, Ackermann und Schröder, Männer voll hoher Begeiſterung für ihre Kunſt und von der Nachwelt unvergeſſen. In der kochiſchen Geſellſchaft, die während des Kriegs von Leipzig nach Hamburg zog, glänzte Brückner, der Freund Leſſings. Unter Ackermanns Leitung, der 1763 das Hamburger Theater übernahm, bildete Schröder ſein ausgezeichnetes Talent völlig aus. Als Dramaturg ward Löwen, ein umſichtiger Kenner der Bühne, auch als Dichter nicht ganz ohne Verdienſt, ein Vorläufer Leſſings. Das Intereſſe für die Bühne hatte ſich der höheren Stände dergeſtalt bemächtigt, daß aus deren Mitte ein Unternehmen hervorgieng, welches die deutſchen Bühnenverhältniſſe neu zu geſtalten verſprach. In der Ueberzeugung, daß das Theater, um den Namen eines Tempels der Kunſt zu verdienen, von den Geldſpeculationen der Directoren unabhängig ſein müſſe, bildete ſich 1766 aus einigen Mitgliedern der reichen Kaufmannſchaft ein Verein, um ein deutſches „Nationaltheater“ zu gründen. Die Idee war vornehmlich von Löwen ausgegangen. Ackermann vermiethete der Geſellſchaft von Faſtnacht 1767 an auf zehn Jahre das Haus; Löwen und Eckhof übernahm Direction und Regie; Leſſing wurde auf ihren Vorſchlag der Antrag gemacht, als Theaterkritiker und Dichter mitzuwirken. Eine ſolche Thätigkeit lag zu ſehr in der Richtung ſeiner Lieblingsneigungen, als daß er dem an ihn ergangenen Rufe ſich hätte entziehen können. „Ich ſtand“, ſchrieb er zwei Jahre ſpäter im Schlußwort der „Dramaturgie“, „eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf dieſe Freunde. — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen; ich habe mich nie zu einer gedrungen oder nur erboten, aber auch

Digitized by Google

die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſein glauben konnte.“ Eine Anſtellung als „Theaterdichter“ lehnte er ab; nicht einmal die Auswahl des Repertoires hieng von ihm ab; er wollte als Theaterkritiker wirkſam ſein. Zu dem Ende ward die „hamburgiſche Dramaturgie“ in's Leben gerufen, welche „ein kritiſches Regiſter von allen aufzuführenden Stücken halten und jeden Schritt begleiten“ ſollte, den die Kunſt ſowohl des Dichters als des Schauſpielers thue. Die Worte, mit denen Leſſing ſeine theatraliſche Zeitſchrift einleitete, ſprachen ſeine hohen Erwartungen aus, zu denen er im Beginn des Unternehmens berechtigt war, wenn auch ſchon einige Befürchtungen, die ſpäter eintrafen, ſich zwiſchen den Zeilen leſen ließen. „Aus dieſer erſten Veränderung“, hieß es unter anderm, „können auch bei einer nur mäßigen Begünſtigung des Publicums leicht und geſchwind alle andere Verbeſſerungen erwachſen, deren unſer Theater bedarf. An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſpart werden; ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in ſeiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur und ſehe und höre, und prüfe und richte! Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhört, ſein Urtheil nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publicum halte, und derjenige, deſſen Erwartungen getäuſcht werden, auch ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rathe gehe, von welcher Art ſeine Erwartungen geweſen!“

Es kam jedoch vieles zuſammen, um das Unternehmen im Beginn zu hemmen und auch Leſſing ſeine Stellung zu verleiden. Das Theaterperſonal wollte von der Kritik nicht lernen und fühlte ſich durch den leiſeſten Tadel verletzt. So gern ſich Leſſing mit der Kunſt des Schauſpielers beſchäftigte, gab er doch, um ferneren Verdrießlichkeiten aus dem Wege zu gehen, mit der fünfund-

Digitized by Google

zwanzigſten Nummer der „Dramaturgie“ die Beurtheilung der Aufführungen ganz auf und beſchränkte ſich auf die Kritik der vorgeſtellten Stücke; aus ähnlichen Gründen ließ auch Löwen den Unterricht der Schauſpieler fallen. Das ganze Unternehmen war von kurzer Dauer; man hatte ſich in dem Publicum verrechnet; die Theilnahme erkaltete ſehr bald. Es wurde noch ein Verſuch gemacht, die Geſellſchaft zuſammenzuhalten, indem man ſie im Winter in Hannover Vorſtellungen geben ließ. Leſſing folgte ihr nicht dahin und beſchäftigte ſich indeſſen damit, die „Dramaturgie“ auszuarbeiten und ſeinen „Doctor Fauſt“ fortzuſetzen, den er in Hamburg auf die Bühne bringen wollte.

Da er den Untergang des Theaterunternehmens vor Augen ſah, ſo gründete er inzwiſchen, um „ſeine Verſorgung und ſein Glück von ſich ſelbſt abhangen zu laſſen“, in Gemeinſchaft mit Johann Joachim Chriſtoph Bode (1730—1793), dem vortrefflichen Ueberſetzer engliſcher Romane von Sterne, Smollet, Goldſmith und Fielding, eine Buchdruckerei und Buchhandlung. Im Mai 1768 begann die Theatergeſellſchaft ihre Vorſtellungen wieder in Hamburg, doch mit ſehr geringem Erfolg, obgleich Schröder, der ihr Anfangs gefehlt hatte, ſich ihr wieder anſchloß. Löwen legte im Juli die Direction nieder; auch Leſſing gab gleichzeitig mit ihm oder bald darnach ſeine Stellung zur Bühne auf. Seine dramaturgiſchen Kritiken umfaßten nur die erſten zweiundfünfzig Abende (bis zum 28. Juli 1767), während die Vorſtellungen erſt am 25. November 1768 mit Weißes „Eduard III.“ geſchloſſen wurden. Ackermann übernahm auf's neue das Haus und die Leitung der Hamburger Bühne, deren Seele jetzt Schröder ward; mit ihm ſtand Leſſing während ſeines Aufenthalts in Hamburg im vertrauteſten Verkehr, ſo daß das Beſte, was er gewollt und erſtrebt hatte, zum Nutzen der deutſchen Bühne durch ſeinen Zögling in's Leben gerufen wurde. Der Unmuth, mit dem Leſſing das vielverſprechende Unternehmen ſcheitern ſah, hat ihm

Digitized by Google

das herbe Schlußwort der „Dramaturgie“ eingegeben. „Ueber den gutherzigen Einfall,“ — ſo ruft er ſchmerzlich-bitter aus — „den Deutſchen ein Nationaltheater zu ſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern blos von dem ſittlichen Charakter; faſt ſollte man ſagen, dieſer ſei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen. Alles, was uns von jenſeit dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich. Lieber verleugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten.“ Aus dieſem Unmuth erklären ſich auch zum Theil die Worte, in denen Leſſing ſich damals den Namen eines Dichters abſprach, ſo richtig dieſes ſtolz-beſcheidene Bekenntnis, in einem beſchränkenden Sinne aufgefaßt, das Weſen der poetiſchen Production Leſſings bezeichnet.

Hatte ſich auch das Project eines Nationaltheaters in nichts aufgelöſt, ſo trug es doch eine für alle Zeiten dauernde Frucht, die „Dramaturgie“ Leſſings. Der Verfaſſer riß ſich von dem flüchtigen Intereſſe der theatraliſchen Aufführungen los und erweiterte ſeine Beurtheilung zu kritiſchen Abhandlungen, in denen die Geſetze der dramatiſchen Dichtkunſt, beſonders der Tragödie, umfaſſend erörtert wurden und ſo aus ihnen eine Grundlage für das deutſche Drama gewonnen ward. Die Kritiken der Trauerſpiele Corneilles und Voltaires vollendeten ſeine Polemik gegen die Tragödie der Franzoſen; dagegen geſtand er ihnen in der Luſtſpieldichtung, in welcher er namentlich Molières hohe Bedeutung anerkannte, einen eigenthümlichen Werth zu. Im Weſentlichen ſtellte er ſich, von den im „Laokoon“ entwickelten Principien ausgehend, auf den Boden der griechiſchen Poeſie; indem er die Poetik des Ariſtoteles auslegte, die er für eben ſo unfehlbar hielt wie die Elemente des Euklides, wies er die unabänderlichen Grundgeſetze,

Digitized by Google

den Kanon der dramatiſchen Poeſie nach. Von da erhob ſich ſein Blick frei zu der wärmſten Anerkennung der Kunſt Shakeſpeares, ohne daß Leſſing darum gleich ſpätern Bewundrern des großen Britten der Regelloſigkeit das Wort hätte reden wollen. Selbſt dem ſpaniſchen Drama, mit dem er ſich in Hamburg noch genauer bekannt machte, geſtand er bis zu einem gewiſſen Grade ſeine Berechtigung in der Literatur zu. Ueberall ſtellte er die Wahrheit als die erſte dramatiſche Forderung hin — nichts galt ihm als groß, was nicht wahr iſt — und drang, ſo vielfach er auch auf die Literatur des Auslandes eingieng, auf die Selbſtändigkeit des deutſchen Geiſtes. Eben von dieſem Geiſte iſt das ganze Werk, das in der Schönheit der Form ſich dem „Laokoon“ an die Seite ſtellt, erfüllt; die ſittliche Energie, welche die kritiſchen Unterſuchungen begleitet, iſt nicht der kleinſte Theil ſeines Werthes und ſeiner Bedeutung für die Literatur der Folgezeit.

Das mit Bode unternommene Buchhändlergeſchäft hielt Leſſing noch die nächſte Zeit in Hamburg zurück. Er war zu ſehr Gelehrter im großen Stil und in finanzieller Berechnung zu wenig bewandert, um es durch praktiſche Gewandtheit für ſich einträglich zu machen. Seine Pläne, dem Nachdruck zu wehren und durch eine Vereinigung der Schriftſteller den Verfaſſern einen größeren Antheil an dem aus dem Verkauf der Bücher erlangten Gewinne zu ſichern, eine erweiterte Art des Selbſtverlags, ſind für ihn charakteriſtiſch, ſtießen aber in der Ausführung auf Hinderniſſe und Widerſtand von allen Seiten. Die Hoffnung auf die Wiener Gelehrtenakademie theilte er mit Klopſtock, zu dem ſeine Beziehungen um dieſe Zeit inniger geworden waren; aber bald mußte er ſie wie ſo manche andere wieder verſchwinden ſehen. Eine Einladung, nach Wien als Dramaturg zu gehen, wies er zurück. Aus Mangel an den nöthigen Geldmitteln mußte er auf ſeinen Lieblingswunſch, nach Italien zu reiſen, vorläufig verzichten. Seine meiſt in Breslau geſammelte Bibliothek von ſechstauſend

Digitized by Google

Bänden hatte er größtentheils ſchon vor ſeiner Reiſe nach Hamburg veräußert; jetzt verkaufte er auch den letzten Reſt derſelben, ohne im Stande zu ſein, ſich von Schulden frei zu machen. Unter dieſen trüben Umſtänden erheiterte ihn der vielſeitige Umgang, wie er ihm in ähnlichem Maße in keiner Periode ſeines Lebens zu Theil geworden iſt. Er verkehrte mit Gelehrten und Künſtlern, Kaufleuten und Officieren, und unter dieſen waren Männer wie der Mathematiker Johann Georg Büſch, Reimarus, Claudius, Baſedow, der Capellmeiſter Bach, Schröder, anderer bedeutender Namen zu geſchweigen. Auch mit geiſtvollen Frauen kam er mehr als früher in näheren Verkehr; unter ihnen ragten Reimarus' geiſtvolle Tochter Eliſe und die liebenswürdige Frau ſeines Freundes König hervor.

„Solche Umſtände waren nothwendig," ſchrieb Leſſing an Gleim, als der Ruf nach Hamburg erfolgt war, „die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bei mir zu entzünden. Ich fieng eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein ‚Laokoon' iſt nun wieder die Nebenarbeit." Früher, als er ſich's damals dachte, kehrte er zu den gelehrten Studien zurück; auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte focht er während ſeines Hamburger Aufenthalts den Streit mit dem Philologen Klotz aus.

Chriſtian Adolf Klotz (1738—1771) hatte als ein talentvoller junger Gelehrter, der die philologiſchen Studien mit der ſchöngeiſtigen Bildung ſeiner Zeit zu verbinden ſuchte, ſich früh zu Ehre und Anſehen emporgearbeitet. Faſt noch ein Jüngling, ward er von Göttingen zur Profeſſur der Philoſophie und Beredſamkeit an die Univerſität zu Halle berufen und zum Geheimrath erhoben. Eine Reihe philologiſcher Schriften, die ſich mehr durch einen eleganten lateiniſchen Stil als durch wiſſenſchaftliche Tiefe und Gründlichkeit auszeichneten, erwarb ihm einen bedeutenden Rang unter den Gelehrten; ſeine Zeitſchrift „Acta

Digitized by Google

literaria“ (ſeit 1764), noch mehr ſeine 1767 zu Halle begründete „deutſche Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften“ machte ihn als Kritiker gefürchtet, wie ſie andrerſeits einen Anhang von Literaten um ihn ſchaarte. Allein der früh erworbene Ruhm und die von Schmeichlern genährte Eitelkeit ward die Klippe, an der er ſcheitern ſollte. Seine literariſche Vielgeſchäftigkeit hinderte ihn an gründlichen Studien und bildete höchſtens die formale Seite ſeines Talentes aus. Da ſeinen Werken die ſittliche Grundlage fehlte und ſeine Thätigkeit nur auf die Befriedigung der flachſten Eitelkeit berechnet war, ſo griff er bald zu den niedrigen Mitteln, wodurch ſich ein Anhang erwerben und eine Clique zuſammenhalten ließ. Lob und Tadel galten nicht der Sache, nicht den höheren Zwecken der Wiſſenſchaft, ſondern Schmeichelei zog die einen heran, und gemeine Mediſance und Zwiſchenträgerei ſuchte denen etwas aufzuheften, die außerhalb der Partei ſtanden, und die Neutralen zu ſchrecken. Vor Leſſing hatte Klotz zu viel Reſpect, um ſeine Angriffe gegen ihn zu richten; er ſprach mit Achtung von ihm und drückte ſie ihm nach dem Erſcheinen des „Laokoon“ auch in einem ohne Zweifel aufrichtig gemeinten Schreiben aus. Allein Leſſing widerte das Cabalenweſen der klotziſchen Partei an; hin und wieder berührte es ihn auch näher, als Klotz und ſeine Genoſſen, unter ihnen beſonders Friedrich Juſt Riedel in Erfurt (1742—1785), ſich mit immer lauterer Anmaßung zu Richtern des Geſchmacks in der ſchönen Literatur aufwarfen. Leſſing war auf einer Reiſe nach Leipzig zur Oſtermeſſe 1768 mit dem Treiben der Partei näher bekannt geworden; er gab ſeine anfängliche Abſicht, bei einem Beſuche in Halle Klotz perſönlich kennen zu lernen, nun völlig auf, nachdem er den Briefwechſel mit ihm bereits vor anderthalb Jahren abgebrochen hatte. Er gieng ſchon mit dem Gedanken um, an ihm ein Beiſpiel zu ſtatuieren, daß die mit Unwiſſenheit gepaarte Anmaßung nicht ungeſtraft bleibe. Einen literariſchen Anlaß gaben ihm die jüngſt

Digitized by Google

erſchienenen klotziſchen Schriften, eine Abhandlung „über den Nutzen und Gebrauch der alten geſchnittenen Steine und ihrer Abdrücke“ und Vorreden zu Meuſels Ueberſetzung der kunſtgeſchichtlichen Arbeiten des Grafen Caylus ſowie zu deſſen Ueberſetzung des Apollodor. „Der Mann nimmt das Maul gar zu voll“, ſchrieb Leſſing nach ſeiner Rückkehr von Leipzig an Nicolai, „und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreifußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winckelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazugethan, iſt jämmerlich.“ Schon hier verrieth Leſſing ſeine Abſicht, „dem bewußten Manne eine Salve zu geben“; am 20. und 22. Juni erſchien ſeine erſte Erklärung gegen Klotz in zwei verſchiednen Hamburger Zeitungen; Ende Septembers 1768 war der erſte Theil der „Briefe antiquariſchen Inhalts“ vollendet.

Die antiquariſchen Briefe ſchloſſen ſich dem behandelten Gegenſtande nach an den „Laokoon“ an; allein Leſſing wollte dies Mal nicht Theoretiker ſein und ließ den äſthetiſchen Geſichtspunkt ganz fallen; er war nur der wiſſenſchaftliche Forſcher, welcher die verſteckteſten und ſchwierigſten Pfade archäologiſcher Gelehrſamkeit mit einer Beleſenheit und Gründlichkeit durchwanderte, als ob er dieſes Studium, das er doch ſelbſt hinterher „ein ſehr armſeliges“ nennen mußte, zu ſeiner Lebensaufgabe gemacht hätte. Und ſo frei ſtand er wieder über ſeinem Studium, daß er nach dem Erſcheinen des erſten Theils der antiquariſchen Briefe an Mendelsſohn ſchrieb: „Ich ſchätze das Studium der Alterthümer gerade ſo viel, als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr, ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſrer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.“ Der zweite

Digitized by Google

Theil des Werkes führte mehr die perſönliche, man möchte ſagen, ſittliche Polemik gegen Klotz und ſeinen Anhang und deckte die Schleichwege des literariſchen Coterieweſens mit einer ſo vernichtenden Schärfe und Energie auf, daß der Klotzianismus für alle Zeiten gezeichnet iſt. Ueber den leidenſchaftlichen Ton, der in einigen Punkten den Gegner ſchneidender traf, als er, allein für ſich und nicht als Vertreter einer ganzen, verwerflichen Secte der literariſchen Zunft betrachtet, verdiente, hat ſich Leſſing ſelbſt ſpäter gegen Freunde in charakteriſtiſchen Worten geäußert: „Wenn die Wage auf der einen Seite, worauf das Unrecht liegt, zu ſehr überſchlägt, ſo muß man ſich aus aller Leibeskraft auf die andere Schale legen, um wo möglich das Uebergewicht des Rechts wieder herzuſtellen.“

Zu dieſen polemiſchen Schriften war die vortreffliche Unterſuchung „Wie die Alten den Tod gebildet“ (1769) ein verſöhnender Abſchluß. Klotz hatte der leſſingiſchen Behauptung im „Laokoon“, daß die Alten den Tod nie als Skelett dargeſtellt hätten, widerſprochen, nicht ganz mit Unrecht; aber nur in unbedeutenden Sculpturen aus der ſpäteren Zeit kommen Skelette und Todtenſchädel vor. Leſſing ſuchte dagegen zu erweiſen, daß er auf den echten Kunſtwerken der Griechen als der Genius mit der umgekehrten Fackel erſcheine, eine Auffaſſung, welche, ſo treffend auch darin die Schönheitsidee der Griechen hervorgehoben wurde, ſchon von Herder dahin berichtigt ward, daß es der Genius des ſchlummernden Lebens ſei, welcher die Fackel ſenkt.

Während Leſſing mit ſeinen antiquariſchen Unterſuchungen beſchäftigt war, wurde Winckelmann in Trieſt ermordet. Leſſing konnte wohl in manchen Punkten von dem genialen Schöpfer der neuern Kunſtgeſchichte abweichen; aber er hegte für ihn die größte Hochachtung und trug ſich bis an's Ende ſeines Lebens mit dem Gedanken, eine Ausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten und ſie mit Anmerkungen zu begleiten. Viele dachten damals, daß Leſſing,

Digitized by Google

deſſen Verlangen nach Italien längſt kein Geheimnis war, dazu beſtimmt ſein könne, deſſen Nachfolger in Rom zu werden. Allein ein anderes Anerbieten verhinderte die Ausführung ſeiner Reiſeprojecte, zu der ihm überdies die Mittel unerſchwinglich waren; ſeine Lage verglich er ſelbſt damals mit einem Moraſte, in den man immer tiefer hineinſinkt, je geſchwinder man ſich herausarbeiten will.

Im Herbſt 1769 machte ihm ſein Freund Ebert, Profeſſor am Carolinum zu Braunſchweig, im Namen des Erbprinzen Ferdinand den Antrag, die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel anzunehmen. Die Achtung, welche der Prinz, ein Verehrer deutſcher Wiſſenſchaft, für Leſſing als Schriftſteller hegte, ward durch deſſen perſönliche Anweſenheit in Braunſchweig im November 1769 ſo ſehr erhöht, daß der Prinz ſelbſt geſtand, ſeine Erwartungen übertroffen zu ſehen. Leſſings Berufung war entſchieden und war um ſo ehrenvoller, als man die Stelle erſt für ihn frei machen mußte. Um Oſtern 1770 machte er ſich von Hamburg los und ward am 7. Mai in ſein neues Amt eingeführt. Ueber ſeine Stellung ſchrieb er dem Vater, ſie ſei ſo, „als wenn ſie von je her für mich gemacht wäre, und ich habe es nun ſo viel weniger zu bedauern, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erſt wieder auf dem Trocknen, das iſt aus meinen Schulden, ſein werde: ſechshundert Thaler Gehalt nebſt freier Wohnung und Holz auf dem fürſtlichen Schloſſe..... Eigentliche Amtsgeſchäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprinz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Gewiß werde ich beides zu verbinden ſuchen, oder, eigentlich zu reden, folget ſchon eines aus dem andern.“ In einem großen, wiſſenſchaftlichen Sinne faßte Leſſing ſeinen

Digitized

Beruf auf, und in dieſer Hinſicht war er, wie in allem, was er mit Liebe erfaßte, auch als Bibliothekar groß. Das Mechaniſche ſollte ſeinen Gehilfen überlaſſen bleiben. Man konnte ſeiner Verwaltung vorwerfen, daß keine ordentliche Regiſtratur der angeſchafften Bücher ſtatt fand, daß das Verliehene nicht immer aufgezeichnet wurde, daß er keine Rechnung ablegte; jedoch ließ der Nachweis über ſeine Verwaltung, welcher nach ſeinem Tode gegeben ward, nicht den geringſten Zweifel an ſeiner Uneigennützigkeit aufkommen. Wichtiger als der pünktliche Mechanismus, für den er nicht geeignet war, ſind die literariſchen Entdeckungen, die er unter den ihm übergebenen Bücherſchätzen machte und für die Wiſſenſchaft nützte. Ein höchſt ſchätzenswerther Beitrag zur Dogmengeſchichte war gleich Anfangs der Fund einer ungedruckten Schrift des Berengarius Turonenſis, des Gegners der Lehre von der Transſubſtantiation. Die Schrift, in der Leſſing 1770 dieſe Entdeckung der gelehrten Welt bekannt machte, zeigte ihn zur Ueberraſchung der Theologen als einen eben ſo ſcharfſinnigen Forſcher auf dem Gebiete der Kirchengeſchichte wie kurz zuvor auf dem der Archäologie. Erneſti war darüber ſo erfreut, daß er ihn in ſeinen Vorleſungen als ein Beiſpiel erwähnte, daß man, wenn man die alten Sprachen gründlich ſtudiere, alles in der Welt mit Ehren behandeln könne. Den Berliner Freunden kam es unbegreiflich vor, ihrem Leſſing ſtatt unter den rationalen Aufklärern mitten unter den orthodoxen Dogmatikern zu begegnen. Die Freundſchaft mit Nicolai war ſchon im Erkalten; Leſſing konnte nicht mehr mit den Verfaſſern der „allgemeinen deutſchen Bibliothek“ gehen.

Seine gelehrten Studien ſchienen in dieſer Zeit an Vielſeitigkeit noch mehr zu gewinnen. Die Beſchäftigung mit der älteren deutſchen Literatur, für die er ſchon in Breslau und Hamburg viel Intereſſe gehabt hatte, zog ihn auf's neue an, vor allem die Zeit, wo ſich aus dem Schoße des Bürgerthums

Digitized by Google

die volksmäßige Erzählung und Lehrdichtung entwickelte. Er ſchrieb über die Fabeln des Bonerius, deſſen Namen er zum erſten Mal nachwies, und verfertigte eine Abſchrift des „Renners“ von Hugo von Trimberg, ſowie er auch 1771 die ſchon in Schleſien aufgefundenen Gedichte des Andreas Scultetus herausgab. Eine Reihe von Notizen und Abhandlungen über ungedruckte Schriften erſchien ſeit 1773 in dem Werke „Zur Geſchichte und Literatur, aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel“; bis zum Jahre 1781 kamen ſechs „Beiträge“ heraus, welche die Univerſalität des leſſingiſchen Geiſtes in's hellſte Licht ſetzen.

Die Herausgabe einer Sammlung ſeiner vermiſchten Schriften fällt ebenfalls in die erſte Zeit ſeines Aufenthaltes in Wolfenbüttel. Während er Ramlern nicht nur die Correctur überließ, ſondern auch die Erlaubnis ertheilte, in den Gedichten zu ändern und, was ihm nicht gefiel, nach Belieben zu ſtreichen, beſchenkte er die Welt mit der meiſterhaften Abhandlung „zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten“ (Catull, Martial, Dichter der griechiſchen Anthologie). Der Poeſie ſchien er ſomit entſagen zu wollen, ſelbſt dem Drama. Als ihm durch Sulzer der Antrag vermittelt wurde, nach Wien als Dramaturg zu gehen, äußerte er in einem Briefe an ſeinen Bruder (am 14. November 1771), ihm werde das Theater von Tage zu Tage gleichgültiger. Allein gerade in den nächſtfolgenden Wintermonaten reifte ſein neues Trauerſpiel „Emilia Galotti“ zur Vollendung, ſo daß es am 13. März 1772 zum Geburtstage der verwittweten Herzogin von Braunſchweig aufgeführt werden konnte.

Faſt ein Menſchenalter hindurch galt „Emilia Galotti“ für die größte deutſche Tragödie. Und mit Recht; denn eine ganze dramatiſche Literatur rankte ſich an dieſem Stamme empor. Es waren erſt wenige Jahre verfloſſen, ſeit Leſſing in den Schluß-

Digitized by Google

worten der „Dramaturgie“, zu einer Zeit, da er „Emilia Galotti“ keineswegs aus den Augen verloren hatte, von ſich das berühmte Bekenntnis ablegte: „Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neueren Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken.“ Das ſtrenge Urtheil, welches Leſſing, der oft ſo großartig beſcheiden iſt, hier gegen ſich ausſpricht, hätte die romantiſche Schule gern ſo ausgelegt, daß Leſſing aus der Reihe unſrer großen dramatiſchen Dichter geſtrichen worden wäre. Allein das eben iſt die Größe von Leſſings Genius, daß die Kritik unter ſeinen Händen in die poetiſche Production übergeht, daß kritiſche Forſchung immer zuletzt in einem Dichtwerke ihren Abſchluß erhält. Er konnte von ſich ſagen, daß er die dramatiſche Kunſt ſtudiert habe. „Emilia Galotti“ iſt die volle, reife Frucht der umfaſſendſten Kenntnis der tragiſchen Kunſt, der durchdachteſten Prüfung ihrer Geſetze, aus dem Studium Diderots, Shakeſpeares und der ariſtoteliſchen Poetik hervorgegangen. Von dem in „Minna von Barnhelm“ betretenen Wege, die Hand-

Digitized by Google

lung durch ihre Beziehung zur Gegenwart unſerer Auffaſſung näher zu rücken, wich Leſſing auch in ſeiner Tragödie nicht ab. Sie gehört der ſchwülen Atmoſphäre an, die der franzöſiſchen Staatsumwälzung vorangeht. Die Handlung führt uns nicht eine Virginia, nicht entlegene römiſche Zuſtände vor, ſondern ſie iſt an einen der kleinen italieniſchen Fürſtenhöfe verſetzt; der Vergleich mit den dermaligen Sittenzuſtänden in Deutſchland, wo der ähnliche Contraſt zwiſchen reiner Bürgertugend und der Verdorbenheit der höhern Stände hervortrat, lag ſo nahe, daß man beim Erſcheinen des Stückes darin Hindeutungen auf die Verhältniſſe am Braunſchweiger Hofe finden wollte.

Obgleich der Dichter das Motiv der Tragödie, die Rettung des Mädchens aus der Gewalt des Verführers durch den Tod von der Hand des Vaters, der Erzählung von der Virginia entlehnte, ſo ſtreifte er doch alles Nebenwerk der römiſchen Zuſtände und vor allem das mitwirkende politiſche Motiv ab, um nicht die dramatiſche Handlung zu verwirren. Der Plan iſt mit bewundernswürdiger Conſequenz bis in's Kleinſte ſorgfältig beſtimmt; nichts ſteht überflüſſig; jeder der Charaktere, die oft nur in einer einzigen Scene mit wenigen Strichen gezeichnet ſind, ſteht an ſeiner Stelle; durch die äußerſte Einheit und Geſchloſſenheit der Handlung wird die drangvolle Stimmung der entſcheidenden Momente ſo ſehr erhöht, daß alle ſcheinbaren Verſtöße des Dichters gegen die Geſetze der Wahrſcheinlichkeit vollſtändig gerechtfertigt ſind. Durch den Hauptcharakter, durch Emilia ſelbſt, die im Kampfe zwiſchen ſittlicher Würde und einer, wenn auch nur dunkel gefühlten, aber ſchon im Keime mächtigen Neigung zu dem Prinzen ſich zum Tode hindrängt als dem einzigen Mittel der Rettung vor der dämoniſchen Gewalt, iſt die Kataſtrophe in echt tragiſchem Sinne motiviert; durch das Auftreten der Orſina, in der das Geſchick, welches Emilien droht, lebendig vor uns ſteht, wird die Entſcheidung herbeigeführt. Die völlig ſchuldloſe, ihrer

sittlichen Stärke sich bewußte Emilia wäre zu retten, aber nicht, die den herannahenden Sturm der Leidenschaft im Busen und zugleich ihre Schwäche fühlt. Immerhin mögen wir es verletzend und dem modernen Charakter der Situation widersprechend nennen, daß die Lösung in die Hand des Vaters gelegt ist; doch hat der Dichter durch die feinste Motivierung, vor allem durch die Charakteristik der Personen, in deren Mitte Emilia hineingestellt ist, darauf vorbereitet. Die Sprache des Dialogs ist knapp und gedrängt; sie verschmäht den Schmuck der Rede und die poetische Fülle; aber sie ist kernig und aus dem reinsten Born der deutschen Sprache geschöpft; sie ist zugleich epigrammatisch ausgebildet und auf die mimetische Kunst des Schauspielers berechnet; auf lange Zeit klingt sie durch die deutschen Prosatragödien und dramatischen Familiengemälde hindurch.

Nach der Vollendung der „Emilia Galotti" fühlte sich Lessing sehr abgespannt. Bei der sitzenden Lebensart und der Einsamkeit seines Wolfenbüttel litten Körper und Geist zugleich. Einige unangenehme Vorfälle, die sein Selbstgefühl kränkten, verschlimmerten seine hypochondrische Stimmung, die sich in seinen Briefen oft in den schmerzlichsten Ausbrüchen kund gibt. Hieraus erklärt es sich auch, daß er über den Erfolg seiner mit so vieler Mühe zu Stande gebrachten Dichtung so gleichgültig war, und daß er über die durch Herders und Goethes jugendlichen Flug ermunterten jungen Dichtertalente, welche die von ihm gezogene Grenzlinie der Freiheit vom Regelzwange überschritten, sich kalt und ungünstig äußerte. Goethes aufsteigender Genius fand jedoch auch bei ihm Anerkennung trotz seines herben Urtheils über den Wertherroman, dessen lyrische Tiefe er nicht nachzuempfinden vermochte. Ihn verletzte überdies, daß in der Darstellung des Werther der Charakter des jungen Karl Wilhelm Jerusalem, der ihm persönlich nahe gestanden war und seine Achtung gewonnen hatte, in ein falsches Licht gestellt war, weßhalb er dessen philo-

Digitized by Google

ſophiſche Aufſätze 1776 in polemiſch-apologetiſcher Abſicht herausgab.

Selten betrat er nur noch das Gebiet der Kunſtgeſchichte. „Laokoon“ mahnte zur Fortſetzung, aber vergebens. Die Abhandlung „vom Alter der Oelmalerei“ (1774) gab wenigſtens den Beweis, daß er noch gern den Blick dahin ſtreifen ließ. Es ſollte ihm auch endlich der lang gehegte Wunſch in Erfüllung gehen, im Vaterlande der Kunſt mit ihren herrlichſten Schöpfungen vertrauter zu werden und durch deren Anſchauung ſowie zugleich durch den Genuß der ſchönen Natur des Südens ſeine Seele zu erfriſchen und zu erweitern. In das Jahr 1775 fiel ſeine Reiſe nach Italien in Geſellſchaft des edlen Prinzen Leopold von Braunſchweig und ſeines Hofmeiſters. Auf der Hinreiſe beſuchte er die Freunde in Leipzig und Berlin und begab ſich darauf nach Wien, wo ihm eine glänzende Aufnahme zu Theil ward. Die Kaiſerin Maria Thereſia beſchied ihn zu ſich und unterhielt ſich mit ihm über die Bildungszuſtände Oeſterreichs. Er konnte ſeine eben nicht ſchmeichelhaften Anſichten darüber hinter der Erwiderung verſtecken, daß er ſich bei einem ſo kurzen Aufenthalte nicht anmaßen könne, darüber zu urtheilen. Die Kaiſerin nahm dies Geſtändnis für einen Tadel. „Ich glaube Ihn zu verſtehen“, ſagte ſie. „Ich weiß wohl, daß es mit dem guten Geſchmacke nicht recht fort will. Sage Er mir doch, woran die Schuld liegt. Ich habe alles gethan, was meine Einſichten und Kräfte erlaubten. Aber oft denke ich, ich ſei nur ein Frauenzimmer, und eine Frau kann in ſolchen Dingen nicht viel ausrichten.“ Wir kennen nicht den weiteren Verlauf des Geſprächs; zum Schluß der Audienz bot Maria Thereſia Leſſingen ein Empfehlungsſchreiben an den Grafen Firmian in Mailand an und ſchickte ihm kurz vor ſeiner Abreiſe (25. April) einen eigenhändigen Brief an dieſen berühmten Staatsmann zu.

Leſſing betrat Italien gegen Anfang des Mai und verweilte

Digitized by Google

dort über ein halbes Jahr. Dennoch hatte er von dieſer Reiſe nicht den Gewinn, den ſie ihm hätte bringen müſſen, wenn er ſie ein Jahrzehnt früher in einer jugendlicheren Stimmung und als Herr ſeiner Zeit in völliger Unabhängigkeit, die für ihn die eigentliche geiſtige Lebensluft war, hätte machen können. Sie wurde daher für ihn nicht wie für Goethe eine neue Lebensepoche; kaum läßt ſich die Nachwirkung der dort empfangenen Eindrücke in ſeinen ſpäteren Schriften bemerken, obwohl wir bei der Regſamkeit ſeines Geiſtes vorausſetzen können und auch theilweiſe aus den Aufzeichnungen ſeines Tagebuchs erfahren, daß er die Schätze der Bibliotheken und Kunſtſammlungen ſeiner aufmerkſamen Beobachtung nicht entgehen ließ. Die Reiſe berührte zunächſt Mailand und Venedig, wo er zum Himmelfahrtsfeſte der Vermählungsfeier der Republik mit dem adriatiſchen Meere beiwohnte. Von da gelangte er über Bologna nach Florenz, wo ihn Hitze und hypochondriſche Stimmung um allen Genuß brachten. Corſica wurde beſucht, ſodann Genua und Turin, welches ihm durch den Verkehr mit mehreren bedeutenden Gelehrten lieb wurde. Ueber Pavia, Modena und Bologna trafen die Reiſenden endlich am 22. September in Rom ein. Kunſtdenkmäler und Bibliotheken wurden, wie Leſſings Tagebuch lehrt, eifrig aufgeſucht, aber zu tiefem Studium reichte die durch mancherlei Zerſtreuungen beſchränkte Zeit des Aufenthaltes nicht hin. Man erzählt, daß er in Rom eines Tages Stunden lang vergebens geſucht wurde; endlich fand man ihn vor der Gruppe des Laokoon einſam und beſchäftigt, über dies Kunſtwerk neue Bemerkungen zu ſammeln. Er begleitete den Prinzen zur Audienz bei dem Papſte Pius VI., deſſen ſchöne, imponierende Geſtalt und leutſeliges Weſen ihn ungewöhnlich überraſchte und gewann. Neapel, wo ſie den 17. October anlangten, war der Endpunkt ihrer Reiſe. Der Prinz erhielt die Nachricht, daß er zum Inhaber eines preußiſchen Regiments in Frankfurt an der Oder ernannt

Digitized by Google

sei, und sah sich dadurch genöthigt, auf dem kürzesten Wege die Rückreise nach Deutschland anzutreten. In München trennte sich Lessing von ihm, um nochmals Wien zu besuchen, wo er am 24. December eintraf. Längere Zeit verweilte er sodann in Dresden, um noch einmal mit seiner seit fünf Jahren verwittweten alten Mutter zusammen zu sein. Er erfreute sich besonderer Gunst von dem jungen Kurfürsten Friedrich August III., der gegen ihn den Wunsch aussprach, ihn durch eine passende Anstellung an sein Heimathland zu fesseln. Berlin besuchte er zum letzten Mal in seinem Leben. Am 23. Februar 1776 kam er nach Braunschweig zurück. Die Verhandlungen über eine Verbesserung seiner Lage, die er hier am Hofe betrieb, führten endlich dahin, daß sein Gehalt auf achthundert Thaler erhöht wurde, er eine bessere Wohnung erhielt und außerdem durch die Ertheilung des Hofrathstitels eine Auszeichnung empfieng, die freilich wie alle Titel in seinen Augen keinen Werth hatte. Dieser Ausgang der Sache war deßhalb für ihn von besonderer Wichtigkeit, weil er sich dadurch in Stand gesetzt sah, einen Bund zu schließen, der schon seit mehreren Jahren sein sehnlicher Wunsch gewesen war.

Während seines Aufenthaltes in Hamburg hatte Lessing den Seidenhändler Engelbert König zu seinen vertrautesten Freunden gezählt. Als dieser im Jahre 1769 die Reise nach dem Süden antrat, von der er nicht zurückkehren sollte, empfahl er ihm, gleichsam sein nahes Ende ahnend, die Sorge für seine Familie. Lessing erfüllte treu die Freundespflicht. Zu den Hinterbliebenen bestand das innigste Verhältnis fort und führte zu dem Wunsche, es zu einer Vereinigung für's Leben zu gestalten. Der Briefwechsel, den er mit der Wittwe seines Freundes, Eva Katharina geb. Hahn (1736—1778), nach seiner Trennung von Hamburg, bis er das Ziel seiner Wünsche erreichte, mehrere Jahre hindurch führte, gewährt uns einen Blick in eine schöne

Digitized by Google

Seelengemeinſchaft, wenn ſie gleich, wie von der vorgerückten Lebensſtufe beider nicht anders erwartet werden kann, der Frühlingswärme einer jugendlichen Liebe entbehrt. Als Leſſing 1771 nach Hamburg gereiſt war, wurde die Neigung zum Entſchluß. Die Heirath wurde verſchoben, bis Frau König die verwickelten Fabrikangelegenheiten ihres verſtorbenen Mannes in Hamburg und in Wien geordnet und die Auseinanderſetzung mit deſſen Gläubigern beendigt haben würde. Bei dieſem Beſuche war es, wo Leſſing ſich in den Orden der Freimaurer aufnehmen ließ. Noch mehrere Jahre dauerte es, bis Eva ihre Geſchäftsverhandlungen abſchließen konnte, wie denn auch Leſſing für die in Ausſicht geſtellte Vergrößerung ſeines Hausweſens eine Verbeſſerung ſeiner Bibliothekarſtelle wünſchen mußte. Inzwiſchen machte er die Reiſe nach Italien, auf der er in Wien mit ſeiner Verlobten zuſammentraf, die erſt jetzt durch ihre perſönliche Anweſenheit ihre Angelegenheit geordnet ſah. Nach ſeiner Rückkehr traf er im Sommer 1776 die Vorbereitungen zum Empfange ſeiner Frau, richtete die neue Wohnung für ſie ein und begab ſich im October nach Hamburg, wo er am achten ſeine Vermählung in dem Hauſe einer Freundin ſeiner Braut in aller Stille feierte. An ſeinen Bruder ſchrieb er bald darauf von Wolfenbüttel aus: „Wenn ich dich verſichere, daß ich ſie immer für die einzige Frau in der Welt gehalten, mit welcher ich mich zu leben getraute, ſo wirſt du wohl glauben, daß ſie alles hat, was ich an einer Frau ſuche. Wenn ich alſo nicht glücklich mit ihr bin, ſo würde ich gewiß mit jeder andern noch unglücklicher geworden ſein.“ Daß ſein Lob nur die unparteiiſche Stimme der Wahrheit iſt, geht aus den Aeußerungen aller derer hervor, welche die vortreffliche Frau kennen lernten. Wir gedenken hier vor allem der ſchönen Worte, mit denen der als Geſchichtsforſcher ſpäter ausgezeichnete Spittler in einem Briefe an Meuſel den Eindruck ſchilderte, welchen er in dem Familienkreiſe Leſſings empfangen hatte. „Ich weiß nicht, ob

Digitized by Google

Sie Lessing persönlich kennen. Ich darf Sie versichern, daß er der größte Menschenfreund, der thätigste Beförderer aller Gelehrsamkeit, der hilfreichste und der herablassendste Gönner ist. Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Manne man umgeht; und wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen irgend anzutreffen als bei Lessing — so wär's bei Lessings Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen. Die unstudierte Güte des Herzens; immer voll von der göttlichen Seelenruhe, die sie auch durch die bezauberndste Sympathie allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen. Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlechte unendlich erhöht; und vielleicht bin ich noch viel zu kurz in Wolfenbüttel gewesen, um sie nach allen ihren Vorzügen kennen zu lernen."

Bald darauf eröffnete sich Lessingen die Aussicht, eine seinen Wünschen entsprechende Versetzung nach Mannheim zu erhalten, das ihn um so mehr anzog, als seine Frau von dort gebürtig war. Nachdem man ihm im Herbst 1776, gleichsam die Unterhandlung einleitend, das Diplom eines ordentlichen Mitglieds der Mannheimer Akademie der Wissenschaften überschickt hatte, bot man ihm die Stelle eines Dramaturgen an dem Mannheimer „Nationaltheater" an. Da dieses schon mit dem nächsten Winter eröffnet werden sollte, so ward ihm überlassen, Schauspieler zu engagieren und nach eigenem Gutbefinden die Bedingungen des von ihm anzunehmenden Personals zu bestimmen. Lessing hegte große Erwartungen von dem neuen Unternehmen, das seiner nie ganz entschlummerten Neigung zum Theater entgegenkam. Er nahm daher Urlaub und reiste im Januar 1777 nach Mannheim. Obwohl er vom Kurfürsten sehr gnädig empfangen wurde, ward ihm doch bei den näheren Verhandlungen bald klar, daß die Cabalen einer mächtigen Gegenpartei seine Pläne durchkreuzen

Digitized by Google

und ſeine künftige Stellung unſicher und beſchwerlich machen würden. Die weitern Anträge, die man ihm noch nach ſeiner Rückkehr machte, waren nicht nach ſeinem Sinne; er war zu rückhaltlos, zu wenig fügſam, um auf Vorſchläge einzugehen, die ihm nicht aufrichtig gemeint ſchienen und ihn in eine Lage zu bringen drohten, die ſeinem geraden Charakter zuwider war. Es war daher für Leſſing beſſer, daß er das Verhältnis bei Zeiten löſte, ehe er bindende Verpflichtungen übernommen hatte. Für die poetiſche Literatur hätte man es vielleicht einen Gewinn nennen können, wenn er die theologiſchen Streitigkeiten, in die er hineingerathen war, mit der dramaturgiſchen Wirkſamkeit vertauſcht hätte, und zwar an einer Bühne, die bald zu den vorzüglichſten Deutſchlands zählte.

Indeß gieng Leſſings Beſchäftigung mit den höchſten Problemen der Philoſophie und Theologie nicht aus einem blos zufälligen äußern Anlaß hervor. Auch dieſe Richtung ſeines Denkens folgte aus der innerſten Entwicklung ſeines Geiſtes. Philoſophiſche Studien außerhalb des Gebietes der äſthetiſchen Kritik hatten ihn in verſchiednen Lebensepochen lebhaft angezogen, und mit Ariſtoteles, Leibniz und Spinoza war er vertrauter als die meiſten Philoſophen von Fach. Seit er in Wolfenbüttel eine ruhigere Exiſtenz gewonnen hatte, trat die Neigung zur metaphyſiſchen Speculation mehr und mehr in den Vordergrund, und ſeine erſte theologiſche Schrift bewies, daß er dogmatiſche Fragen mit demſelben Ernſt zu behandeln verſtand wie die Grundprincipien äſthetiſcher Theorien. Von welchem Geſichtspunkte ſeine religionsphiloſophiſche Speculation ausgieng, erkennt man aus einer bedeutungsvollen Stelle in einem Briefe an Mendelsſohn (vom 9. Januar 1771), dem er das Manuſcript der unten zu erwähnenden Schrift von Reimarus mitgetheilt hatte: „Ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht

Digitized by Google

ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer zu wiſſen, wann und wo man bleiben ſoll, und tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden. Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſers Ungenannten [Reimarus] geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen.“ Nichts Geringeres war das Ziel von Leſſings philoſophiſcher Speculation als eine Religionsphiloſophie, welche Religion und Philoſophie durch eine höhere ſpeculative Einheit verbindet, welche jedoch in der wiſſenſchaftlichen Behandlung die Gebiete beider getrennt hält und zwiſchen der Religion als Sache des Gefühls und der Philoſophie als den Reſultaten der abſtracten Verſtandesthätigkeit eine Scheidelinie zu ziehen ſucht. So ſondert er weiter die Religion Chriſti, das heißt die Religion, die Chriſtus ſelbſt ausübte, deren höchſtes Gebot die Liebe zu Gott und dem Nebenmenſchen iſt, und die chriſtliche Religion, deren Gegenſtand Chriſtus iſt, die im Laufe der Zeit dogmatiſch ausgebildet worden iſt. Jene Religion der thätigen Liebe, die im menſchlichen Gemüth gefühlt und nicht mit dem Verſtande begriffen werden will, ſchätzte er von ganzem Herzen; das Gebäude der chriſtlichen Theologie hingegen hielt er ſich berufen Stockwerk für Stockwerk nach den Grundſätzen der hiſtoriſchen Kritik zu unterſuchen: hier wollte er den Gebrauch der Vernunft und der freien Forſchung in keiner Weiſe beſchränkt und gehindert wiſſen. So gieng er auf die Berichte der Evangeliſten zurück und ſuchte ihr Verhältnis unter einander und zu den Ereigniſſen, die ſie darſtellten, geſchichtlich zu beſtimmen; den gemeinſamen Grund aller Dogmatik fand er in der Glaubensregel, wie ſie in den älteſten Symbolen der chriſtlichen Kirche feſtgeſetzt ward.

Auf dieſem ſpeculativen Standpunkte mußte er einſam und unverſtanden bleiben. Wenn er ſich nach beiden Seiten gegen die geiſtige Beſchränktheit der Parteiführer wandte, ward er von

Digitized by Google

den Orthodoxen wie von den Rationaliſten gleichmäßig verſchmäht, wenn auch die letzteren den bedeutenden Mann gern zu den Ihrigen zählten. Allerdings richtete er die ganze Schärfe ſeiner Beredſamkeit gegen die geiſtloſe Orthodoxie, welche in bequemem Buchſtabendienſt verknöchert war. „O ihr Thoren!“ rief er den orthodoxen Zionswächtern zu, „die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt und hier ein anders am felſichten Ufer zerſchmettert! O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt euch zu thun, ihr hättet ſie denn verſichert; euch iſt lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung.“ Leſſing gieng vom Proteſtantismus aus; aber indem er — allerdings in echt lutheriſchem Sinne — über ihn hinausſchritt, näherte er ſich einigermaßen dem Katholicismus. Die Reformation hatte, indem ſie die erſt ſpäter aufgezeichneten apokryphen Traditionen verwarf, alles Gewicht auf das urſprüngliche bibliſche Wort gelegt, das ſchon in den früheſten Zeiten in dem Kanon der heiligen Schriften fixiert worden war. Leſſing wies nach, daß auch die Bibel eine Zeit lang den Einflüſſen der ſchwankenden Tradition unterworfen war, und ſuchte daher die Entſtehung unſres jetzigen Bibeltextes kritiſch-hiſtoriſch zu ergründen. Den unſelbſtändig bei Luthers Sätzen verharrenden Orthodoxen hielt er das berühmte Wort entgegen: „Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchützt ſein, und Luthers Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen in der Erkenntnis der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntnis andern mitzutheilen; denn ohne dieſe Mittheilung im einzelnen iſt kein Fortgang im ganzen möglich.“ Jedoch mit gleichem ſittlichen Unwillen wandte er ſich von den ſeichten Aufklärern im Sinne

Digitized by Google

Nicolais hinweg. „Ich muß dir doch ſagen," ſchrieb er am 2. Februar 1774 an ſeinen Bruder Karl, „daß du . . . . mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? . . . . . Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen: ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?"

Leſſing gelangte in Hamburg in den Beſitz eines von Hermann Samuel Reimarus (1694—1768) handſchriftlich hinterlaſſenen Werkes „Apologie oder Schutzſchrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", in welchem dieſer als Wolffianer durch mehrere Schriften bekannte Philoſoph die Offenbarungstheorie und die hiſtoriſche Grundlage des Chriſtenthums vom Standpunkte des negativen Rationalismus beſtritt. Nicht weil Leſſing mit dem aufkläreriſchen Nihilismus Hand in Hand gieng, wie die meiſten ſeiner Zeitgenoſſen vorausſetzten, ſondern in der Ueberzeugung, daß der Streit noch immer den Geiſt der Prüfung genährt, Vorurtheile und Anſehen in einer beſtändigen Erſchütterung erhalten und die geſchminkte Unwahrheit verhindert habe, ſich an der Stelle der Wahrheit feſtzuſetzen, gab er in den „Wolfenbüttler Beiträgen" einzelne Abſchnitte des Werkes heraus. Namentlich erregte das 1778 als beſondere Schrift veröffentlichte Fragment „von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger" in der theologiſchen Welt einen gewaltigen Sturm. Leſſing wurde dadurch mitten in den Streit der Parteien hineingezogen. Es half ihm den Orthodoxen gegenüber nicht, daß er in einſchränkenden oder wider-

ſprechenden Zuſätzen und Abhandlungen ſeine abweichenden Anſichten ausgeſprochen hatte; der Herausgeber ward als der Mitſchuldige angeſehen. Johann Melchior Goeze (1717—1786), Hauptpaſtor in Hamburg, erhob vor allen die Stimme der orthodoxen Entrüſtung und drängte Leſſing, mit dem er früher in Hamburg auf freundſchaftlichem Fuß verkehrt hatte, in die offene Polemik. „Antigoeze“ war der Titel einer Reihe von leſſingiſchen Streitſchriften, die durch Gehalt wie durch die höchſte Meiſterſchaft des Stils, der ſeine dramatiſche Kraft niemals in ſolcher Vollendung bewährt hat, gleich ausgezeichnet ſind. Dieſelbe Kunſt des von innerer Leidenſchaft durchglühten Stils bekunden zahlreiche, oft nur halb entworfene Erwiderungen auf die Angriffe anderer Gegner, die vor und neben Goeze ſich in den theologiſchen Kampf mit Leſſing eingelaſſen hatten; am bedeutendſten unter dieſen Schriften durch Form und Inhalt iſt die gegen den Superintendenten Reß in Wolfenbüttel gerichtete „Duplik“ vom Jahre 1778.

Der Streit nahm für Leſſing den verdrießlichen Ausgang, daß ihm im Sommer 1778 von der herzoglichen Regierung das Manuſcript des Ungenannten, aus dem er die Fragmente entlehnt, abgefordert ſowie die Cenſurfreiheit, die er als Bibliothekar bisher genoſſen hatte, genommen ward und man ihm ſogar verwehren wollte, auswärts etwas drucken zu laſſen. Doch ließ er dieſe letztere Beſchränkung ſich nicht gefallen, und ſeine Feinde irrten, wenn ſie ihm ein gänzliches Stillſchweigen auferlegt zu haben glaubten. Es gab für ihn noch ein anderes Gebiet, auf welches ſie ihm nicht folgen konnten.

Außer dieſen Verdrießlichkeiten brachte ihm das Jahr 1778 tiefen häuslichen Kummer. Im December 1777 wurde ihm ein Sohn geboren, der bald nach der Geburt ſtarb. Mit jenem bitteren Humor des Schmerzes, der ſich in manchen ſhakeſpeariſchen Scenen mit einer ſo erſchütternden Wahrheit ausſpricht, ſchrieb Leſſing am Sylveſterabend 1777 an Eſchenburg: „Meine

Digitized by Google

Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Doch hatte er in dieſen Tagen, wie er an den Bruder ſchrieb, noch Hoffnung, daß ſie ihm erhalten bleiben werde, „deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.“ Aber ſchon am 12. Januar 1778 meldete er eben dieſem ihren vor zwei Tagen erfolgten Tod. „Wenn du ſie gekannt hätteſt!“ ſo äußerte er ſich in den einfachen Worten des tiefſten Schmerzes; „aber man ſagt, es ſei nichts als Eigenlob, ſeine Frau zu rühmen. Nun gut, ich ſage nichts weiter von ihr. Aber wenn du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat, ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!“ Seinen Stiefkindern, deren Erziehung ihm jetzt allein zufiel, widmete er die treuſte väterliche Sorge.

Seine Geſundheit litt, ſeit ihn der ſchwere Schlag betroffen; doch ſein Geiſt leuchtete in ſeinem vollſten Glanze, als habe ihn der Schmerz nur gereift und zur reinſten Humanität verklärt. Er begann die Bearbeitung der freimaureriſchen Geſpräche „Ernſt und Falk“ und gab in „Nathan dem Weiſen“ und in der gedankenſchweren Abhandlung „die Erziehung des Menſchengeſchlechts“ das letzte Vermächtnis ſeines Geiſtes. Ihrem Inhalte nach bilden dieſe drei Schriften ein zuſammengehörendes Ganzes. Sie ſind nicht die unmittelbaren Früchte

der Polemik, sondern fassen unter einem höhern Gesichtspunkte die Ergebnisse seiner religionsphilosophischen Speculation zusammen. Der gemeinsame Grundzug ist die Idee der Humanität, welche Lessing dahin auffaßt: Es besteht unter den Menschen eine innere, durch die Natur und die geschichtlichen Verhältnisse begründete Ungleichheit; alle aber sind zu einem höheren Ziele berufen, und diese ihre Fortentwicklung ist die Erziehung des Menschengeschlechts. Alle Religionen sind Stufen der Erziehung; sie stehen im Zusammenhange mit der Idee der Religion, welche in der einzelnen Erscheinung in der Geschichte der Menschheit niemals zur vollkommensten Reinheit gelangen kann. Hier liegt der Schlüssel zu dem Gleichnis von den drei Ringen. Je höher die Religion steht, desto mehr bewährt sie sich durch thätige Menschenliebe, durch Duldung der Mitmenschen, die selbst in den minder Vorgeschrittenen nur „schwächere Mitschüler" sieht. Diese Toleranz schließt nicht den Glauben an eine positive Religion aus; darüber gibt Lessing in der Vorrede, die er dem „Nathan" voraussschicken wollte, eine charakteristische Erklärung: „Wenn man sagen wird, dieses Stück lehre, daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben, die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahin gegangen sei, dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen, als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt: so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion, nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen, bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug, mich als einen solchen nicht zu verstellen."

Der erste Entwurf zu „Nathan dem Weisen" ward nicht durch die Polemik gegen Goeze veranlaßt. „Ich habe", schrieb Lessing am 11. August 1778 an seinen Bruder, „vor

vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ.“ Er gedachte dann ſeiner Quelle, einer Erzählung in dem „Decamerone“ des Boccaccio, und fügte hinzu: „Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will als noch mit zehn Fragmenten.“ Eine didaktiſche Tendenz lag von vorn herein zu Grunde und wurde jetzt nur mehr in den Vordergrund gezogen, indem er verſuchen wollte, ob man ihn „auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigſtens noch ungeſtört wolle predigen laſſen“. Dennoch war er weit entfernt, ein polemiſches Stück zu machen. In Bezug auf dieſe anfänglichen Befürchtungen ſeiner Freunde ſchrieb er dem Bruder: „Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun, und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal auf's Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freilich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.“

Im November 1778 war der neue Entwurf vollendet. Der Dichter beſchloß, in der Ausführung ſich nicht wie in den vorhergehenden Stücken der Proſa zu bedienen, ſondern der fünffüßigen Jamben, wohin ihn der ideale Inhalt des Stückes faſt unwillkürlich drängte. Nur ſcherzend warf er die Bemerkung hin, er mache es blos deßhalb in Verſen, um ſchneller fertig zu werden; denn ſeine Proſa habe ihm von je her mehr Zeit gekoſtet als Verſe. Im Metriſchen und Grammatiſchen nützte er auch bei dieſem Werke Ramlers Urtheil und ſandte ihm das Manuſcript partienweiſe zu. Doch können die Vorſchläge ſeines kritiſchen Freundes nur ſehr oberflächlich geweſen ſein, da er den Verfaſſer nicht einmal auf die Unregelmäßigkeiten im Bau und in der Verslänge

der Jamben aufmerkſam gemacht zu haben ſcheint. Leſſing bediente ſich abſichtlich dieſer Freiheit. Sein Vers entbehrt aller lyriſchen Elemente und iſt daher durchaus dramatiſch; zugleich mangelt ihm aber auch jeder Rhythmus, wodurch er allerdings die in dem Stücke vorwiegende dialektiſche Entwicklung des Gedankens unterſtützt. Leſſing arbeitete langſam; wiederholt klagte er, daß er ſich an eine beſtimmte Zeit gebunden und „zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit“ dadurch gemacht habe. Die Vollendung der Dichtung zögerte ſich bis zur Oſtermeſſe 1779 hin. Das beabſichtigte Nachſpiel „der Derwiſch“ unterblieb, da das Stück ſchon eine größere Ausdehnung gewonnen hatte, als er Anfangs gedacht hatte.

Leſſing nannte es allgemein „ein dramatiſches Gedicht“, weil es ſich den herkömmlichen Kategorien der dramatiſchen Poeſie ſchwer unterordnen ließ. Indeß wollte er damit keineswegs die dramatiſche Form als unweſentlich und als den äußern Rahmen eines didaktiſchen Gedichts bezeichnen. Er hatte die Bühne auch bei dieſem ſeinem letzten dramatiſchen Werke nicht aus den Augen verloren. „Noch kenne ich“, ſchrieb er, „keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon itzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerſt aufgeführt wird!“ So hat es ſich auch erfüllt. Die erſten Aufführungen des Werkes waren ohne Erfolg; allein in unſerm Jahrhundert hat es ſeine Anziehungskraft in der Bühnendarſtellung bewährt. Mag auch ſeiner inneren Natur nach das ruhige Raiſonnement manchmal der dramatiſchen Bewegung des Dialogs Eintrag thun, mögen auch die meiſten Charaktere mehr durch ihre gleichmäßige Stetigkeit und ſittliche Würde als durch Leidenſchaft und lebendige Entwicklung anziehen: gleichwohl iſt die Handlung, die der Dichter mit glücklichem Tact in die Zeit der Kreuzzüge und nach Jeruſalem verlegte, wo die drei monotheiſtiſchen Religionen neben einander beſtehen, nach einem kunſtvoll verſchlungenen Plan angelegt, in welchem die zufällig ſcheinenden Einzelheiten unter der Fügung

Digitized by Google

einer liebevollen Vorſehung höheren Zwecken dienen müſſen und ſchließlich die menſchlichen Beſtrebungen ſich zur reinſten Humanität verklären, ſo daß innige Liebe, die ſich in ſittlicher That offenbart, ein brüderliches Band zwiſchen Menſchen verſchiedenen Glaubens und Charakters knüpft. Das iſt nicht Indifferenz in der Religion, ſondern die Religion ſelbſt in ihrer ſchönſten menſchlichen Erſcheinung. „Introite, nam et hic dii sunt“ war das Motto der Dichtung. Allein wie konnte Leſſing die richtige Würdigung von ſeiner Zeit erwarten, da ſelbſt die Nachwelt nur ſelten den hohen Sinn des Dichters zu erfaſſen vermocht hat und noch gar viele in dem „Nathan“ einen gehäſſigen Angriff auf das Chriſtenthum ſehen! Ebenſo fand die tiefgedachte Abhandlung „die Erziehung des Menſchengeſchlechts“ nur wenige, die den Gehalt der kleinen Schrift begriffen: die Religionen, die im „Nathan“ künſtleriſch neben einander dargeſtellt ſind, werden hier in wiſſenſchaftlicher Unterſuchung in ihrer geſchichtlichen Folge nach einander betrachtet; der Islam fehlt aber in der Reihe; der Fortſchritt der religiöſen Entwicklung aus den polytheiſtiſchen Anſchauungen zum Judenthum und von da durch das Chriſtenthum hindurch zu dem „neuen, ewigen Evangelium“ der reinen Sittlichkeit wird nachgewieſen.

Die Anfeindungen, die Leſſing um ſeines „Nathan“ willen zu erdulden hatte, thaten, obgleich er auf alles gefaßt war, ſeiner äußeren Stellung keinen Eintrag, da inzwiſchen der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, der ihm ſeine Gunſt und ſeinen Schutz niemals entzogen hatte, zur Regierung gelangt war. Allein die Art, wie die Welt das Beſte, was er zu geben vermocht hatte, aufnahm, erweckte ihm oft ein ſchmerzliches Gefühl der Einſamkeit, und den Freunden ſchloß er nur ſelten ſein Herz auf. Körperlich leidend, verlor er auch das Vertrauen zu ſeinen geiſtigen Kräften, und das Daſein lag ſchwer auf ihm. In ſeinem letzten Briefe an Mendelsſohn, vom 19. December 1780, iſt die

Digitized by Google

hoffnungsloſe Sprache des Scheidenden. „Ich glaube nicht,“ heißt es darin, „daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen; denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bei der und jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes, ſchlankes Bäumchen und bin itzt ein ſo fauler, knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund, dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freilich noch einmal ſprechen!“ Er litt damals ſehr an körperlicher Erſchlaffung; es befiel ihn oft mitten in der geſellſchaftlichen Unterhaltung eine plötzliche Schwere und Schlafſucht; ſein Gedächtnis verſagte ihm oft den Dienſt; das Feuer ſeiner Augen fieng an zu verlöſchen.

In dieſe Zeit ſeiner Kränklichkeit fiel ein Beſuch des Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi. Berühmt wurde ſein Geſpräch mit Leſſing über den Spinozismus, durch das die Frage, ob Leſſing Spinoziſt geweſen, veranlaßt ward und nach deſſen Tode einen lebhaften Streit zwiſchen Jacobi und Mendelsſohn, der ſeinen Freund gegen die Beſchuldigung Jacobis in Schutz nahm, hervorrief. Leſſing war einer der erſten, die eine wiſſenſchaftliche Erkenntnis Spinozas in Deutſchland begründeten; er hatte die höchſte Achtung vor dem holländiſchen Philoſophen; aber zugleich empfand er viel zu große Sympathie für die Subjectivität des einzelnen, als daß er ſich nicht vielfach auch an Leibniz anſchließen ſollte: Spinoziſt in einem ausſchließlichen Sinne war er nicht. Jacobis Anerbieten, Leſſing möge zur Stärkung ſeiner Geſundheit eine Zeit lang in Pempelfort verweilen, konnte er nicht mehr annehmen; zu größern Reiſen fehlte Muth und Kraft.

Digitized by Google

Im nächſten Winter nahm ſeine Schwäche zuſehends zu; er konnte nicht mehr arbeiten und war gegen alles gleichgültig; die Bruſtwaſſerſucht war hinzugetreten; er litt oft an Beängſtigungen. Zu ſeiner Zerſtreuung begab er ſich Ende Januars 1781 nach Braunſchweig. Am 13. Februar kam er aus einer Geſellſchaft engbrüſtig und erſchöpft nach ſeiner Wohnung: er fieng an, Blut auszuwerfen. Aerztliche Hilfe verſchaffte ihm einige Erleichterung; er ſcherzte mitunter noch mit den Freunden, die ihn beſuchten. Ueber die letzten Momente berichtete am zuverläſſigſten noch in ihrem Greiſenalter ſeine Stieftochter Amalie, die auf die Nachricht von ſeiner Erkrankung von Wolfenbüttel zu ſeiner Pflege herbeigeeilt war. „Am Abend dieſes verhängnisvollen Tages [15. Februar 1781] ſaß die bekümmerte Tochter vor der Schwelle des Krankenzimmers, um vor dem Auge des geliebten Vaters ihre Thränen zu verbergen. Man meldete dem Kranken, daß im Vorzimmer Freunde zum Beſuch ſeien. Da öffnet ſich die Thür, und Leſſing tritt herein, ein Bild des herzzerſchneidendſten Anblicks! Das edle Antlitz, ſchon durch hippokratiſche Züge markiert und vom kalten Todesſchweiße überdeckt, leuchtet von himmliſcher Verklärung. Stumm und unter einem unausſprechlich ſeelenvollen Blicke drückt er ſeiner Tochter Hand. Darauf neigt er ſich freundlich gegen die übrigen Anweſenden, und mit ſo entſetzlicher Anſtrengung es auch geſchieht, nimmt er ehrerbietig ſeine Mütze vom Haupte. Aber die Füße verſagen den Dienſt; er wird zum Lager zurückgeführt, und ein Schlagfluß endet, auch dem ängſtlichſten Beſorgniſſe noch überraſchend, das theure Leben.“ Am 20. Februar wurden die ſterblichen Ueberreſte von den Freunden zu der Gruft auf dem Magnikirchhofe begleitet. Mehrere der erſten Bühnen Deutſchlands veranſtalteten eine würdige Todtenfeier; das Berliner Theater gieng mit einer Aufführung der „Emilia Galotti“ voran.

In Leſſing waren die ſittliche und die geiſtige Größe auf's

Digitized by Google

innigſte mit einander verbunden. Wahrheit und Freiheit waren die Grundbedingungen ſeines Seelenlebens, ſeines Charakters wie ſeines Denkens. Nicht als ob Leſſing in den Reſultaten ſeines Denkens unfehlbar ſei — der Adel ſeines Geiſtes iſt eben das unabläſſige Streben nach Wahrheit, das ihm höher gilt als der Beſitz der Wahrheit, der oft träge macht, der rückhaltloſe Kampf für ihren Sieg, für die höchſten Schätze der Menſchheit.

Er war mehr Denker als Schriftſteller. Niemals vermochte er es über ſich, ſein ſchriftſtelleriſches Talent zu einer literariſchen Induſtrie herabzuwürdigen. Weil er alles mit ganzem Ernſt behandelte, ſo arbeitete er doch langſam, und die Meiſterſchaft ſeines Stils iſt die Frucht der Sorgfalt. Was er geſchrieben hat, iſt nur ein geringes Fragment der Geiſtesarbeit, die ihn unausgeſetzt beſchäftigte und ihm nur ſelten die Ruhepunkte geſtattete, die nöthig waren, um einen einzelnen Gegenſtand zu verarbeiten.

Unübertroffen iſt die Form ſeiner Darſtellung. Leſſings Stil iſt ein Ausfluß und Abbild ſeiner geſammten Perſönlichkeit. Auch in ihm offenbart ſich das Streben nach dem Wahren. Nicht die fertige Wahrheit lehrt Leſſing, ſondern er ſtellt den im Kampfe mit dem Unwahren werdenden Gedanken dar. Daraus erklärt ſich der polemiſche Charakter ſeines Stils, die Brief- und Dialogform ſeiner Schriften. Einem wirklichen oder einem fingierten Gegner ringt er die Wahrheit ab; alle Waffen des Scherzes und des Ernſtes, des Humors, der Ironie ſtehen ihm zu Gebote; ſein erfinderiſcher Witz bietet ihm Gleichniſſe und Bilder dar; überall zeigt ſich die Kunſt des Meiſters, den abſtracten Gedanken in einen ſinnlich concreten Ausdruck zu faſſen.

Abhold aller Sentimentalität, war ſein Gemüth doch weich, zur Mildthätigkeit und Großmuth geneigt, mehr, als Klugheit und Vorſicht geboten; oft ward er von Bedienten betrogen, von Unwürdigen hintergangen. Gelderwerb und Sparſamkeit waren ſeine Sache nicht.

Digitized by Google

Seine perſönliche Erſcheinung machte den Eindruck der Offenheit und Wahrheit, der Biederkeit und freien Männlichkeit. Würde und Entſchloſſenheit war in der Haltung ſeines Hauptes, Anmuth und Sicherheit in allen ſeinen Bewegungen. Die Lebendigkeit ſeines Geiſtes ergriff ſchon in ſeiner klangreichen, ausdrucksvollen Stimme; aus dem klaren Blick ſeines tiefdunkelblauen Auges ſprachen Geiſt und Herzensgüte zugleich.

So hat ihn Rietſchels Meiſterhand in dem Standbilde zu Braunſchweig als lebensvolle Geſtalt, die durch das Coſtüm jener Zeit an charaktervoller Plaſtik nur gewonnen hat, wieder vor die nachlebenden Geſchlechter hingeſtellt. Während die Linke ein eben vollendetes Werk hält, ruht die Rechte auf der Bruſt, gleichſam den lebendig emporwallenden Drang des kühnen Forſchens andeutend. Mit männlicher Hoheit hebt ſich das ſchöne Haupt empor, ein wenig zur Rechten gewendet, als erwarte er mit feſtem Blicke den Gegner zum Kampfe.

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

Siebentes Capitel.

Wieland.

Dieſer vorzügliche Mann darf als Repräſentant ſeiner Zeit angeſehen werden; er hat außerordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, wie er ſich's zueignete und es wieder mittheilte, auch ſeinen Zeitgenoſſen angenehm und genießbar begegnete.“ Mit dieſen Worten bezeichnet Goethe treffend den Platz, welchen Wieland in der Geſchichte der deutſchen Literatur einnimmt. Nicht minder als Klopſtock und Leſſing hat er Antheil an ihrer Fortbildung; ſein Einfluß auf ſein Zeitalter iſt nicht geringer: ſo darf er als der dritte in dem Triumvirat der Regeneratoren unſerer Dichtung gelten, mag er gleich von Leſſing an geiſtiger Selbſtändigkeit und ſittlicher Energie ſowie von Klopſtock an Intenſität der poetiſchen Begabung, von beiden an ſchöpferiſcher Genialität übertroffen werden. Da die Richtung ſeines innern Lebens vornehmlich durch die Empfänglichkeit für äußere Eindrücke und Einwirkungen und zwar weit mehr der Lectüre als des Selbſterlebten beſtimmt wird und ſeine geiſtige

Digitized by Google

Individualität, nachdem die Schwankungen der Jugend überwunden sind, frühzeitig mit sich abschließt, anstatt stufenweise eine höhere Bahn zu verfolgen, so ziehen uns vornehmlich die ersten Abschnitte seines Schriftstellerlebens durch den sie begleitenden Reiz psychologischer Entwicklung an. Weiter bleibt nur die gleichförmige, wenn auch manchfache, literarische Geschäftigkeit. War es doch selbst bei Klopstock nicht anders. Denn nur wenigen Auserwählten ward es zu Theil, in der Poesie die Quelle einer fortwährenden Verjüngung der geistigen Kraft zu genießen.

Christoph Martin Wieland wurde am 5. September 1733 geboren. Sein Vater Thomas Adam Wieland (1704 — 1772) war ein durch Charakter und Gelehrsamkeit ausgezeichneter protestantischer Geistlicher, der damals zu Oberholzheim im Gebiete der freien Reichsstadt Biberach eine Pfarrstelle bekleidete; drei Jahre darauf ward er nach Biberach versetzt, wo er, zuletzt Senior, allgemeiner Achtung genoß. Seine Lehrgabe übte er an seinem Sohne von dessen drittem Jahre an und konnte es bei dem Talente des empfänglichen, frühreifen Kindes dahin bringen, daß es mit acht Jahren den Cornelius Nepos las und seit seinem elften Jahre zahlreiche lateinische und deutsche Verse machte.

Eine Zeit lang besuchte Wieland die lateinische Schule in Biberach. Er beschäftigte sich in seinem dreizehnten Jahre besonders mit Virgil und Horaz, studierte Gottscheds „Dichtkunst", begeisterte sich für Brockes' fromme Lehrdichtung, machte den Plan zu einem Epos „die Zerstörung Jerusalems", entwarf mehrere hundert Verse im Genre Anakreons von der Echo und schrieb ein großes Gedicht in Distichen von den Pygmäen, eine Satire auf die kleine Frau eines seiner Lehrer. Im Herbst 1747, mit seinem vierzehnten Jahre, übergab ihn der Vater der Schule zu Kloster Bergen bei Magdeburg, welche, gleich den sächsischen Fürstenschulen klösterlich eingerichtet, damals unter

Digitized by Google

Leitung des Abts Steinmetz ſtand, deſſen pietiſtiſche Richtung der Vater, ein Zögling der halliſchen Theologenſchule, theilte. Während die häufigen Andachtsübungeu in dem reizbaren Gemüthe des Knaben die ſchon keimende Neigung zu religiöſer Schwärmerei entwickelten, verwirrten ſich ſeine Begriffe noch mehr durch die maſſenhafte Lectüre, welche den Xenophon und die römiſchen Autoren neben Haller und Wolff, Bayle und Voltaire, Fontenelle und d'Argens, die moraliſchen Wochenſchriften der Engländer und die theoretiſchen Arbeiten der Schweizer über die Poeſie verſchlang. Die fromme Aſketik ward von religiöſen Zweifeln bedrängt, die ihm viele Thränen und ſchlafloſe Nächte koſteten. „Damals machte ich", ſo erzählte er ſpäter, „nach Art des Pygmalions des S. Hyacinthe einen philoſophiſchen Aufſatz, worin ich aus philoſophiſchen Principiis, die ich durch einen Synkretismum der demokritiſch-leibniziſchen Lehren herausbrachte, zeigen wollte, wie die Venus gar wohl hätte ohne Zuthun eines Gottes durch die innerlichen Geſetze der Bewegung der Atomen aus Meerſchaum entſtehen können, und daraus den Schluß machte, die Welt könne ohne Gottes Zuthun entſtanden ſein. Ich bewies aber in eben dieſer Schrift, daß Gott nichts deſto weniger als die Seele dieſer Welt exiſtiere. Dieſer Aufſatz fiel meinen Lehrern in die Hände und machte mir viel Verdruß, welcher noch größer würde geweſen ſein, wenn nicht meine übrige Aufführung ſo ſehr moraliſch geweſen wäre."

Gegen Oſtern 1749 verließ er die Schule und verweilte, da er nicht ſogleich die Univerſität beziehen ſollte, in dem Hauſe eines gelehrten Verwandten, des Profeſſors Johann Wilhelm Baumer in Erfurt, bei welchem er einen Curſus der wolffiſchen Philoſophie durchmachte, daneben jedoch in das Studium des „Don Quixote" eingeführt wurde.

Mit der Rückkehr nach Biberach in's elterliche Haus im Sommer 1750 begann für ihn eine ſchöne Lebensepoche, an der

er auch dann noch, als er das „quantum mutatus ab illo“ häufig wiederholte, mit unverkennbarer Innigkeit hieng. Nie hat ſeine Dichtung wärmere Farben, nie fühlt man eine ſo lebhafte Herzenstheilnahme heraus, als wenn ſie das Entzücken der erſten Liebe ſchildert. Er empfand dieſe mit all dem Jubel eines unſchuldvollen Herzens, mit all dem Entzücken jugendlicher Schwärmerei, als ihm, dem das Glück der Freundſchaft bisher verſagt geblieben war, in der lieblichen Sophie die ſchönſten Träume der Poeſie verkörpert erſchienen. Viele Jahre ſpäter, als er längſt mit den Idealen ſeiner Jugend gebrochen hatte, ſchrieb er noch in einem Briefe an Zimmermann das rührende Bekenntnis nieder: „Wie oft ſeh' ich mit einem traurigen Blick in dieſe ſeligen Tage der Unſchuld zurück! Nichts, nichts kann uns dieſe wunderbare Lauterkeit der Empfindungen, dieſe namenloſen Entzückungen wiedergeben, die uns die erſte Liebe in noch unverdorbener, kaum entfalteter Jugend erfahren macht. Welche andre Freuden, welche Ehren, welche Güter, ja laſſen Sie mich noch ſagen, welche Weisheit iſt die glückliche Thorheit werth, worin wir in dieſem Zuſtand einer wahren Bezauberung unſer Leben verträumen! — Lachen Sie immer, weiſer Zimmermann, Sie mögen mich ſo ſehr auslachen, als Sie wollen, ſo werde ich dennoch niemals aufhören, den Verluſt dieſer ſeligen Schwärmerei zu bedauern, die nicht wiederkommt, wenn ſie einmal verloren iſt. . . . . Die Umarmungen der Liebesgöttin ſelbſt haben nichts, das dieſe ſtill entzückende Empfindung erſetzen kann, womit in jenen Zeiten der jugendlichen Einfalt und Reinigkeit der Seele der Anblick, der bloſe Ton der Stimme, das leiſeſte Berühren der Hand der Geliebten unſer ganzes Weſen erfüllte.“ Marie Sophie von Gutermann (1730—1807), eine um faſt drei Jahre ältere Verwandte des jungen Dichters, lebte während des Sommers 1750 in Biberach bei ihren Großeltern. Schon damals, als Wieland ſie kennen lernte, war ſie nicht mehr ganz frei: in ihrem lieb-

Digitized by Google

zehnten Jahre hatte ſie ihre Hand dem Leibarzte des Fürſtbiſchofs von Augsburg, Johann Ludwig Bianconi, zugeſagt, eine Verbindung, die ihr Vater, Arzt und Decan der mediciniſchen Facultät zu Augsburg, aus eifrigem Proteſtantismus mit rückſichtsloſer Gewalt im Herbſt 1749 rückgängig machte. Sophie hatte von Kind auf die ſorgfältigſte, ja eine gelehrte Erziehung genoſſen; der Hiſtoriker Johann Jakob Brucker war ein Hausfreund ihrer Eltern; Bianconi hatte ſie noch weiter wiſſenſchaftlich und künſtleriſch ausgebildet. Wieland gewann ihr Herz, und beide überließen ſich dem Glücke der Gegenwart. „Mein Charakter gefiel ihr," ſchrieb er nachmals an Bodmer, „ehe ſie mich geſehen hatte; ſie fand ihn mit dem ihrigen übereinſtimmig. Ein Liebhaber, der ſie um ihrer Seele willen liebte, war ihr etwas Neues und das, was ſie ſich immer gewünſcht hatte . . . . . Sie beweinte öfters heimlich die ſehr ſcheinbare Unmöglichkeit unſerer Liebe; meine Mama war zuweilen ein Zeuge davon . . . . . Meine Ernſthaftigkeit und Abneigung vor den Eitelkeiten der Welt gefielen ihr um ſo mehr, je neuer ihr ein ſolcher Charakter an einem Jüngling war. Unterdeſſen wuchs meine Zärtlichkeit zu einem ungemeinen Grade; ich empfand die Unmöglichkeit, ohne ihre Liebe glücklich zu ſein, und es war nichts Unwahrſcheinlichers als zu hoffen, daß ich es werden könne."

An einem ſchönen Sonntage, nachdem er eine erbauliche Betrachtung ſeines Vaters über das Thema „Gott iſt die Liebe" angehört hatte, machte er mit Sophie einen Spaziergang in's Freie. Ihre Unterhaltung knüpfte ſich an den Inhalt der heutigen Predigt. „Ich redete", fährt er in dem Briefe an Bodmer fort, „von der Beſtimmung der Geiſter und Menſchen, der Würde der menſchlichen Seele und der Ewigkeit mit ihr. Niemalen bin ich beredter geweſen als damals. Ich vergaß nicht, in der himmliſchen Liebe einen großen Theil des Glückes der Geiſter zu ſetzen. Dieſe Unterredung rührte die Liebenswürdige ſo ſehr, daß ſie etliche

Digitized by Google

vergnügte Thränen nicht zurückhalten konnte. Alle ihre Mienen waren Zärtlichkeit und Seele. Damals versprach sie mir, mir ihre Empfindungen zu schreiben." Wieland faßte in Folge dieser Unterhaltung die Idee zu dem ersten Werke, das er der Aufbewahrung werth gehalten hat, dem Lehrgedicht „die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt", worin er nach vorwiegend leibnizischen Ideen das Thema, daß alle Wesen zur Glückseligkeit bestimmt seien, auszuführen beabsichtigte. Mit solchen Liebesträumen und poetischen Entwürfen begab er sich im November 1750 nach Tübingen, um seine Universitätsstudien zu beginnen.

An Zimmermann schrieb er später, die Absicht seiner Eltern sei gewesen, „daß ich mich auf eines von den gelehrten Handwerken legen sollte, durch welche man, wo nicht sein Glück machen, doch wenigstens sein Brod verdienen kann. Soll ich sagen, daß es mein Glück oder Unglück gewesen, daß ich ihnen nicht gefolget? Ich folgte in meinen Studien blos meinem Geschmacke und einem gewissen Triebe meines bösen oder guten Dämons. Ein unüberwindlicher Abscheu hielt mich von der Juristerei, die Schwäche meiner Brust vom Predigen und ein gleichfalls mechanischer Ekel vor todten Körpern, Krankenstuben und Spitälern von der Medicin ab." Aus diesem Geständnisse kann man schon den Schluß ziehen, daß aus dem Studium der Jurisprudenz, welchem er sich dem Namen nach widmete, nicht viel geworden sei. Fleißiger Besuch der Collegien war überhaupt seine Sache nicht; in sein Stübchen verschlossen, ohne allen Umgang, lebte er dem eifrigsten Privatstudium. Er beschäftigte sich mit Philosophie und schöner Literatur und arbeitete in der kurzen Zeit von drei Monaten im Anfang des Jahres 1751 sein philosophisches Lehrgedicht aus. Ohne eine Abschrift davon zu behalten, sandte er es anonym an den hallischen Aesthetiker Georg Friedrich Meier, der es sogleich der Oeffentlichkeit übergab und mit einer Vorrede begleitete. Von der Kritik wurde das Werk des siebzehnjährigen Jünglings mit

Digitized by Google

großem Beifall und noch größeren Hoffnungen begrüßt. Aus Anſchauungen, die Wieland zu Kloſter Bergen und in Erfurt kennen gelernt hatte, bildete er ſich ein philoſophiſches Syſtem, eine Art von leibniziſcher Theodicee, mit theologiſchen Elementen getränkt. In manchen Punkten hält ſich Wieland ſelbſtändig Leibniz gegenüber und ſchließt ſich an andere Autoren aus dem weiten Bereiche ſeiner Beleſenheit an; freilich geräth er dabei in mehrfache Irrthümer und Widerſprüche. Die Darſtellung des Gedichtes, das ſpäter völlig umgeſchmolzen und bedeutend gekürzt wurde, iſt oft dunkel und unklar; Sprache und Vers zeigt den Nachahmer Hallers.

Durch die Vollendung dieſes Werkes war in Wieland ein Productionstrieb angeregt, der nur dadurch nachtheilig ward, daß er ihn hinderte, ſich irgend zu vertiefen. Was er durch Lectüre in ſich aufnahm, ſuchte er raſch in den damals üblichen Dichtungsformen zu reproducieren; nur wenig ward aus dem Innern geſchaffen, weßhalb auch die Lyrik kaum zum Vorſchein kam. „Lieblingslectüren“ — ſo berichtet er ſelbſt — „pflegten damals (und noch ziemlich lange hernach) allezeit ſo ſtark auf unſern Dichter zu wirken, daß er unvermerkt, ja meiſtens gegen ſeinen Wunſch und Willen etwas von der Manier des Autors annahm, der gerade zur Zeit, wenn er ſelbſt etwas componierte, am meiſten bei ihm galt.“ Im einſamen Verkehr mit Büchern ſtatt mit der Welt ſchrieb er während des Jahres 1751 und im Januar und Februar 1752 außer jenem Lehrgedichte (in ſechs Büchern) einen „Lobgeſang auf die Liebe“ in Hexametern, die erſten Geſänge eines (nie gedruckten) Epos „Hermann“, welches Deutſchlands Befreiung vom römiſchen Joche durch Arminius im Stil der durch Klopſtock neu angeregten deutſchen Ependichtung darſtellte, und „moraliſche Briefe“ (elf an der Zahl), eine Nachahmung der „épîtres diverses sur des sujets différents“ des deutſchen Barons Georg Ludwig von Bar, aus

Digitized by Google

denen er vornehmlich den Grundgedanken entlehnte, die Aufforderung zur Tugend und Weisheit, die im rechten Maße beſteht. Die bilderreiche Darſtellung, geſpickt mit Beiſpielen, Citaten und Anſpielungen aus allen möglichen Autoren der alten und neuen Welt, wies wieder den hier freilich weniger charakteriſtiſch ausgeprägten Stil der „Natur der Dinge“ auf: auch der gereimte Alexandriner trat wieder an die Stelle des Hexameters.

In „wenig Tagen“ des April 1752 warf Wieland zwei Geſänge eines „Anti-Ovid“ hin voll der heftigſten Polemik gegen Ovids „Kunſt zu lieben“, gegen die Briefe der Ninon de l'Enclos und die Poeſien Crébillons. Leichte, nach Art der poésie fugitive frei gebildete Verſe und eine klare, anmuthige Sprache zeichnen das Gedicht aus, deſſen lyriſcher Stoff in phantaſievoller und empfindungsreicher Weiſe echt künſtleriſch behandelt iſt. Ein Anhang von (ſpäter unterdrückten) lyriſchen Gedichten war dem „Anti-Ovid“ beigefügt.

Im Mai 1752 verſuchte es Wieland, nach Kleiſt noch einmal den „Frühling“, allerdings einen himmliſchen Frühling zu beſingen. Schon bei dem „Lobgeſang auf die Liebe“ und beim „Hermann“, mehr noch bei dem „Frühling“, der unmittelbar unter Kleiſts Einfluß ſteht, zeigt ſich die mächtige Einwirkung Klopſtocks, den Wieland zu leſen nicht ſatt werden konnte. „Mit ſolcher Gewalt“, äußerte er ſpäter gegen einen Freund, „hat kein anderer Dichter auf mich gewirkt, keiner ſo mein ganzes Gefühl in Anſpruch genommen, mein ganzes Weſen geſtimmt und ſelbſt.... auf meine Sprachdarſtellung Einfluß gehabt als Klopſtock. Als ich den ‚Meſſias‘ las, ... glaubte ich erſt mich ſelbſt zu verſtehen, und mir war immer, als fände ich hier erſt ausgeſprochen, was ich ſelbſt hätte ausſprechen wollen. Ob ich ſeine Elegien ‚die künftige Geliebte‘ und ‚Selmar und Selma‘, die in der Zeit meines Aufkeimens erſchienen, und die ich noch jetzt für das Lieblichſte und Zarteſte halte, was vielleicht unſre Sprache auf-

Digitized by Google

zuweisen hat, ob ich die so oft las, bis ich sie auswendig wußte, das werden Sie mich nun gar nicht fragen."

Fast gleichzeitig mit dem „Frühling", aber weniger unter Klopstocks Einfluß entstanden die „Erzählungen", sechs an der Zahl, großentheils aus englischen Quellen geschöpft und nach englischen Mustern entworfen, von empfindsamem, vorzugsweise weiblichem Charakter. Die Darstellung ist oft ideal und optimistisch gefärbt; die einzelnen Novellen sind jedoch glücklich in sich abgerundet, in einfacher, edler Sprache voll sinnlicher Schönheit erzählt und in leicht fließende, reimlose Jamben von halb epischer, halb dramatischer Natur gefaßt.

Ende Juni 1752 kehrte Wieland nach Biberach zurück, noch ungewiß wegen seiner Pläne für die Zukunft. Ihm schwebte als ein erstrebenswerthes Ziel eine Lehrerstelle an einem Gymnasium, etwa in Braunschweig, vor, während sein Vater wünschte, daß er zu seiner fernern Ausbildung und Habilitation nach Göttingen gehe. Dann zog es ihn auch wieder nach Zürich, dem Sitz der verehrten Altmeister der schönen Literatur. Sein Epos „Hermann" hatte er im August 1751 anonym an Bodmer geschickt und ihn um sein Urtheil gebeten. Dies gab Anlaß zu einem Briefwechsel mit Bodmer, der dem ziemlich nachdrücklich ausgesprochenen Verlangen des jungen Dichters um so mehr mit großer Freundlichkeit entgegenkam, als er in ihm einen Ersatz für den abtrünnig gewordenen Sänger des „Messias" zu finden hoffte. Im October 1752 öffnete er dem neu gewonnenen Schützling sein gastliches Haus. Leichter fügte sich der noch nicht zwanzigjährige Jüngling, der durch Bodmers Umgang in etlichen Wochen mehr gebessert zu werden hoffte, als es bisher in ganzen Jahren geschehen konnte, den Eigenheiten des schwer zu befriedigenden Mannes, und wenn dieser auch nicht überall billigen konnte, glich doch das warme Gefühl der Dankbarkeit, das er noch in späteren Jahren, als er ebenfalls zu den Abtrünnigen gehörte, wiederholt

Digitized by Google

ausſprach, alle Differenzen wieder aus. Es war die Anhänglichkeit des Sohnes zum Vater. Wieland lernte erſt in Zürich an ſich die Wirkungen eines geiſtvollen Umgangs kennen. Bodmers Haus war der Sammelplatz ausgezeichneter literariſcher Talente, an denen Zürich damals reicher war als irgend eine deutſche Stadt. Der gefeierte und gefürchtete Kritiker ſtand mit dem geſammten deutſchen Parnaß in engſter Beziehung und unterhielt eine ausgebreitete Correſpondenz; Wieland ſah ſich in den Mittelpunkt der Literatur verſetzt. Deſſenungeachtet war in andrer Hinſicht Bodmer ein ſchlechtes Vorbild für einen noch im Werden begriffenen Dichter, beſonders für eine ſo weiche, unſelbſtändige Natur, wie Wieland war. Herriſch und eiferſüchtig gegen ſeine Zöglinge, ſobald ſie eigene Wege gehen wollten, war Bodmer dennoch ſelbſt nur ein Nachahmer fremder Manier. Wenn Wieland damals den „Noah“ bewunderte und zum Lobe des matten Gedichts, das ihm noch als ein göttliches galt, unter des Verfaſſers Augen ein in Biberach begonnenes umfangreiches Buch vollendete, ſo rechtfertigte er dies nachmals ſeinem Biographen Gruber gegenüber dadurch, daß er erſt ſpäter entdeckt habe, daß von dem Schönen und Vortrefflichen in Bodmers Werken vielleicht das Wenigſte ihm eigenthümlich gehöre, und daß ihm blos das Verdienſt der Verpflanzung auf unſern Boden bleibe. „Sonſt kann man aber“, fuhr er fort, „unmöglich vom ſchriftſtelleriſchen Eigenthumsrechte laxere Begriffe haben, als Bodmer hatte, der den Grundſatz ‚wo ich etwas Schönes finde, iſt es mein‘ im allerweiteſten Umfang in Ausübung brachte und die Sünde des Plagiats ſein Gewiſſen wenig anfechten ließ. Soll ich recht aufrichtig und ehrlich reden, ſo muß ich ſagen, daß der gute Alte als Dichter wie ein Nachtrabe ſtahl. Mein eignes Talent zum Stehlen entwickelte ſich denn auch bei ihm, und wenn ich's ihm nicht zuvorthat, hab' ich's ihm wenigſtens gleich gethan. Aus dem, was ich in Bodmers Hauſe ſchrieb, mag darum

Digitized by Google

mancher ein Recht haben, dies und jenes als ſein Eigenthum zu reclamieren."

Wielands Aufenthalt in Bodmers Hauſe war eine ſehr productive Zeit. Alle ſeine derzeitigen Dichtungen tragen den Charakter einer naturwidrigen Verſtiegenheit, zu welcher das Streben, die religiöſe Poeſie Klopſtocks und Bodmers nachzubilden, den formgewandten jungen Autor verleitete. Er verfaßte 1753 nach dem Muſter der damals in klopſtockiſchen Kreiſen ſehr gefeierten engliſchen Dichterin Eliſabeth Rowe, geb. Singer, die „Briefe von Verſtorbenen an hinterlaſſene Freunde" in Hexametern, die bis auf Einzelheiten des Metrums dem Vers der Meſſiade nachgeahmt waren, und in einer Sprache, die bald an Kleiſt, bald an Klopſtock erinnerte. Trotz des lyriſchen Charakters dieſer „Briefe" war die Darſtellung darin objectiver als im „Meſſias". Wieland wurde ſeiner Natur untreu, indem er ſich anſchickte, den Himmel darzuſtellen; aber es war nicht der klopſtockiſche, ſondern ſein eigner poetiſcher Himmel, den er ſchilderte, freilich reich an Unmöglichkeiten, an Abſurditäten und innern Widerſprüchen. Auch Wielands Auffaſſung der Religion hat mit Klopſtocks Pietismus wenig zu thun, mehr mit Bodmers religiös-philoſophiſchen Grundſätzen: an Chriſtus und die chriſtliche Erlöſung wird nirgends in den „Briefen" erinnert; die Lobpreiſungen Gottes ſind mehr gedacht als warm empfunden; ein theiſtiſcher Idealismus, der vielfach auf Einflüſſe der nur halb verſtandenen Lehren Platons zurückgeht, bildet die religiös-philoſophiſche Grundanſchauung des Dichters.

Mehr unter die künſtleriſche Abhängigkeit Bodmers gerieth Wieland mit der in demſelben Sommer 1753 entſtandenen Patriarchade „der geprüfte Abraham" von vier Geſängen, die er ſpäter in drei zuſammenzog. Doch verſtand er es, den bedenklichen Stoff poetiſch wirkungsvoll auszugeſtalten und mit epiſchem Geiſte zu behandeln. Kleinere Epiſoden der bibliſchen Geſchichte ſtellte

Digitized by Google

er in den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart“ dar, die er gemeinſam mit Bodmer 1755 herausgab.

In einigen Oden, die er ſelbſt als pindariſche Verſuche bezeichnete, und theils proſaiſchen, theils in Hexametern abgefaßten Hymnen, unter denen er auch ſpäter noch die „Hymne an Gott“ als die Frucht ſchöner Stunden und wirklicher Begeiſterung in Ehren hielt, gab er ſeine myſtiſch-enthuſiaſtiſche Verehrung der göttlichen Liebe kund. In der rhythmiſch bewegten Proſaſprache der Pſalmen, die ihm dabei überhaupt als ein — freilich nie erreichtes — Muſter vorſchwebten, ſchrieb er 1755 die „Empfindungen eines Chriſten“, die Leſſing in den Literaturbriefen mit Recht als Ausſchweifungen der Einbildungskraft, bei denen das Herz leer und kalt bleibt, verurtheilte. In der Zuſchrift derſelben an den Conſiſtorialrath Sack machte er jenen unbeſonnenen Angriff auf die Anakreontiker, an welchen er nachmals mit Reue und Unwillen zurückdachte. Endlich ſetzte er in den „Sympathien“, die zu derſelben Zeit entſtanden und an freundſchaftliche Verhältniſſe des Dichters zu Frauen ſeines Bekanntenkreiſes anknüpften, dem finſtern Zelotismus die Krone auf; von dem platoniſchen Syſtem ausgehend, predigte Wieland in ihnen nicht nur eine engherzige Moral, die in der völligen Verleugnung der ſinnlichen Welt, um den chriſtlichen Himmel zu gewinnen, gipfelte, ſondern er tadelte Gleim, daß er „Gaben, welche ihn geſchickt machen, mit den himmliſchen Chören harmoniſch die Wunder Gottes in hohen und herzentzückenden Tönen zu ſingen“, im Lob einer Phyllis verſchwende; er bedauerte Petrarca, daß er von ſeiner Laura mit einem Entzücken ſpreche, worein uns keine menſchliche Vortrefflichkeit verſetzen ſollte, ſowie Pindar, daß er ſeinen erhabenen Geiſt zur Verſchönerung der Göttergeſchichte mißbraucht habe. Endlich erklärte er, „daß ein jeder, der ſich die Gleichgültigkeit gegen die Religion für keine Ehre rechnet, auch die ſchlechteſten

Digitized by Google

Kirchenlieder dem reizendſten Liede eines Uz unendlichmal vorziehen ſollte."

Großen Antheil an dieſer weltfeindlichen Stimmung hatte die in dieſe Zeit fallende Entſcheidung ſeines Verhältniſſes zu ſeiner geliebten Sophie. Sie ward „durch einen Concurs der ſeltſamſten Widerwärtigkeiten" — ihr Vater und Wielands Mutter ſpielten dabei eine hervorragende Rolle — gezwungen, ſich (am 27. December 1753) mit dem kurmainziſchen Hofrath Georg Michael Frank von la Roche zu verheirathen. Wieland, der der Geliebten gegenüber männliche Reſignation zeigte, ſchrieb darüber am 2. Juni 1754 an Bodmer, deſſen Haus er vor kurzem verlaſſen hatte: „Sie werden nun ohne Zweifel mit mir und den drei Perſonen, die in dieſem Hauſe von meiner Geſchichte wiſſen, überführt werden, daß meine Sophie unſchuldig iſt, und daß es ein Schickſal iſt, das mich des liebenswürdigſten und redlichſten Mädchens beraubt hat; ein dem erſten Anſehn und den Empfindungen nach, die es zuerſt erweckt, herbes, unglückliches Schickſal, aber welches doch im Grunde weiſe, gut und heilig wie unſer Urheber iſt. — Ich faſſe mich, ſo gut mir möglich iſt, und gewiß, die Verſicherung, daß meine geliebteſte Sophie unſchuldig . . . iſt, gibt mir eine ſo reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine intereſſierte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die ſicherſte Hoffnung, dieſe Seele, die unſerer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollſten Zufriedenheit wiederzuſehen. Was für Empfindungen wird dieſes Wiederſehen geben!" Man erwartet die ſeelenvolle Lyrik einer tieferen Wehmuth; allein dieſe Töne klingen bei Wieland immer nur ſchwach an.

Vorerſt blieb er in Zürich. Ein Schriftchen, das er Ende 1753 herausgegeben hatte, „Plan einer Akademie zur Bildung des Verſtandes und Herzens junger Leute", verſchaffte ihm die Mittel zu ſeiner äußern Exiſtenz durch Privat-

Digitized by Google

unterricht, indem er fünf Jahre lang die Ausbildung und Leitung der Söhne zweier Züricher Familien übernahm. In der Gesellschaft, der er sich nun mehr als bisher hingeben mußte, heiterte sich sein asketischer Ernst und seine schwermüthige Stimmung mehr und mehr auf. Es entstand ein inniges Verhältnis zu einer geistvollen älteren Dame, der Wittwe des Gerichtschreibers Junker von Grebel, das einen leidenschaftlicheren Charakter angenommen haben würde, wenn nicht bald darauf ein junges Mädchen ihre Liebenswürdigkeit und ihre blühenderen Reize in die andere Wagschale gelegt und dadurch das Gleichgewicht hergestellt hätte.

Mit der „Ankündigung einer Dunciade für die Deutschen“ (1755), der heftigsten Spottschrift gegen Gottsched und seine Anhänger, die überhaupt aus dem Züricher Lager hervorgieng, erreichte der Einfluß Bodmers auf Wieland seinen Höhepunkt; von nun an machte sich der jüngere Dichter nach und nach von den Einwirkungen des älteren Freundes los. Eine innere Umwandlung gieng mit ihm vor. Die Kirchenväter und Mystiker, die er eben noch mit Entzücken las, verwarf er gleich darauf; das Studium Platons, als dessen Frucht mehrere philosophisch-moralische Prosaschriften, zum Theil in der Form des Dialogs, während der Jahre 1754 und 1755 entstanden, wurde durch die Lectüre Xenophons und bald auch Lukians verdrängt; dazu gesellte sich das immer wieder erneute Studium Shaftesburys und des „Don Quixote“. Dabei mußte sich nicht blos Wielands Urtheil über Young, Klopstock und Bodmer leise umgestalten; sondern seine Ansicht vom Leben wie vom Dichten überhaupt wurde eine andere. In diese Jahre fiel das Anfang 1758 vollendete Fragment „Theages, über Schönheit und Liebe“, dem Gespräch des Sokrates mit Diotima in Platons „Gastmahl“ nachgebildet. Die handelnden Personen befreunden sich hier schon mehr mit den Freuden dieser Welt, eine Aspasia, welche die Männer nur verachtet, weil sie

das Ideal eines Mannes noch nicht gefunden hat, aber dabei eine feine Weltdame von fröhlichen Launen, ein Theages, der die ſinnliche Natur gegen die Ueberſchwänglichen in Schutz nimmt; und wenn Diotima dem geiſtigen Amor gegen den ſinnlichen das Wort redet, ſo warnt Aſpaſia: „Die beiden Amors ſind einander nahe verwandt, und es iſt oft ſchon geſchehen, daß ſie ihre Kleidung verwechſelt haben, und daß der leibhafte Cupido erſchienen iſt, das Wort zu halten, welches der platoniſche Sylphe gegeben hatte . . . . . Der bemeldte Knabe der lächelnden Venus iſt ein wahrer Proteus, der ſich ſo gut in einen Platonicus als in eine Franciscanerkutte maſkieren kann, und wenn er die Dame Phantaſie auf ſeiner Seite hat, welches ſehr leicht iſt, ſo iſt nichts, was dieſe beiden Schelmen nicht ausrichten können.“

Der Zeitpunkt war gekommen, welchen Nicolai ſchon 1754 richtig vorausgeſehen hatte, als er in den „Briefen über den itzigen Zuſtand der ſchönen Wiſſenſchaften in Deutſchland“ äußerte: „Die Muſe des Herrn Bodmers iſt eine betagte Matrone, die die Welt vergißt, weil die Welt ſie vergeſſen hat, die beſtändig von der Kaſteiung des Fleiſches redet und auf die böſe, verderbte Welt und die verſchlimmerten Zeiten ſchilt. Die Muſe des Herrn Wielands iſt ein junges Mädchen, das auch die Betſchweſter ſpielen will und ſich, der alten Wittwe zu gefallen, in ein altväteriſches Käppchen einhüllet, welches ihr doch gar nicht kleiden will. Sie bemüht ſich, eine verſtändige, erfahrne Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtſamkeit nur gar zu leicht hervorleuchtet, und es wäre ein ewiges Spectakel, wann dieſe junge Frömmigkeitslehrerin noch wieder zu einer muntern Modeſchönheit würde.“ Seine eignen Bekenntniſſe über die Veränderung, die mit ſeinen Anſichten und Empfindungen vorgegangen war, hatte Wieland in mehreren Briefen an Zimmermann niedergelegt; ſie liefen alle auf den Satz hinaus: „Je ne confonds pas la sagesse avec l'austérité, et je ne sais pas bon

Digitized by Google

gré à ces auteurs qui nous veulent obliger à aimer une vertu si laide et dégoûtante comme celle qu'ils nous peignent. Je crois comme vous, que le sage cultive tous ses sens intérieurs et extérieurs, qu'il exerce toutes ses facultés, qu'il jouit de toute la nature, et que c'est lui seul qui sait véritablement l'art de vivre."

Indeß war Wieland nicht mit einem Sprunge auf der entgegengeſetzten Seite. Zunächſt ſuchte er mit dramatiſchen Verſuchen ſich den Dingen dieſer Welt mehr zu nähern, obwohl ſein Talent ihn am wenigſten zum Drama befähigte. Ein äußerer Anlaß kam dazu. Die ackermann'ſche Schauſpielertruppe war während des Kriegslärms im Frühſommer 1758 nach Zürich verſchlagen worden. Raſch vollendete Wieland jetzt das Trauerſpiel „Lady Johanna Gray", das er bereits im vorausgehenden Sommer entworfen hatte. Es ward bei der erſten Aufführung zu Winterthur mit vielem Beifall aufgenommen. Die Form des Werkes verdient in ſo fern Anerkennung, als Wieland eines der erſten Beiſpiele gab, die fünffüßigen Jamben im Drama zu gebrauchen. Was den Plan und die Zeichnung der Charaktere betrifft, ſo waren die Mängel auffällig genug, um den Verfaſſer auf immer von dem dramatiſchen Gebiete zu verſcheuchen. Leſſing deckte in den Literaturbriefen nicht nur auf, daß Wielands Dichtung größtentheils aus dem gleichnamigen engliſchen Stücke des Nicholas Rowe entlehnt ſei, ſondern wies auch die fehlerhafte Anlage, die ungeſchickte Benützung der Geſchichte und die ſchwache Schilderung der Charaktere nach. „Sie ſind alle", heißt es dort, „in einer Form gegoſſen, in der idealiſchen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätheriſchen Gegenden gebracht hat. . . . . Laſſen Sie es gut ſein; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menſchen geweſen ſein, ſo wird ſich dieſer Fehler ſeines Geſichts ſchon verlieren. Er wird die Menſchen in ihrer wahren Geſtalt wieder erblicken . . . . . und alsdenn,

wenn er dieſe innere Miſchung des Guten und Böſen in dem Menſchen wird erkannt, wird ſtudieret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerſpiele er uns liefern wird. Bis itzt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerſpiels nur halb erreicht: er hat das Große und Schöne der Tugend vorgeſtellt, aber nicht auf die rührendeſte Art; er hat die Tugend gemalt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.“ Wieland machte ſich dieſe Winke nicht zu Nutze; er trat im Frühjahr 1760 nochmals mit einem an Handlung armen, an empfindſamen Scenen und ſittlich guten Charakteren überreichen Trauerſpiel „Clementina von Porretta“ in Proſa hervor, wozu der Stoff aus Richardſons „Grandiſon“ entnommen war, und tröſtete ſich zum voraus über die zu erwartende ſtrenge Kritik der Kunſtrichter mit „den Thränen der Leſerinnen“. Damit nahm er jedoch vom Trauerſpiel Abſchied. Es trugen übrigens dieſe Verſuche dazu bei, ſein Talent für den philoſophiſchen Dialog und dialogiſierten Roman auszubilden. Einen gelungenen Anfang dazu hatte er bereits ſeit dem Ende des Jahres 1756 gemacht, als er die Geſchichte von Araſpes und Panthea, die ihn wegen ihrer Aehnlichkeit mit gewiſſen Beziehungen ſeines eignen Lebens anzog, nach einer Epiſode in Xenophons „Cyropädie“ in dialogiſcher Form zu bearbeiten begann und nach manchfachen Unterbrechungen etwa im Beginn des Jahres 1760 vollendete. Eine Zeit lang dachte er daran, dieſe Epiſode ſeinem Heldengedichte „Cyrus“ einzuweben. Als nämlich bei der Eröffnung des ſiebenjährigen Krieges Friedrichs des Großen Thaten bis in die Schweiz hinein Bewunderung und Theilnahme erweckten, entwarf Wieland in den letzten Monaten 1757 ein epiſches Gedicht von achtzehn Geſängen, das unter dem Bilde des erſten Perſerkönigs Cyrus das Ideal eines Regenten und Helden, wie es Wieland in Friedrich verkörpert zu finden glaubte, darſtellen ſollte. Freilich wurde dabei der von Xenophon ſchon ſtark idealiſierte Perſer vollends

zu einem faſt ſchweizeriſch-republikaniſchen Kämpfer für Freiheit, Recht und Tugend umgeſchaffen. Fünf Geſänge, deren Form noch den Schüler Klopſtocks verräth, wurden langſam vollendet und 1759 gedruckt; wenn ſie auch nur die erſten Thaten des Cyrus zur Begründung der perſiſchen Weltmacht, die Ueberwältigung des babyloniſchen Reiches, ſchildern, ſo bekunden ſie doch durch die vielen vordeutenden und rückgreifenden Motive, die ſich in ihnen finden, die ſorgfältige und geſchickte Anlage des geſammten Planes. Das Gedicht blieb Bruchſtück, weil das Publicum nur geringe Theilnahme zeigte; auch zog den Verfaſſer, deſſen innerer Umſchwung ſich während dieſer Arbeit vollzog, der Stoff ſpäter nicht mehr ſtark genug an, um ihn zur Fortſetzung zu reizen.

Inzwiſchen hatte er im Juni 1759 den Aufenthalt in Zürich mit Bern vertauſcht, wo er in der Familie des Rathsherrn von Sinner eine Hauslehrerſtelle übernahm. Der dortige Umgang, der ihn mit mehreren bedeutenden Männern und geiſtvollen Frauen in Berührung brachte, wirkte ſehr bildend auf ihn, beſonders das vertraute Verhältnis zu Julie von Bondeli (1731—1778), der Freundin Rouſſeaus, der Begründerin eines edleren geſelligen Lebens in Bern, einer Philoſophin in der Kunſt zu lieben. Bald abgeſtoßen, bald wieder mächtig angezogen, ward Wieland nach und nach von dieſer eigenthümlichen weiblichen Natur ſo ſehr gefeſſelt, daß er ſich mehrere Jahre mit dem Wunſche und der Hoffnung trug, ſie zu beſitzen. In dieſer lebhaft erregten Stimmung wuchſen wieder literariſche Pläne in Menge empor; bald wollte er den Xenophon, jetzt ſeinen Liebling, bald den Shaftesbury, mit deſſen philoſophiſchen Schriften er ſich viel beſchäftigte, und noch manches andere überſetzen, bald eine „wahrhafte Geſchichte Lucians des Jüngern“, bald ein gereimtes Lehrgedicht über den Landbau ſchreiben, bald eine philoſophiſche Monatsſchrift heraus-

Digitized by Google

geben. Er fiel ſogar auf das Project, im Canton Bern eine Buchdruckerei und Buchhandlung zu errichten. Die Umwandlung ſeiner Denkungsart trat von Woche zu Woche entſchiedner hervor, und Leſſings ſtrenge Kritik in den Literaturbriefen trug, ſo ſehr ſich auch Wieland dagegen ſträubte, nicht wenig zu dieſem Umſchwunge bei.

Mitten in der angenehmen, aber unſichern Exiſtenz, die er in Bern gefunden hatte, überraſchte ihn die Nachricht, daß er am 30. April 1760 in ſeiner Vaterſtadt zum Rathsmitgliede erwählt ſei. Ob er die Stelle, die ihm die längſt gewünſchte Verſorgung bot, annehmen ſolle, konnte er nicht ſchwanken, ſo ſchmerzlich ihm auch die Ausſicht war, auf lange Zeit den Muſen und dem Umgange mit gebildeten Familienzirkeln entſagen zu müſſen. Er wußte voraus, daß er ſich zu unleidlichen Geſchäften entſchließen und mit Menſchen, die ihm, was literariſche Bildung betraf, als Barbaren erſchienen, zuſammenleben müſſe. Es war ſeinen Wünſchen einigermaßen dadurch entſprochen, daß er acht Wochen nach ſeiner Ankunft in Biberach die Stelle eines Kanzleidirectors erhielt. Doch ſchloß ſich daran noch ein ärgerlicher Proceß zwiſchen dem evangeliſchen und dem katholiſchen Theil des Magiſtrats über die Ausgleichung der Kanzlei und des Syndicats. Wieland war dadurch mehrere Jahre lang mit dem Verluſt ſeiner Stelle bedroht, bis endlich 1764, um der Einmiſchung einer in Wien deßhalb niedergeſetzten Hofcommiſſion zu entgehen, die Streitenden ſich verglichen und Wieland auch von dem katholiſchen Theil als Kanzleidirector anerkannt wurde. Außerdem hatte er in Biberach noch Gelegenheit zu manchen andern Lebenserfahrungen, die ihn das Treiben der Menſchen belächeln lehrten. Die Auftritte, welche die Einführung des von Wielands Vater unterſtützten Predigers Brechter, der der Maſſe als nicht rechtgläubig geſchildert war, begleiteten, zeigten ihm den Fanatismus in ſeiner roheſten Geſtalt und waren für ſeine religiöſe Denkungsart, die bereits zu der Toleranz der

Digitized by Google

Aufklärer hinneigte, von nicht geringem Einfluß; in seinem Roman „die Abderiten“ hat dies Ereignis nachmals eine Stelle gefunden.

Er fühlte sich in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Biberach so poesiearm, daß er bei Gelegenheit der Herausgabe seiner gesammelten „poetischen Schriften“ (1762) öffentlich glaubte erklären zu müssen, daß seine poetische Laufbahn geschlossen sei. Seine Briefe aus jenen Jahren sind voll unzufriedener Klagen: „Ich muß mich“, heißt es unter anderm, „durch eine Art von freiwilliger Dummheit und Betäubung unempfindlich machen . . . . . Ich habe keinen Tag, der mein eigen ist. Ich bin keine Stunde sicher, daß ich den Humor behalten werde, worin ich war. Meine Einbildungskraft ist erloschen, mein Herz ist leer . . . . . meine Arbeiten gehen nicht von statten.“ Allein der Grund seiner Unzufriedenheit und Unfähigkeit zur Production lag nicht blos in den gehäuften Geschäften und dem verdrießlichen Intriguenspiel, in das er manchmal verflochten ward. Es war das gerade eine der nachtheiligen Ansichten jener Zeit, daß der Dichter am besten zu schaffen vermöge, wenn er in stiller Zurückgezogenheit vom Gewühl des Lebens sich in seiner geträumten Welt ergehe. Daher die Furcht der damaligen Dichter, durch praktisches Wirken mit der gewöhnlichen Welt in Berührung zu kommen. Es ist vielmehr auch für Wielands Bildung nicht gering anzuschlagen, daß er in seinem kleinen Kreise das wirkliche Leben näher kennen lernte, und der Trieb, in dasselbe einzugreifen, in ihm geweckt ward. Als jüngster Rathsherr hatte er auch die Leitung des Biberacher Stadttheaters übernehmen müssen; eifrig bemühte er sich, es empor zu bringen; einige tüchtige Zöglinge bildete er in demselben zur Schauspielerkunst heran. Mehr noch ist der Grund seiner Unzufriedenheit darin zu suchen, daß um jene Zeit sich seine Umwandlung vollständig vollzog, während er noch nicht öffentlich als ein anderer

Digitized by Google

hervorzutreten wagte und überdies keinen Freund in ſeiner Nähe hatte, gegen den er ſich offen über das, was in ihm vorgieng, ausſprechen konnte. Die nebelhaften ſogenannten Ideale, welche der Verſtand im Bunde mit der jugendlichen Phantaſie erzeugte, ohne daß ſie in der Tiefe des Herzens Wurzel geſchlagen hatten, waren davon geflogen und hatten ihn in einer peinlichen Leere zurückgelaſſen. Dazu kam endlich noch, daß er mit ſeiner geliebten Julie von Bondeli geſpannt war und er die Hoffnung auf eine Vereinigung mit ihr entſchwinden ſah. Auf ſolche Weiſe vereinſamt und in ſeinem Innern ohne ſichern Halt, unternahm er, wahrſcheinlich durch Leſſings Bemerkungen in den Literaturbriefen aufgemuntert, eine Ueberſetzung der Dramen Shakeſpeares, das beſte Mittel, die an Idealen matt gewordene Einbildungskraft durch den Reichthum der lebendigen Welt, die ſich ihm in dieſen Dichtungen erſchloß, mit friſcher Kraft zu beleben. Von 1762 bis 1766 erſchienen acht Theile, welche zweiundzwanzig Dramen, meiſt in Proſa übertragen, enthielten. Es war eine ſchwierige Aufgabe, zum erſten Mal der Ueberſetzer Shakeſpeares zu ſein; daher war dies Werk, wie namentlich Leſſing in der „Dramaturgie“ lebhaft anerkannte, bei manchen Mängeln im einzelnen höchſt verdienſtlich; mehr als durch kritiſche Abhandlungen und Lobpreiſungen ward Shakeſpeare dadurch unter uns heimiſch gemacht. Was er als dramatiſcher Dichter nicht vermochte, hat Wieland durch dieſe Arbeit erreicht; er hat neben Leſſing unſer Drama in eine andere Bahn geleitet. Man weiß, was die Wiedererweckung Shakeſpeares in der Geſchichte unſerer Poeſie und unſerer Bühne zu bedeuten hat.

Seit dem Frühſommer des Jahres 1762 gewann Wielands Leben eine freundlichere Geſtalt. Graf Friedrich von Stadion, lange Zeit kurmainziſcher Staatsminiſter, hatte ſich, jetzt ein ſiebzigjähriger Greis, von Geſchäften zurückgezogen, um die letzten Tage ſeines Lebens in Muße und im Genuſſe der Natur auf

ſeinen Gütern zu verleben. Er wählte dazu das nahe bei Biberach anmuthig gelegene Schloß Warthauſen. Ihn begleitete dahin ſein Pflegeſohn la Roche, bisher ſein Gehilfe in Staatsgeſchäften, und deſſen Gattin, die Jugendgeliebte unſers Dichters. In dieſem Familienkreiſe war Wieland der ſtets gern geſehene Freund; hier fand er die angenehmſte Erholung, die geiſtvollſte Anregung. Der Graf war ein durch das Leben gebildeter Weltmann, rechtſchaffen und wohlwollend, dabei vielſeitig unterrichtet und in der poetiſchen Literatur, vornehmlich Frankreichs und Englands trefflich bewandert. La Roche hatte ſich eine ähnliche Bildung angeeignet; ihm hatte beſonders die ſchöne Literatur und die philoſophiſche Denkweiſe der Franzoſen zugeſagt. Ein Zögling der Philoſophie Voltaires, verfolgte er mit ſcharfem Witze alles, was ihm als Schwärmerei und Aberglaube verdächtig ſchien. In dieſe Bildungsſphäre hatte er auch ſeine junge Gattin hineingezogen; auch ſie war nicht mehr die fromme Schwärmerin aus den Jahren, da ſie Wielands Braut hieß. War für dieſen ſchon ein ſolcher Umgang von heilſamem Einfluß, ſo ward derſelbe noch verſtärkt durch die erleſene Bibliothek franzöſiſcher und engliſcher Dichter und Philoſophen, die ihm jetzt zu freier Benützung offen ſtand. Schon in der Periode idealer Schwärmerei hatte Wieland die berühmteſten Vorkämpfer der Aufklärung eifrig geleſen; wie viel mehr gab er ſich auf der jetzigen Stufe ſeiner Weltanſicht dieſer Lectüre mit ſympathiſchem Intereſſe hin! Er ſchuf ſich eine neue Lebensphiloſophie, er ſetzte der idealen Welt Natur und Wahrheit entgegen. Er machte ſich an die Löſung der ſchwierigen Aufgabe, deren Ziel er ſchon, als er ſich noch mitten in der ſeraphiſchen Poeſie Bodmers befand, ſeltſam genug, als wünſchenswerth bezeichnet hatte, ſeinem Verſtande nach ein Freidenker und dem Herzen nach ein rechtſchaffener Mann zu ſein.

Wenn andere große Schriftſteller des Jahrhunderts ſich über ihr Zeitalter erhoben und das mitlebende Geſchlecht, den Gedanken-

Digitized by Google

kreis desſelben erweiternd, mit ſich fortzogen, ſo begnügte ſich Wieland damit, der Spiegel der in den höheren Geſellſchaftskreiſen herrſchenden Denkungsart und Geſchmacksbildung zu ſein, die empfangenen Eindrücke mit dem Reiz gefälliger Formen zu umkleiden und (wie ſein Biograph Gruber ihn genannt hat) der geſellſchaftliche Schriftſteller zu werden. Seine philoſophiſche Ueberzeugung huldigte dem Empirismus und Materialismus der engliſch-franzöſiſchen Schule, die damals den Zenith ihres Anſehens erreichte und durch Männer von ausgezeichneten Geiſtesgaben, die durch eine glänzende Darſtellung unterſtützt wurden, Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvétius und viele andere ihre Wirkung durch ganz Europa verbreitete. Sie lehnte das Ueberſinnliche als Schwärmerei von ſich ab, warf die poſitive Religion mit Aberglauben und Pfaffentrug zuſammen, wies die daraus abgeleiteten ſtrengen Tugendgrundſätze als der Naturbeſtimmung des Menſchen widerſprechend zurück und ſetzte den wahren Zweck des Lebens in die Glückſeligkeit, den Genuß des Daſeins.

So offen ſich auch Wieland zu dieſen Lehren bekannte, ſo bewahrte ihn doch ſein Gemüth, das die idealen Eindrücke der Jugendzeit nie ganz verlor, vor den äußerſten Conſequenzen. Sein Charakter war rechtſchaffen, wohlwollend, frei von Neid und Selbſtſucht, nicht groß, aber warm in Liebe und Freundſchaft. „Er ſpielte", ſagte Goethe, „gern mit ſeinen Meinungen, aber niemals mit ſeinen Geſinnungen." Die Folge davon war, daß er die Duplicität ſeines Weſens nie ganz zu überwinden vermochte, daß er Reales und Ideales nicht in einer durchgebildeten Weltanſicht verbinden und ausgleichen lernte. Selten nur erſcheint daher die volle Wärme der Ueberzeugung, ſelten die höhere Wahrheit des Lebens. Die heitere Betrachtung desſelben erhebt ſich in den wenigſten Fällen zum freien poetiſchen Humor; es bleibt meiſt nur die lächelnde Ironie, die alle Dinge der Welt als ein nichtiges Spiel anſieht, eine altkluge Weisheit des „nil admirari",

Digitized by Google

die in allem Ringen und Drängen der Menschheit nichts als eine stets sich wiederholende Thorheit erkennt und überall mit dem „leben und leben lassen“ fertig zu werden glaubt. Niemand wird jetzt noch der Fürsprecher der wieland'schen Lebensphiloso-phie sein wollen. Allein man würde auch sehr voreilig und ein-seitig urtheilen, wenn man mit dem allgemeinen Maßstabe die einzelnen Dichtungen Wielands messen und mit einem banalen Verwerfungsurtheile über den ganzen Dichter absprechen wollte. Man kann auf dieser Bahn zwar kein Shakespeare und Goethe werden, aber noch immer ein Ovid, ein Arioſt oder ein Boccaccio sein. Von dieser Seite aber übte Wieland, wie sehr er auch unter der höchsten Stufe der Dichtergröße geblieben ist, den nach-haltigsten Einfluß auf das sociale und literarische Leben seiner Zeit aus.

Die Pflege der deutschen Literatur war um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf einzelne Städte, namentlich einige der bedeutenderen Universitäten und auch hier auf gewisse Kreise von Gelehrten und gebildeten Bürgern und Frauen beschränkt. Ganze Provinzen, fast das gesammte katholische Deutschland, die Höfe und der Adel waren entweder ohne alles Interesse an der Literatur oder suchten bei den überrheinischen Nachbarn, denen das Urtheil Europas das Principat in Sachen des Witzes und des Geschmacks bereitwillig zuerkannte, die verfeinerte Bildung sich anzueignen. Was diese bei den Franzosen, sah die philologische Gelehrtenwelt einzig und allein im klassischen Alterthume; Ernestis Vorrede zu seiner Ausgabe Ciceros gibt davon Zeugnis. Der Dichter fand noch nicht eine nach heimischer Literatur begierige Nation vor; er mußte sich sein Publicum erst erobern. Klopstock stützte sich auf die frommen, der französischen Aufklärung abge-neigten Kreise, in denen ein das Gemüth neu belebender Pietismus und kirchliche Orthodoxie sich die Hand reichten; Lessing wandte sich zur Bühne als dem eigentlichen Organ einer höheren Erziehung

Digitized by Google

der Nation, das die Macht der Poeſie lebendig und nach allen Seiten weckend in die Gegenwart überträgt. Wieland dagegen machte die franzöſiſche Bildung der höheren Stände zur Baſis ſeiner literariſchen Wirkſamkeit und verſchmolz ſie, unterſtützt von einer damals ſeltenen Kenntnis des Alterthums, mit der philoſophiſch-ſittlichen und künſtleriſchen Cultur der Griechen, ſo daß er zu gleicher Zeit die franzöſiſch Gebildeten für ſeine Darſtellung gewann und die Alterthumsfreunde zu ſich heranzog. Anmuthig und klar floß ſein gewandter Stil dahin, und die behaglich ſich ausbreitende Geſchwätzigkeit ward ſeinem Zeitalter noch nicht läſtig. Indem er durch Scherz und heiteres Spiel des Witzes den Ernſt des Denkens und die Schwere des Daſeins verſcheuchte, indem er die Phantaſie in eine bunte Fabelwelt hineinlockte, ward ſeine Poeſie eine freundliche Begleiterin des Lebens, die es nicht wie Klopſtocks Muſe auf die Thränen, ſondern auf das Lächeln der Leſer anlegte.

In dieſem Sinne können wir ihn trotz mancher Fehlgriffe im einzelnen unter die Befreier unſerer Literatur rechnen. Er hat nicht wie Leſſing die Feſſeln des franzöſiſchen Geſchmacks gebrochen, es ſei denn durch ſeine Ueberſetzung Shakeſpeares, aber er hat die Anhänger desſelben mit der deutſchen Literatur verſöhnt und ſie für deren Intereſſen gewonnen. Zugleich hat er die Poeſie von dem Zwange der moraliſch-dogmatiſchen Einſeitigkeit befreit, welche ihr neue Feſſeln anlegte; er hat endlich den Roman als Schilderung pſychologiſcher Lebenswahrheit ſowie das romantiſche Epos als Darſtellung einer von der munteren Dichterphantaſie freigeſchaffenen Wunder- und Mährchenwelt in ihre Rechte eingeſetzt. An der Fortbildung unſerer Sprache hat er ſo gut wie Klopſtock ſeinen Antheil. Er gab ihr Leichtigkeit und Gewandtheit, förderte ihren Wohlklang, auch durch die geſchickte Behandlung des Reims, den die Hexametriſten und Odendichter zu verdrängen ſuchten; er ward der Schöpfer der unterhaltenden

Digitized by Google

Prosa, welche die schwerfällige Form der Gottschedianer noch nicht überwunden hatte. Das sind Verdienste, die gerade von denjenigen am lebhaftesten anerkannt wurden, welche wie Goethe, auf seinen Schultern stehend, ein höheres Ziel zu erreichen befähigt waren.

„Non sum qualis eram, mon cher Zimmermann! Sans m'étonner d'avoir été enthousiaste, hexamétriste, ascète, prophète et mystique, il y a bien du tems que je suis revenu, grâce à Dieu, de tout cela, et que je me trouve tout naturellement au point d'où je suis parti il y a dix ans. Platon a fait place à Horace, Young à Chaulieu, l'harmonie des sphères aux airs de Galuppi et aux symphonies de Jomelli, et le nectar des dieux au Tokay des Hongrois." Mit diesen seine bisherige Idealität verhöhnenden Worten kündigte er im November 1762 dem Freunde seine völlige Metamorphose an. Schon damals hatte er die innere Geschichte seiner Veränderung in einem „Agathon" betitelten, biographischen Roman darzustellen begonnen, dessen Anfänge bis 1761 hinaufreichen. „Ich schildere", schrieb er am 5. Januar 1762, „darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte." Indeß zogen ihn nicht nur störende Geschäfte, sondern auch mancherlei schriftstellerische Arbeiten — die Jahre 1762 bis 1766 gehörten zu den productivsten seines Lebens — von seinem Lieblingsplane ab.

Mit den „komischen Erzählungen", welche durch leicht geschürzte Reimform und anmuthig plaudernde Redeweise sich einschmeicheln, machte er den Sprung in die lascive Manier eines la Fontaine und Prior. Sollte nicht auch dem deutschen Dichter erlaubt sein, was in den Nachbarlanden mit Beifall aufgenommen war? Bedächtig gab er daher der zärtlich-lüsternen Liebesschilderung „Nadine" (1762) die Aufschrift „eine Erzählung in Priors Manier". Die meisten dieser schlüpfrigen Gedichte sind

Digitized by Google

Traveſtien griechiſcher Mythen; der Titel „komiſche Erzählungen“ kam ihnen daher richtiger zu als der ſpäter — vorübergehend — gewählte „griechiſche“. „Diana und Endymion“ (1762—1764), „das Urtheil des Paris“ (1764), „Aurora und Cephalus“ (1764) und die ſpäter verworfene Geſchichte „Juno und Ganymed“ (1764) wetteiferten in der Schilderung ſinnlicher Lüſternheit mit den Dichtungen eines Crébillon und hatten nichts von jener Naivität, welche bei Arioſt und Boccaccio ähnlichen Scenen noch den Reiz der Anmuth leiht. Den Stoff entlehnte Wieland meiſt aus Lukians „Göttergeſprächen“, die ſelbſt ſchon an die Traveſtie ſtreifen; aber er ſuchte ſein Vorbild noch zu überbieten, ſei es durch den burlesken Ton der Darſtellung, ſei es, indem er die wollüſtigen Scenen glänzender ausmalte oder neue einfügte. Eine Anzahl weiterer komiſcher Erzählungen wurden entweder (wie die 1764 vollendete „Europa“) auf das Abmahnen der Freunde hin nicht gedruckt, oder ſie gediehen nur zu fragmentariſchen Entwürfen, ſo „die zween Liebesgötter“, „die Grazien“, „Venus und Adonis“, „Ixion“, „das Netz des Vulcan“. Mit dem „vita proba, pagina lasciva“ entgieng Wieland nicht der Verurtheilung der ſittlichen Kritik; den Schweizern erſchien er als ein gefallener Engel.

Ausführlicher ſchilderte er den Gegenſatz ſeiner jetzigen Weltanſicht gegen die frühere in dem Roman „der Sieg der Natur über die Schwärmerei oder die Abenteuer des Don Sylvio von Roſalva, eine Geſchichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht“ (1764). Er hatte zu dieſer im Sommer und Herbſt 1763 und im Anfang des folgenden Jahres flüchtig hingeworfenen Arbeit meiſt fremdes Eigenthum verwendet. Cervantes, deſſen „Don Quixote“ im allgemeinen als Vorbild diente, Marivaux und die Verfaſſer der franzöſiſchen und engliſchen Abenteurerromane und Feenmährchen boten den bunten Stoff dar, der, ohne zu vollkommener innerer Einheit ſich zu geſtalten, in

Digitized by Google

einander gearbeitet ward. Raſcher Fortſchritt der Handlung zeichnet zwar den Roman aus, trägt aber zugleich bei, die an ſich unwahrſcheinliche Geſchichte noch unglaublicher zu machen. Dagegen iſt die Löſung des Knotens ſchleppend, da das Mährchen vom Prinzen Biribinker, eine Caricatur aller Feengeſchichten, die im Mittelpunkt des Romans ſteht, die Kataſtrophe noch nicht herbeizuführen vermag. Ausgezeichnete Kunſtgriffe in der Darſtellung des Einzelnen können für dieſe Mängel nur ſpärlich entſchädigen, zumal da nicht wie im „Don Quixote“ große, weltbewegende Gegenſätze von Ideal und Wirklichkeit künſtleriſch behandelt ſind, ſondern Wieland es von vorne herein auf eine engſinnige, rationaliſtiſch gefärbte Moral abgeſehen hat.

Inzwiſchen hatte er 1763 den erſten Theil des „Agathon“ vollendet; der Abſchluß des Ganzen beſchäftigte ihn noch einige Jahre, ſo daß erſt 1766—1767 das geſammte Werk erſchien. Es iſt als der bedeutendſte und ſeines Einfluſſes auf die Literatur halber folgenreichſte unter Wielands Romanen anzuſehen. Da es die poetiſche Selbſtſchilderung des Dichters iſt, ſo hieng er ſtets an dieſem Werke mit beſonderer Liebe und war in den ſpätern Ueberarbeitungen bemüht, den pſychologiſchen Zuſammenhang noch ſorgfältiger zu zeichnen und die Dichtung als Ganzes mehr abzurunden. In der zweiten Ausgabe (1773) fügte Wieland „die geheime Geſchichte der Danae“ bei, und in der letzten Ueberarbeitung (1794) bemühte er ſich, „dem moraliſchen Plane des Werkes durch den neu hinzugekommenen Dialog zwiſchen Agathon und Archytas die Krone aufzuſetzen und vermittelſt alles dieſes das Ganze in die möglichſte Uebereinſtimmung mit der erſten Idee desſelben zu bringen, um es der Welt mit dem innigſten Bewußtſein hinterlaſſen zu können, daß er wenigſtens ſein Möglichſtes gethan habe, es der Aufſchrift „quid virtus et quid sapientia possit“ würdig zu machen.“

Gleichwie Wieland in der Einſamkeit und der frommen,

Digitized by Google

ſtrengen Zucht des väterlichen Pfarrhauſes und der lindenumgebenen klöſterlichen Schule fern von den Berührungen mit der Welt aufwuchs und das Leben nur durch die Schilderungen, die ſeine Erzieher und ſeine Bücher ihm gaben, kennen lernte, ſo wird Agathon im heiligen Tempel zu Delphi, im ſtillen Haine des Gottes unter ſorgſam behütender Pflege erzogen; es iſt der Jon des Euripides, der Knabe mit dem kindlich frommen, reinen Herzen. Aber die Zeit kommt, wo der Jüngling in die große Welt eintreten muß. In Athen, der Weltſtadt, dem Mittelpunkt der höchſten geiſtigen Cultur, der verfeinerten Sitte ſieht er ſich plötzlich in eine neue Umgebung verſetzt, wo das, was man ihn früher gelehrt, nicht mehr auszureichen vermag. Durch eine Reihe glücklich mit einander verketteter Umſtände wird er an die Spitze des Staates gedrängt; da er aber auch hier ohne Rückſicht auf die realen Verhältniſſe den ſtrengen Grundſätzen ſeiner Jugend treu bleibt, werden ſeine Verdienſte bald mit Undank belohnt, er ſelbſt geſtürzt und verbannt. Er fällt in die Hände von Seeräubern; als Sklave wird er nach Smyrna, der Stadt der feinen ſinnlichen Weltluſt, verkauft. Im Umgange mit dem ſkeptiſchen Epikureer Hippias lernt er ſeinen frommen Glauben als Schwärmerei verachten, und eine Danae macht ihm durch ihre Reize begreiflich, daß der Genuß des Lebens dem Sohne der Erdenwelt mehr gezieme und ſeiner Natur gemäßer ſei als die ſtrenge Tugend, mit deren Grundſätzen man ihn für den Lebensweg hat ausrüſten wollen. Zwar reißt er ſich aus der müßigen Wolluſt, in die er durch dieſen Umgang verſinkt, wieder los, um nochmals im politiſchen Leben — am Hofe des jüngeren Dionyſius zu Syrakus — eine Rolle zu ſpielen, jetzt freilich als ein durch eigne Erfahrungen gereifter Mann, der aber noch immer nicht ſein ideales Streben der Welt und den Menſchen, die ihn umgeben, anzupaſſen verſteht. Neuerdings geſtürzt, findet er endlich im Hauſe des Archytas Glück und Zufriedenheit wieder,

Digitized by Google

während die Philosophie desselben ihn von aller Schwärmerei hinweg zur Selbsterkenntnis und zu praktisch sittlichem Handeln innerhalb dieser Welt weist. Die Ideale ziehen davon, und indem er die Welt nimmt, wie sie ist, begreift er die wahre Weisheit des Lebens, die Kunst, das Dasein an der Hand der Grazien weise und mäßig zu genießen. Klar sind hier die Gegensätze ausgesprochen, zwischen denen sich Wielands Dichtungen hin und her bewegen, eine Welt schwärmerischer Ideale neben einer Wirklichkeit, in der man auf die Ideale mehr oder weniger Verzicht leistet und sich behaglich von dem breiten Strom des Weltwesens forttreiben läßt. Das Resultat ist ein negatives, und die wahre Lebensweisheit ist die lächelnde Ironie. Schon aus diesem Grunde mangelte der Composition des „Agathon“ — wenigstens in der ersten Ausgabe, wo die Philosophie des Archytas noch fehlte — eben so sehr die höhere poetische Weihe als die innere Wahrheit. Für die Zeit seines Erscheinens ist vor allem zu bemerken, daß er in directe Opposition gegen die richardson'schen Tugendromane trat, welche damals in Uebersetzungen und Nachahmungen an der Tagesordnung waren; schon dadurch machte er Epoche. Die auf umfassendem Studium der Quellen beruhende culturhistorische Darstellung des spätern griechischen Alterthums, in welches Wieland die Geschichte verlegte, erregte nach den verschiedensten Seiten hin Interesse. Zugleich aber war auch durch die Gewandtheit der Erzählung, deren Vorzüge selbst Lessings Beifall fanden, ein Muster in der Romanprosa gegeben, das unserer Sprache überaus förderlich ward.

Wieland dachte über die kühle Lebensweisheit, mit der sich Agathon zufrieden gibt, nicht ganz so heiter, wie wir aus seiner Darstellung schließen möchten. „Wie oft“, schreibt er im Anfange des Jahres 1765 an Zimmermann, „seh' ich mit einem traurigen Blick in diese seligen Tage der Unschuld zurück!“ — „Urtheilen Sie, mein lieber Freund,“ fährt er an einer andern Stelle des-

Digitized by Google

ſelben Briefes fort, „mit welchem Muth ich in dieſem Augenblick, da ich drei Tage hinter einander mit einer Inventariſation zugebracht, an einem mit Acten und Protokollen überlegten Tiſche ſitzend, in dieſe Zeiten einer heitern, der Liebe und den Muſen geweihten Jugend zurückſehe!“ Noch in dem Laufe dieſes Jahres ließ er ſich — mehr durch Zureden der Eltern und Freunde als durch eigene Neigung — zu einer Heirath bewegen; er wählte die Tochter eines Augsburger Kaufherrn, Anna Dorothea von Hillenbrand; am 21. October fand die Hochzeit ſtatt. Wenn er manchmal den Wunſch nicht verhehlt hatte, ſich durch eine reiche Partie eine unabhängige Stellung zu verſchaffen, ſo erlangte er dies nun eben ſo wenig, als er die Anſprüche des Dichters bei der Wahl ſeiner Gattin zu Rathe gezogen hatte; ſie ſoll die Werke ihres Mannes nicht einmal geleſen haben. Dagegen war ſie ihm eine liebevolle Lebensgefährtin, eine treue Mutter der zahlreichen Kinderſchaar, mit der ſie ihn nach und nach beſchenkte. Wenn auch die erſten Aeußerungen über das „kleine, ganz artige, liebenswürdige Geſchöpf“, das er ſich, er weiß ſelbſt nicht wie, „von ſeinen Eltern und guten Freunden hat beilegen laſſen“, kalt und gleichgültig klingen, ſo gibt er ſchon einige Wochen ſpäter ſeinem Geßner von ihr mit wenig Worten eine Charakteriſtik, in welcher der Werth ſeiner jungen Frau warme Anerkennung findet: „Sie hat wenig oder nichts von den ſchimmernden Eigenſchaften, auf welche ich (vermuthlich weil ich Anläſſe gehabt habe, ihrer ſatt zu werden) bei der Wahl einer Ehegattin nicht geſehen habe. Sie iſt, mit unſerm Haller zu reden, gewählet für mein Herz und meinen Wünſchen gleich, ein unſchuldiges, von der Welt unangeſtecktes, ſanftes, fröhliches, gefälliges Geſchöpf.“ Gegen Zimmermann geſteht er, daß er glücklich genug geweſen ſei, vielleicht die einzige in der Welt zu bekommen, welche in allen Stücken dazu tauge, ſeine Frau zu ſein. „Ich habe ſie ſo herzlich lieb, als jemals ein ehrlicher Mann ſein Weib lieb gehabt

Digitized by Google

hat.“ Es blieb sich diese innige Liebe auf allen Stufen des Lebens gleich. Jetzt war ihm das einsame Leben in Biberach nicht mehr so zuwider, wenn gleich im Jahre 1766 der gesellige Verkehr in Warthausen aufhörte, da der Graf Stadion nach Bönigheim zog. Es schmerzte Wieland, daß er noch zuletzt mit dem Grafen und la Roche in ein Mißverhältnis gerieth, weil er sich aus patriotischer Gewissenhaftigkeit im Interesse seiner Vaterstadt gewissen Ansprüchen des Grafen widersetzte. Doch schon im folgenden Jahre kehrte der Graf mit der Familie la Roche nach Warthausen zurück; die freundlichen Beziehungen stellten sich wieder her, und Wieland war bis zum Tode des Grafen (im October 1768) ein fast täglicher Gast auf dem Schlosse. Wenige Jahre später führte er seine Jugendfreundin in die Schriftstellerwelt ein, indem er ihren ersten Roman, „die Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, eine Nachahmung von Richardsons „Clarissa“, 1771 herausgab.

Verglich Wieland das häusliche Lebensglück, das er fast wider Erwarten gefunden hatte, mit den Träumen seiner Jugendschwärmerei und den Phantasien von platonischer Liebe, die ihm lange Zeit zu schaffen gemacht hatten, so fand er in sich selbst den Antrieb zu einer Philosophie über das Wesen der Liebe und ihr Verhältnis zu dem Glück des Lebens. Zu diesem Ziel schien ihm die goldene Mittelstraße am sichersten zu führen; denn auch er setzte seine Zufriedenheit zum Theil auf Rechnung seiner gemäßigten Ansprüche. Aus solchen Lebensbetrachtungen erwuchs die Tendenz des romantischen Gedichts „Idris und Zenide“ (1767 vollendet), in welchem er die Liebe des Herzens sowohl der platonischen als der sinnlichen Liebe gegenüberstellte. Für den Inhalt schwebten dem Dichter Ariosts wunderbare Erfindungen als Muster vor; in der Ausmalung üppiger und schlüpfriger Scenen ergieng sich Wieland hier mit schrankenloser Freiheit. Da dies Gedicht, in welchem er den ersten Versuch machte, die italienische Stanze in einer freieren Strophenform

Digitized by Google

nachzubilden, Fragment blieb, ſo faßte er ſeine Anſichten über anmuthigen Lebensgenuß, beſonders in ſo fern er durch das Glück einer zufriednen, ſanft das Herz erwärmenden, nicht leidenſchaftlich beſtürmenden Liebe bedingt wird, in dem Lehrgedichte „Muſarion oder die Philoſophie der Grazien“ zuſammen, das in den Jahren 1765 und 1766 entſtand und 1768 erſchien, ein ideales Bild des häuslichen Glückes, wie es Wieland in ſeiner Ehe fand. Hält man dieſe lebensfrohe Schilderung gegen die ſchwerfälligen ernſten Lehrdichtungen jener Zeit, die leichte, lebendige Form gegen die ſchleppenden Alexandriner und Hexameter der Schule Hallers und Bodmers, endlich die einſchmeichelnde Anſchauung von dem Leben gegen den weit proſaiſcheren Rigorismus der moraliſchen Didaktiker, ſo begreift man die lebhafte Theilnahme, mit der dieſes Werk aufgenommen ward. Eben ſo ſehr wie Leſſings Kritik im „Laokoon“ machte es die alte Lehrdichtung verſtummen. Täuſchen wir uns gleich nicht mehr über die Schwächen der hier vorgetragenen Lebensweisheit, ſo war doch im Intereſſe der Poeſie eine Bekämpfung der Engherzigkeit ein Verdienſt, und zu einer poeſievolleren Auffaſſung des Lebens, die ſich jetzt raſchen Schritts in der Literatur Bahn brach, hat dieſe Dichtung viel beigetragen. Goethe gedenkt in „Dichtung und Wahrheit“ des lebhaften Eindrucks, den ſie bei ihrem erſten Erſcheinen auf ihn machte: „Hier war es, wo ich das Antike lebendig und neu wiederzuſehen glaubte.“

Mit dieſem Werke ſchloß Wieland die ſtille Zeit in Biberach. „Agathon“ und „Muſarion“ hatten ihn auf die Höhe des Dichterruhms erhoben. Der Wunſch, von ſeiner einſiedleriſchen Kanzleidirectorſtelle erlöſt und in eine literariſch gebildete Umgebung verſetzt zu werden, gieng endlich in Erfüllung. Kurfürſt Emmerich Joſeph von Mainz berief ihn 1769 als erſten Profeſſor der Philoſophie mit dem Rang eines kurmainziſchen Regierungsrathes an die Univerſität Erfurt. Er war eines der wenigen Pfropf-

reifer moderner Bildung, welche auf den alten, morschen Stamm der verfallenen Universität geimpft wurden, ohne mit ihm auch nur der äußeren Form nach verwachsen zu können. Wieland stand fast außer Verhältnis zu der eigentlichen Universität und sprach daher die Klage über die ihn umgebende Barbarei ebenso wie vorher in Biberach auch in Erfurt aus. An Geßner schrieb er am 18. October 1769: „Wolle der Himmel nicht, daß meine Gebeine in dem Lande liegen müssen, wohin mich mein Schicksal geführt hat! Was für Leute, was für Köpfe, welche Sitten, welche Rohheit, Geist-, Herz- und Geschmacklosigkeit! Zu Menschen soll ich sie bilden, diese Leute! Bona verba quaero! was für ein Thaumaturge müßte ich sein!“ Voll Eifers gab sich Wieland gleichwohl dem neuen Berufe hin. Er las vier Tage in der Woche, an jedem zwei Stunden, über Geschichte der Menschheit, Geschichte der Philosophie, Theorie und Geschichte der schönen Künste, allgemeine Literaturgeschichte, er interpretierte Aristophanes, Horaz, Cicero, Montesquieu, den „Don Quixote“. Viele neue Hörer zog sein Ruf herbei; die Zahl der Erfurter Studenten stieg auf mehr als das Doppelte. Angenehm war es namentlich für Wieland, dem Mittelpunkte des literarischen Verkehrs näher gerückt zu sein. Mit dem Halberstädter Kreise, namentlich mit Gleim und Jacobi, trat er in enge Freundschaftsverbindung. Klotz in Halle stand bei ihm in großem Ansehn, und dessen getreuer Knappe Riedel, der seine Berufung hauptsächlich veranlaßt hatte, war in Erfurt sein vertrautester Freund. Das alles waren Beziehungen, die weder für Wielands Charakter noch für die Richtung seiner Production günstig sein konnten. In seinen Briefen kommt die unmännliche Haltung, das vorsichtige Complimentieren nach allen Seiten niemals in so verletzender Weise zum Vorschein wie in jener Zeit. Während er Gleim als dem Liebling der Musen und Grazien schmeichelt und ihn nebst Jacobi zu der kleinen Anzahl von Dichtern und Schriftstellern zählt, welche nie

genug ſchreiben können, ſucht er durch Inſinuationen gegen eben dieſe Freunde ſich dem alten Bodmer freundlich zu erweiſen, ſpottet über den alten, tändelnden Gleim-Anakreon und läßt Jacobi den Verführten ſein. Er warnt Riedel, ſich in die klotziſchen Händel mit Leſſing einzulaſſen; „es deucht mich doch," ſchreibt er ihm, „es gilt von Leſſing, was Yorik vom Teufel ſagt: Widerſtehet dem Teufel, ſo flieht er euch! Es mag wahr ſein; aber das ſicherſte iſt doch, vor ihm zu laufen, ſobald man ihn erblickt. In einem Kampfe, geſetzt auch, daß man das Feld behielte, kriegt man doch gemeiniglich eine Schramme weg, deren man enthoben ſein möchte." Deutlicher kann man die Maxime, aller Polemik aus dem Wege zu gehen, nicht ausſprechen.

In den poetiſchen Werken Wielands aus der Erfurter Zeit weht noch ſtärker oder ſchwächer der Geiſt der Biberacher Periode. Die Lehrdichtung „die Grazien", im Geſchmack der gleim'ſchen Anakreontiker gehalten, abwechſelnd in überaus anmuthiger Proſa und Verſen tändelnd, ein Pendant zu „Muſarion", 1770 gedruckt, bildet nur einen Ausſchnitt des größeren, nicht vollendeten Gedichts „Pſyche", das in der Form eines Mährchens im Anſchluß an die Erzählung des Apulejus von Amor und Pſyche eine philoſophiſche Geſchichte der Seele enthalten ſollte. Die Grazien, die Göttinnen der verfeinerten Sittlichkeit, die Spenderinnen der höchſten ſinnlichen Freuden, erziehen das rohe und ſtrenge Menſchengeſchlecht zur Schönheit, Kunſt und Liebe.

Ziemlich gleichzeitig mit den „Grazien" entſtand im Auguſt 1769 „Σωκράτης μαινόμενος oder Dialogen des Diogenes von Sinope", eine poetiſche Rettung des kyniſchen Philoſophen, der in Sternes humoriſtiſcher Manier zu einem ſentimentalen Sonderling umgebildet ward, nach Riedels Ausſpruch das Beſte, was Wieland geſchrieben hatte. Zugleich wollte der Autor durch den Nachweis, wie ein edler Menſch durch innere Conſequenz zu Handlungen geleitet werden kann, die, außer dem

Zuſammenhang betrachtet, als Tollheiten erſcheinen, die Werke ſeiner eignen zweiten Dichterperiode rechtfertigen. Deßhalb wurden — freilich nur vereinzelte — autobiographiſche Züge im „Diogenes“ angebracht; ausdrücklich erklärte Wieland in einem Briefe an Frau von la Roche, daß die freiere praktiſche Philoſophie des Humoriſten Diogenes die ſeine ſei.

Während Wieland ſich hier aller lüſternen Scenen enthielt, konnte doch gleich darauf ſein ſittliches und äſthetiſches Urtheil ſo in die Irre gerathen, daß er 1771 die in jedem Betracht widerliche Erzählung „Combabus“ mit Behagen ausmalen und ſich einreden konnte, die freiwillige Entmannung, die in ſeiner Quelle, bei Lukian, eine That der Furcht iſt, als eine Heldenthat der Tugend und zwar mit aller Zucht und Delicateſſe erzählt zu haben. Das Bedenkliche der Erzählung lag aber vor allem darin, daß Combabus in dem kritiſchen Augenblick ſeine That bereut, ſo daß unſere Tugend nur als eine Aufwallung einer heroiſchen Leidenſchaft erſcheint, die aber in der Stunde der Verſuchung doch nicht zu ſchützen vermag.

In dem komiſchen Heldengedicht in achtzehn Geſängen „der neue Amadis“, an dem Wieland gegen Ende des Jahres 1768 zu arbeiten begann (gedruckt 1771), erreichte dieſe Richtung ſeiner Poeſie ihren Höhepunkt und Abſchluß. Dieſes „wahre Original“, ein „Mittelding zwiſchen allen andern Gattungen von epiſcher Poeſie“, das von allen etwas hat, „eine von den abenteuerlichſten Geburten das ſokratiſchen Satyrs, mit einer Grazie halb gutwillig, halb mit Gewalt gezeugt,“ ſollte eine Caſuiſtik der Liebe nach ihren verſchiednen kleinen Abſtufungen enthalten. Dazu läßt nun Wieland ſeine Helden dergeſtalt ſich im Reiche der ſinnlichen Liebe herumtummeln, als ob ihm die Schlüpfrigkeit ſinnlicher Schilderung das höchſte poetiſche Ergötzen ſei. Obwohl er in ſeinem „verklagten Amor“ (1772 fragmentariſch erſchienen, 1774 vollendet), der aus dem Himmel ausgewieſen und

dann zurückgerufen wird, sich heiter zu rechtfertigen suchte, so wandten sich doch streng sittliche Gemüther entrüstet von ihm ab. Er selbst erschrak über die Gesellschaft, in die er hineingerathen war, als die Verfasser der rohesten Lascivitäten sich an ihn als ihren Chorführer drängten. Er hielt plötzlich an auf der abschüssigen Bahn und griff nach einer Stütze in dem Studium der Philosophie Rousseaus.

Die Vorträge, die er in Erfurt über Geschichte der Menschheit hielt, hatten ihn mit Rousseaus politischen Theorien näher bekannt gemacht. Einige Paradoxen desselben beleuchtete er polemisch in den zwei Bänden seiner „Beiträge zur geheimen Geschichte des menschlichen Verstandes und Herzens“ (1770). Ebenfalls im Gegensatz zu Rousseau, dessen „contrat social“ 1765 erschienen war, machte Wieland nach den Theorien französischer Politiker den Plan zu dem Gemälde eines idealen Staates, welches er in den Jahren 1771 und 1772 unter dem Titel „der goldne Spiegel oder die Könige von Schescheschian“ ausführte, nach seiner Absicht „eine Art von summarischem Auszug des Nützlichsten, was die Großen und Edeln einer gesitteten Nation aus der Geschichte der Menschheit zu lernen haben“. Joseph II. hatte damals die literarische Welt zu großen Erwartungen erregt. Wieland nährte die Hoffnung, durch sein politisches Werk, das im Geiste des reformbegierigen jungen Kaisers verfaßt war, sich den Weg nach Wien zu bahnen, wo er bereits der gelesenste deutsche Schriftsteller war. Indeß fügte es sich zu seinem eignen Heile bald anders.

Die Herzogin Anna Amalia von Weimar, seit 1758 nach dem Tode ihres früh verstorbenen Gemahls Regentin des Herzogthums, hatte sich mit großer Umsicht und Sorgfalt ihren Regentenpflichten und der Erziehung ihrer beiden Söhne Karl August und Constantin gewidmet. Der Hofmeister derselben war Graf Görz, der mit Ernst und Gewissenhaftigkeit seinem Amte vorstand.

Digitized by Google

Er war mit Wieland befreundet und pflegte sich in manchen Fällen bei ihm Raths zu erholen. Um die Ausbildung der Prinzen, als sie dem Jünglingsalter entgegengereift waren, zu vollenden, schien niemand geeigneter zu sein, als der Verfasser des „goldnen Spiegels“; die Empfehlung des Freiherrn Karl von Dalberg, Statthalters zu Erfurt, entschied Amaliens Wahl. Wieland trat mit dem bleibenden Titel eines kurmainzischen Regierungsraths aus den Diensten des Kurfürsten, der ihn höchst ungern entließ, und kam im September 1772 nach Weimar. Man bewilligte ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern, das ihm nachmals als lebenslängliche Pension blieb, und den Charakter eines herzoglich-weimarischen Hofraths.

Von jenem geistigen Leben, das Weimar nach wenig Jahren zu einer Stätte deutscher Literatur machte, war damals noch wenig vorhanden; doch fand Wieland schon einen für sein literarisches Wirken geeigneten Boden vor. Die Herzogin war voll regen Eifers für geistigen Genuß, der mit den Jahren nur um so lebhafter hervortrat, als die Sorgen und die Geschäfte der Regierung sich während der eingetretenen glücklichen Friedensperiode verminderten. Wieland gewann ihre Neigung und ihr Zutrauen; er ward auch ihr Lehrer und belebte bei ihr das Interesse für vaterländische Literatur, welche bisher an deutschen Höfen nur geringe Geltung hatte. Friedrich Justin Bertuch, der Uebersetzer des „Don Quixote“, Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf, bewandert in ausländischer Literatur und ein geschickter Componist, Friedrich Hildebrand von Einsiedel, ein humoristisches Talent, Karl Ludwig von Knebel, ein Zögling der ramler'schen Schule, welcher, durch Wielands Namen angezogen, einen Besuch in Weimar machte und dort 1774 als Erzieher des jüngeren Prinzen angestellt wurde, endlich Johann Karl August Musäus (1735—1787), Pagenhofmeister in Weimar, seit 1770 Professor am dortigen Gymnasium, bildeten einen

Digitized by Google

Verein von vielſeitigen Talenten, der durch Wielands Einfluß einen neuen Antrieb zu literariſcher Production erhielt. Gleim kam mehrmals zu Beſuchen herüber; doch gab Wieland die Abſicht auf, ihn nach Weimar zu ziehen. Theater und Capelle trugen ebenfalls zur Belebung des Geſchmacks an Literatur und Kunſt bei. Auf dem Hoftheater im Schloſſe ſpielte ſeit dem October 1771 Seylers vortreffliche Truppe, bei der Eckhof, Brandes und Bök ſich durch ihre Leiſtungen hervorthaten. Wieland, ſelbſt muſikaliſch gebildet und ein Freund des Claviers, das ihm bis in's ſpäte Alter einſame Stunden erheiterte, wurde dadurch veranlaßt, das Singſpiel „Alceſte“ zu bearbeiten; es ward von Schweizer in Muſik geſetzt und in ganz Deutſchland mit ungemeinem Beifall aufgenommen. Ihm folgte ſofort das gleichfalls von Schweizer componierte lyriſche Drama „die Wahl des Hercules“ und ſpäter noch einige im Anſchluß an fremde Vorbilder gedichtete Singſpiele. Damit war der erſte Schritt zur ernſten deutſchen Oper gethan. Der Schloßbrand im Jahre 1774 unterbrach die Theaterfreuden am Hofe Anna Amalias.

Im Beginn ſeines Aufenthalts in Weimar bereitete Wieland ein großes literariſches Unternehmen vor, die Herausgabe des „deutſchen Mercur“. Mit dem Jahre 1773 beginnend, begleitete dieſe Zeitſchrift die Literatur eines an bedeutenden geiſtigen Beſtrebungen reichen Vierteljahrhunderts, nicht reformatoriſch wie leſſingiſche Literaturbriefe, ſondern mehr auf breiter Mittelſtraße nach allen Seiten vermittelnd, im Geiſte ihres rückſichtsvollen Herausgebers, zum Theil daher ein Schauplatz mittelmäßiger Talente. Aus Wielands Briefen an Merck in Darmſtadt, deſſen gediegene Aufſätze mehreren Heften des „Mercur“ zur Zierde gereichten, erſehen wir am beſten, in was für proſaiſchen Nöthen ſich oftmals der Redacteur befand und mit welchen Bitten und Klagen er Mitarbeiter zu ſeiner Zeitſchrift preſſen mußte. Allzu ſehr verräth ſich, daß der „Mercur“ eine Finanzſpeculation war,

zu der Wieland durch die Rücksichten auf seine immer zahlreicher werdende Familie veranlaßt wurde, die daher mit dem Triebe, in das Räderwerk der Literatur einzugreifen, wenig zu schaffen hatte. Doch lieferten die ersten Dichter und Schriftsteller Deutschlands, Goethe, Herder, Schiller, Bürger, Voß und andere Beiträge zum „Mercur", besonders zu den späteren Jahrgängen; namentlich pflegte aber Wieland seine seitdem verfaßten Schriften jedes Mal zuerst durch seine Zeitschrift in's Publicum einzuführen.

So behutsam auch Wieland sich den kritischen Wortführern gegenüber benahm und noch vor kurzem in Bezug auf Lessing es für das gerathenste gehalten hatte, vor dem Teufel davonzulaufen, damit man nicht gefaßt werde, so hatte er nunmehr doch als Vertreter eines bestimmten Princips in der Literatur eine so scharf bezeichnete Stellung eingenommen, daß die Angriffe nicht ausbleiben konnten. Hauptsächlich giengen sie von der jüngeren Dichtergeneration aus, welche den Ernst der Gesinnung und die Kraft der dichterischen Genialität auf ihre Fahnen schrieb. Der Göttinger Dichterverein, der zu Klopstock sich hinneigte, vollzog 1773 bei der Geburtstagsfeier seines Meisters an Wielands Schriften ein kritisches Autodafé, das großes Aufsehen erregte; Wielands „Idris" und „komische Erzählungen" lagen zerrissen am Boden des Zimmers und wurden zu Fidibus verbraucht. Klopstock selbst hieß diese Opposition der Jugend gut und zielte unverkennbar auf Wieland, als er in seiner „Gelehrtenrepublik" die „Wundergeschichte" erzählte: „Es war einmal ein Mann, der viel ausländische Schriften las und selbst Bücher schrieb. Er gieng auf den Krücken der Ausländer, ritt bald auf ihren Rossen, bald auf ihren Rossinanten, pflügte mit ihren Kälbern, tanzte ihren Seiltanz. Viele seiner gutherzigen und unbelesenen Landsleute hielten ihn für einen rechten Wundermann. Doch etlichen entgieng's nicht, wie es mit des Mannes Schriften eigentlich zusammenhieng; aber überall kamen sie ihm gleichwohl nicht auf die Spur. Und wie

Digitized by Google

konnten ſie auch? Es war ja unmöglich, in jeden Kälberſtall der Ausländer zu gehen.“ Goethe endlich, früher ein Verehrer wielandiſcher Dichtung, ward durch die ſentimentale „Alceſte“ und die den Euripides allzu hochmüthig kritiſierenden Briefe über dieſelbe im „Mercur“ zu der meiſterhaften Perſiflage „Götter, Helden und Wieland“ veranlaßt, worin er mit keckem Humor die moderne Mattherzigkeit in der Darſtellung der kraftvollen Geſtalten der antiken Heldenwelt verſpottete. Wieland ſuchte ſich auf kluge Weiſe durch eine heitere, verſöhnliche Erklärung aus der Sache zu ziehen, welche, wie ſie für ſeinen nachgiebigen Charakter Zeugnis gibt, zugleich eine Vorahnung der künftigen Größe ſeines muthwilligen Gegners verräth. „Man muß die Herren“, heißt es darin, „ein wenig toben laſſen; und wer etwan von ungefähr — denn ſie meinen es ſelten ſo übel — von ihnen gebiſſen oder mit dem Huf in die Rippen geſchlagen wird, betrachte ſich als ein Opfer für das gemeine Beſte der gelehrten Republik und tröſte ſich damit, daß aus dieſen nämlichen wilden Jünglingen, ſo fern ſie glücklich genug ſein ſollten, in Zeiten auszutoben, noch große Männer werden können.“

Sowohl die Verſetzung nach Weimar als die heftigern Angriffe der Kritik waren für Wielands ſchriftſtelleriſche Thätigkeit von günſtigen Folgen. Die neue Umgebung läuterte und hob ihn. Er ſagte ſich von der frivolen Manier los, die mit den Schilderungen einer lockern Sinnlichkeit ein ironiſches Spiel trieb; die ernſtere Lebensanſicht trat mit dem Scherz wieder in Gleichgewicht. In der „Geſchichte des weiſen Daniſchmend“ (1775), einem philoſophiſchen Roman mit ſocialpolitiſcher Tendenz, der äußerlich an den Schluß des „goldnen Spiegels“ angeknüpft iſt, verdrängte die humoriſtiſche Satire faſt nur in den launigen Anmerkungen, die dem Texte beigegeben ſind, den Ernſt der Darſtellung. Der Roman „die Abderiten“ (ſeit 1774) lehnte ſich wieder wie „Agathon“ an die eignen Lebenserfahrungen des Dichters

an. An den verſchiednen Orten ſeines Aufenthaltes, namentlich in Biberach, wo er über die ihn umgebende Barbarei bald klagte, bald lachte, und in Mannheim, wo er des Theaters halber um Weihnachten 1777 erfolglos einige Wochen hinbrachte, hatte er die Studien zu dieſem Gemälde der Thorheiten des philiſterhaften Bürgerlebens, in denen die Bewohner deutſcher Städte damals recht tief ſteckten, geſammelt. Der Schauplatz war wieder nach Griechenland verlegt, welches ſein Abdera die Thorheiten griechiſcher Spießbürgerlichkeit büßen ließ. Wieland hat ſeinen Roman, der allerdings nur aus einer Anzahl innerlich unzuſammenhängender Epiſoden beſteht, mit vielen lebendigen Scenen und Charakteren ausgeſtattet. Humor und Ironie durchdringen die geſammte Darſtellung. Der Stil, obwohl auch dieſes Mal von dem Vorwurf der Weitſchweifigkeit nicht frei zu ſprechen, zeichnet ſich, beſonders in den erſten Abſchnitten des Romans, durch Klarheit, Anmuth, Natürlichkeit und Friſche aus. Die Vollendung des Werkes, bei der das Intereſſe des Dichters ermattete, erfolgte erſt 1780.

Inzwiſchen gieng über Weimar ein neuer Stern auf, neben dem der ältere mehr zurücktrat. Goethe kam im November 1775; bald zog er auch Herder nach ſich. Es iſt das ſchönſte Zeugnis für Wielands liebenswürdiges Naturell, daß er dem neidiſchen Gefühl, das unter dieſen Verhältniſſen ſehr erklärlich geweſen ſein würde, in ſeiner Bruſt keinen Raum gab, ſondern ſich an beide mit Wärme und ungeheuchelter Freundſchaft anſchloß. Herders Perſönlichkeit, welche das Bewußtſein ihrer Ueberlegenheit oft auf eine läſtige Weiſe der Umgebung fühlbar machte, drückte ihn mehr als Goethes immer freundliche Offenheit, welche Wieland in dem erſten Stadium ihrer perſönlichen Bekanntſchaft zu einem jugendlichen Enthuſiasmus hinriß. Niemals hat er ſich mit ſo begeiſterten Worten über einen Freund geäußert wie über Goethe. „Ich lebe nun“, heißt es in einem Briefe an Zimmer-

Digitized by Google

mann, „neun Wochen mit Goethen und lebe, ſeit unſere Seelenvereinigung ſo unbemerkt und ohne allen effort nach und nach zu Stande gekommen, ganz in ihm. Er iſt in allen Betrachtungen und von allen Seiten das größte, beſte, herrlichſte menſchliche Weſen, das Gott geſchaffen hat..... Möcht' ich's der ganzen Welt ſagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigſten der Menſchen ſo kennen, ſo durchſchauen, ſo lieben wie ich!" In Briefen an Merck finden wir die ſchönen Worte: „Wiſſen Sie ein ander Beiſpiel, daß jemals ein Dichter den andern ſo enthuſiaſtiſch geliebt hat?..... Für mich iſt kein Leben mehr ohne dieſen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir ſo ſchön über'n Kopf wächſt und alles das iſt, was ich nicht habe werden können." So warm konnte freilich das Verhältnis nicht immer bleiben. Vorübergehend macht ſich auch Wielands Empfindlichkeit, die eben ſo leicht zu erregen war, wie ſie flüchtig wieder entſchwand, in ſeinen Briefen Luft; allein die freundſchaftliche Zuneigung begleitete die beiden Dichter doch den langen Weg, den ſie noch zuſammen wandelten.

Goethes Nähe und Ermunterung wirkte gleich Anfangs ſehr anregend auf Wielands dichteriſches Schaffen. Er verließ auf einige Zeit die breitſpurige Romanproſa und ergriff die poetiſche Erzählung. Wer verſtand ſo wie er den Schwank, das Mährchen, die abenteuerliche Ritterſage in anmuthige Formen zu kleiden? Es verſchwand die franzöſierende Frivolität, die allem Romantiſchen den zarten Duft abſtreifte; eine edlere Lebensanſicht trat mit der Romantik in Bund. Zum erſten Mal treffen wir jetzt wieder auf Ausſprüche wie den an Merck zur Rechtfertigung des Dramas „Julius von Tarent" von Leiſewitz: „Iſt es nicht intereſſant und zuträglich, daß uns auch edlere, höhere, kräftigere Menſchheit, mit einem Wort heroiſche und idealiſche Menſchheit lebendig

Digitized by Google

dargeſtellt werde?“ Hier redet nicht mehr der Verfaſſer des „Combabus“.

Gleich in den erſten romantiſchen Erzählungen, die 1775 und 1776 an's Licht traten, dem einer thüringiſchen Volksſage nachgebildeten Gedichte „der Mönch und die Nonne auf dem Mittelſtein“, dem „Wintermährchen“ und „Gandalin oder Liebe um Liebe“, übertraf Wieland alles, was er bisher in Verſen gedichtet hatte. Durch Goethe lernte er die ältere deutſche Erzählungspoeſie kennen und trug dazu bei, den verkannten Hans Sachs zu Ehren zu bringen. Der Einfluß dieſer Lectüre gibt ſich kund in der einfachen, würdigen Haltung der Erzählung „Geron der Adelige“ (1777), wo im engſten Rahmen ein Bild von der Pracht des ritterlichen Mittelalters in edlen, etwas alterthümlichen Formen vor uns entrollt wird. Raſch hinter einander folgten „das Sommermährchen“, der Vogelſang oder die drei Lehren“, „Schach Lolo“, „Pervonte oder die Wünſche“ und andere. Wielands Quellen waren die morgenländiſchen Mährchenſammlungen ſowie die älteren franzöſiſchen Rittergeſchichten und Fabliaux. In dieſen fand er auch den Stoff zu ſeinem Meiſterwerke, „Oberon“ (ſeit dem Herbſt 1778 begonnen, 1780 vollendet), Anfangs in vierzehn Geſängen, die nachmals in zwölf zuſammengezogen wurden. Wieland ſchloß damit gleichſam ſeine poetiſche Laufbahn ab; denn alles Folgende blieb hinter den bisher erwähnten Dichtungen zurück, übte auf die weiter ſich entwickelnde Literatur geringern Einfluß und gerieth, ſo groß die Theilnahme der Nation auch im erſten Augenblick ſich erwies, bald in Vergeſſenheit. Bei keiner andern Arbeit hat Wieland aber auch ſo ſehr die ihm ungewohnte Mühe des langſamen dichteriſchen Schaffens gefühlt, ſo daß er nicht ſelten in ſeinem Unwillen meinte, kein deutſcher Dichter habe davon einen Begriff, und nicht undeutlich zu verſtehen gab, es hätte ſich in der nämlichen Zeit gar vieles, das mehr Maſſe mache, alſo etwa ein

Digitized by Google

paar „Romänchen“ producieren laſſen, eine Betrachtung, mit welcher er es freilich nicht ſehr ernſt nahm, wie ſie denn auch dem, der für die Ewigkeit arbeiten will, nicht geziemt.

In dem „Oberon“ belebte der Dichter das Intereſſe an der epiſchen Erzählung, indem er mehrere Handlungen geſchickt in einander verſchlang. Er rechtfertigte ſich darüber in dem Vorbericht zu dem Werke in der Sammlung ſeiner auserleſenen Gedichte: „In der That iſt ‚Oberon‘ nicht nur aus zwei, ſondern, wenn man es genau nehmen will, aus drei Haupthandlungen zuſammengeſetzt, nämlich aus dem Abenteuer, welches Hüon auf Befehl des Kaiſers zu beſtehen übernommen, der Geſchichte ſeiner Liebesverbindung mit Rezia und der Wiederausſöhnung der Titania mit Oberon; aber dieſe drei Handlungen oder Fabeln ſind dergeſtalt in Einen Hauptknoten verſchlungen, daß keine ohne die andere beſtehen oder einen glücklichen Ausgang gewinnen konnte. Ohne Oberons Beiſtand würde Hüon Kaiſer Karls Auftrag unmöglich haben ausführen können; ohne ſeine Liebe zu Rezia und ohne die Hoffnung, welche Oberon auf die Treue und Standhaftigkeit der beiden Liebenden als Werkzeugen ſeiner eignen Wiedervereinigung mit Titania gründete, würde dieſer Geiſterfürſt keine Urſache gehabt haben, einen ſo innigen Antheil an ihren Schickſalen zu nehmen. Aus dieſer auf wechſelſeitige Unentbehrlichkeit gegründeten Verwebung ihres verſchiedenen Intereſſe entſteht eine Art von Einheit, die meines Erachtens das Verdienſt der Neuheit hat, und deren gute Wirkung der Leſer durch ſeine eigene Theilnehmung an den ſämmtlichen handelnden Perſonen zu ſtark fühlt, als daß ſie ihm irgend ein Kunſtrichter wegdiſputieren könnte.“

Mag nun gleich dem Dichter die Verſchlingung der Handlungen nicht durchaus gelungen ſein, ſo iſt doch in ſo fern dem Ganzen ein inneres Band gegeben, als die zufällig ſcheinenden Begebenheiten gleichſam unter der Leitung einer waltenden höheren

Digitized by

Macht ſtehen und trotz aller Schwierigkeiten und Unfälle durch eine gütige Vorſehung zum erwünſchten Ziele geführt werden. Dabei iſt es für die künſtleriſche Technik des Werkes bedeutſam, daß Oberon ſowohl als Titania die Rolle eines deus ex machina nur im äußerſten Nothfall ſpielen, ſo daß auch die menſchlichen Charaktere des Gedichtes auf ihre eignen Kräfte angewieſen und durchaus ſelbſtändig zu handeln genöthigt ſind. Den Stoff entlehnte Wieland vornehmlich aus dem franzöſiſchen Ritterroman von Hüon de Bordeaux, deſſen Darſtellung er manchfach umbildete, vertiefte und veredelte; daneben verwendete er mehrere Motive aus Shakeſpeares „Sommernachtstraum“ und einer Erzählung von Chaucer. Die Form bildete er den italieniſchen Rittergedichten nach. Die Stanze nahm er jedoch auch in dieſer Dichtung nicht in ihrer urſprünglichen Geſtalt herüber, ſondern beharrte in der Anſicht, daß ſie durch willkürliche Behandlung an Beweglichkeit und lebendiger Abwechslung gewinne. Jedoch würde er bei correcterer Nachbildung eine größere Gleichheit im Ton der Erzählung erreicht haben. Deſſenungeachtet bleibt dieſes Werk eine der ausgezeichnetſten Dichtungen im moderniſierten romantiſchen Epos, welche ſelbſt von der romantiſchen Schule, die gar vornehm auf Wieland herabſah, nicht übertroffen werden konnte. Goethe ſandte dem Dichter einen Lorbeerkranz als Zeichen der Anerkennung; daß dieſe aus dem Herzen kam, beweiſen ſeine Worte an Lavater: „Sein ‚Oberon‘ wird, ſo lang Poeſie Poeſie, Gold Gold und Kryſtall Kryſtall bleiben wird, als ein Meiſterſtück poetiſcher Kunſt geliebt und bewundert werden.“ In Weimar waren Wielands „Actien“ durch dieſes Werk „um hundert Procent geſtiegen“; ſein dichteriſches Selbſtgefühl hatte ſich gehoben, weßhalb er über die kalte Art, womit das Publicum dieſe Gabe hinnahm, in nicht geringe Entrüſtung gerieth. An Merck ſchrieb er in der Sprache der Kraftgenies, deren er ſich in den Briefen an ihn nach Goethes Beiſpiel gern bediente: „Die

abermalige hündiſche Gleichgültigkeit, womit ‚Oberon‘ aufgenommen worden, beſonders das tiefſte Stillſchweigen, das alle, die ihre Kniee vor dem Baal zu Hamburg beugen und die nun einmal ſeit etlichen Jahren den Ton in Deutſchland angeben, beobachten, macht mir von dieſer Seite die ganze Nation ekelhaft.“ Am meiſten Beifall fand Wieland auch mit dieſer Dichtung in Oeſterreich, wo Johann Baptiſt Alxinger und Friedrich Auguſt Müller mit einer Reihe von Rittergedichten in die Fußſtapfen des „Oberon“ traten. Wieland kehrte auf das Gebiet der romantiſchen Erzählung nur noch in dem nach italieniſchen Quellen frei entworfenen Gedichte „Clelia und Sinibald (1783—1784) zurück.

Während dieſes Jahrzehnts, in welchem Wielands poetiſche Productivität ſich ſo glänzend entfaltete, verfloß ſein äußeres Leben ſo ruhig, daß er ſich nur ſelten von ſeinem geliebten Weimar entfernte; der Wunſch, es mit einer andern Stadt zu vertauſchen, war bald für immer verſchwunden. Eine Reiſe an den Rhein unternahm er im December 1777, lernte in Frankfurt Goethes Mutter perſönlich kennen und traf mit Merck aus Darmſtadt zuſammen, dem er ſich für viele werthvolle Beiträge zum „Mercur“ verpflichtet fühlte, und reiſte dann nach Mannheim, wohin er geladen war, um ſein Singſpiel „Roſamunde“ zur Aufführung zu bringen. Dieſe Hoffnung ward durch den Tod des Kurfürſten von Bayern getäuſcht, deſſen Nachfolger Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz war. Jedoch wurden ihm die Reiſeauslagen vergütet; eine koſtbare Tabatière war als Zeichen der Anerkennung willkommen. Erſt 1779 erſchien „Roſamunde“ mit Schweizers Muſik auf der Mannheimer Bühne. Verächtlich urtheilte Wieland ſelbſt in einem Briefe an Merck von ſeinem Singſpiel, es ſei „ein dummes Ding, das weder gedruckt [was er dennoch geſchehen ließ] noch anderswo als etwan in Gotha oder Weimar aufgeführt werden kann und darf. Nach dieſer letzten mißlungnen

Probe erkenne und bekenne ich vor Gott und Menſchen, daß ich weder Sinn noch Talent für dramatiſche Compoſition habe.“

Mit dem Erſcheinen des „Oberon“ waren die Jahre von Wielands literariſcher Entwicklung abgeſchloſſen. Der Mittelpunkt ſeiner Beſchäftigung blieb der „Mercur“, den er durch ſeine eignen Aufſätze vornehmlich über Waſſer zu halten hatte. Mit dem Jahre 1790 ſuchte er ſeiner Zeitſchrift mehr aufzuhelfen, indem ſie als „neuer deutſcher Mercur“ ihr zweites Stadium begann. Doch konnte ſie mit der Zeitbewegung nicht gleichen Schritt halten; Wieland war froh, die Redaction gegen Ende des Jahrhunderts völlig in Böttigers Hände übergeben zu können. Seine Aufſätze für den „Mercur“ waren populärphiloſophiſche Abhandlungen, hiſtoriſche Berichte und politiſche Raiſonnements, zu denen die franzöſiſche Staatsumwälzung Anlaß gab. Ueberall trat in dieſen Arbeiten Wielands klares, erfahrnes Urtheil hervor; in der aufgeregten Zeit war er vor enthuſiaſtiſchen Verirrungen auf der Hut; er blieb Skeptiker und ward als ruhiger Beobachter der Ereigniſſe nicht ſelten ein Seher der Zukunft, wie er denn z. B. Napoleons militäriſche Dictatur lange voraus verkündigte. In ſeinem philoſophiſchen Urtheil ſtand er auf der Seite der Aufklärer, ein Anwalt des geſunden Menſchenverſtandes, ſo daß er dem Standpunkte der „allgemeinen deutſchen Bibliothek“ nicht fern war. „Die Wahrheit“, äußerte er einmal, „flieht vor der keuchenden Verfolgung ihrer feurigſten Liebhaber, um in die Arme deſſen zu laufen, der ſie weder erwartete noch ſuchte. Der einfältigſte Menſchenſinn findet ſie am erſten und genießt ihrer wie der Luft, die er athmet, ohne daran zu denken.“ Die kantiſche Philoſophie konnte ihn daher nicht ernſtlich anziehen, obſchon ſein Schwiegerſohn Reinhold ihr eifriger Anhänger und Verkündiger ward. Wielands Denkungsart hatte eine innigere Wahlverwandtſchaft mit der Lebensanſicht eines Horaz und Lukian.

Die Ueberſetzungen dieſer Schriftſteller können hauptſächlich

als ſeine poetiſchen Arbeiten von 1780 bis 1790 angeſehen werden. In den Grundſätzen, die er als Ueberſetzer befolgte, wich er von Voß ſehr ab. Er wollte das Original nicht wie dieſer in möglichſter Worttreue und mit der Färbung des Zeitalters, dem der Verfaſſer angehörte, wiedergeben, ſondern richtete ſein Beſtreben dahin, ihn als einen der Unſrigen reden zu laſſen. Indem er durch ſorgfältiges Studium den Geiſt ſeines Autors zu erfaſſen ſuchte, verfuhr er willkürlich mit der Form und opferte dem eignen Geſchmacke die Eigenart des Originals auf. Seine Ueberſetzungen gewannen dadurch an Popularität und Faßlichkeit für den nicht gelehrten Leſer, den er auch durch Einleitungen und Anmerkungen in die Geſchichte und Sitten des Zeitalters auf geſchmackvolle Weiſe einführte. Von dieſer Seite erwarben ſich die Ueberſetzungen von Horazens Briefen (1782) und Horazens Satiren (1786) auch den Beifall der Kenner des Alterthums. Die Ueberſetzung von Lukians ſämmtlichen Werken, Wielands Meiſterſtück in dieſer Kunſt des Verdeutſchens, erſchien 1788 und 1789 in ſechs Theilen.

Der Beſchäftigung mit Lukian verdanken auch mehrere verwandte Schriften Wielands ihr Entſtehen. In der Manier des geiſtvollen Griechen ſchrieb er die „Geſpräche im Elyſium“, vorwiegend ſatiriſch-moraliſchen Inhalts, und die „Göttergeſpräche“ (1789—1793), deren acht erſte allgemeine religionsphiloſophiſche und hiſtoriſche Fragen behandelten, während die letzten den politiſchen Grundſätzen ihres Verfaſſers mit ſpecieller Rückſicht auf die Revolution in Frankreich Ausdruck verliehen. Ihnen ſchloſſen ſich 1798 die „Geſpräche unter vier Augen“ von ähnlichem Charakter an. Auf demſelben Boden bewegte ſich auch der Roman „Peregrinus Proteus“ (1788 und 1789 im „Mercur“, dann 1791 in zwei Bänden erſchienen), ein nach den von Lukian gegebenen Grundzügen ausgeführtes Charaktergemälde eines philoſophiſchen Schwärmers, eine poetiſche Rettung

in der Art des „Diogenes“, im Bereiche der Dichtkunſt, wenn auch nicht der Geſchichte, gelungen. In ähnlichem Sinn iſt der von Wieland ſehr hoch geſtellte „Agathodämon, aus einer alten Handſchrift“ (1796—1799) zu faſſen, ein mehr didaktiſch gehaltenes Seitenſtück zu dem vorigen Roman mit manchfachen Aufſchlüſſen über das Verhältnis des Autors zu dem Urchriſtenthum.

Seit 1793 arbeitete er mit großem Fleiße an der Reviſion ſeiner ſämmtlichen Werke, welche er die Freude hatte, zu einer Zeit, wo der Abend ſeines Lebens begonnen hatte und der Stern ſeines Dichterruhmes ſchon im Sinken war, in einer von Göſchen veranſtalteten, ſeit 1789 vorbereiteten prachtvollen Ausgabe vor das Publicum treten zu ſehen. Ihr widmete er die heiterſten Tage und Stunden ſeines Lebens.

Der Eintritt in's Alter ließ ihn noch glückliche Jahre hoffen. Er erfreute ſich einer feſten Geſundheit. Von vierzehn Kindern, mit denen ſeine „kleine“ Frau ihn beſchenkt hatte, waren ihm neun geblieben, die zu ſeiner Freude trefflich gediehen; ſeine Töchter wurden glücklich verheirathet; ſeine Vermögensumſtände ließen ihn ohne Sorge in die Zukunft blicken. Machte ihm auch die Kritik manchen Verdruß, ſelbſt die „Xenien“ Goethes und Schillers, die ihm, wenn auch mit rückſichtsvoller Feinheit, einige unangenehme Wahrheiten ſagten, ſo wurden ihm doch auch wieder bei ſeiner Reiſe nach der Schweiz im Jahre 1796 ſo viele Beweiſe der Liebe und Verehrung zu Theil, daß er mit Selbſtzufriedenheit auf ſeine ſchriftſtelleriſche Laufbahn zurückblicken konnte.

Ein reizender Aufenthalt an den Ufern des Züricher Sees hatte ihm ſtärker denn je die Luſt zum Landleben erregt. Bald nach ſeiner Heimkehr brachte er den Entſchluß zur Ausführung; im Frühling 1797 kaufte er ein Landgut zu Osmannſtedt, drei Stunden von Weimar. Geſchäfte der Landwirthſchaft wechſelten

ſeitdem mit literariſchen Arbeiten ab, und der Beſuch von Freunden erheiterte ihm manchen Tag. Goethe hebt in ſeiner liebevollen Schilderung Wielands hervor, „wie er gerade hier in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit erſchien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, beſonders aber, weil er ſich den Menſchen wohl entziehen, die Menſchen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gaſtfreier Wirth ſeine geſelligen Tugenden am anmuthigſten entwickelte.“ Hier ſah ihn auch 1799 nach einer faſt dreißigjährigen Trennung ſeine Jugendgeliebte, Sophie von la Roche, wieder, voll warmer Erinnerung an den Moment, wo ſie vor neunundvierzig Jahren ihn das erſte Mal bei der Ausſicht nach dem weiten, einſamen St. Martinskirchhof in Biberach belauſchte, und an jene ſchönen Stunden, wo er ihr die erſten Entwürfe, die erſten Ahnungen ſeiner literariſchen Zukunft mittheilte.

In dieſer idylliſchen Zurückgezogenheit verſenkte ſich ſein Geiſt am liebſten in die herrlichen Zeiten attiſcher Bildung. Er begann 1796 die Herausgabe des „attiſchen Muſeums“, das vornehmlich dazu beſtimmt war, die Geiſteserzeugniſſe jener Bildungsperiode auf den heimiſchen Boden zu verpflanzen. 1802 folgte das „neue attiſche Muſeum“, von Wieland gemeinſam mit andern literariſchen Freunden herausgegeben. Gleichwie Wieland uns zuerſt den deutſchen Shakeſpeare ſchenkte, ſo war er auch einer der erſten, welche das attiſche Drama durch Nachbildungen uns näher brachten. Verdienſtlich war vor allem die Uebertragung einiger Luſtſpiele des Ariſtophanes (der „Acharner“, „Ritter“, „Wolken“ und „Vögel“), woran ſich der „Jon“ und die „Helena“ des Euripides ſchloſſen. Mit dieſen Arbeiten und andern Studien zur griechiſchen Cultur- und Literaturgeſchichte hieng das umfaſſende Gemälde des platoniſchen Zeitalters „Ariſtipp und einige ſeiner Zeitgenoſſen“ auf das innigſte zuſammen. Als getreue Schilderung griechiſcher Bildungszuſtände übertraf dieſer hiſtoriſche Roman, der, mit jugendlichem

Digitized by Google

Muth und Zuversicht des Gelingens unternommen, 1800—1802 in vier Theilen erschien, alle seine früheren, wenn gleich die weitschweifige Briefform, worin ganze Abschnitte über die philosophischen Systeme der sokratischen Schulen Aufnahme gefunden haben, den Verfasser nicht zu einer künstlerischen Abrundung der Form gelangen ließ. An Aristipps Beispiel suchte Wieland nachzuweisen, wie nicht sowohl durch abstracte Grundsätze als vielmehr durch den individuellen Tact eines frei sich bewegenden, aber edel angelegten Charakters das Leben glücklich bestimmt wird. Das Werk fand den ungetheilten Beifall der Zeitgenossen, in den jetzt auch Klopstock einstimmte. Gleichsam als Fortsetzung dieser philosophischen Betrachtungen folgten 1805 unter dem Titel „Euthanasia" drei Gespräche über das Leben nach dem Tode, deren Resultat auf die Resignation des Skeptikers hinauskommt und sich in der Behauptung zusammenschließt, es möchte vielleicht besser gewesen sein, wenn die Menschen nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sei, weil sie dann eher gelernt hätten, dieses irdische Leben als ein Ganzes zu betrachten und darnach zu handeln. „Menander und Glycerion", als Taschenbuch auf 1804, und „Krates und Hipparchia", als Taschenbuch auf 1805 gedruckt, die erstere Erzählung nach Form und Inhalt leicht, anmuthig-flatterhaft, die zweite ernster und strenger gehalten, führten wieder zu der Geschichte griechischer Philosophie. Mit dem „Hexameron von Rosenhain", einer Sammlung von sechs schon ihrem äußern Charakter nach verschiednen Novellen und Mährchen, trat Wieland zum letzten Mal (1805) als selbständig productiver Autor hervor.

Das neue Jahrhundert hatte ihm gleich im Beginn schmerzliche Erschütterungen gebracht. Im November 1801 verlor er seine treue Lebensgefährtin. Neben einer kurz vor ihr dahingeschiedenen geliebten Pflegetochter, einer Enkelin der Sophie von la Roche, erhielt sie ihr Grab im Garten von Osmannstedt.

Digitized by Google

Sein ländliches Beſitzthum hatte für ihn ſeitdem keinen Reiz mehr, wenn gleich ſeine Töchter dem Hausweſen vorſtehen konnten. Verluſte bei der Landwirthſchaft kamen hinzu, ihm den Verkauf des Gutes wünſchenswerth zu machen, den er 1803 glücklich zu Stande brachte. Nur die theure Grabſtätte behielt er ſich vor, um neben den Geliebten auch ſeinen Ruheplatz zu finden.

Er ward in Weimar herzlich empfangen; man bemühte ſich, ihm den Reſt ſeines Lebens durch zarte Aufmerkſamkeit zu verſchönern. Mehrere Sommer verlebte er auf den herzoglichen Luſtſchlöſſern Tiefurt und Belvedere. Im Theater war ihm ein Platz in der herzoglichen Loge eingeräumt. Mit Goethe ſtand er im freundlichſten Verhältnis. Es erinnert uns an den Lorbeerkranz nach der Vollendung des „Oberon“, wenn Goethe 1807 bei der erſten Aufführung des „Torquato Taſſo“ die Büſten Schillers und Wielands von den beiden Fürſtinnen bekränzen ließ. Dagegen ließen ihn die Wortführer der romantiſchen Schule die „göttliche Grobheit“ ihrer Kritik fühlen, ſeitdem Auguſt Wilhelm Schlegel 1799 die Loſung mit der citatio edictalis im „Athenäum“ gegeben hatte, kraft deren „über die Poeſie des Hofrath und Comes Palatinus Caesareus Wieland in Weimar auf Anſuchen der Herren Lucian, Fielding, Sterne, Bayle, Voltaire, Crébillon, Hamilton und vieler andern Autoren concursus creditorum eröffnet“ und, weil„ auch in der Maſſe mehreres verdächtige und dem Anſchein nach dem Horatius, Arioſto, Cervantes und Shakeſpeare zuſtehende Eigenthum ſich vorgefunden“, jeder, der ähnliche Anſprüche habe, ſich zu melden vorgeladen wurde. Wieland tröſtete ſich damit, daß nach dem Maßſtabe, den die Schlegel aufſtellten, nur Homer, Shakeſpeare und Goethe Dichter ſeien, er alſo noch in ſehr großer und doch nicht ganz ſchlechter Geſellſchaft vom Parnaß ausgeſchloſſen ſei. Das ganze Treiben der Romantiker fand er jedoch „unausſtehlich“; man ſpringe mit dem Verſtande um, „als ob ihn der liebe Gott vor die Säue geworfen hätte“;

mitunter wollte ihn bedünken, die Barbarei klopfe wieder an die Pforten.

Es war ihm nicht erſpart, die unglücklichen Ereigniſſe des Jahres 1806, von denen Jena und Weimar ſchwer heimgeſucht wurden, zu erleben und Deutſchlands Erniedrigung mitzufühlen. Auch die Feinde bewieſen ihm eine achtungsvolle Rückſicht. Während der Plünderung Weimars war ſein Haus durch eine Wache geſchützt; Marſchall Ney ehrte ihn durch einen Beſuch. Kaum hatten ſich die äußern Wolken verzogen, als 1807 der Tod der Herzogin Anna Amalia das Land in Trauer verſetzte, auch für Wieland ein ſchmerzlicher Verluſt. Um ſich durch geiſtige Beſchäftigung von der trüben Gegenwart abzuziehen, entſchloß er ſich trotz ſeines hohen Alters zu einer Ueberſetzung der Briefe Ciceros, mit der er umfaſſende gelehrte Forſchungen über die Zeitfolge derſelben und die geſchichtlichen Zuſtände jener Periode der ſinkenden Republik ſich zur Aufgabe machte. Bei dieſer Wahl leitete ihn zugleich das Gefühl einer geiſtigen Verwandtſchaft. Auch ihm war die humane, von leidenſchaftlicher Parteinahme ſich fern haltende Denkweiſe eigen, welche ſich in Ciceros Briefen kund gibt, und wenn er früher ſeinen complicierten Periodenbau damit entſchuldigt hatte, daß er ſeinen Stil nach Cicero gebildet habe, ſo war eben ſein Stil und ſeine ganze gleichmäßig dahinfließende Darſtellungsweiſe vorzüglich geeignet, den eleganten, kunſtvollen Bau und die feine Urbanität des ciceronianiſchen Ausdrucks nachzubilden. Von 1808 bis 1812 erſchienen fünf Bände ſeiner Ueberſetzung, welche nachmals durch einen ſechſten und ſiebenten von Gräter beendigt wurde.

Während auf dem Fürſtencongreß zu Erfurt im Herbſt 1808 die Machthaber über die Geſchicke Europas diſponierten, blieb auch Wieland ſo wenig wie Goethe von den kaiſerlichen Beſuchen in Weimar unberührt. Es lag Napoleon daran, die Koryphäen des deutſchen Geiſtes durch ſeine Perſönlichkeit zu gewinnen. Als

der greiſe Dichter auf dem zu Ehren der kaiſerlichen Gäſte veranſtalteten Hofball nicht erſchienen war, ließ ihn der franzöſiſche Kaiſer eigens in einem Hofwagen holen und unterhielt ſich mit ihm und Goethe ſehr angelegentlich über Gegenſtände der Geſchichte, Religion und Literatur. Nachmals wurden Wieland und Goethe noch einmal zur Audienz geladen und von Napoleon ſehr wohlwollend behandelt. Er erhielt wie Goethe den Orden der Ehrenlegion und vom Kaiſer Alexander den St. Annenorden.

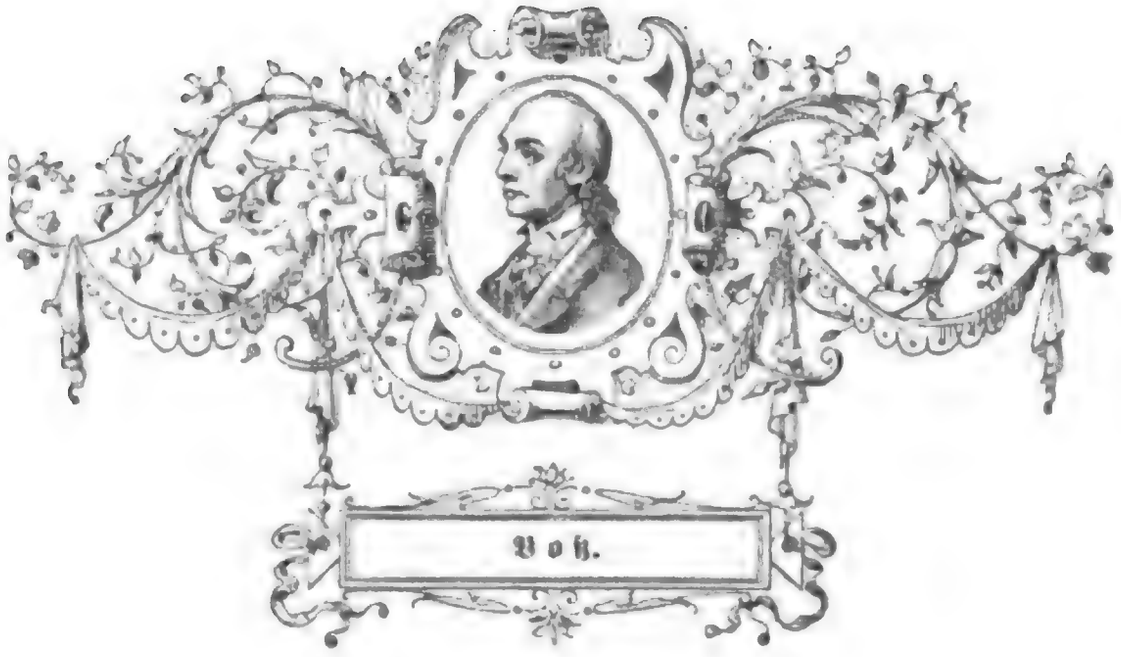
Im April 1809 ließ er ſich in den Freimaurerbund aufnehmen. „Wie froh er in denſelben getreten," ſagt Goethe, „wie anhaltend er unſere Verſammlungen beſucht, unſern Angelegenheiten ſeine Aufmerkſamkeit gegönnt, ſich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unſern ehrbaren Gaſtmahlen beigewohnt und ſich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit ſeine Gedanken zu eröffnen, davon ſind wir alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt." Im Herbſte 1809 überfiel ihn eine ſchwere Krankheit; nachdem er langſam wieder geneſen war, leiſtete ſeine feſte Conſtitution wie zuvor den Beſchwerden des Alters zähen Widerſtand. Von einem Beinbruche, den er 1811 erlitt, erholte er ſich über Verhoffen ſchnell. Allein im Januar 1813 ſtellten ſich plötzlich ſchlagartige Zufälle ein, welche ſeine Lebenskraft erſchöpften. Er ſtarb am 20. Januar 1813 mit der ruhigen Faſſung, welche ihn durch das Leben begleitet hatte, und mit dem Lächeln des Skeptikers, dem die Frage „was iſt Wahrheit?" ſtets auf den Lippen ſchwebte. Die Worte „to be or not to be" hörte man ihn auf dem Sterbebette, bald engliſch, bald deutſch, mehrmals wiederholen.

Am 24. Januar wurde auf Veranſtaltung der Logenbrüder in Bertuchs Hauſe die irdiſche Hülle des Dichters ausgeſtellt; auf dem Deckel des Sarges lagen „Oberon" und „Muſarion", mit einem Lorbeerkranze umwunden. Goethe hielt die Trauerrede in der Loge, Worte des reinſten Beifalls für die unbeſtreit-

baren Verdienste des seltenen Mannes. Nachdem die Leiche in der folgenden Nacht nach Osmannstedt geschafft war, wurde sie am 25. Januar von Maurerbrüdern unter dem Geläute der Dorfglocke zu der von dem Dichter längst erwählten Ruhestatt getragen und neben den Ueberresten seiner ihm vorangegangenen Gattin eingesenkt. Eine Rede des Oberconsistorialraths Günther und der Gesang „Wie sie sanft ruhn“ beschloß die wehmüthige Feier. Eine von Wieland selbst verfaßte Inschrift bezeichnet die drei Gräber auf dem einsamen Gartenplatz zu Osmannstedt:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Digitized by Google



Zweites Buch.

Von Herders und Goethes erstem Auftreten bis zu Schillers Tode.

c. 1766 — c. 1805.

Erstes Capitel.

Innere Geschichte der Literatur.

Der siebenjährige Krieg hatte das Blut in dem trägen deutschen Reichskörper in lebendigere Bewegung gesetzt; bald nach dem Eintreten einer behaglichen Friedenszeit verbreitete sich wie ein Frühlingshauch die Ankündigung der Reformpläne Josephs II. über die deutschen Landschaften; die Hoffnung erwachte, daß die nationalen Verhältnisse sich neu gestalten würden: da brach sich auch in der vaterländischen Literatur mit raschen Schritten ein erhöhtes Leben Bahn. Das Rechtsbewußtsein, das Gefühl

Digitized by Google

perſönlicher Würde, Vaterlandsliebe und Nationalſtolz wurden eine ſittliche Grundlage für die geiſtige Bewegung, die unſerer Literatur eine neue Richtung vorzeichnete. Vorbereitend hatten ſchon die Häupter und Leiter des bisherigen Geiſteslebens in Deutſchland auf dasſelbe Ziel hin gewirkt. Klopſtock hatte, ſo viel ihm auch zu einem nationalen Dichter fehlte, doch die Selbſtändigkeit des deutſchen Volksthums und der deutſchen Poeſie insbeſondere mit beredten Worten hervorgehoben und das ſtolze Bewußtſein, einer großen Nation anzugehören, wenigſtens durch geſchichtliche Rückblicke zu wecken und zu nähren geſucht. Leſſing zerbrach mit ſiegender Kritik die lähmenden Feſſeln der franzöſiſchen Theorien und gab dem thatendurſtigen Drange, dem die Gegenwart jede andere Bahn verſchloß, die Richtung auf das Drama.

Es eröffnete ſich jetzt dem dichteriſchen Genius eine neue, unbegrenzte Welt, von der, wie man bekennen mußte, die deutſche Poeſie bis dahin wenig mehr als die Küſten umfahren hatte. Wo war ein Dichter, der die Bühne mit den titanenhaften Geſtalten Shakeſpeares belebt hätte, mit denen ſich jetzt die Phantaſie des jüngern Geſchlechts erfüllte? Wo ein Dichter, der den Genius griechiſcher Kunſt, wie ihn Winckelmanns Begeiſterung als höchſtes Ideal der Schönheit lebendig vor die Seele ſtellte, in ſeinen Schöpfungen wieder hervorgezaubert hätte? Noch waren wir dieſen Höhen fern geblieben. Die Jugend jedoch, welche ſich der werdenden Literatur bemächtigte, war darin einig, daß der Weg dahin nicht durch die Regeln und Satzungen der Kunſttheorien gefunden werde, ſondern daß zum Höchſten nur das „Genie“ gelange und dies ſeinen Ausgangspunkt lediglich von der Natur zu nehmen habe.

In jenem Zeitalter ſittlicher Verdorbenheit und Verſchrobenheit, das die Ahnung des herannahenden Zerbrechens der morſchen, haltlos gewordenen Formen nicht los ward, hatte der Ruf nach Natur und Wahrheit eine tiefe Bedeutung. Auf dieſes Ziel waren die Ideen Rouſſeaus gerichtet, welche er mit der Fülle einer

glänzenden Beredsamkeit umkleidete. Seine Schriften hatten den edelsten Theil der gebildeten Welt auf ihrer Seite. Die Erziehungslehre seines „Emile“ war ein Angriff auf die Naturwidrigkeit unserer modernen Culturzustände. Alle Erziehungs- und Unterrichtstheorien, die an ihn anknüpften, verkündeten das Evangelium der Natur und der Freiheit der individuellen Entwicklung. Sie trafen mit der rationalistischen Aufklärung zusammen in dem Drange, die Schranken des Herkommens zu durchbrechen und die allgemeine Volksbildung von den beengenden Formen des gelehrten Dogmatismus zu befreien.

Das Streben nach Reform griff gleichmäßig in das Gebiet der Poesie wie der Wissenschaft ein; allein in seiner höheren Richtung unterschied es sich wesentlich von dem demonstrativen Mechanismus der einseitigen Verstandesaufklärung. Gerade im Gegensatz gegen diesen machte sich das Princip der genialen Subjectivität, der geistigen Unmittelbarkeit geltend. In dieser Hinsicht ward Hamann der Begründer der glänzendsten Periode unserer Literatur; an ihn wie andrerseits an Lessing knüpfte die Thätigkeit Herders an.

Johann Georg Hamann (1730—1788), welcher fern von den Kreisen der Fachgelehrten in ärmlichen Verhältnissen die Mühen des Lebens trug, fand für sein inneres Bedürfnis, das ihm unter schweren Seelenkämpfen zu lebendigem Bewußtsein gekommen war, bei der Schulgelehrsamkeit keine Befriedigung. Seine Sehnsucht wandte sich zu der Einfalt der Bibel, zu den kindlichen Urzuständen der Menschheit, zu der Heilslehre des Evangeliums. Die populäre Aufklärungsphilosophie fand an ihm einen energischen Gegner wie nachmals die kritische Philosophie Kants. Er bekämpfte die auf die Anhäufung des Stoffs gerichtete systemsüchtige Gelehrsamkeit; was der Verstand trennt, soll die geniale Anschauung vereinigen. Er gieng von dem Princip aus, daß alles, was der Mensch zu leisten unternimmt, aus seinen sämmtlichen vereinigten Kräften entspringen muß; alles Vereinzelte ist verwerf-

lich. Mit glücklicher Divination drang er in das weite Gebiet des Wiſſens und erhellte manchmal mit Lichtblicken die Pfade des Forſchers; dann hüllte er ſich wieder in myſtiſches Dunkel und griff, unruhig hin- und herſpringend, zu geheimnisvoller Prophetenſprache, der „Magus aus Norden“. Lange blieben daher ſeine in eine ſeltſame Sprache eingekleideten Aphorismen unverſtanden und unbeachtet. Erſt durch Herder erhielten ſie ihre Deutung für die jüngere Mitwelt.

Herder, der ſeinen Geiſt an Hamanns Ideen genährt hatte, führte ſie mit dem Ungeſtüm jugendlicher Begeiſterung und Beredſamkeit in die Welt ein. Im Sinne Hamanns verfolgte ſein geiſtiges Streben das ideale Ziel, Philoſophie und Religion, Geſchichte und Poeſie in einen einzigen Brennpunkt zu vereinigen. Alle Kräfte und Richtungen des menſchlichen Geiſtes, alle Culturentwicklungen der verſchiedenen Zeiten und Völker mußten ihm dazu dienen, die Humanität als das Ziel menſchlicher Cultur darzuſtellen. Die Poeſie, in der ſinnliche und geiſtige Elemente zuſammenrinnen, war ihm nach Hamanns Ausdrucke „die Mutterſprache des menſchlichen Geſchlechts“. Ihre Töne ſchienen ihm am reinſten aus dem Kindesalter der Menſchheit, aus den einfachen Liedern unverdorbener Völker entgegenzuklingen. Sein erſter ſtürmiſcher Eifer erhob ſich daher gegen das Formenweſen der Kunſtpoeſie; er drang auf Natur und Einfalt. Homer, Oſſian, Shakeſpeare wurden als die höchſten Vorbilder hingeſtellt, welche, vom Regelzwange unbeirrt, alles ihrer genialen Natur zu verdanken gehabt. Hier war es der Hinweis auf die Volkslieder, der das echte Lied und die Ballade bei uns einführte, dort die Lobpreiſung Shakeſpeares, welche Leſſings kritiſches Urtheil im Sinne der Verehrer der Volkspoeſie verſtärkte.

Goethes erſte Dichtungen, eine Erfüllung deſſen, was Herder geahnt und gelehrt hatte, wirkten mit gewaltiger Kraft durch ganz Deutſchland. Durch den „Götz von Berlichingen“

lernte man Shakespeares Dramen verstehen; nach wenigen Jahren wurde der große Britte auf der deutschen Bühne heimisch, seit Schröder in Hamburg 1776 mit der Aufführung des „Hamlet“ Bahn gebrochen hatte.

Den Zeitraum von Lessings „Dramaturgie“ und Herders „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur“ bis zu Schillers „Räubern“, also ungefähr die siebziger Jahre des Jahrhunderts, hat man (nach einem Lustspiele Klingers) die Sturm- und Drangperiode genannt. Kräftige Erregung des Gemüths und titanischer Uebermuth stand im Bunde mit weichherziger Sentimentalität. Wie man sich kühn über die Welt erhob, über die Anforderungen der Wirklichkeit sich hinwegsetzte und die Verhältnisse durch die geniale Persönlichkeit sich zu unterwerfen unternahm, eben so wehmüthig war die Resignation und der Schmerz der unbefriedigten Sehnsucht. Im „Hamlet“, der unter der Last einer Aufgabe, die er nicht zu erfüllen vermag, in schwermüthig-grübelnder Selbstanklage verzagt, bespiegelte sich die thatenlose, aber thatendurstige Jugend am liebsten; es war, als ob plötzlich ein gleicher Pulsschlag das Blut der dichtenden Jugend bewege. Die Dichtervereine erneuerten sich wie ein Menschenalter vorher, aber mit lebendigerem und tieferem Geiste. Goethe und seine rheinländischen Genossen sowie den Göttinger Dichterbund, alle verknüpfte unter einander ein gleiches Streben, eine gleiche Hoffnung, ein gemeinsames Band, das im Süden bis zu Lavater in Zürich, im Norden bis zu Claudius in Wandsbeck und Gerstenberg in Kopenhagen hinreichte und sich hier auch mit Klopstock berührte.

Matthias Claudius (1740—1815) trat in seiner volksthümlichen Zeitschrift „der Wandsbecker Bote“ für die kindliche Unmittelbarkeit des Gefühls, für die Einfalt des evangelischen Glaubens, für schlichte Volkspoesie in die Schranken. Einige seiner frischen Lieder, die noch im Munde des Volkes

fortleben, waren ein Beleg für Herders Theorie. Klopſtock geſellte ſich mehr als Barde denn als Sänger des „Meſſias“ zu dem jüngeren Kreiſe, der ihm als dem nationalſten Dichter ſeine Huldigungen darbrachte.

Heinrich Wilhelm von Gerſtenberg (1737—1823), der ſich in ſeinen „Tändeleien“ und „Kriegsliedern eines däniſchen Grenadiers“ noch als Nachahmer Gleims erwieſen hatte, ward in ſeinen „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur“ (1766—1767, auch die ſchleswig'ſchen Literaturbriefe genannt) der begeiſterte Lobredner der Bardenpoeſie und der ſhakeſpeariſchen Dramen, der Verkündiger des Fundamentalſatzes der jungen Schule, daß der Künſtler nicht nach allgemeinen, abſtracten Geſetzen des Schönen beurtheilt, ſondern in ſeiner individuellen, durch die Geſchichte bedingten Eigenart erfaßt werden ſoll. Zugleich war er in ſeinem Trauerſpiele „Ugolino“ (1768) einer der erſten, welche den Sturmſchritt der leidenſchaftlichen Gemüthserregung zu dramatiſchen Effecten verarbeiteten. In ſeine und Herders äſthetiſche Glaubensartikel ſtimmten die Frankfurter gelehrten Anzeigen ein, an denen Herder perſönlich Antheil nahm und Goethe ein eifriger Mitarbeiter war.

Lavater, der Magus des Südens, verſchmolz das Prophetenthum des religiöſen Gefühls mit dem Cultus des Genius und förderte insbeſondere durch ſeine Phyſiognomik, die in den geringfügigſten Aeußerlichkeiten des Menſchen ſeine geiſtige Beſtimmung zu erfaſſen vermeinte, die eitle Selbſtbeſpiegelung der Individualität und das Selbſtbewußtſein der Genialität. In all dieſer gewaltſamen Anſpannung, ſo ſehr ſie auch manchmal übertrieben wurde, barg ſich doch ſo viel geſunde und friſche Kraft, ein ſo weſentlicher Fortſchritt zu einer tiefern Auffaſſung menſchlicher Seelenzuſtände und zu einer freiern poetiſchen Entwicklung, daß die bis dahin in der Kritik tonangebenden Leipziger und Berliner Literaturkreiſe mehr und mehr zurückblieben, und Schriften wie Nicolais „all-

gemeine deutsche Bibliothek“ und Sulzers „allgemeine Theorie der schönen Künste“ nur noch als Zeugnisse von der Flachheit einer glücklich überwundenen Literaturperiode gelten konnten.

Die wissenschaftliche Richtung der Universität Göttingen ließ keineswegs erwarten, daß von dort etwas Bedeutendes für deutsche Dichtung geschehen werde. Haller und nach ihm Kästner, die einzigen namhaften Dichter in Göttingen, hatten mit dem Betreten des Lehrstuhls auf der Göttinger Universität der Poesie fast ganz entsagt. Mittelbar regte indeß Christian Gottlob Heyne als geschmackvoller Ausleger der Poesie und Kunst des Alterthums den Sinn für das Schöne an und versöhnte in weit höherem Grade als Ernesti in Leipzig die Philologie mit der modernen Literatur. Es war von bedeutenden Folgen, daß sich gerade hier mitten unter einer strebsamen Jugend ein literarischer Mittelpunkt bildete, um den sich poetische Talente sammeln konnten.

In Kästners und Heynes Bekanntschaft treffen wir seit 1769 Heinrich Christian Boie (1744—1806), einen Holsteiner, der einige Engländer als Hofmeister auf die Universität Göttingen begleitet hatte und nicht sowohl den strengen Wissenschaften als der schönen Literatur, besonders des Auslandes, seinen Fleiß widmete. Er war mit Gotter, der ebenfalls als Hofmeister in Göttingen lebte und sich bereits mit poetischen Versuchen einen Namen gemacht hatte, befreundet. Beide verbanden sich zu einem Unternehmen, wie es kurz zuvor in Frankreich mit Beifall aufgenommen war, der Herausgabe eines Musenalmanachs, der zum ersten Mal „für das Jahr 1770“ an die Oeffentlichkeit trat. Es mußte Boie, der nach Gotters Abreise den Almanach allein zu besorgen hatte, daran liegen, den Kreis seiner literarischen Bekanntschaften zu erweitern und jüngere Dichter zu sich heranzuziehen, sowie es natürlich war, daß, was Göttingen an poetischen Talenten beherbergte, ihn aufsuchte und sich an ihn anschloß. Bürger, der aus der klotzischen Schule von Halle herüberkam,

Digitized by

fand an ihm eine Stütze und einen Freund. Zu ihnen gesellten sich Hölty und Miller von Ulm, deren erste lyrische Versuche durch den Musenalmanach in das Publicum eingeführt wurden. Als um Ostern 1772 Johann Heinrich Voß mit den Dichtern des Almanachs in Verbindung trat, bildete sich ein innigerer Freundschaftsbund, in welchem zugleich eine sittlich-nationale Tendenz sich geltend machte. Durch den Beitritt der beiden Grafen Stolberg (im Herbste 1772) und Karl Friedrich Cramers (1752—1807), eines Sohnes des in der Leipziger Dichtergenossenschaft bekannten Theologen, gestaltete sich das Streben dieses Bundes, dem man seit dem Beginn unsers Jahrhunderts oft den urkundlich nicht belegten Namen des Hainbundes gab, noch entschiedner zu einer enthusiastischen Freundschaftsbegeisterung und Freiheitsschwärmerei. Wöchentliche Zusammenkünfte unter Boies und Vossens Vorsitz belebten die poetische Production und übten den kritischen Sinn der Mitglieder, welche wie einst die Bremer Beiträger ihre Arbeiten gegenseitig beurtheilten und verbesserten. Klopstock, mit dem mehrere Bundesglieder in persönlicher Verbindung standen, genoß als Altmeister der deutschen Poesie, als Vertreter ihrer sittlichen Erhabenheit und nationalen Würde die höchste Verehrung. Sein Geburtstag ward 1773 ein Bundesfest, das wegen des über Wieland verhängten Autodafé die Aufmerksamkeit des gesammten literarischen Deutschlands erregte, und sein Besuch in Göttingen im Herbst 1774 schien dem Bunde die höchste Zukunftsweihe gegeben zu haben; er sah in den ihm huldigenden Jünglingen eine neue Stütze seiner Stellung in der Literatur und gedachte ihrer mit prophetisch anerkennenden Worten in seiner „Gelehrtenrepublik“. Der Bund vergaß im Rausche der Begeisterung, wie bald er sich auflösen müsse. Die einzelnen Mitglieder giengen nach ihren akademischen Jahren getrennte Bahnen, doch nicht ohne manchfache Nachwirkung des Enthusiasmus, der sie in jenen schönen Jugendtagen vereinigt hatte.

Die Grundstimmung der poetischen Anregung, die aus der Freundschaft dieser Jünglinge entsprang, war lyrisch-idyllisch. Diesem Gebiete der Poesie gehörten die schönsten Blüthen an, die ihrem Talente gewährt waren. Auf Natur und Wahrheit war ihr Sinn und Streben gerichtet; sie wollten Volksdichter im edelsten Wortverstande sein. Bürger ergriff mit Glück die volksmäßige Ballade, die seinen Dichterruhm gründete; Hölty und Miller pflegten das elegische Lied; Voß und Friedrich Leopold zu Stolberg bildeten das homerische Epos nach. Voß dichtete in ähnlichen Formen seine Idyllen, welche die Einfachheit des Landlebens und der norddeutschen Bauernsitte in sorgfältig gezeichneten Genrebildern darstellten. Stolbergs weiche Gemüthsstimmung neigte zur Romanze. An das Drama wagte sich nur Johann Anton Leisewitz (1752—1806) — die spätern Versuche der Brüder Stolberg können hier kaum in Betracht kommen —: sein „Julius von Tarent" (1776) war unmittelbar aus Lessings Schule hervorgegangen, wenn schon er beim ersten Erscheinen von Lessing für eine Arbeit Goethes gehalten werden konnte. Die kühnere Form, welche in Goethes „Götz" ihr Vorbild erhalten hatte, gehörte jedoch mehr dem südlichen Deutschland an.

An dem jugendlichen Ungestüm, das Goethes dichterische Entwürfe durchdrang und in dem um ihn versammelten Straßburger Kreise sich über die Beschränkung der Regel erhob, entzündete sich das bedeutende dramatische Talent des Liefländers Jakob Michael Reinhold Lenz (1750—1792); seine Schauspiele legten jedoch die ganze Zerfahrenheit und Formlosigkeit jener gemachten Genialität dar, welche sich in ihren Excentricitäten auf Shakespeare glaubte berufen zu können. Friedrich Maximilian Klinger (1752—1831), Goethes Landsmann, vertiefte die Contraste des Guten und Bösen durch die sittliche Energie, welche an Rousseaus Schriften sich genährt hatte und zu misanthropischer Härte hinneigte. Indem er die Schilderung der Leidenschaft und

Digitized by Google

des Verbrechens bis zum Unnatürlichen steigerte und darin die höchste Kraft des dramatischen Effects suchte, wurden seine Dramen zu Caricaturen des Lebens, deren Nachwirkung uns noch in den ersten Trauerspielen Schillers begegnet. Die Tragödien des Malers Friedrich Müller (1750—1825), dessen kerniger Humor namentlich in seinen volksthümlichen Idyllen zum Ausdruck kommt, tragen einen ähnlichen kraftgenialischen Charakter, „Fausts Leben", „Niobe", „Golo und Genoveva", Dichtungen voll einzelner ergreifender Scenen mit tragischer Leidenschaft, ohne daß das Ganze sich dramatisch abrundet. Der Einfluß von Goethes persönlichem Umgang verräth sich in den Schauspielen Heinrich Leopold Wagners (1747—1779), die bei allem Talent des Verfassers für die Charakterzeichnung eine höhere künstlerische Form vermissen lassen und vor der Darstellung des Aeußersten nicht zurückschrecken.

Im allgemeinen hielt sich das Drama in den durch „Götz" und „Emilia Galotti" eingeleiteten Richtungen. Auf jener Seite stehen die Ritterstücke, in denen es mehr auf die polternde Rohheit der Zeiten des Faustrechts und die Schauer der Vehmgerichte abgesehen war als auf die Romantik des ritterlichen Gemüthslebens. Schillers „Räuber" fügten den Ritterschauspielen noch die Räuberstücke hinzu. Die Dramen, welche aus Lessings bürgerlichen Trauerspielen hervorwuchsen, wurden zu grellen Gemälden des Jammers im Kreise des Bürgerlebens; gemeinsam war ihnen der Grundzug, daß Verdorbenheit und Herzlosigkeit vorwiegend in den höhern Ständen, Unschuld und Wärme des Gefühls in der Beschränktheit der niedern Leute heimisch sind. Auf dieser Bahn gelangte man zu den sentimentalen Familiengemälden, welche mehr durch häuslichen Jammer und Noth als durch tragische Conflicte die Rührung hervorzurufen suchten. Indem man die Tugend durch Verleumdung, Neid und sonstige Bedrängnisse erst in Leiden gerathen und zuletzt zu Sieg und Triumph

Digitized by Google

gelangen ließ, war dem dramatischen Gange der Handlung eine fast stereotype Form vorgezeichnet.

„Der deutsche Hausvater“ vom Freiherrn Otto Heinrich von Gemmingen (1739—1822) und Gustav Friedrich Wilhelm Großmanns (1746—1796) „Nicht mehr als sechs Schüsseln“, beide im Jahre 1780 erschienen, als die Wogen der Sturm- und Drangperiode sich bereits zu legen anfiengen, erlangten in diesem Genre einen Beifall, der deutlich genug zeigte, von welcher Seite dem leicht gerührten deutschen Publicum am leichtesten beizukommen war. Friedrich Ludwig Schröder (1744—1816), der den Shakespeare bei uns bühnengerecht machte, nicht ohne in seinen Ueberarbeitungen der Sentimentalität deutscher Zuhörer Rechnung zu tragen, verrieth in seinen eignen dramatischen Arbeiten wenig von der Schule des großen Britten, sondern gab in seinem vielbeweinten „Vetter in Lissabon“ gleichfalls eines jener rührenden Familiengemälde, mit denen seit 1784 August Wilhelm Iffland (1759—1814) und August von Kotzebue (1761—1819) bis in den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts hinein die Bühne beherrschten.

In manchen idyllischen Genrebildern deutschen Familienlebens zeigte Iffland, dem überdies als Meister der Schauspielkunst die Kenntnis des Bühnenmäßigen sehr zu statten kam, ein vorzügliches Talent, so daß einige seiner Stücke, namentlich „die Jäger“ und „die Hagestolzen“, sich in der Gunst des Publicums festgesetzt haben. Da ihm als Dichter wie als Darsteller bei allem Beifall, der seinem scharf durchdachten Spiel zu Theil ward, die wahre Genialität, der freie poetische Schwung, der Sinn für heroische Erhabenheit abgieng, so sank er in den meisten seiner Stücke zur Prosa des alltäglichen Lebens, zur breiten Dialogisierung der geringfügigen Interessen und kleinlichen Ränke desselben herab, die sich in stets gleicher Form bis zu den Umarmungen der siegenden Tugend fortspinnen.

Digitized by Google

Mit noch größerer Gewandtheit, mit einer unbestreitbaren Beweglichkeit und Vielseitigkeit des Talents wußte sich August von Kotzebue der Menge zu bemächtigen. Er spielte alle Tonarten durch, bei denen er auf den Beifall derselben rechnen konnte. Auf die höheren Anforderungen der Poesie verzichtend, zog er alles das zu seinen dramatischen Schilderungen heran, was, sei es durch Lachen oder durch Rührung, unterhalten und locken konnte. In dem Lustspiel und der Posse, in denen er sich am geschicktesten bewegte, hatte er wenig Nebenbuhler; denn meistens hatten wir uns noch mit Uebersetzungen und Nachbildungen ausländischer Stücke zu begnügen. Der Mangel einer sittlichen Weltansicht, einer tiefern Auffassung des Lebens tritt am allermeisten in seinen ernsten Schauspielen zu Tage, in denen das Gefühl für Tugend und Laster, Recht und Unrecht, Hohes und Gemeines durch weichliche Rührung abgestumpft wird, so daß Unzucht aus Naivität, Lüge aus Edelmuth, Verbrechen aus kindlicher Liebe und dergleichen Unsittlichkeiten des sogenannten guten Herzens bei ihm keine Seltenheiten sind.

Während Iffland und Kotzebue die Bühne beherrschten, fanden Goethes Dramen, nachdem „Götz“ und „Clavigo“ über die Bretter gegangen waren, nur einen kleinen Kreis von Verehrern, obschon „Iphigenie“, „Torquato Tasso“, „Egmont“, die unsterblichen Meisterwerke, einer höheren Stufe seines dichterischen Genius angehörten; allein diese war aus der ruhigen innern Entwicklung seines Geistes hervorgegangen, nicht aus der lebendigen Einwirkung des nationalen Lebens. Schiller stand dagegen in der ersten Ausbildung seines dramatischen Talents mehr unter den Einflüssen des Zeitgeistes. Seine Jugendwerke brachten die dramatische Sturmperiode zum Abschluß, und im „Don Carlos“ erhielt der abstracte Freiheitsdrang, der als Vorbote der französischen Umwälzung der politischen Formen Europa erfüllte, den beredtesten Ausdruck. Eine neue Aera begann für die deutsche Bühne, als

Digitized by Google

Goethe 1791 die Leitung des weimariſchen Hoftheaters übernahm und Schiller ſich mit ihm wenige Jahre ſpäter in dem Streben für klaſſiſche Bühnenvorſtellungen vereinigte. Aus der geiſtig und politiſch in allen Schichten des Volkes auf's tiefſte erregten Zeit giengen die letzten großen dramatiſchen Schöpfungen Schillers hervor. Mit „Wallenſtein“ betrat die hiſtoriſche Tragödie in ihrer Würde und Größe die deutſche Bühne, und jedes ſeiner ſchnell nach einander folgenden Dramen berührte das höchſte Ziel dramatiſcher Poeſie.

So zeichnete ſich während dieſes Zeitraums der reifſten Entwicklung unſerer modernen Kunſt der Gang unſerer Literatur vornehmlich in der dramatiſchen Dichtung ab; von dieſer Seite namentlich übte die deutſche Poeſie ihre populäre Wirkung. Das Epos mit der unnatürlichen Maſchinerie und der Rhetorik der klopſtockiſchen Kunſtpoeſie konnte einem für volksmäßige Einfalt und Wahrheit ſchwärmenden Zeitalter nicht zuſagen. Dagegen ſtieg man zu der klaren erquickenden Quelle des homeriſchen Epos hinab, das man erſt jetzt als echte Naturpoeſie auffaſſen lernte. Bodmer, Bürger, Friedrich Leopold Stolberg beſchäftigten ſich mit der Uebertragung der Iliade und einzelner Stücke aus der Odyſſee; endlich beſchenkte uns Voß mit der vortrefflichen Ueberſetzung der Odyſſee (1781), welche am reinſten den einfachen Erzählungston des griechiſchen Epos in unſerer Sprache wiedergab. Später ſtellte er auch durch ſeine Ueberſetzung der Ilias alle früheren Verſuche in Schatten. Seine Idyllen und ſein ländliches Gedicht „Luiſe“ waren gemüthliche Genrebilder des deutſchen Volks- und Familienlebens. Es war der Stamm, auf dem als ſchönſte Frucht Goethes „Hermann und Dorothea“ erwuchs, das Meiſterwerk der modernen epiſchen Poeſie. Wieland verſchaffte durch ſeine Verſuche in der erzählenden Dichtart, beſonders durch den „Oberon“ dem romantiſchen Epos neben jenen Werken, die in klaſſiſcher Form den

edelsten Gehalt des deutschen Lebens darstellten, einen Platz und führte uns zu den epischen Dichtungen der südlichen Völker. Nachdem die Ballade und Romanze durch Herders Sammlung von Volksliedern wiedererweckt worden war, erfaßten Goethe und Bürger den volksmäßigen Ton, wodurch ihre derartigen Dichtungen ein Gemeingut der Nation wurden. Herder fügte später, als seine Poesien sich mehr zu didaktischer Betrachtung hinwendeten, die Legende hinzu, und an die Stelle der früher beliebten Fabelpoesie traten Parabeln und Paramythien. An der Scheide des Jahrhunderts nahmen Goethe und Schiller die Balladen- und Romanzendichtung nochmals auf, und Herders Bearbeitung der Romanzen vom Cid schloß auf die würdigste Weise seine poetische Thätigkeit.

Eben so reich wie auf dem Gebiete der kleinern Erzählung war in diesem Zeitraum die Ernte in der Lyrik. Ueber die Kunstformen der Ode, wie sie durch Klopstock und Ramler ausgebildet und vornehmlich noch von Voß als metrisches Kunstwerk geschätzt ward, siegte das Lied, dem Goethe die reinsten und zartesten Töne lieh und das von dem Göttinger Bunde mit besonderer Liebe in seinen volksmäßigen Formen gepflegt ward. In der Periode des Sturms und Drangs neigte sich auch die Lyrik zu excentrischen und dithyrambischen Formen, wovon Christian Friedrich Daniel Schubarts (1743—1791) Gedichte und die ersten lyrischen Versuche Schillers Zeugnis geben. Nachmals überwog die weiche Empfindsamkeit und Naturmalerei, welche die Gedichte eines Friedrich von Matthisson (1761—1831), Johann Gaudenz von Salis-Seewis (1762—1834) und Christoph August Tiedge (1752—1840) eine Zeit lang besonders bei der Frauenwelt zu hohem Ansehen brachte, bis mit Schillers Reflexionslyrik in der letzten Periode seiner poetischen Entwicklung, mit Goethes vollendeten Gebilden in antiken Versmaßen und mit der Richtung, welche die roman-

Digitized by Google

tiſche Schule einſchlug, auch die Lyrik einen tieferen Gehalt wiedergewann und von einigen der Romantiker zu der Einfalt des goethiſchen Liedes zurückgeführt wurde.

Der Roman iſt in noch höherem Grade als das Drama das Spiegelbild des Zeitalters. Er nimmt weit mehr deſſen flüchtige Launen und wechſelnde Intereſſen in ſich auf und wird dadurch ein Maßſtab für die Cultur der mittleren Schichten der Nation, während wir bei andern Literaturgattungen unſer Augenmerk mehr auf die Spitzen der äſthetiſchen Bildung richten. Der Roman, der von der Berechtigung der genialen Individualität ſeine Motive hernimmt, erſchien mit Goethes „Werther“ in ſeinem höchſten leidenſchaftlich-lyriſchen Schwunge, welcher unter den Händen der zahlreichen Nachahmer, beſonders in dem vielgeleſenen „Siegwart“ von Johann Martin Miller (1750—1814) aus Ulm in einen melancholiſch-weinerlichen Ton ſelbſtquäleriſcher Empfindſamkeit umſchlug. Friedich Heinrich Jacobi (1743—1819) verſetzte in „Eduard Allwills Briefſammlung“ und „Woldemar“ das Pathos der Subjectivität auf das Gebiet der caſuiſtiſchen Moralphiloſophie. Wilhelm Heinſe (1749—1803), von unverkennbarem, beſonders formalem, aber nicht ſittlich geläutertem Talent, machte die Doctrin der freien Subjectivität zu einem Princip der feſſelloſen Sinnlichkeit und gieng in üppigen Schilderungen der Genüſſe des Schönen über Wieland hinaus; in „Ardinghello oder die glückſeligen Inſeln“, einer „italieniſchen Geſchichte aus dem ſechzehnten Jahrhundert“, erſcheint noch am meiſten die Gluth der Darſtellung mit poetiſcher Begabung im Bunde. Klinger hatte ſich dagegen als Anhänger der Lehren Rouſſeaus eine düſtere Anſicht von der Welt gebildet und gefiel ſich darin, das Ideale und Reale in grellen Contraſten darzuſtellen. In dieſem Sinne bearbeitete er unter anderm die Volksſage von Fauſt in dem Roman „Fauſts Leben, Thaten und Höllenfahrt“ (1791). Endlich faßte Goethe in „Wilhelm

Meiſters Lehrjahren“ die äſthetiſche und geſellſchaftliche Bildung der letzten Friedensperiode zu einem Geſammtgemälde zuſammen und gab durch die künſtleriſch geklärte Form ein Vorbild für den Roman der folgenden Periode.

Der komiſche Roman, der ſich in ſeiner weitern Entwicklung zum humoriſtiſchen Roman ausbildete, nahm ſeinen Ausgangspunkt von den engliſchen Muſterwerken eines Fielding, Smollet und Sterne, welche durch Bodes Ueberſetzungen in Deutſchland eine weite Verbreitung erhielten, ſowie von dem „Don Quixote“, deſſen Einfluß ſchon den ironiſchen Ton in Wielands Proſawerken beſtimmt hatte. Mehrere dieſer Romane gewähren dadurch ein beſonderes Intereſſe, daß ihre Satire und Komik ein beſtimmtes Object im deutſchen Volksleben trifft; ſo verſpottete Wieland mit ſeinen „Abderiten“ die deutſche Spießbürgerlichkeit, Muſäus mit „Grandiſon dem Zweiten“ die Sentimentalität in Richardſons Romanen und mit den „phyſiognomiſchen Reiſen“ Lavaters Phyſiognomik, Nicolai in dem vielmals geleſenen und überſetzten „Leben und Meinungen des Herrn Magiſter Sebaldus Nothanker“ die orthodoxe Theologie, Johann Gottlieb Schummel im „Spitzbart“ die Uebertreibungen der baſedow'ſchen Pädagogik. Die komiſchen Romane des Johann Gottwerth Müller von Itzehoe (1744—1828), „Siegfried von Lindenberg“, „die Herren von Waldheim“, „Emmerich“ und andere, ſowie die Romane des Freiherrn Adolf von Knigge (1752—1796) waren, obwohl ſie nur in der niedern Region des behaglichen Spaßes verweilten, zu ihrer Zeit Lieblinge der Leſewelt, eben weil ſie manche Lächerlichkeiten der damaligen Sitte zur Zielſcheibe ihres Witzes machten.

Eine höhere humoriſtiſche Auffaſſung des Lebens, welche Scherz wie Empfindſamkeit mit freier Weltbildung verwebt, waltet in Moritz Auguſt von Thümmels (1738—1817) „Reiſe in die mittäglichen Provinzen von Frankreich“ (1791 ff.), wohl

dem edelsten Erzeugnis der wielandischen Schule. Eine mehr philosophische Basis, an der bereits die kantische Philosophie nicht ohne Antheil ist, haben die humoristischen Romane von Theodor Gottlieb von Hippel (1741—1796), „Lebensläufe nach aufsteigender Linie“ und „Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z“. Nach ihm gelangte der humoristische Roman durch Jean Paul (Johann Paul Friedrich Richter, 1763—1825), bei welchem die Einflüsse Hamanns und Herders, Sternes und Hippels deutlich hervortreten, zu dem höchsten poetischen Gehalt und übte, indem dieser mit der barocken Form versöhnte, auf die Besten der Nation eine gewaltige Wirkung aus.

Die nach bloser Unterhaltung dürstende Menge hatte Ritter- und Räuberromane von Karl Gottlob Cramer, Christian Heinrich Spieß und Christian August Vulpius oder thränenreiche Familiengemälde von Kotzebue und August Lafontaine (1758—1831), Seitenstücke zu den Schauspielen, welche sich gleichzeitig den Beifall des schaulustigen und nach Rührung begierigen Theaterpublicums erwarben. Die naive, volksmäßige Erzählung drang in Mährchen und Kindergeschichten nur mit Mühe durch und schwächte ihre Wirkung bald durch die das Wunderbare vernichtende Ironie, bald durch die sich vordrängende triviale Moral. Musäus' „Volksmährchen der Deutschen“ sind, wenn gleich von diesen Mängeln nicht ganz frei, dennoch eine der trefflichsten Leistungen im Gebiete der Erzählung.

Während im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts unsere poetische Literatur sich wesentlich umgestaltete, um sich in Goethes Leistungen auf dem Gebiete des Dramas, der Lyrik, des Epos und Romans sowie in Schillers letzten dramatischen Schöpfungen zur höchsten Blüthe zu entwickeln, vollzog sich zugleich eine Regeneration der deutschen Wissenschaft, die fast zu einer Revolution auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ward.

Der Höheſtand der Nationalliteratur am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts beſtand weſentlich darin, daß Wiſſenſchaft und Poeſie ſich gegenſeitig durchdrang und verſchmolz. Nicht als ob die Wiſſenſchaft ſich zur Dienerin der Kunſt erniedrigt hätte oder umgekehrt; ſondern die höchſten Tendenzen und Standpunkte des menſchlichen Geiſtes fanden gleicher Weiſe in beiden ein Organ und eine gemeinſame Vertretung.

Gegen die empiriſche Philoſophie, welche in letzter Inſtanz auf den geſunden Menſchenverſtand zurückgieng und die „Aufklärung“ ſich zum Ziel ſetzte, bildete ſich ſchon frühzeitig in tieferen Gemüthern eine Oppoſition; ſie trat nicht in logiſcher Conſequenz als philoſophiſche Wiſſenſchaft hervor, weßhalb die Lehrſtühle der Univerſitäten wenig oder gar nicht davon berührt wurden, ſondern war mehr ein Ausfluß der genialen Subjectivität, welche die höchſten Probleme des Geiſtes in den Kreis ihres Denkens zog und, unbekümmert um den logiſchen Mechanismus des Schulſyſtems, den innern Drang nach Wahrheit zu befriedigen ſtrebte. Es war nicht Hamann allein, der für das doppelte Herzeleid, von ſeinen Zeitverwandten nicht verſtanden und dafür gemißhandelt zu werden, ſich durch den Geſchmack an den Kräften einer beſſern Nachwelt tröſtete; auch Leſſing gieng einſame Pfade des Denkens, nicht einmal von ſeinen nächſten Freunden ganz begriffen, und ward nach ſeinem Tode des Spinozismus mit eben ſo viel Recht oder Unrecht beſchuldigt, als man ihn bei ſeinen Lebzeiten in die Reihe der Berliner Aufklärungsphiloſophen geſtellt hatte. Gerade Spinozas Idealphiloſophie aber führte manchen Denker, der von der Oberflächlichkeit der Popularphiloſophie oder von dem Formelweſen des demonſtrativen Syſtems ſich abwandte, in den tieferen Schacht der Gedankenwelt ein. Auf Goethes Denkrichtung gewann Spinoza einen nachhaltigen Einfluß; Herder und Friedrich Heinrich Jacobi, die Philoſophen des Gefühls und der genialen Subjectivität trugen die Spuren ſeiner Einwirkung.

Digitized by Google

Einen gewaltigen Umschwung der Philosophie rief seit 1781 Immanuel Kant (22. April 1724—12. Februar 1804) aus Königsberg durch die „Kritik der reinen Vernunft“ hervor. Der feste Bau systematischer Untersuchungen über die Grenzen der philosophischen Erkenntnis trat dem Schwanken des Eklekticismus und der Gefühlsphilosophie imponierend gegenüber, sowie zugleich der leichtfertige Skepticismus durch die Begründung des philosophischen Wissens innerhalb der gezogenen Schranken zurückgewiesen ward. Nachdem Karl Leonhard Reinhold in Jena durch seine erläuternden „Briefe über die kantische Philosophie“ das Eindringen in das schwer zugängliche Werk erleichtert hatte und Kant selbst durch die „Kritik der praktischen Vernunft“ (1788) und die „Kritik der Urtheilskraft“ (1790) auf dem ethischen und ästhetischen Gebiete zu allgemeinem Verständnis durchdrang, erfolgte eine so weit greifende Bewegung und Umgestaltung der Philosophie, daß kaum irgend eine Wissenschaft sich ihrem Einflusse entziehen konnte. Man verarbeitete die Resultate der kritischen Philosophie in systematischen Lehrbüchern; neue Systeme bauten sich nach einander auf, und es eröffnete sich eine der glänzendsten Epochen wissenschaftlicher Bestrebungen. Die wie Glieder einer Kette sich an einander anschließenden Systeme von Fichte, Schelling und Hegel bezeugen die rastlose Thätigkeit des deutschen Geistes, um bis zu den letzten Gründen menschlichen Wissens zu dringen. Schiller gelangte durch das Studium der kantischen und fichte'schen Philosophie zu der tieferen Durchbildung seines Geistes, welche sich in seinen letzten dichterischen Meisterwerken offenbarte, und seine Abhandlungen über die Begriffe und Formen des Schönen begründeten die Aesthetik der neueren Zeit. Goethes spätere Epoche, selbst seine Naturforschung, steht mit der philosophischen Bewegung in innigem Zusammenhang. Jean Paul und die Dichter der romantischen Schule befinden sich mitten in derselben und verschmelzen die

Digitized by Google

poetiſche Weltanſchauung mit der philoſophiſchen Richtung ihres Zeitalters; die Philoſophie iſt das Princip unſerer Literatur im Beginn des neuen Jahrhunderts.

Allmählich machten ſich auch die Naturwiſſenſchaften von der Einſeitigkeit der bloſen Empirie los und gewannen eine rationale Behandlung. Einer der erſten, welche ſich eine geiſtvollere Auffaſſung der Natur und eine geſchmackvolle Darſtellung naturwiſſenſchaftlicher Forſchungen zur Aufgabe machten, war der edle Johann Georg Adolf Forſter (1754—1794). Mit jugendlicher Friſche des Geiſtes hatte er die Herrlichkeit des Oceans und die Wunder ferner Welttheile in ſich aufgenommen, als er in Geſellſchaft ſeines Vaters Cook auf ſeiner zweiten Entdeckungsreiſe begleitete. Mit der Schilderung dieſer Reiſe begründete er ſeinen literariſchen Ruhm. Glückliche und ruhige Lebenstage waren ihm nicht gewährt; ſonſt würde er als Forſcher für die Wiſſenſchaft noch Größeres geleiſtet haben. Es war gleichſam eine Vorbedeutung für die Zukunft, daß auf ſeiner letzten wiſſenſchaftlichen Reiſe nach den Niederlanden, Frankreich und England im Jahre 1790 der damals zwanzigjährige Friedrich Heinrich Alexander von Humboldt (1769—1859) ſein Begleiter war, der bald auf dem naturwiſſenſchaftlichen Gebiete die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich zog und am Schluſſe des Jahrhunderts die Reiſe in die weſtlichen Tropenländer antrat, deren Reſultate die Naturforſchung unermeßlich bereicherten. Forſter ward bald nach jener von ihm trefflich geſchilderten Reiſe in den Strudel der politiſchen Aufregung hineingezogen, um in ihr die Freiheit zu ſuchen, welche die Welt, die ſeinem großen Geiſte zu eng war, ihm nicht gewährt hatte. Auch Goethe ſchloß ſich der neuen Richtung der Naturforſchung an. Die Geſetze der Natur lehrten ihn ſeine Dichterwelt verſtehen, ſowie er mit der Genialität poetiſcher Divination in ihre Geheimniſſe drang und der Löſung ihrer ſchwierigſten Probleme einen Theil ſeines Lebens widmete.

Nicht minder ward die Geſchichtsforſchung und hiſtoriſche Darſtellung von dem vorwärts ſtrebenden Geiſte des Zeitalters ergriffen. Seit vielen Jahrzehnten hatte es Deutſchland an gründlichen Hiſtorikern nicht gemangelt; aber wenige verſtanden aus dem maſſenhaften Material und den mikrologiſchen Unterſuchungen ſich zu einer klaren Einſicht in den Entwicklungsgang der Begebenheiten und zu einer ſelbſtändigen politiſchen Weltanſicht zu erheben. Die Behandlung der Weltgeſchichte, wie ſie von der Göttinger hiſtoriſchen Schule, namentlich von Johann Chriſtoph Gatterer und Auguſt Ludwig Schlözer begründet ward, blieb trotz mancher Verdienſte bei dem Fachwerk der hiſtoriſchen Ereigniſſe ſtehen. Zu einer allgemeinen Geſchichte gelangte man, als nach dem Vorgange des Schweizers Iſaak Iſelin die Geſchichte der Menſchheit theils aus hiſtoriſchem, theils aus philoſophiſchem Material nicht ohne vielfache Willkür conſtruiert ward und endlich Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ (1784—1791) die Culturgeſchichte des Alterthums und eines Theiles des Mittelalters in großartigen Umriſſen darlegten. Juſtus Möſer (1720—1794) aus Osnabrück, ein Mann von ruhigem, feſt in ſich geſchloſſenem Charakter, der als Staatsmann für ſein Vaterland überaus ſegensreich wirkte, behandelte in ſeiner „osnabrückiſchen Geſchichte“ zum erſten Mal die Specialgeſchichte einer kleinen deutſchen Landſchaft vom Standpunkte volksthümlicher Entwicklung und zeigte dadurch, daß unſere vaterländiſche Hiſtorie noch einen andern Inhalt habe als die Reichsbegebenheiten und die dem Einſturz nahende deutſche Reichsverfaſſung. In der Schweizer Geſchichte Johannes von Müllers (1752—1809) erſchien ſorgfältige Forſchung und eine nach dem Muſter antiker Hiſtoriographie gebildete Kunſt der Darſtellung in einem Verein, wie er bis dahin in der deutſchen Literatur noch nicht vorhanden geweſen war. Die Begeiſterung, welche er für Geſchichte erweckt hat, kann nicht hoch genug angeſchlagen

werden; ſelbſt der poetiſchen Literatur hat ſie die Spuren ihres Einfluſſes aufgedrückt. Die Geſchichte verließ endlich die einſame Höhe der gelehrten Fachſtudien; ſie begann die geſammte Nationalbildung zu durchdringen und zu kräftigen. Man lernte Geſchichte für die Gebildeten im Volke ſchreiben. Schiller erwarb ſich auch auf dieſem Felde durch die Geſchichte des Abfalls der Niederlande und die Geſchichte des dreißigjährigen Kriegs hohes Verdienſt. Die der franzöſiſchen Revolution folgende Umgeſtaltung Europas ward auch für die Hiſtoriographie eine neue Epoche, die ſich ſchon in Ludwig Timotheus Spittlers (1752—1810) „Entwurf der Geſchichte der europäiſchen Staaten“ (1793—1794) ankündigte.

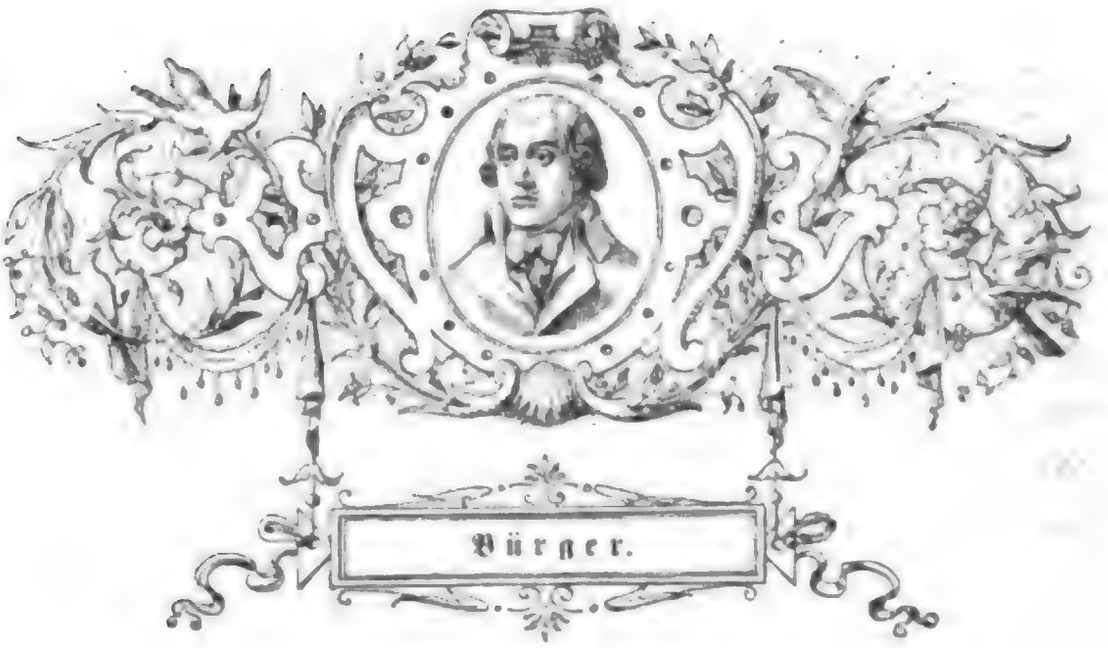
Von der Göttinger hiſtoriſchen Schule ward bis auf die franzöſiſche Revolution die politiſche Publiciſtik vorzugsweiſe vertreten und erwarb ſich unter Schlözers Händen, der ſeit 1775 und 1776 den „Briefwechſel, meiſt hiſtoriſchen und politiſchen Inhalts“ und ſeit 1782 die „Staatsanzeigen“ herausgab, den Ruf der Freimüthigkeit, welche von der Cenſurfreiheit der Göttinger Gelehrten begünſtigt wurde. Von derſelben Univerſität giengen die erſten gediegenen hiſtoriſchen Zeitſchriften aus, das „göttingiſche Magazin der Wiſſenſchaften und Literatur“, welches Georg Chriſtoph Lichtenberg (1742—1799), der geiſtvolle Satiriker und Gegner aller Schwärmerei und alles Genieweſens, mit Forſter ſeit 1780 herausgab, und das „göttingiſche hiſtoriſche Magazin“ von Spittler und Chriſtoph Meiners (1787 ff.). Als die franzöſiſchen Freiheitsideen zu zünden begannen, zog ſich die Göttinger Gelehrtenwelt von dem politiſchen Felde nach und nach zurück. Dagegen erweiterte ſich nach andern Seiten hin immer mehr der Kreis politiſcher Schriften und bildete, da auch das Zeitungsweſen eine andere Geſtalt erhielt, einen beſondern Zweig der Literatur, der mit dem Umſchwung der Staatsverhältniſſe und mit der Größe der Weltereigniſſe mehr und mehr an Umfang und Bedeutung gewann.

Die Theologie verlor allmählich den beſtimmenden Einfluß auf die Literatur, den ſie noch in der erſten Hälfte des Jahrhunderts gewiſſermaßen bewahrt hatte, und wurde faſt widerwillig in die Geſammtrichtung der Literatur hineingezogen. Seit Goeze im Kampf mit Leſſing unterlegen war, wagte die Orthodoxie nicht mehr mit rigoriſtiſchen Verdammungsurtheilen ſich der Bewegung der Literatur entgegenzuſtellen. Auch die katholiſche Geiſtlichkeit entſchloß ſich zu einer milderen Praxis, als 1773 der Jeſuitenorden aufgehoben ward und Joſephs II. Reformen die Macht des Clerus ſchmälerten. Der Bibelglaube und die Lehrgebäude der Dogmatik waren im tiefſten erſchüttert. Der Rationalismus des geſunden Menſchenverſtandes bot, wie ſchon Leſſing trotz ſeiner Angriffe auf die Orthodoxie mit energiſcher Schärfe hervorgehoben hatte, einen ſchlechten Erſatz, da es ihm an ſpeculativen Principien und wiſſenſchaftlicher Methode mangelte. Erſt durch die an Kants Kritik ſich anſchließende philoſophiſche Richtung erhielt der Rationalismus eine feſtere Grundlage und eine wiſſenſchaftliche Geſtalt, während zugleich die hiſtoriſche Theologie durch die bibliſche Philologie und durch kirchengeſchichtliche Unterſuchungen an Gründlichkeit gewann.

Die geiſtliche Beredſamkeit verſchloß ſich nicht mehr gegen die äſthetiſche Fortbildung der deutſchen Proſaliteratur. Indem ſie ſich vorzugsweiſe auf dem Gebiete der Moral und Humanität in der Weiſe populärer Abhandlungen verbreitete und daher den populärphiloſophiſchen Schriften verwandt war, gab ſie eine Reihe von Muſterſtücken geſchmackvoller Lehrproſa. Dieſe Gattung der geiſtlichen Rede wurde namentlich durch Herders Kanzelthätigkeit gefördert und erreichte ihre höchſte Ausbildung in Franz Volkmar Reinhards Predigten (ſeit 1786 geſammelt), deſſen Vorbild auf lange Zeit den Charakter der deutſchen Kanzelberedſamkeit beſtimmte.

So gibt auch dieſer Zweig der Literatur den Beweis, daß

am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts die klaſſiſche Form der Proſa mit der Klaſſicität der Poeſie Hand in Hand gieng. Die Harmonie des geiſtigen Lebens, welche aus den Schöpfungen der großen Genien, die an dem Lichte jener Zeit herangereift waren, wie der Hauch eines höheren Daſeins uns entgegenweht, hat auch der ſtiliſtiſchen Form eine Einheit, Rundung und Anmuth verliehen, welche dem ſpäteren Geſchlechte ungeachtet der nach allen Seiten ſich erweiternden wiſſenſchaftlichen Forſchung kaum mehr erreichbar war.



Zweites Capitel.

Die vorzüglichsten Dichter des Göttinger Dichterbundes.

---

1. Bürger.

Gottfried August Bürger wurde in den letzten Stunden des Jahres 1747 zu Molmerswende (im Fürstenthum Halberstadt), wo sein Vater Johann Gottfried Bürger seit 1742 Prediger war, geboren. Kräftigen Körpers wuchs er auf unter der ländlichen Jugend. An geistige Ausbildung ward wenig gedacht; auch traute man dem Knaben nur geringe Fähigkeiten zu. Bis in sein zehntes Jahr hatte er nichts als lesen und schreiben gelernt. Das Gesangbuch war ihm lieb geworden: er prägte viele Kirchenlieder seinem Gedächtnisse ein; auch soll er in diesem Alter schon einige Reimversuche gemacht haben. Der Vater, welcher sehr bequemer Natur war, entschloß sich nur mit Widerstreben, sich mit dem Unterricht seines einzigen Sohnes zu befassen. Er begann endlich die Elemente des Lateinischen mit ihm vorzunehmen. Da er indeß keine raschen Fortschritte bemerkte,

Digitized by Google

ſo gab er ihn zu einem in der Nähe lebenden Hauslehrer, wo der Knabe neben vorgerückteren Mitſchülern ſich mit ſeinem lateiniſchen Penſum ebenfalls ohne Erfolg abmühte. Der Vater ſchickte ihn daher auf die Stadtſchule zu Aſchersleben, wo der Großvater mütterlicher Seite, Jakob Philipp Bauer, als „Hofesherr“ lebte.

Nicht lange hielt er hier aus. Muthwillig, wie er war, hatte er Spottverſe auf den Haarbeutel eines Primaners gemacht und dadurch tumultuariſche Auftritte unter den Schülern hervorgerufen, welche ihm derbe Schläge von Seiten des Rectors eintrugen. Er ward deßhalb aus der Schule genommen und auf das Pädagogium zu Halle geſchickt, wo er mit ſeinem nachmaligen Freunde Goeckingk in Verbindung kam. Knabenſtreiche und Versübungen waren ihm auch jetzt noch lieber als regelmäßige Studien; doch faßte er leicht und machte den Schulcurſus ſo raſch durch, daß er ſchon 1764 auf die Univerſität zu Halle übergehen konnte, auf der auch der Vater ſeine akademiſchen Jahre zugebracht hatte.

Der junge Bürger ſollte dem Beiſpiele des Vaters folgen und ſich der Theologie widmen; doch zog ihn am meiſten die poetiſche Literatur des Alterthums an, für die ihn die ſchöngeiſtige Behandlungsweiſe des Profeſſors Klotz gewann; mit ihm trat er in vertrauten Verkehr. Sein erſter literariſcher Verſuch war eine lateiniſche Diſſertation über Lucans „Pharſalia“. Seine poetiſchen Uebungen waren zum Theil Nachbildungen antiker Gedichte. Uebrigens war in ſeinen gelehrten Beſchäftigungen kein Plan. Die Zerſtreuungen des Studentenlebens wurden ſeinen Sitten verderblich und ließen den Ernſt der Studien nicht aufkommen. Aufgebracht über die nachtheiligen Berichte, rief der Großvater, der ſeit dem 1765 erfolgten Tode des Vaters ſein Vormund war, ihn nach Hauſe zurück. Bald beſänftigt, gab er, da von der theologiſchen Laufbahn ſeines Enkels nicht viel zu

hoffen war, ſeine Zuſtimmung, daß er um Oſtern 1768 zu Göttingen das Studium der Rechte ergreife.

Bei den damaligen geringen Anforderungen an die Juriſten, die, ohne durch ein Staatsexamen bedrängt zu werden, gar leicht in eins der vielen Aemter und Aemtchen hineinſchlüpften, durch deſſen Geſchäfte man ſich mit einiger Gewandtheit und praktiſchen Routine hindurchhalf, war das Nothwendigſte leicht erlernt, und für Lieblingsbeſchäftigungen blieb ein freier Spielraum. Bürger wurde daher mit den Pandekten bald fertig; bald gerieth er wieder in zerſtreuenden Umgang; ſeine übrige Zeit verwandte er auf neuere Sprachen und ſchönwiſſenſchaftliche Lectüre: ſie gab ſeinem Talente doch ſo viel Anregung und Nahrung, daß es ihn auch ſittlich nicht ganz ſinken ließ.

Da er auf's neue in ſeine vorigen Ausſchweifungen verfiel, zog ſein Großvater die Hand von ihm ab; er war eine Zeit lang in einer Lage, daß man ihn nach dem Urtheil ſeiner beſſeren Freunde kennen und ſchätzen mußte, um ſich ſeinem Umgange nicht zu entziehen. Die erſten der uns erhaltenen Gedichte, noch der Manier Gleims und Jacobis verwandt, fallen in dieſe Zeit, unter ihnen „die Nachtfeier der Venus“, eine Nachbildung des „pervigilium Veneris“, die als ein Meiſterſtück der Diction und rhythmiſchen Kunſt bewundert ward, beſonders als der Dichter ſie nachmals mit wiederholter Feile zu einem Probeſtück ſeiner poetiſchen Fertigkeit verarbeitete und darin die Sprache auf Jahrhunderte zu fixieren vermeinte. Selbſtändiger eröffnete er ſeine poetiſche Laufbahn mit dem Trinkliede „Herr Bacchus iſt ein braver Mann“ (1770).

Boie, der auf Bürgers Dichtertalent aufmerkſam geworden war, nahm ſich des Verlaſſenen an und wurde, beſonders nach Gotters Abreiſe, ſein Freund und Leiter. Unter den Einflüſſen ſeiner Kritik, die vorzüglich auf Correctheit drang, bearbeitete Bürger „das Dörfchen“ (1771), in welchem er noch mit einem

franzöſiſchen Originale (Bernards „hameau“) wetteiferte, und einige Geſänge der Ilias in reimloſen Jamben. Die erſten Proben derſelben erſchienen 1771 in Klotz' „deutſcher Bibliothek“. Jedoch ſuchte Boie ſeinen Freund von dem Verhältnis zu Klotz zurückzuziehen und wünſchte nicht, daß er durch dieſen in die literariſche Welt eingeführt werde. Der ſittliche Einfluß des edel denkenden Mannes war ſo groß, daß er Gleim, der ebenfalls auf den vielverſprechenden jungen Dichter aufmerkſam geworden war, verſichern konnte, Bürger lebe jetzt untadelhaft, und er ſei bemüht, ihn aus ſeiner ſchlimmen Lage zu reißen. Dazu bot ſich ihm bald eine Gelegenheit. Durch ſeinen Einfluß bei den Herren von Uslar verſchaffte er ſeinem Schützling 1772 die Stelle eines Juſtizbeamten im Gerichte Altengleichen bei Göttingen. Obwohl dem Muſenjünger ein Amt, das mit manchen proſaiſchen Geſchäften verbunden war, nicht ſehr einladend erſchien, ſo mußte ihm doch die Möglichkeit, aus ſeiner drückenden Lage erlöſt zu werden, höchſt willkommen ſein. Der Großvater war ſehr erfreut, den faſt Aufgegebenen zu Amt und Würden gelangen zu ſehen. Er bezahlte die in Göttingen gemachten Schulden und reiſte, als das neue Amt angetreten werden ſollte, ſelbſt hin, um die erforderliche Cautionsſumme zu erlegen und den Enkel bei ſeiner Einrichtung zu unterſtützen.

Die Befürchtung, daß die Beamtenſtelle Bürgers poetiſches Talent unterdrücken möchte, gieng nicht in Erfüllung. Gerade in den nächſtfolgenden Jahren ward es auf die ihm gemäße Bahn geführt und auf ſeine Höhe gehoben. Es war die Zeit, wo Bürger dem Göttinger Dichterbunde durch ſeine geiſtige Richtung wie durch die Bande der Freundſchaft angehörte. In Gelliehauſen, wo er damals wohnte, erhielt er häufige Beſuche von ſeinen Freunden und kam auch oft zu ihren Zuſammenkünften nach Göttingen. Entzündet von Percys „reliques of ancient english poetry“ (1765), welche ſein Handbuch wurden, und

Digitized by Google

von Herders Abhandlungen über Volkspoesie, fühlte er in sich die Kraft, in diesem Sinne ein Volksdichter zu werden. „Welche Wonne," schrieb er im Juni 1773 an Boie, „als ich fand, daß ein Mann wie Herder eben das von der Lyrik des Volkes und mithin der Natur deutlicher und bestimmter lehrte, was ich dunkel davon schon längst gedacht und empfunden hatte!" Der einige Jahre später von ihm verfaßte Aufsatz über Volkspoesie „aus Daniel Wunderlichs Buche" (1776) ist ein Nachhall der herder'schen Begeisterung. „Durch Popularität, mein' ich," heißt es dort, „soll die Poesie das wieder werden, wozu sie Gott erschaffen und in die Seelen der Auserwählten gelegt hat, lebendiger Odem, der über aller Menschen Herzen und Sinnen hinweht! .... Von der Muse der Romanze und Ballade ganz allein mag unser Volk noch einmal die allgemeine Lieblingsepopöe aller Stände ... hoffen." Indem er der alten Volkslieder gedenkt, fügt er hinzu: „In jener Absicht hat öfters mein Ohr in der Abenddämmerung dem Zauberschalle der Balladen und Gassenhauer unter den Linden des Dorfs, auf der Bleiche und in den Spinnstuben gelauscht." In diesen Worten liegt eine Hindeutung auf das Entstehen seiner „Lenore", des Höchsten, was seiner Muse gewährt war. Er pflegte gern zu erzählen, wie er einstmals im Mondscheine ein Bauermädchen singen hörte:

„Der Mond, der scheint so helle,
Die Todten reiten so schnelle:
Fein's Liebchen, graut dir nicht?"

Diese Worte machten solchen Eindruck auf ihn, daß er schnell einige Strophen seiner „Lenore" entwarf. Boie, dem er sie mittheilte, war so davon ergriffen, daß er dem Freunde keine Ruhe ließ, bis das Stück fertig war. Die Ausarbeitung dieser Ballade, welche „Herders Lehre einigermaßen entsprechen" sollte, ihr erster Eintritt in die Welt erscheint in Bürgers Briefwechsel als ein großes Ereignis; es ist die bedeutendste That seines lite-

rariſchen Lebens, der herrlichſte Erfolg, den ſeine Poeſie jemals errang. Eine Reihe von Briefen an Boie führt uns in die Werkſtatt des Dichters ein, in der er langſam und bedächtig, wie er pflegte, Strophe für Strophe ſchuf und jede einzelne Stelle mit der kritiſchen Wagſchale prüfte. Goethes „Götz“ begeiſterte ihn während der Arbeit ſo ſehr, daß er für ſeine Ballade drei neue Strophen dadurch gewann. Die erſte Vorleſung derſelben im Göttinger Freundeskreiſe ward gleichſam theatraliſch in Scene geſetzt; demgemäß mußte auch die Wirkung ſein. Als Bürger bei der Stelle

„Mit ſchwanker Gert' ein Schlag davor
Zerſprengte Schloß und Riegel“

mit ſeiner Reitpeitſche an die Thür des Zimmers ſchlug, ſprang der jüngere Graf Stolberg, von unwillkürlichem Schauder ergriffen, vom Stuhl auf. Als Bürgers „Lenore“ im Göttinger Muſenalmanach auf 1774 abgedruckt war, wirkte ſie übermächtig durch ganz Deutſchland. Zahlreiche Ueberſetzungen in verſchiedne Sprachen, namentlich in's Engliſche, verbreiteten die Ballade im Auslande. Als Bürger bald nach ihrem Erſcheinen eine Reiſe in ſeine Heimath machte, hatte er die Freude, in einer an ſein Schlafzimmer ſtoßenden Bauernſtube ſein Gedicht vom Schulmeiſter unter dem Beifall der verſammelten Zuhörer vorleſen zu hören, für ihn das beſte Kennzeichen der Vortrefflichkeit.

Zu dem erhebenden Gefühl, ein Nationaldichter geworden und als ſolcher anerkannt zu ſein, geſellte ſich bald auch der Genuß einer angenehmen Häuslichkeit. Er verheirathete ſich im November 1774 mit Dorette Leonhart, einer Tochter des benachbarten hannover'ſchen Beamten Leonhart zu Niedeck, mit dem er ſeit längerer Zeit, da ihm der Aufenthalt in Gelliehauſen verleidet wurde, befreundet war. Er bezog mit ſeiner jungen Gattin ein zu ſeiner Wohnung eingerichtetes Bauernhaus in dem Dorfe Wöllmershauſen, das zu ſeinem Gerichtsſprengel ge-

Digitized by Google

hörte. In seiner nachmaligen Selbstschilderung von 1790 bekannte er jedoch: „Ich habe zwei Schwestern zu Weibern gehabt. Auf eine sonderbare Art . . . kam ich dazu, die erste zu heirathen, ohne sie zu lieben. Ja, schon als ich mit ihr vor den Altar trat, trug ich den Zunder zu der glühendsten Leidenschaft für die zweite [Auguste], die damals noch ein Kind und kaum vierzehn bis fünfzehn Jahr alt war, in meinem Herzen.“ Die ungeheuchelte warme Sprache seiner damaligen Briefe schien ihn freilich als den glücklichsten Neuvermählten zu schildern. Er sprach gegen Gleim in den Ausdrücken der innigsten Zärtlichkeit von dem Mädchen, das ihn „zum ewigen Gefangenen“ gemacht habe. „Die Welt hat für mich . . . . . nur zwei Theile, den, wo sie ist, und den, wo sie nicht ist.“ Und am 6. Juli 1775 meldete er seine erste Vaterfreude mit den Worten: „Mein kleines Weib, das beste, sanfteste, redlichste Geschöpf unter der Sonne, hat mir vor wenig Wochen ein kleines Mädchen mit Lebensgefahr geboren. Weib und Kind sind meine ganze und einzige Freude.“

Sein poetisches Talent war in frischer Thätigkeit. Er übersetzte den erotischen Roman „Anthia und Abrokomas“ (1775) aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesos. Er fuhr fort, die Ilias in Jamben zu übertragen und erließ deßhalb 1776 eine öffentliche Ankündigung im „deutschen Museum“, das Boie in Gemeinschaft mit dem später als Staatsmann ausgezeichneten Christian Konrad Wilhelm Dohm seit diesem Jahre herausgab. An dem weimarischen Musenhof erregte dieselbe eine so lebhafte Theilnahme, daß man auf Goethes Veranstaltung eine Summe von fünfundsechzig Louis'dor zusammenbrachte, um sie Bürger als Geschenk zu übersenden, wofern er sich entschließen werde, diese Arbeit zu vollenden. Die Worte des ihm öffentlich gemachten Anerbietens waren die schönste Anerkennung seines Talents. „Daß Bürger Dichter ist,“ heißt es in dem durch den „deutschen Mercur“ veröffentlichten Aufsatze Goethes, „sind wir

Digitized by Google

alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen kann und innig lieben muß, als einer, der ſelbſt die größten epiſchen Anlagen hat, konnte man auch ſchon vermuthen; daß Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, alles Vorgebildete lebendig, alles Lebende ſtrebend wird, ſieht man mit einem Blick auf die Ueberſetzung, mit zehn Verſen in dem Original verglichen. Drum wünſchen wir, daß er möge in guten Humor geſetzt werden, fortzufahren... Denn es wird ſich ſo leicht nicht wiederfinden, daß ein Dichter von dem Gefühl ſo viel Liebe zu eines andern Werk faſſen mag... Er fahre fort, mit Lieb' und Freude der Jugend, pflege Rath über ſein Werk mit denen, die er liebt, denen er traut, laſſe ſich durch keine Kleinelei hindern und, wie ſie ſagen, zurecht weiſen, ſtrebe nach der goldnen, einfachen, lebendigen Beſtimmtheit des Originals, kurz, thue das Seinige." Die für ihn beſtimmte Summe erhielt Bürger ſpäter als Geſchenk, obwohl er die darin ausgeſprochene Bedingung nicht erfüllt hatte. Er rückte mit ſeiner Arbeit nur langſam vor und ließ ſie mit dem ſechſten Geſange ganz fallen. Später, als Voſſens Ueberſetzung der Odyſſee bereits erſchienen war, begann auch Bürger wieder, die Ilias in's Deutſche zu übertragen, jetzt ebenfalls in Hexametern; Proben dieſer Ueberſetzung gab er in dem von Goeckingk redigierten „Journal von und für Deutſchland".

Immer heftiger war inzwiſchen die für den häuslichen Frieden und die Harmonie ſeines Innern ſo unheilvolle Leidenſchaft hervorgetreten, welche die aufblühenden Reize ſeiner Schwägerin Auguſte, die er als Molly gefeiert hat, in ſeinem leicht entzündlichen Herzen anfachten und welche zu unterdrücken ſein ſittliches Gefühl zu ſchwach war. Die Elegie „als Molly ſich losreißen wollte" fällt ſeiner Angabe nach ſchon in das Jahr 1776, obwohl ihre eigentliche Ausarbeitung unſtreitig einer ſpäteren Zeit angehört. Bürger war einer von denen, die wie Werther ihr Herz wie ein Kind halten. Genau ſo charakteriſierte er ſpäter ſich

Digitized by Google

ſelbſt: „Da ich zu wenig Herr meiner Neigungen bin, um mich von ihnen loszureißen, wenn es darauf ankommt, dem gerade gegenüberliegenden, von mir ſelbſt erkannten, bewunderten und geliebten Guten nachzuſtreben, ſo muß ich wohl mein wirkliches Gute nur für Product eines unterſtützenden Temperaments halten.“ Aus ſeiner unſittlichen Liebesneigung ward endlich jene Doppelehe, die er 1790 mit den ſchonenden Worten ſchilderte: „Was der Eigenſinn weltlicher Geſetze nicht geſtattet haben würde, das glaubten drei Perſonen ſich zu ihrer allerſeitigen Rettung vom Verderben ſelbſt geſtatten zu dürfen. Die Angetraute entſchloß ſich, mein Weib öffentlich und vor der Welt nur zu heißen, und die andere, ingeheim es wirklich zu ſein.“ Bürger geſteht indeß nicht die volle Wahrheit: es war eine Theilung; er war der Gemahl zweier Frauen. Molly gebar ihm fern von Göttingen einen Knaben, der bei einer Schweſter des Vaters erzogen ward.

In den nächſten Jahren traten noch manche andere Verdrießlichkeiten hinzu, die ihn ſehr mißmuthig machten. In ſeiner Amtsverwaltung hatte er wenig Freude. Seine Vermögensverhältniſſe waren durch mancherlei Unfälle zerrüttet, zum Theil auch durch die Schuld ſeiner Frau, die keine gute Wirthſchafterin war. Die Hoffnung, nach dem Tode ſeines Schwiegervaters 1777 ihm in ſeinem Amte zu folgen, wurde aller Fürſprache ungeachtet nicht erfüllt. Freunde, die ſeinen Geiſt hätten aufrichten und ſein poetiſches Talent aufmuntern können, fehlten ihm jetzt. Goeckingk jedoch hatte 1775 die alte Verbindung wieder erneut. Als dieſer ſich 1778 mit Voß zur Herausgabe des hamburgiſchen Muſenalmanachs vereinigte, übernahm Bürger an Goeckingks Statt die Redaction des von Boie begründeten Göttinger Muſenalmanachs und rechtfertigte ſich gegen die Freunde, die ſich dadurch geſchädigt glaubten, vornehmlich durch den Hinweis auf die Pflicht, für ſich und die Seinigen zu ſorgen. Gleichzeitig erſchien 1778 die erſte Sammlung ſeiner Gedichte. Die Erzählungen „die Weiber von

Weinsberg", „das Lied vom braven Manne", „die Entführung oder Ritter Karl von Eichenhorst und Fräulein Gertrude von Hochburg", eine Nachbildung der englischen in Percys Sammlung befindlichen Ballade „the child of Elle", befestigten den Ruf des Dichters der „Lenore" noch mehr. In der etwas übermüthigen Vorrede rechtfertigte er sich wegen des Anlehnens an ausländische Originale. „Man bilde sich nicht ein," heißt es unter anderm, „als ob ich in solchen Fällen das Original vor mir liegen gehabt und Zeile bei Zeile verdolmetscht hätte. Oefters hatte ich das fremde Gedicht vor Jahren gelesen; sein Inhalt war meinem Gedächtnisse gegenwärtig geblieben; diesen stellte ich deutsch dar und gab ihm Bildung und Farbe aus eigenem Vermögen."

Im Jahre 1780 ließ er sich in eine unglückliche Speculation ein, indem er eine Pachtung zu Appenrode übernahm. Weder er noch seine Frau verstanden sich auf Landwirthschaft. Er setzte den größten Theil der von seinem Schwiegervater ihm zugefallenen Erbschaft dabei zu. Zu diesem Verdruß kam noch eine Anklage, als vernachlässige er seine Amtsführung. Freilich war er nicht der ordentlichste Geschäftsmann, und einzelne Unregelmäßigkeiten ließen sich nicht ableugnen; allein gegen die ihm gemachten schweren Beschuldigungen, er versäume die Rechtspflege und veruntreue die ihm anvertrauten Gelder, konnte er sich mit dem Bewußtsein der Redlichkeit rechtfertigen. Er schloß seine Vertheidigungsschrift mit den Worten: „Wegen solcher zum Theil grundfalschen, zum Theil auf eine lieblose Weise in's Ungeheure übertriebenen Beschuldigungen kann also wohl eben so wenig ich selbst mich meines Amts für verlustig achten, wie sich die Anklage ausdrückt, als irgend ein billiger und unparteiischer Richter in der Welt das thun kann und wird. Dessenungeachtet aber muß ich erklären, daß die Absicht dieser Vertheidigung keineswegs dahin geht, mich etwa bei meinem Amte oder, welches manchem Unkundigen gleich viel deuchten möchte, bei Ehre und Brod zu erhalten. Es bekleidet mich,

Gottlob! noch andere und weit größere Ehre, als die mir mein Amt mitzutheilen vermag; und das Brod, welches es mir gewährt, ist für mich fast mehr für Verlust als für Gewinn zu achten. Ich habe daher beschlossen, sobald dieser gegenwärtige Klaghandel abgethan sein wird und ich meine etwa rückständigen Geschäfte auf das Reine gebracht haben werde, meine Entlassung von der Familie [von Uslar] selber zu suchen."

Kurz zuvor, ehe dies zur Ausführung kam, starb zu Gelliehausen, wo Bürger sich den Sommer 1784 aufhielt, seine erste Frau am 30. Juli an der Schwindsucht. „Mehrere Monate lang", schrieb er im December 1785 an seinen Schwager, „sah ich sie täglich dahinsterben, ohne ihre Wiederherstellung auch nur hoffen zu dürfen." Er klagte sich nicht an, ihren frühen Tod verschuldet zu haben. „Ich konnte sie jederzeit auffodern und fragen, ob ich ihr im mindesten unwürdig und lieblos begegnet sei, und das werde ich auch noch in jener Welt können, ohne eine gerechte Anklage zu befürchten."

Bürger vertraute seinen geistigen Fähigkeiten und wünschte sich als Docent an der Göttinger Universität eine Stellung zu erwerben, welche seiner Neigung entspräche. Heyne benahm sich freundlich gegen ihn und machte ihm Hoffnung, er werde sich durch Vorträge über Philosophie, deutsche Sprache und Literatur eine einträgliche Thätigkeit sichern. Auch Kästner und Lichtenberg erleichterten ihm den Eintritt in die Facultät auf zuvorkommende Weise. Im Herbste 1784 zog Bürger nach Göttingen und wurde in seinen Erwartungen nicht getäuscht. Er hielt Vorlesungen über Aesthetik und deutschen Stil und ertheilte Privatunterricht, so daß er ein hinlängliches Auskommen fand. Da seine Gesundheit während des Winters etwas geschwächt war, so gebrauchte er im Sommer 1785 eine Badecur in Pyrmont und Meinberg. Zuvor ließ er sich (am 27. Juni) mit seiner Molly in der Kirche zu Bissendorf bei Hannover trauen.

Es war eine kurze glückliche Lebensepoche, die er mit allen Ausdrücken liebeglühender Beredſamkeit gefeiert hat. Alle Disharmonie und Sorge ſchien für immer verſchwunden zu ſein. Was er damals empfand, ſchildert ſein „hohes Lied von der Einzigen, in Geiſt und Herzen empfangen am Altare der Vermählung“, dem er „das Meiſterſiegel der Vollendung“ auf die Stirn drücken wollte, damit es „in ſeiner Herrlichkeit den Strom der Zeit ſtolz hinabſchwebe“; Schiller geſtand hingegen in ſeiner berühmten Recenſion der Gedichte Bürgers dem Liede nur das Lob eines „ſehr vortrefflichen Gelegenheitsgedichtes“ zu, „deſſen Entſtehung und Beſtimmung man es allenfalls verzeiht, wenn ihm die idealiſche Reinheit und Vollendung mangelt, die allein den guten Geſchmack befriedigt“. Mehr als dieſe künſtlich zuſammengereihte Bilderfülle ſpräche es ein friſch vom Herzen geſungenes Lied aus, wie froh Bürger ſich zu einem neuen Leben auferſtanden und von Wonnegenuß heiter umlächelt fühlte. Da Molly auch eine wirthſchaftliche Hausfrau war, ſo gewannen auch ſeine finanziellen Verhältniſſe eine befriedigende Geſtalt. „Als ich mit meiner ſeligen Auguſta“, ſo äußerte er ſich in einem ſpäteren Bericht, „vierzehn Tage nach Michaelis hier einzog, hatten wir gerade noch ſechs Louisd'or übrig; denn ſo weit hatten wir uns für unſere häusliche Einrichtung ausgegeben. Mit dieſer Kleinigkeit reichten wir bis an Weihnacht, ohne Schulden zu machen. Wir hatten aber auch nur eine einzige Magd, lebten ſtill und häuslich mit einander hin und befanden uns ungemein wohl. ..... Ich bin überzeugt, daß ich mit ihr keine vierhundert Thaler jährlich gebraucht haben würde.“ Nur kurze Zeit ſollte ihm die höchſte Freude ſeines Daſeins gewährt ſein. Wie aus heiterer Luft traf ihn der ſchwere Schlag, unter dem ſeine Kraft faſt zuſammenbrach. Molly ward ihm am 9. Januar 1786, zwei Wochen nach ihrer Anfangs glücklichen Entbindung von einer Tochter, durch den Tod entriſſen. Seine warm gefühlten elegiſchen Sonette ſowie ſeine

Digitized by Google

Briefe an vertraute Freunde laſſen uns einen Blick in die Tiefe ſeines Jammers thun. Wie ſehr er aller ſeiner Seelenſtärke beraubt war, ſprach er am rührendſten in dem Klagebrief an ſeinen Freund Boie vom 16. März 1786 aus, in welchem er aus ſchmerzlicher Erinnerung heraus Mollys Vorzüge und ſein Verhältnis zu ihr ſchilderte, um zuletzt in die verzweiflungsvollen Worte auszubrechen: „Niemand nehme ſich's heraus, mir zu ſagen: Bürger, ſei ein Mann! Ich denke, ich bin einer, und zwar ein ganzer Mann, der ich ſo was und noch ſo zu tragen vermag, als ich's wirklich trage. Liegen nicht alle meine Wünſche, alle meine Hoffnungen, die noch vor kurzem ſo ſchön, ſo frühlingsmäßig blüheten, liegen ſie nicht alle zerſchmettert um mich her wie ein verhageltes Saatfeld? Ein armer Stümper, ein Invalide an Geiſt und Leib bin ich freilich dadurch auf Lebenszeit geworden. . . . . Man wälzt ſich ja freilich nach wie vor aus einem langweiligen Tage in den andern fort, und der tauſendſte merkt es kaum, was und wie viel einem fehlt. Aber — — Doch wozu noch viel Worte? — Hin iſt hin! verloren iſt verloren; das iſt die Hauptſumme von allem. Wenn ich hier noch etwas hoffe und wünſche, wenn ich matt und kraftlos, wie ich bin, mit Fallen und Aufſtehen nach etwas noch ſtrebe, ſo geſchieht es um meiner Kinder willen. Wären dieſe nicht, ſo würde der ſehnende Wunſch, mich je eher je lieber neben meine Entſchlafene zu betten, mich gar nicht mehr verlaſſen. Was ſollte auch ſonſt der nackte, kahle, traurige Stab noch lange daſtehen, nachdem die ſchöne, holde Rebe, die ſich um ihn hinanſchlang, herabgeriſſen iſt?“ Er lebte jetzt um ſo einſamer, als er ſich auch genöthigt ſah, ſeine Kinder in fremde Pflege zu geben.

Eine ernſte geiſtige Beſchäftigung konnte ihm jetzt die geeignetſte Zerſtreuung gewähren und das beſte Heilmittel darbieten. Mit einer bei ihm ſeltnen Ausdauer arbeitete er ſich in die kantiſchen Schriften hinein, ſo daß er ſeit 1787 Vorleſungen über

die kritiſche Philoſophie hielt, die mit um ſo größerem Beifall aufgenommen wurden, als an der Univerſität Göttingen dieſe Seite der Wiſſenſchaft nur ſehr ſchwach vertreten war. Eben ſo wenig entzog er ſich ſeinen poetiſchen Arbeiten; er bereitete eine neue Ausgabe ſeiner Gedichte mit großer Sorgfalt vor. Bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Univerſität im September 1787 genoß er die Auszeichnung, das Feſt durch ſeine Poeſie zu verherrlichen; fünfzig Jahre vorher hatte Hallers Muſe die Georgia Auguſta eingeweiht. Auch von der Regierung erhielt er ein Zeichen der Anerkennung, indem er 1789 zum außerordentlichen Profeſſor der Philoſophie ernannt wurde. Zwar blieb er ohne Gehalt; indeß war um dieſe Zeit ſein Einkommen bedeutend genug, um ſeinen Bedürfniſſen zu genügen. In einem der nächſten Jahre berechnete er ſeine Jahreseinnahme auf mehr als zwölfhundert Thaler.

„Ungewitter und Stürme des Lebens“ — ſo klagte er in ſeiner vereinſamten Lage — „haben hart in meine Blüthen, Blätter und Zweige gewüthet. O ich bin nicht derjenige, der ich vielleicht der Naturanlage nach ſein könnte und auch wohl wirklich wäre, wenn mir im Frühlinge meines Lebens ein milder Himmel gelächelt hätte. . . . . Liebe, aber ungemeine Liebe brächte vielleicht jetzt noch eine volle Wiedergeburt mit mir zu Stande.“ Das Liebesbedürfnis, das ihm ſchon einmal verderblich geworden war, ſollte wie durch einen dämoniſchen Zug ſeines Geſchicks ihn nochmals dahin bringen, daß er den Leidenskelch ſich bis zum Rande füllte. Im Jahre 1789, wo die neue Ausgabe ſeiner Gedichte erſchienen war, unter denen mehrere ſein Liebesglück und den Schmerz des troſtloſen Verlaſſenen ſchilderten, fand ſich in dem Stuttgarter „Beobachter“ ein anonymes Gedicht, in welchem ein „Schwabenmädchen“ ſeine Liebe zu dem trauernden Dichter mit naiver Offenheit bekannte und das Anerbieten daran ſchloß, ſie wolle ihn durch ihre Hand wieder zu einem Glücklichen

machen. Obwohl darin Anfangs ſchwerlich eine ernſte Abſicht lag, ſo fühlte Bürger doch gleich den Pfeil im Herzen. Er wandte ſich an Ehrmann, den Redacteur des Blattes, und deſſen Frau, bat ſie, die Verfaſſerin des Gedichts zu ermitteln, und ließ eine poetiſche Antwort auf dasſelbe bekannt machen. Als Einſenderin nannte man ihm Eliſe Hahn, welche mit ihrer verwittweten Mutter in Stuttgart lebte. Bürger hegte ſchon ſeit längerer Zeit den Wunſch, ſich wieder zu verheirathen, und ſah ſich hin und wieder nach einer Gattin um, die für ſeine Kinder eine gute Mutter ſein könne und durch herzliche Liebe ihm den Verluſt ſeiner Molly einigermaßen erſetze. Jetzt ſchien eine wunderbare Fügung des Schickſals ſie ihm zuzuführen. Ihm gefiel die romanhafte Einleitung des neuen Liebesverhältniſſes. Es gewann für ihn durch das Geheimnisvolle an Intereſſe: das Mädchen „ſpukte“ ihm von Tag zu Tag mehr im Herzen. Von Frau Ehrmann zog er Nachrichten über ihre Perſönlichkeit ein, wobei gleich von vorn herein der äußere Reiz nur allzu ſehr in Anſchlag gebracht wurde. Wie aufrichtig übrigens ſein Herz dabei war, davon zeugt die Selbſtſchilderung, die er Eliſen zuſandte, die „Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht hintergehen will“, mehr eine Selbſtanklage ſeines Charakters als eine Beſchönigung, indem das Bild, das er von ſich entwarf, keineswegs geſchmeichelt war. Er ſchilderte ſich faſt als unliebenswürdig, obwohl Bürger bei Frauen ſonſt wohl gelitten war und ſich rühmen konnte, manches weibliche Herz gewonnen zu haben. Wie feierlich-ernſt ihm jedoch dabei zu Muthe war, ſieht man aus den Schlußworten: „Eliſe, Eliſe, ich ſchließe mit einer theuern, feierlichen Beſchwörung. Bei dem ewigen Gotte, bei Ihrem eigenen Wohl und Weh und bei dem Wohl und Weh eines Mannes, der nicht redlicher um das Ihrige beſorgt ſein kann, als er iſt, beſchwöre ich Sie: Wählen Sie mich nicht zu Ihrem Gatten, wofern Sie nicht bei Sich fühlen, daß Sie Sich mit

voller Liebe in meine Arme werfen können! Ich schwöre Ihnen, in Ansehung Ihrer eben dasselbe zu beobachten.“ Elise dagegen sprang über jedes Bedenken leicht hinweg; zärtliche Briefe wurden gewechselt; Bürger erhielt ihr Bildnis, das nun weder Tag noch Nacht von seiner Seite kam. Zu Ostern 1790 reiste er nach Stuttgart, wo er sich öffentlich und förmlich mit ihr verlobte. Elisa von der Recke, die, selbst schriftstellerisch thätig, auf ihren Reisen durch Deutschland voll Bewunderung und persönlicher Theilnahme den bedeutendern Autoren unseres Volkes nahte, mahnte von der Heirath ab; sie erhielt von Bürger die Antwort: „Poetisch-phantastisch fieng mein Liebeshandel an; aber ich hoffe, meine Ehe soll prosaisch-glücklich sein.“ Im October führte er sein Schwabenmädchen als seine Gattin nach Göttingen.

Den Honigmonaten folgte die Enttäuschung auf dem Fuße nach. Elise verschwendete rücksichtslos sein mühevoll erworbenes Einkommen, hielt mehrere Domestiken, die nach Belieben wirthschafteten, und schien nur für Aufwand und gesellschaftliche Vergnügungen Sinn zu haben. Der Sohn, den sie ihrem Gatten gebar, Agathon genannt, wurde schnell von der Mutter getrennt, um sie nicht in ihren Genüssen zu stören. Der ehrliche Bürger setzte noch keinen Zweifel in ihre eheliche Treue, obgleich ihre buhlerischen Liebschaften schon das allgemeine Stadtgespräch geworden waren. In zwei ausführlichen, eindringlichen Briefen (im November 1791) hielt er ihr die Verschwendung und die Vernachlässigung ihrer häuslichen und mütterlichen Pflichten vor. Heuchlerisch erwiderte sie, ihre hohen Begriffe von ihm hätten sich bei näherer Bekanntschaft abgespannt; das Haus könne sie bei ihrem lustigen Temperamente nicht fesseln; Liebe habe sie nicht mehr für ihn, wolle aber von jetzt an seine Magd sein und des Haushalts sich annehmen. Das Verhältnis schien sich seitdem freundlicher zu gestalten; sie pflegte ihn in seiner Krankheit und gewann sein völliges Vertrauen wieder. Nicht lange

Digitized by Google

darauf enthüllte ſich vor ſeinen Augen ihr ehebrecheriſcher Umgang. Sie konnte das Geſtändnis der Wahrheit nicht zurückhalten und ſtellte einen Revers aus, daß ſie ſeiner als Gattin unwürdig ſei. Im März 1792 wurde die Ehe gerichtlich aufgelöſt; zuvor ſchon hatte Eliſe Göttingen verlaſſen.

„Ich fürchte," ſchrieb Bürger in dem ausführlichen Bericht (3.—12. Februar) über ſeine Unglücksehe an die Schwiegermutter, „daß die großen Leiden dieſer Ehe den Samen des baldigen Todes in mir befruchtet haben. Sowohl am Leibe als an der Seele fühle ich mich mehr ermattet als jemals. Ich kannte nie Huſten und Bruſtbeklemmungen; jetzt kann ich beides nicht mehr los werden. Auch ſehe ich keine Freuden des Lebens mehr vor mir." Eine Heiſerkeit ſtellte ſich ein, die ihn ſeitdem nicht wieder verließ. Seine Vermögensumſtände waren durch die Verſchwendung ſeiner Frau völlig zerrüttet. Noch ein Jahr vorher konnte er in dem an ſie gerichteten Briefe ſchreiben: „Seit ſieben Jahren habe ich nunmehr ohne Beſoldung, ohne Vermögen mit allen Ehren gelebt, und es hat mir nicht an der Nothdurft, ja nicht einmal an Wohlgenüſſen gefehlt. Ich habe meine alten Schulden ſeitdem nicht vermehrt, ſondern eher vermindert." Jetzt war er in Schulden und in Folge ſeiner körperlichen und geiſtigen Abſpannung ſeine Thätigkeit, ſomit auch ſein Einkommen verringert. Beſonders drückte es ihn ſchwer, daß er die verſprochene Prachtausgabe ſeiner Gedichte, für die er die Pränumerationsgelder ſchon empfangen und in der Zeit der Noth verbraucht hatte, nicht mehr vollenden konnte; er mußte es ſeinen Erben (denn einiges Beſitzthum im Halberſtädtiſchen war ihm noch geblieben) überlaſſen, dieſe Schuld zu tilgen. Aus den Erzählungen Ludwig Tiecks, der damals in Göttingen ſtudierte, gewinnen wir ein treues Bild des Dichters, der um jene Zeit die wehmüthigen Worte ſang:

Lange ſchon in manchem Sturm und Drange
Wandeln meine Füße durch die Welt;
Bald, den Lebensmüden beigeſellt,
Ruh' ich aus von meinem Pilgergange.

„Er war" — ſo ſchildert ihn Tiecks Biograph, Rudolf Köpke, nach mündlichen Mittheilungen ſeines dichteriſchen Freundes — „hager, bleich, zuſammengefallen; der Kummer ſprach aus ſeinen Zügen. Die Stimme hatte den Klang verloren, er konnte nicht mehr auslauten und ſich nur mit Anſtrengung verſtändlich machen; und doch ſollte und mußte er ſprechen. Hin und wieder pflegte er auszureiten. Es hatte etwas Geſpenſtiſches, den bleichen Mann zu ſehen, wenn er auf ſeinem ſteifen, magern Schimmel durch die Straßen von Göttingen trabte. Man mochte dabei an den Todtenritt denken, von dem er ſo ergreifend gedichtet hatte. Hin und wieder fiel ein Sonnenſtrahl in ſein umdüſtertes Gemüth, wenn es gelang, ihn wider ſeinen Willen in den alten Kreis guter Freunde hineinzuziehen, den er jetzt wie allen Umgang mit Menſchen faſt ängſtlich vermied."

Er ſah ſich nunmehr genöthigt, für Buchhändler um's tägliche Brod zu ſchreiben. Er überſetzte aus verſchiednen modernen Sprachen, unter anderm „Benjamin Franklins Jugendjahre, von ihm ſelbſt für ſeinen Sohn beſchrieben" (1792). Doch auch dieſe Arbeiten mußte er ſich bald verſagen. Die Bruſtbeſchwerden beläſtigten ihn mehr und mehr, und die Lungenſchwindſucht nahm mit raſchem Verlauf zu. Ein Geſchenk der königlichen Regierung, mit dem man den ſeit mehreren Jahren unentgeltlich thätigen Docenten auf ſeine Bitte um Gehalt noch kurz vor ſeinem Ende abſpeiſte, half dem drückendſten Mangel ab. Als er ſich endlich die Gefahr, worin ſein Leben ſchwebte, nicht mehr verbergen konnte, wünſchte er ſich nur noch einen leichten Tod. Dieſer ward ihm gewährt. Am Abend des 8. Juni 1794 vergieng ihm die Sprache vollends, ſo daß die Worte, zu denen er den Mund

noch öffnete, ihm auf der Lippe erſtarben; mit einem letzten Hauch, der noch ein „Ja“ auf eine Frage ſeines Arztes zu ſprechen ſchien, ſchied ſanft das Leben von ihm.

Blicken wir von dem Grabe, in welchem ein durch viele Leiden gebrochenes Dichterherz Ruhe fand, auf den Gang ſeines kurzen Lebens zurück, ſo ſpringen uns zunächſt die Schwächen und Mißgriffe in die Augen, durch die es unglücklich ward. Der Sinnlichkeit und Erregbarkeit der Empfindung ſtand nicht die ſittliche Stärke zur Seite, welche allein die Schritte neben den Abgründen am Wege ſicher vorüberzuleiten vermag. Gleichwohl konnte Bürger den Scheinheiligen gegenüber, die den Stein auf ihn warfen, mit offenem Gefühl antworten, wie er in ſeiner Selbſtſchilderung ſagt, er ſei ſo arg nicht, als die Welt von ihm denke; er ſei wohl unregelmäßig, aber nicht niedrig ausſchweifend. Der härteſte Vorwurf trifft ſeine Doppelehe. Im übrigen zierten ſeinen Charakter manche edle Eigenſchaften, die ſich auch in ſeinen Gedichten nicht verleugnen, ein hohes Maß von Biederkeit und Herzensgüte, Zutrauen und Mitgefühl. Den Ton des feineren Umgangs hatte er ſich nicht angeeignet; er behielt eine gewiſſe Unbeholfenheit und burſchikoſe Derbheit; allein er war ein warm fühlender Freund, dienſtfertig gegen jeden, der ſeine Theilnahme in Anſpruch nahm, ſogar wohlthätig, ſo wenig auch ſeine Vermögensumſtände ihm erlaubten, dieſem Triebe ſeines Herzens zu folgen. Fern war er daher von dem Neide und billig gegen fremdes Verdienſt; obwohl nicht ohne gerechtes Selbſtbewußtſein und keineswegs gleichgültig gegen Lob und Tadel, war er doch im Grunde der Seele beſcheiden.

Als Schillers ſtrenges Urtheil in der Recenſion ſeiner Gedichte 1791 über ihn ergieng, wallte zwar im erſten Augenblick ſein Ehrgeiz auf, doch bereute er es bald, die Erwiderung „in einem zu gereizten Ton“ abgefaßt zu haben; in einem erſt nach ſeinem Tode bekannt gewordenen Fragmente, das zur Einleitung

Digitized by Google

einer Selbſtkritik dienen ſollte, geſtand er offen ein, daß ſein Beurtheiler nicht ganz im Unrecht ſei. „Meine Uebereilung," äußerte er darin, „geantwortet und vollends in einem Tone geantwortet zu haben, der den Recenſenten reizen mußte, das Unrecht, welches er mir nach meiner jetzigen Ueberzeugung zugefügt hat, nicht nur nicht zu mildern, ſondern vielmehr zu verſtärken, kann ich nicht beſſer wieder gut machen, als wenn ich alles, was der Recenſent im Namen der Kunſt wider mich und meine Werke zu haben vorgibt, etwas umſtändlicher und auf eine ſolche Art erwäge, wie es ſich vor den Altären der Weisheit, der Muſen und der Grazien geziemet. Das Ziel, welches ich mir dabei vorſetze, iſt nicht eben Sieg über meinen Gegner; denn ich geſtehe gern, daß ich es mit einem Stärkeren zu thun habe, als ich bin."

Bei allem Beifall, den Schiller Bürgers ausgezeichnetem Talente zollte, gipfelte ſein Urtheil in dem Satze, daß demſelben die rechte Idealiſierkunſt mangle, daß der Geiſt, der ſich in ſeinen Gedichten darſtelle, kein gereifter, kein vollendeter Geiſt ſei, daß ſeinen Producten die letzte Hand fehle, weil ſie dem Dichter ſelbſt fehle. Auch unter glücklichern Lebensverhältniſſen wäre Bürger kein größerer Poet geworden; denn der Dichter iſt eben alles durch ſeine Individualität. Zu dem Ziele, das ihm erreichbar war, iſt er ſchon in ſeinen guten Tagen gelangt. Die Leidenſchaft für Molly hat ſein Talent nicht niedergedrückt, ſondern gerade die ſchönſten lyriſchen Blüthen hervorgerufen. Auf den Balladen beruht vornehmlich ſein Dichterruhm, vor allen auf der „Lenore", welche zugleich den Anfang und die Höhe ſeines epiſchen Talentes bezeichnet. Vieles verdankt er dabei den altengliſchen Vorbildern. Die ihm eigenthümliche Sphäre der Erzählung erkennen wir weit mehr in dem „Liede vom braven Manne", „Frau Magdalis", „der Kaiſer und der Abt". Es war kein innerer Widerſpruch, wenn er neben einer „Lenore" eine „Frau Schnips" und dergleichen dichtete. Die falſche Vor-

ſtellung von der volksmäßigen Poeſie leitete ihn dabei irre. Zwar konnte er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe ſeiner Gedichte von ſich ſagen: „Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, ſo habe ich dies ſchwerlich meinem ‚Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu u. ſ. w.‘, ſchwerlich dieſem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgehaſcht, ſchwerlich dem Umſtande zu danken, daß ich ein paar Volksmährchen in Verſe und Reime gebracht habe. Nein! dem unabläſſigen Beſtreben . . . . . muß ich's zu verdanken haben, dem Beſtreben, daß dem Leſer ſogleich alles unverſchleiert, blank und baar ohne Verwirrung in das Auge der Phantaſie ſpringe, was ich ihm anzuſchauen, daß alles ſogleich die rechte Saite ſeiner Empfindungen treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen.“ Darauf entgegnete Schiller ſehr treffend, daß Bürger ſich nicht ſelten mit dem Volke vermiſche, zu dem er ſich nur herablaſſen ſollte, und, anſtatt es ſcherzend und ſpielend zu ſich hinaufzuziehen, ſich ihm gleich mache; das Verdienſt des Volksdichters beſtehe nicht darin, jede Volksklaſſe mit irgend einem ihr beſonders genießbaren Liede zu verſorgen, ſondern in jedem einzelnen Liede jeder Volksklaſſe genug zu thun.

Bürger gehörte, obſchon er äußerlich mehr in Verbindung mit den Göttinger Dichtern ſtand, ſeinem Weſen nach zu den Männern der Sturm- und Drangperiode; über die ſittlichen und äſthetiſchen Principien und Anſchauungen derſelben kam er im Grunde auch während ſeines ganzen Lebens nicht hinaus. Wenn er in ſeiner letzten Periode die volksmäßigen Weiſen mit dem Schwunge idealer Poeſie zu vertauſchen bemüht war, ſo konnte er nur rhetoriſche Kunſtſtücke liefern, zu denen auch „das hohe Lied von der Einzigen“ zu zählen iſt. Lieber hören wir ihn von Mollys Werth und ſeiner Trauer in der einfachen Sprache ſeiner Sonette reden; nachdem Klamer Schmidt mit einigen unbedeutenden Verſuchen vorangegangen war, erweckte Bürger dieſe Kunſtform

der romaniſchen Poeſie, die für weiche Empfindung ſich ganz beſonders eignet, wieder in unſerer Literatur, aus der ſie nach reicher Blüthe im ſiebzehnten Jahrhundert faſt ſpurlos verſchwunden war.

Auguſt Wilhelm Schlegel, den Bürger, der Ueberſetzer des „Macbeth“ (1783), bei der Uebertragung des „Sommernachtstraumes“ 1789 unterſtützte und anleitete, hat ſein dichteriſches Verdienſt am ausführlichſten gewürdigt; allein trotz der Pietät für ſeinen Lehrer und Freund trifft er mit dem Urtheil Schillers, ſo ſehr er dieſen auch durch Seitenhiebe meiſtert, in der Hauptſache zuſammen. Er faßt ſeine Kritik ſchließlich in die Worte zuſammen: „Bürger iſt ein Dichter von mehr eigenthümlicher als umfaſſender Phantaſie, von mehr biedrer und treuherziger als zarter Empfindungsweiſe, von mehr Gründlichkeit im Ausführen, beſonders in der grammatiſchen Technik, als tiefem Verſtand im Entwerfen, mehr in der Romanze und dem leichten Liede als der höheren lyriſchen Gattung einheimiſch; in einem Theil ſeiner Hervorbringungen echter Volksdichter, deſſen Kunſtſtil, wo ihn nicht Maximen und Gewöhnungen hindern, ſich ganz zu demſelben zu erheben, Klarheit, rege Kraft, Friſche und zuweilen Zierlichkeit, ſeltner Größe hat.“

---

2. Hölty.

Wenn das Wort der Griechen Wahrheit iſt, daß der, den die Götter lieben, früh ſtirbt, ſo gehört mit manchen andern deutſchen Dichtern auch Hölty zu dieſen Glücklichen. Es iſt, als ob ſolche zart organiſierte Naturen, welche im Frühling des Lebens, nachdem ſie kaum ſich zu entfalten angefangen haben, ſchon den Keim des Todes in ſich tragen und ſchnell dahinwelken, eben dazu beſtimmt wären, den reinſten Aether der Dichtung in ſich aufzunehmen und, gleichſam von irdiſchen Schranken minder beengt, die höhere geiſtige Welt lebendiger im ahnungsvollen

Gemüth zu hegen. Die Geschichte ihres Lebens ist ein einzig Blatt, auf dem die Freuden der Kindheit und Jugend neben dem allmählichen Loslösen von ihren Hoffnungen und dem schwermuthsvollen Vorgefühl baldiger Trennung von dem kaum erst lieb gewonnenen Dasein verzeichnet sind. Als ein kleiner Ersatz wird ihnen die Gunst zu Theil, mit den Zügen einer ewigen Jugend auf die Nachwelt überzugehen und als Jünglinge in ihrem Andenken fortzuleben.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty, in dem hannover'schen Dorfe Marienſee am 21. December 1748 geboren, war wie viele seiner dichtenden Zeitgenossen eines Predigers Sohn und wuchs in der Einfalt und Stille beschränkter ländlicher Verhältnisse auf. Er war ein liebenswürdiges Kind und bis in sein neuntes Jahr, wo ihn die Blatternkrankheit, die damalige Plage der Kinderjahre und der Ruin manches lieblichen Gesichts, etwas entstellte, ein schöner Knabe. Die Mutter verlor er früh; sie starb 1757 an der Schwindsucht, deren Keim sie auch auf den Sohn übertragen hatte. Der Vater, welcher viele gelehrte Kenntnisse besaß, auch mehrerer neueren Sprachen kundig war und als Freund der schönen Literatur der deutschen Gesellschaft zu Göttingen angehörte, übernahm den ersten Unterricht seines Sohnes. Es zeigte sich bei diesem bald ein solcher Lerntrieb, daß man für seine Gesundheit fürchtete und ihm das Licht entziehen mußte, damit er das nächtliche Arbeiten einstelle. Dessenungeachtet verlor er nicht den fröhlichen Sinn und die Theilnahme für die Reize der äußeren Welt. Sein Gefühl für die Schönheit der Natur und die unschuldvollen Kinderfreuden äußerte sich sehr lebhaft und fieng früh an, sich in poetischer Form auszusprechen.

Im Herbste 1765 wurde er auf das Gymnasium zu Celle geschickt, wo sein Oheim wohnte. Drei Jahre brachte er hier zu und beschäftigte sich nicht nur mit den herkömmlichen Schulstudien, sondern auch mit der englischen Literatur. Nachdem er einen

Digitized by Google

Winter im elterlichen Hauſe verlebt hatte, bezog er um Oſtern 1769 die Univerſität Göttingen, um Theologie zu ſtudieren. Während er ſich hierin die nöthigen Kenntniſſe erwarb, ließ er die ſchöne Literatur alter wie neuer Zeit nicht aus den Augen. Er erwarb ſich eine umfaſſende Kenntnis neuerer Sprachen; zu dem Franzöſiſchen und Engliſchen trat das Italieniſche, zuletzt auch das Spaniſche hinzu. Auch war er Mitglied des von Heyne geleiteten philologiſchen Seminars. Durch Käſtners Vermittlung war er ſchon 1770 in die Göttinger deutſche Geſellſchaft aufgenommen worden, ohne jedoch von der Poeſie, wie ſie dort geübt wurde, befriedigt zu werden. Dagegen fand er ſeit 1771 gleich geſinnte und mitſtrebende Freunde an Bürger und Boie; noch inniger ſchloß er ſich an Voß und Miller an und hieng mit ganzer Wärme an den Freunden, welche die Liebe zur deutſchen Poeſie mit einander verbunden hatte. „Eben komme ich“, ſchrieb er am 13. December 1773, „aus der Verſammlung unſerer Freunde. Ich danke dem Himmel, daß er uns zuſammengeführt hat, und werde ihm danken, ſo lange Odem in mir iſt. Heilige Freundſchaft, wie ſehr haſt du mich beſeligt! Ich kannte keinen, konnte keinem mein Herz ausſchütten; du führteſt mir edle Seelen zu, die mir ſo viele ſüße Stunden gemacht haben und mir auch künftig alle Bitterkeiten des Lebens verſüßen werden.“ Dies vertraute Verhältnis veranlaßte ihn, noch über die gewöhnliche Studienzeit in Göttingen zu bleiben. Um ſeinem Vater nicht zur Laſt zu fallen, fieng er an für Geld zu unterrichten, wie er ſchon früher ſeinen Freunden Anleitung zu neuern Sprachen zu geben pflegte. Er ertheilte eine Zeit lang täglich fünf Stunden, klagte jedoch hernach, er ſei kaum für die Hälfte bezahlt worden. Für den Druck überſetzte er mehreres aus dem Engliſchen, einen Auszug aus der Wochenſchrift „der Kenner“, Hurds moraliſche und politiſche Dialoge und den erſten Theil von Shaftesburys philoſophiſchen Werken. Auch übernahm er, für eine „allgemeine

engliſche Bibliothek", welche Schulz in Gießen herausgeben ſollte, mehrere Stücke aus engliſchen Zeitſchriften zu übertragen; doch ließ er den Gedanken des kärglichen Honorars halber ſpäter wieder fallen.

Höltys Gedichte waren die ſchönſte Zierde des Göttinger Muſenalmanachs. Richtig erkannte er, daß es vornehmlich die idylliſch-lyriſche Gattung ſei, die ſeinem Dichtertalent zuſage. „Den größten Hang", äußerte er in einem Briefe, „habe ich zur ländlichen Poeſie und zu ſüßen melancholiſchen Schwärmereien in Gedichten; an dieſen nimmt mein Herz den meiſten Antheil." Innerhalb dieſes Gebietes, wozu er den Beruf in ſich fühlte, machte er die ſtrengſten Anforderungen an ſich und ſtrebte nach dem höchſten Ziel. „Ich will kein Dichter ſein," fuhr er in jenem Briefe fort, „wenn ich kein großer Dichter werden kann. Wenn ich nichts hervorbringen kann, was die Unſterblichkeit an der Stirne trägt, was mit den Werken meiner Freunde in gleichem Paare geht, ſo ſoll keine Silbe von mir gedruckt werden. Ein mittelmäßiger Dichter iſt ein Unding!" Er empfand zugleich lebhaft das wonnige Vorgefühl, im Andenken der Nachwelt durch ſeine Lieder fortzuleben, was auch ſeine Gedichte manchmal in rührend-beſcheidener Weiſe ausſprechen.

„Mir auch weinet, auch mir, Wonne! das Mädchen Dank,
Küßt mein zärtliches Lied, drückt es an ihre Bruſt,
Seufzt: Du redlicher Jüngling!
Warum barg dich die Gruft ſo früh!"

In einem der wenigen uns aufbehaltenen Briefe (aus dem April 1774) finden wir die ſchöne Stelle: „Welch ein ſüßer Gedanke iſt die Unſterblichkeit! Wer duldete nicht mit Freuden alle Mühſeligkeiten des Lebens, wenn ſie der Lohn iſt! Es iſt eine Entzückung, welcher nichts gleicht, auf eine Reihe künftiger Menſchen hinauszublicken, welche uns lieben, ſich in unſere Tage zurückwünſchen, von uns zur Tugend entflammt werden."

Digitized by Google

Höltys persönliche Erscheinung ließ das bedeutende Dichtertalent, das ihm verliehen war, kaum vermuthen. Die gebeugte blasse Gestalt, die sich träge und linkisch bewegte, hatte beim ersten Anblick nichts Einnehmendes. In Gegenwart von Unbekannten stumm, in sich gekehrt, in seine Gefühlswelt versenkt, erschien er ohne Geist und Leben, fast mit der Miene der Einfalt. Doch im vertrautesten Kreise erwachte seine fröhliche, schalkhafte Laune, und ein treuherziges Lächeln belebte die bleichen Züge. Sein Sinn strebte nicht in die weite Welt, nicht nach den Genüssen des Wohllebens; seine Wünsche waren idyllisch wie seine Poesie. „Mein Hang zum Landleben", schrieb er in jenem Briefe aus dem Frühling 1774, „ist so groß, daß ich es schwerlich über's Herz bringen würde, alle meine Tage in der Stadt zu verleben. Wenn ich an das Land denke, so klopft mir das Herz. Eine Hütte, ein Wald daran, eine Wiese mit einer Silberquelle und ein Weib in meine Hütte ist alles, was ich auf diesem Erdboden wünsche. Freunde brauche ich nicht mehr zu wünschen, diese habe ich schon. Ihre Freundschaft wird meine trüben Stunden aufheitern, meine frohen noch froher machen. Ich werde ihre Briefe und Werke an meiner Quelle, in meinem Walde lesen und mich der seligen Tage erinnern, da ich ihres Umgangs genoß." Ein Dichter von solcher idyllischen Gefühlsstimmung mußte Kleists „Frühling" lieben. Er machte einen Entwurf, in gleicher Weise den Sommer zu besingen; doch war das Zeitalter der beschreibenden Poesie vorüber, und Hölty unterließ die Ausführung.

Die Liebe hatte er nur in den ersten zarten Regungen der Empfindung kennen gelernt, doch nicht ohne daß sie auf seine Lyrik bedeutsam nachwirkte. Die von ihm besungene Laura war kurz vor seinem Abgange auf die Universität wie ein flüchtiges Traumbild an ihm vorübergegangen. Begeistert schilderte er sie in einem Briefe vom 13. December 1773 mit wenigen Zügen,

Digitized by Google

die in ſeinen Gedichten wiederkehren: „Laura iſt in der Stadt geboren und erzogen. Sie iſt die ſchönſte Perſon, die ich geſehen habe; ich habe mir kein Ideal liebenswürdiger bilden können; ſie hat eine majeſtätiſche Länge und den vortrefflichſten Wuchs, ein ovalrundes Geſicht, blonde Haare, große blaue Augen, ein blühendes Colorit und Grazie und Anmuth in allen ihren Mienen und Stellungen. Nie habe ich ein Frauenzimmer mit mehr Anſtand tanzen ſehen, und das Herz hat mir vor Wonne gezittert, wenn ich ſie ein deutſches oder welſches (ſie verſteht Italieniſch und Franzöſiſch) Lied ſingen hörte. Sie fand ein großes Vergnügen an Kleiſts und Geßners Schriften; ob ſie Klopſtock lieſt, weiß ich nicht. Als ich ſie kennen lernte, war ſie bei ihrer Schweſter, die in meinem Geburtsorte verheirathet war und im December 1768 ſtarb. Es war ein ſchöner Maiabend, die Nachtigallen begannen zu ſchlagen und die Abenddämmerung anzubrechen. Sie gieng durch einen Gang blühender Apfelbäume und war in die Farbe der Unſchuld gekleidet. Rothe Bänder ſpielten an ihrem ſchönen Buſen, und oft zitterte ein Abendſonnenblick durch die Blüthen und röthete ihr weißes Gewand und ihren ſchönen Buſen. Was Wunder, daß ſo viele Reize einen tiefen Eindruck auf mich machten, den keine Entfernung auslöſchen konnte. Einen Bogen würde ich anfüllen müſſen, wenn ich alle verliebten Phantaſien und Thorheiten erzählen wollte, worauf ich verfiel. Nach einem Jahre kehrte ſie wieder in die Stadt zurück. Man kann in einem Jahre manchen Göttertraum haben, manches Liebesgedicht machen. An beiden fehlte es nicht. — — — Zweimal habe ich ſie nach ihrer Verheirathung geſehen..... Es iſt Sünde, ſie ferner zu lieben. Meine Liebe iſt auch ſo ziemlich verloſchen; nur eine ſüße Erinnerung und ein ſüßes Herzklopfen, wenn mir ihr Bild vor Augen kommt, ſind davon übrig. Doch habe ich noch oft den brennendſten Wunſch, ſie einmal wiederzuſehen.“ Das war das

Digitized by Google

ganze Liebesglück des holden Sängers der „Seligkeit der Liebenden“!

Von der Welt hat Hölty nicht viel geſehen. Im Herbſt 1774 machte er in Millers Begleitung einen Ausflug bis Leipzig. Von dem wenigen, was uns über ſeine Reiſeerlebniſſe mitgetheilt wird, iſt ein einzelner Moment von Intereſſe, wo uns die lyriſche Erregbarkeit des ſchüchternen Dichters in lebendigen Zügen entgegentritt. „Zwiſchen Merſeburg und Leipzig“ — ſo heißt es in ſeinem kurzen Bericht, wahrſcheinlich in einem Briefe an Voß — „tranken wir Kaffee in einer Schenke, vor deren Thüre ein Phaeton mit zwei lieblichen Mädchen hielt. Die eine war vorzüglich ſchön und gefiel mir höchlich. Ich ſtellte mich dicht an die Thüre, als ſie abſtieg und wieder einſtieg, und verſchlang ihre Reize. Sie kam einmal ſo nahe bei mir vorbei, daß mich ihr ſchöner Arm ein wenig berührte. Betrübt ſah ich ſie wegfahren. Ich freute mich, daß mein Herz noch fühlen konnte. Welch ein Himmel iſt die Liebe! Der iſt ein Engel, der in dieſem Himmel wohnen kann, der ein Verdammter, der nie einen Platz darin bekommt. Trotz meiner ſtrupfichten Locken hätte ſie mich vielleicht angelächelt, wenn ſie gewußt hätte, daß der berühmte Traumbilddichter vor ihr ſtände.“

Nach dieſen noch in der heiterſten Laune durchlebten Reiſeabenteuern trat für Hölty die Zeit der Leiden ein. Im Spätherbſt 1774 fieng er an, des Morgens Blut auszuwerfen. Anfangs achtete er es nicht und hielt es für die ungefährliche Folge eines früheren hartnäckigen Huſtens, von dem ihm lange Zeit ein Stich in der Bruſt zurückgeblieben war. Voß drang in ihn, einen Arzt zu befragen, deſſen Troſtesworte hinlänglich die Gefahr andeuteten, die ſein Leben bedrohte. Sein Freund kannte bis dahin nur ſeine immer gleiche friedliche Miene; dieſes Mal weinte er, als ſie zurückgiengen, bitterlich. Ein ander Mal ſah ihn Voß weinen, als ſein Freund eines Tages — es war im Frühling

1775 — mit verstörtem Gesicht, da er so eben den Tod seines Vaters erfahren hatte, zu ihm kam und auf die Frage „Wie geht's, Hölty?“ unter ausbrechenden Thränen ihm die Ursache seines Kummers meldete. Die „Elegie beim Grabe meines Vaters“ ist der Ausdruck des liebevollen, durch religiösen Glauben verklärten Schmerzes.

Den Mai 1775 verbrachte Hölty in seinem heimathlichen Dorfe, um nach Zimmermanns Anweisung seine gestörte Gesundheit herzustellen. Er verhehlte sich die Gefahr nicht, obgleich er die Hoffnung auf Genesung nicht aufgab. Im Juli besuchte er Voß auf acht Tage in Wandsbeck. Im Herbst begab er sich nach Hannover, um unter Zimmermanns Aufsicht eine kleine Nachcur, wie er an Voß schrieb, zu brauchen. Allein das Brustübel verschlimmerte sich nur mehr und mehr. Er litt an einem hartnäckigen Husten, hatte immerwährende Beklemmungen und zuletzt fast keinen Schlaf. In seinem letzten Briefe an Miller vom 4. August 1776 schrieb er: „Ich befinde mich diesen Sommer sehr schlecht. Fast drei Monate hindurch habe ich beinah keine Nacht geschlafen, immer ein schleichendes Fieber, Kopfweh und die heftigsten Brustbeklemmungen gehabt. Du kannst leicht denken, wie mich das abmatten mußte. Ich trinke jetzt schon über vier Wochen den Brunnen und spüre gegenwärtig einige Besserung. Der goldene Schlaf kommt wieder; nur geben sich die leidigen Brustbeklemmungen noch nicht.“ Der Trost der Schwindsüchtigen verließ ihn auch jetzt noch nicht. Er hoffte noch, seinen Voß wieder in Wandsbeck zu besuchen, und schloß den letzten Brief an ihn mit denselben Worten, die seine letzten an Miller waren: „Ich werde künftig gewiß sehr oft an dich schreiben.“ Während seines Leidens beschäftigte er sich noch mit der Sammlung und Ueberarbeitung seiner Gedichte, deren Herausgabe er seinen Freunden Voß und dem Grafen Friedrich Stolberg überlassen mußte. Er starb am 1. September 1776.

gitized by Google

Höltys Poeſie umſchreibt einen engen Kreis; es iſt die idylliſch-lyriſche Dichtung, in der er heimiſch iſt. Selten verläßt er ſie, um ſich auch in den ſcherzhaften Erzählungen zu verſuchen, die man für Romanzen oder Balladen ausgab, obgleich ſie im Grunde das Romantiſche nur traveſtieren. „Adelſtan und Röschen“, „Leander und Ismene“ gehören dieſer Gattung an. Sie ſtammen aus den Jahren 1771 und 1772. Später verwarf ſein richtiger Tact das zwitterhafte Genre. „Ich ſoll“, ſchrieb er im April 1774, „mehr Balladen machen? Vielleicht mache ich einige; es werden aber ſehr wenige ſein. Mir kommt ein Balladenſänger wie ein Harlekin oder ein Menſch mit einem Raritätenkaſten vor.“ So urtheilte noch damals, als eben Bürger ſeine „Lenore“ vollendete, ein Mitglied des Göttinger Bundes von Balladen!

Höltys Lieder ſind im ſchönſten Sinn des Worts populär, mehr als es Bürger mit ſeiner abſichtsvollen Tendenz hat erreichen können. Auch jetzt noch ſind einzelne ſeiner Mailieder, ſeine „Aufmunterung zur Freude“, ſein „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“ im Volke lebendig geblieben. Die herzensreine Heiterkeit gewinnt um ſo höheren Reiz, je mehr das Gefühl der Flüchtigkeit alles Irdiſchen die elegiſchen Anklänge zwiſchen die Töne der Freude miſcht. Nicht minder hat er den ſtolzen Rythmus der antiken Ode durch die Wärme der Empfindung beſeelt und auch in dieſer Form Meiſterſtücke geliefert, welche den Vergleich mit den Werken von Odendichtern erſten Ranges nicht zu ſcheuen haben. Lange Zeit hat er in der elegiſchen Dichtung als ein Muſter vorangeleuchtet. Nicht nur bei Matthiſſon und Salis, den zunächſt ſich an ihn anſchließenden Lyrikern, finden wir ſeine Weiſe wieder; er klingt bis auf Luiſe Brachmann und Ernſt Schulze in der deutſchen Lyrik nach, der Sänger der Natur und Unſchuld, der Liebe und der ſanften Melancholie.

Digitized by Google

3. Voß.

Es ist ein erhebender Anblick, den uns die Geschichte unserer Literatur mehrmals gewährt, wenn Männer von Geist und Charakter sich aus ärmlichen Verhältnissen unter Hindernissen und Kämpfen zu der Höhe des Ruhmes emporarbeiten und durch ihre geistige Errungenschaft, durch die Macht einer gehaltvollen Persönlichkeit eine culturhistorische Bedeutung gewinnen, welche sie mehr ihrer rastlosen Selbstthätigkeit als der Gunst der Umstände verdanken. Voß' Leben war voll Mühe und Arbeit; aber weil sein Streben von dem ganzen Ernst eines energischen Charakters getragen wurde, war ihm die gehaltvolle Frucht nicht versagt. Wenige haben auf ihr Zeitalter einen so bedeutenden und vielseitigen Einfluß ausgeübt wie er. Als klassischer Philologe wirkte er vor allem reinigend und bahnbrechend auf dem Gebiete der alten Geographie und Mythologie. Mehr als irgend ein anderer trug er durch seine zahlreichen Uebersetzungen griechischer und römischer Autoren dazu bei, die Kenntnis und das Verständnis der antiken Poesie in Deutschland auszubreiten. Die vorzüglichsten dieser Uebertragungen gehören wegen des echt deutschen Charakters, den Voß ihnen aufprägte, nicht minder unserer nationalen Literatur an als seine selbständigen dichterischen Versuche, in denen sich vornehmlich Eindrücke seiner Kindheit und Jugend sowie Bilder aus den eng begrenzten Kreisen seines nachmaligen Lebens und Wirkens wiederspiegelten. Es war kein Leben voll dichterischen Glanzes; aber der heitere Himmel der Poesie breitete sich auch über die idyllische Beschränktheit und streute auch dem traulichen, von der Liebe umschlungenen Familienherde duftige Blüthen.

Johann Heinrich Voß war am 20. Februar 1751 in dem mecklenburgischen Dorfe Sommersdorf (unweit Wahren) geboren, wo der Vater nach Ablauf einer Pachtung einen Winter hindurch sich aufhielt. Im nächsten Sommer zog dieser nach

Digitized by Google

Penzlin, wo er Haus und Garten nebst der Gerechtigkeit des Bierbrauens und Branntweinbrennens gekauft hatte. Er besaß einen gesunden Verstand und viel praktische Betriebsamkeit, überdies mehr als gewöhnliche Schulkenntnisse, so daß er sich durch die Gewandtheit seiner Feder einen nicht unbedeutenden Nebenerwerb zu verschaffen wußte.

Dem Knaben, der bald der Eltern einziger Sohn war, da die Brüder schnell nach einander dahinstarben, fehlte es nicht an Gelegenheit, seine früh entwickelte Wißbegierde, die durch ein vortreffliches Gedächtnis unterstützt ward, zu befriedigen. In der Schule des Städtchens überwand er leicht die Elemente des Unterrichts und that sich als gewandter Rechner hervor. Bibel und Gesangbuch wurden eingeprägt und die Phantasie auch mit den Mährchen der Volksbücher und mit Gellerts Fabeln genährt. Seine zierliche Handschrift gab ihm Gelegenheit, sich einen Sparpfennig zu erwerben. Auch der Unterricht in der Musik kam hinzu, da ein Oheim Instrumentenmacher war. Obwohl schwächlichen Körpers, zeigte er sich muthig zur Abwehr von Beleidigungen der Kameraden und war Anführer im Soldatenspiel. Da er keine Lust zu der Krammwirthschaft zeigte, sondern lieber bei den Büchern saß, so ließ man den Trieb zu den gelehrten Studien gewähren. Er lernte Lateinisch bei dem Rector Struck, dessen väterlicher Zucht er noch als Greis mit inniger Dankbarkeit gedachte. Da der Vater auf den Rath des Rectors und des Ortsgeistlichen, der gleichfalls großen Antheil an dem fähigen Knaben nahm, den Entschluß, Theologie zu studieren, genehmigte, so wurde auch mit den Elementen des Griechischen und selbst des Hebräischen, vornehmlich durch Privatfleiß, der Anfang gemacht.

Freilich waren die Aussichten für die weitere Fortbildung des angehenden Gelehrten noch sehr trübe. Der Vater war in den Zeiten des siebenjährigen Krieges, dessen Wirkungen das mecklenburgische Land hart trafen, in Armuth gerathen; das wenige

Silberzeug mußte nach und nach verkauft werden; der Erwerb ſtockte, auch unter den Nachwehen des Krieges. Dennoch hielt die Familie noch an dem Wunſche feſt, aus dem Sohne dereinſt einen Prediger werden zu ſehen; man brachte ihn daher im Frühling 1766 auf die höhere Lehranſtalt zu Neubrandenburg, wo er ſeiner vorzüglichen Sprachkenntniſſe halber in die oberſte Klaſſe aufgenommen wurde.

Es waren unerquickliche Schuljahre. Nicht die Dürftigkeit drückte den ſtrebſamen Knaben ſo ſehr wie der geiſtloſe Mechanismus des Unterrichts, den er meiſt von einem Schulrector erhielt, zu welchem er kein Herz faſſen konnte. Freitiſche gewährten ihm einige wohlthätige Einwohner; das Schulgeld mußte er zum Theil durch Unterricht in des Rectors Hauſe abverdienen; Privatunterricht in einigen Familien verſchaffte kleine Erſparniſſe, womit er den verarmten Vater zu unterſtützen hoffte. Wie dies von ſeiner ſittlichen Geſinnung Zeugnis gibt, ſo war es ein Zeichen ſeines aufſtrebenden Geiſtes, daß er eine Geſellſchaft von zwölf Primanern ſtiftete, in der die alten Sprachen getrieben wurden und nebenbei auch die Kenntnis der deutſchen Literatur Beachtung fand. Einer um den andern mußte Lehrer ſein. Auf Nachläſſigkeit wurde eine Geldbuße geſetzt und das Strafgeld zum Ankauf deutſcher Dichter beſtimmt. Hagedorn, Haller, Uz, Geßner und vor allem Ramler wurden in hohen Ehren gehalten; erſt allmählich trat auch Klopſtock dem Jüngling näher. Er machte einige poetiſche Verſuche, darunter auch Idyllen in Hexametern, und übertrug horaziſche Oden und einige hundert Verſe der Theogonie Heſiods.

Mit dem achtzehnten Jahre war Voß fähig, zur Univerſität überzugehen. Aber woher bei der Armuth der Eltern dazu die Mittel erhalten, auch bei den allerbeſcheidenſten Anſprüchen? Ein mecklenburgiſcher Gutsbeſitzer, Kloſterhauptmann von Oertzen zu Ankershagen, der von der vortrefflichen Schulbildung des Jüng-

Digitized by Google

lings Kunde erhalten hatte, trug ihm eine Hauslehrerstelle bei seinen Kindern an. Der schwere Entschluß mußte gefaßt werden. Voß hoffte von seinem spärlichen Gehalte, das auf sechzig Thaler für das erste und siebzig für das zweite Jahr festgesetzt war (der Vorgänger, ein Candidat, hatte über hundert Thaler erhalten), so viel zu ersparen, um sich den Besuch einer Universität möglich zu machen. Dennoch hielt er auch für seine Pflicht, den Vater zu unterstützen, der, bald völlig verarmt, 1771 Schulmeister ward.

Manche Demüthigungen mußte er in dem adligen Hause ertragen, manches bittere Gefühl in dem Busen schweigen heißen, wodurch sich einige Falten in sein Gemüth eindrückten, die es nicht wieder verlor. Eine Herzenserquickung gewährte ihm das Freundschaftsverhältnis zu einem jungen Geistlichen in der Nachbarschaft. Brückner, der schon als Student durch Herausgabe von Trauerspielen, welche selbst Lessings Aufmerksamkeit auf sich zogen, seinen Sinn für schöne Literatur bekundet hatte, ward zum Prediger in Großen-Vielen ernannt. Die Liebe, die sie damals für einander faßten, blieb sich bis in späte Jahre gleich und bewahrte die Zartheit jugendlicher Neigung. Voß diente auch sein geschicktes Clavierspiel bei vielen Familien zur Empfehlung, so daß er nicht von bildendem Umgang abgeschnitten war. Am meisten verschönten ihm die Dichter des Alterthums und die Beschäftigung mit poetischer Production die einsamen Stunden. Brückners Urtheil war ihm eine Ermuthigung. Als er ihm einst ein neues Gedicht vorlas, erhielt er vom Freunde ein überraschendes Lob; als er darüber erröthete, sagte dieser: „Nun nun! ich meine, was werden kann!“ und schloß ihn in die Arme.

Als Voß Boies Musenalmanach erhielt, fühlte er, daß er wohl im Stande sei, eben so gute Sachen hervorzubringen; es drängte ihn, mit seinen Versuchen an die Oeffentlichkeit zu treten. Am 8. Juli 1771 richtete er ein Schreiben an Käſtner in Göttingen, den er für den Herausgeber des Almanachs hielt,

Digitized by Google

überſandte ihm dabei einige Gedichte, bat um ſein Urtheil und, wenn dies günſtig ausfalle, um deren Aufnahme in den poetiſchen Almanach. Käſtner gab die Gedichte an Boie; beide ſchrieben an Voß freundlich und ermunternd und kamen dem von ihm ausgeſprochenen Wunſche, bald eine Univerſität beziehen zu können, mit ermuthigendem Zuſpruch entgegen. Voß erwiderte Boien bald darauf, daß er entſchloſſen ſei, mit dem nächſten Frühjahr aus den bisherigen Verhältniſſen zu ſcheiden, wenn er gleich während der beiden Hauslehrerjahre nicht mehr als ſechzig bis achtzig Thaler habe erſparen können. Indeß war Boie in Göttingen und Hannover für ihn thätig, wußte bei einigen einflußreichen Männern, auch bei Heyne, Theilnahme für den hoffnungsvollen Jüngling zu erwecken und ihm die Ausſicht auf einen Freitiſch und andere Unterſtützung zu eröffnen. Im October 1771 ſchrieb er an Voß, er möge nur Oſtern nächſten Jahres nach Göttingen kommen; es werde ſich Hilfe finden.

Mit der erſparten kleinen Baarſchaft, die durch Geſchenke einiger wohlwollenden Freunde bis auf hundertunddreißig Thaler vermehrt war, begab ſich Voß im Frühjahr 1772 getroſten Muthes nach Göttingen, langſam mit einer Frachtfuhre dem erſehnten Muſenſitz näher rückend. Da er vorläufig noch an dem Studium der Theologie feſthielt, ſo hörte er im erſten Semeſter neben der Logik und Univerſalhiſtorie Vorleſungen über Dogmatik, denen er wenig Geſchmack abgewinnen konnte. Der Umgang mit Boie erheiterte ihm gleich den erſten Eintritt. „Mehr könnte“, ſchrieb er an Brückner, „kein Vater für mich thun, als er für mich gethan hat. Einen freien Tiſch, freie Collegien, freie Stube, alles hab' ich durch ihn. Die Stube bezahlt er ſogar ſelbſt, und das Allerwenigſte wird jährlich fünfundzwanzig Thaler ausmachen.“ Durch ihn wurde er ſogleich mit Bürger, Miller, Hölty und den übrigen Jünglingen bekannt, die mit ihm den kleinen Dichterkreis bildeten. Durch Voſſens Eintritt erhielt der

Digitized by Google

Bund eine entschiednere sittliche Tendenz. Der 12. September 1772 ward zum Tage der Bundesweihe. „Die beiden Millers, Hahn, Hölty, Wehrs und ich“ — so erzählte Voß seinem Brückner — „giengen noch des Abends nach einem nah gelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauerhütte eine Milch und begaben uns darauf in's freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. Dann verbündeten wir uns, die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen einander zu beobachten und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnliche Versammlung noch genauer und feierlicher zu halten. Ich ward durch's Loos zum Aeltesten erwählt. Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen und ihn jährlich begehn.“ Das enthusiastische Gefühl steigerte sich noch, als gegen Ende Octobers die Grafen Stolberg nach Göttingen kamen. Sie schlossen Freundschaft mit den Bundesbrüdern und baten um Aufnahme in ihren Verein. Indem Voß seinem Brückner die Scene beschreibt, wie er mit Friedrich Stolberg den Bund ewiger Freundschaft durch Umarmung und Handschlag schließt, fährt er in der Schilderung des Dichterbundes fort: „Im Feuer, worin ich bin, darf ich wohl ein bischen stolz sein. Ich will's also auf den Bund sein, der ohne mich nicht entstanden wäre. Vor mir hat Bürger zwar viel Gutes, aber auch viel Schaden gestiftet. Sein Geschmack war zu einseitig und zu weichlich. Hahn ward nicht geachtet, Hölty durfte nur Gedichte der Liebe bringen, und selbst Boiens Geschmack war zu französisch. Seit ich hier bin, ist die festeste

Freundschaft geknüpft. Hahn, der feurige Hahn, darf frei singen, Hölty auch, und Boie ist so deutsch, so glühend deutsch, daß es Klopstock nicht mehr sein kann."

Inzwischen hatte Voß der Theologie, zu der er nie eine aufrichtige Neigung empfunden hatte, völlig entsagt. Die Liebe zu der Poesie, zu den Dichtern des Alterthums überwog alle andern Rücksichten. Er hörte philologische Vorlesungen bei Heyne, wurde Mitglied des philologischen Seminars und widmete seinen Privatfleiß dem Studium griechischer Dichter, in die er durch poetische Nachbildungen tiefer einzudringen suchte. Was er von seinen Versuchen, Pindars Hymnen zu übersetzen, Heynen mittheilte, veranlaßte diesen zu Vorlesungen über Pindar, während deren er eine neue Ausgabe des lange vernachlässigten Dichters besorgte. Einige pindarische Gesänge schickte Voß auch an Herder. „Findet er meine Uebersetzungsart gut," schrieb er an Brückner am 24. Februar 1773, „so denk' ich mit Gottes Hilfe den ganzen Pindar wenigstens in zehn Jahren zu übersetzen. Nach meiner jetzigen Einsicht ist es möglich, ihn eben so verständlich, auch eben so stark und kühn im Deutschen zu liefern, als er im Griechischen ist. Auch die Sprache müßte ungemein dabei gewinnen. Ich studiere deßwegen die Minnesänger und Luthers Schriften, um die alte Nerve wiederzubekommen, die die deutsche Sprache ehedem hatte und durch das verwünschte Latein und Französisch ganz wieder verloren hat. Fast alle Stammwörter sind untergegangen. Durch eine pindarische Uebersetzung müßten sich die meisten, wenigstens die besten, wiederherstellen lassen."

Es bildete sich die Idee deutscher Idyllendichtung bestimmter aus. Voß interessierte sich für Volkslieder und forderte Brückner auf, in seiner Umgebung dergleichen Ueberreste der nationalen Poesie zu sammeln. Die Projecte für vaterländische Sprache giengen noch weiter. Mit Hölty und Miller las er altdeutsche Dichter, „auch mit Rücksicht auf ein allgemeines Wörterbuch für

Digitized by Google

Deutſchland, worin alle Wörter, veraltete und unveraltete, ſo weit es ſich thun läßt, aus ihrer erſten Quelle abgeleitet und ihre immer veränderten Bedeutungen angezeigt und mit den noch übrigen Wörtern im Engliſchen, Plattdeutſchen und Schwäbiſchen verglichen werden ſollen". Er trieb damals Engliſch mit Boie und Hölty, mit letzterem auch Italieniſch; das Spaniſche wurde ſpäter hinzugefügt.

Es war eine ſchöne Lebensepoche, das zweite ſeiner akademiſchen Jahre. Die innigſte Freundſchaft und die zwangloſe Hingebung an ein geliebtes Studium hob das Herz weit über das Alltägliche empor, und kein Mißklang ſtörte die glückliche Harmonie der Seele. „Ach, mein liebſter Brückner," ſchrieb er am 24. Februar 1773, „wärſt du bei uns, um Antheil an unſerm Glück zu nehmen! Ich fühle jetzt, daß Himmelsfreuden ohne leibliche Glückſeligkeit ſein können. Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes empfindet und in der wechſelsweiſen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtſein, daß man ſeiner Rechtſchaffenheit halber geliebt wird." Zu gleicher Zeit ward die Poeſie des erſten jugendlichen Liebesgefühls durch eine mit Boies jüngſter Schweſter Erneſtine (1756—1834) ſeit dem Mai 1773 angeknüpfte Correſpondenz geweckt; obgleich ſie ſich noch nicht von Angeſicht geſehen hatten, redeten die Briefe bald ſchon die wärmere Sprache ſehnſüchtiger Neigung, die ſich auch in ſchwärmeriſchen Oden an Selma ausſprach.

Im Frühjahr 1774 beſchloß Voß die Pilgerfahrt nach Norden, um in Hamburg den verehrteſten deutſchen Dichter, deſſen Geburtstag 1773 der Bund als ein Freuden- und Weiheſeſt begangen hatte, aufzuſuchen und in Flensburg ſein geliebtes Mädchen kennen zu lernen. Klopſtock empfieng ihn ſehr herzlich; manche Stunde waren ſie zuſammen und tauſchten ihre Anſichten über deutſche Poeſie, über Sprache und Rhythmus aus.

Digitized by Google

Er ſah bei ihm die letzten Bogen des eben beendigten erſten Bandes der „Gelehrtenrepublik“ und erzitterte vor ſeinen Augen von freudiger Erregung, als er die Stelle fand, wo Klopſtock in geheimnisvoller Bardenſprache auf die Zukunft des jungen Dichterbundes hindeutete. Während des Hamburger Beſuchs machte Voß auch die Bekanntſchaft von Bode, dem Ueberſetzer engliſcher Romane, und Claudius zu Wandsbeck.

In Flensburg verlebte er bei Boies Eltern Anfangs ſehr glückliche Tage; da traf ihn ganz unerwartet eine Erſchütterung ſeiner Geſundheit, wodurch er mit einem plötzlichen Tode oder wenigſtens mit dem Schickſal ſeines Freundes Hölty bedroht ward. Wiederholtes Blutſpucken brachte ſein Leben in ſolche Gefahr, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Indeß erholte ſich ſeine gute Natur bald einigermaßen wieder. Nach einem fünfwöchentlichen Aufenthalt in Flensburg kehrte er über Lübeck nach Hamburg zurück. Daß die Wahl ſeines Herzens durch den Beſuch in Flensburg entſchieden war und er der Erwiderung ſeiner Neigung gewiß ſein konnte, ſprechen die an Erneſtine gerichteten Briefe unverhüllt aus. Sie heißt ſein liebes, ſein beſtes, deutſches Mädchen, iſt ſein ſchlafender und wachender Traum, und von dem traulichen Du wird ſchon in erregten Briefſtellen Gebrauch gemacht. Von Lübeck aus ſchreibt er am 28. Mai an ſie: „Nach Flensburg ſtehn noch alle meine Gedanken; auch in Geſellſchaft und wenn ich mit anderen ſpreche, träumt mein Herz ſeinen ſüßen Flensburger Traum fort. Ich weiß mich nicht zu entſinnen, daß ich je ſo weichherzig geweſen bin. Der Abſchied iſt mir noch immer ſo lebhaft, daß ich, wenn ich ihm in der Einſamkeit nachdenke, heiße Thränen vergießen muß.“ Einige Wochen verweilte er darauf in Hamburg in ununterbrochenem Verkehr mit Klopſtock, Claudius und Ebert, der ſich damals in ſeiner Vaterſtadt aufhielt. Voß ließ ſich daſelbſt mit Hahn und Fritz Stolberg in den Bund der Freimaurer aufnehmen.

Digitized by Google

In Göttingen langte er gegen Ende Junis wieder an. Das Brustübel war noch nicht ganz gewichen, doch hatte sein Körper sich gestärkt; seine Genesung schritt rasch fort, und er konnte sich seinen Studien wieder hingeben. Während seiner Abwesenheit war er nebst Hölty aus der Liste des philologischen Seminars gestrichen worden; es zeigten sich schon die ersten Keime des Zerwürfnisses mit Heyne, das nachmals in unerquicklicher Fehde vor den Augen des Publicums ausgefochten wurde. Da Miller und Hahn im Herbst 1774 Göttingen verließen, so verlebte Voß einen einsamen Winter, zumal er durch die Rücksicht auf seine Gesundheit genöthigt war, mehr als sonst auf seinem Zimmer zu bleiben. Da ihm für die letzte Zeit seiner Universitätsstudien keine namhaften Unterstützungen zu Theil wurden, so erwarb er sich das Nothwendige durch literarische Arbeiten. Er übersetzte Alemberts „Versuch über den Umgang der Gelehrten und Großen, über den Ruhm, die Mäcenen und die Belohnungen der Wissenschaften“ sowie Blackwells damals geschätztes Werk über Homers Leben und Schriften. Mit dem folgenden Jahre trat ihm Boie die Herausgabe des Musenalmanachs ab, dessen Redaction der Versorgung durch ein Amt gleich zu achten war.

Das Band, das ihn mit Ernestine verknüpfte, war so fest geworden, daß der Wunsch, sie bald die Seinige nennen zu können, in ihm sehr lebhaft geworden war. Der Gedanke an sie weihte ihm den Eintritt in das neue Jahr. „Ich bin mit einer feierlichen Heiterkeit aufgestanden, habe alle meine Schicksale im vergangenen Jahre durchdacht und Gott gedankt, der mich so wunderbar und so gnädig geführt hat; ich habe geweint und neue, heftige Entschlüsse für Tugend und Vaterland gefaßt. Was kann ich nun eher thun, als mich mit dir, mein Alles nach Gott und Vaterland, zu unterhalten! Durch dich, einzig durch dich ist mir dies stürmische Jahr mit allen seinen Thränen, mit

Digitized by Google

allen ſeinen Todesſchrecken ein Sabbath Gottes, und alle Freuden der vorhergehenden Jahre, da ich dich noch nicht kannte, ſind Spreu gegen eine Thräne, die das ſelige Gefühl deiner Liebe meinem Herzen entpreßte!“ Mit dieſen Worten, die auch in anderer Hinſicht für Voß charakteriſtiſch ſind, begrüßte er die Geliebte am Neujahrsmorgen 1775. Wenige Monate ſpäter machte er in einem ſeiner letzten Briefe an Brückner, dem köſtlichen Schreiben vom 20. März 1775, dieſem ein ähnliches Geſtändnis ſeiner Seelenhingebung an Erneſtine. Es mag auch denen gegenüber, welche Voß nur eine derbe, proſaiſche Natur zugeſtehen möchten, ein Beweis ſein, wie ſehr ſein Herz den zarteſten und edelſten Empfindungen zugänglich war. „Da haſt du“, ſchrieb er dem Freunde, „einen Brief von dem herrlichſten Mädchen, das jemals die Sonne geſehn hat. Du liebſt doch deinen Freund? Zittre vor Freuden, daß ich von dieſem Mädchen geliebt, ſo von ganzer Seele geliebt werde! Du ſtellteſt dir ein ſolches Mädchen nur in Träumen der Dichtkunſt vor, ſagſt du? Du mußt beſſer träumen können als ich. Das reizendſte Ideal, das mein Geiſt in den Stunden der Weihe ſah, iſt nur ein Schatten von den Vollkommenheiten, die ich in Erneſtinen fand. Denk' nicht, daß der Liebhaber ſpricht. Selbſt im Taumel der Liebt gibt es kühlere Augenblicke, wo man urtheilen kann. Aber Urtheil und Empfindung bleibt eins und ſtrömt gleich ſtark in dem Flammenmeere der Liebe . . . . . Wie oft hat ſie mich Kleinmüthigen durch ihre Standhaftigkeit und durch ihr Vertrauen auf Gottes Fügung beſchämt! Wie oft hat ſie mich an den Tod erinnert und mich mit ihrer ewigen, ungehinderten Liebe jenſeit des Grabes aufgerichtet! Wie ſorgfältig hat ſie mir ihre Thränen verborgen, ſie, die meinetwegen ihre Röthe verloren, tiefſinnig geworden und eine Ohnmacht gehabt hat! Lange hinterher erfuhr ich dies erſt, und daß dies ihr größter Kummer wäre, daß ich ohne ſie vielleicht glücklich und zufrieden hätte

Digitized by Google

leben können. Und bei ſo außerordentlicher Seele ſo ganz Natur und Grazientanz und ſelbſt ſo unbekannt mit dem, was ſie hat, und was, ſtill wie die Gottheit, allmächtig unſre Seelen zur Höhe des Seraphs emporhebt! Ach Brückner, wenn ich auch früher ſtürbe, ehe wir unzertrennlich verbunden würden, ich wäre doch einer der ſeligſten Liebenden geweſen. Eine Thräne um ſie iſt mehr werth als alles, was die Welt ſonſt hat! Ach, und ihre Thränen um mich!“

Um Oſtern 1775 verließ Voß die Univerſität Göttingen, um von Hamburg aus, als dem geeigneteren Platze des buchhändleriſchen Verkehrs, die Herausgabe des Muſenalmanachs zu beſorgen. Der frühere Göttinger Verleger glaubte indeß ein nicht geringeres Anrecht zu haben; er ſetzte neben dem voſſiſchen Almanach, zu dem die Mitglieder des Bundes vornehmlich beiſteuerten, ſeinen früheren Göttinger Muſenalmanach fort. Dadurch entſtand für Voß eine verdrießliche Concurrenz um ſo mehr, als Bürger die Redaction übernahm, nachdem Goeckingk, Boies unmittelbarer Nachfolger in der Herausgabe, ſich 1778 mit Voß vereinigt hatte. Um dem Göttinger Almanach wirkſamer entgegentreten zu können, ließ Voß den erſten Jahrgang (für 1776) bei Berenberg in Lauenburg erſcheinen, da dieſer als Herausgeber des Lauenburger Taſchenkalenders ein Privilegium für das ganze hannoveriſche Land genoß. Das Intereſſe für lyriſche Poeſie war damals ſo friſch und lebhaft, daß der Herausgeber auf eine Durchſchnittseinnahme von fünfhundert Thalern rechnen durfte.

Nachdem Voß einige Wochen in Hamburg im Verkehr mit Klopſtock, den Grafen Stolberg und andern Freunden ſich glücklich gefühlt hatte, nahm er ſeine Wohnung in Wandsbeck, wo ihm die Familie Claudius durch traulichen Umgang den angenehmſten Aufenthalt bereitete. Bald darauf eröffnete ſich ihm die Ausſicht, in ſeinem Vaterlande ein Amt zu erhalten; das Rectorat in Neubrandenburg wurde erledigt. Dadurch war er

Digitized by Google

veranlaßt, die Reise nach Mecklenburg, die er des Almanachs wegen noch verschoben hatte, zu beschleunigen. Seine Briefe aus der Heimath führen uns zu einer Reihe idyllischer Scenen, für die sein Sinn stets offen war. Mit pochendem Herzen fuhr er in den Pfarrhof von Großen-Vielen ein, wo er seinen Brückner überraschte. Die alten Eltern wurden herbeigeholt, und die Wonne des Wiedersehens war „eine Scene, die nur empfunden werden kann". Dann besuchte Voß Ankershagen, wo er „die traurigsten Jahre gelebt" hatte, auch hier freundlich empfangen, sowie das Elternhaus in Penzlin. „Das war eine Freude," schrieb er am 8. Juli an Ernestine, „alle Scenen meiner Kindheit wiederzusehn, den Garten, wo ich ehedem die schönen Pflaumen abschüttelte, den Anger, wo ich Ball spielte, und den Mühlenteich, wo ich einmal ruderte und mit dem Kahn umwippte, als ich einen grünen Frosch erhaschen wollte. Mein alter Oheim weinte, als er mich sah; aber reden konnte ich nicht mit ihm, weil er beinah ganz taub ist. Wenn ich auf der Straße gieng, kamen alle Nachbarn und Bekannten vor die Thür' und hießen mich freundlich willkommen und flüsterten dann unter sich, wie ich weiter gieng, über den artigen jungen Menschen, den sie als einen kleinen Jungen gekannt hätten, und der so bescheiden und so gelehrt wäre." Eine gleiche Liebe fand Voß bei seinem Besuche in Neubrandenburg. Doch wurde ihm die Stelle, um die er sich bemühte, nicht zu Theil, hauptsächlich weil seine Versuche, „die Unterdrückung des wichtigsten Standes im Staate zu hemmen", nämlich die beiden Göttinger Idyllen „die Leibeigenen" und „die Freigelassenen", ihn bei dem Adel mißliebig gemacht hatten; ein ander Mal deutet er an, daß seine religiösen Ansichten Bedenken erregt hätten; die Stelle wurde, blos um Voß zu entfernen, einem Ausländer gegeben: „Ich lernte bei der Gelegenheit, daß selbst die niederträchtigsten von den gewöhnlichen Bewerbungen für mich fruchtlos sein würden."

Digitized by Google

Im Herbst 1775 reiste er nach Flensburg und genoß die Freuden des Wiedersehens seiner Verlobten. Sie wurden etwas dadurch getrübt, daß er sie nicht so heiter fand wie früher: die Sorge um die Zukunft warf einen Schatten auf das Glück der Gegenwart. Die Gesundheit ihres Vaters war so geschwächt, daß ein baldiges Ende zu erwarten war; unter steten Befürchtungen ward sein Leben noch den Winter hindurch gefristet.

Voß hatte sich überzeugen können, daß die Familie seiner Braut einer Heirath ohne Amt und Besoldung durchaus abgeneigt sei. Es lag ihm daher sehr daran, dies zu erhalten. Zunächst entschloß er sich zu einem Gesuch an den Markgrafen Karl Friedrich von Baden, der sich vor kurzem gegen Klopstock als liberalen Freund deutscher Poesie erwiesen hatte. Es war nicht eine Bewerbung um ein Lehramt, obschon Voß glaubte, er könnte „noch im Fache der alten Literatur gebraucht werden"; denn er fürchtete, daß seine dichterischen Talente, die er als einen Ruf der Vorsicht betrachte, „durch ein Lehramt zu viel von ihrem Feuer verlieren würden"; sondern er hoffte als Idyllendichter des freisinnigen Fürsten Gunst sich zu verschaffen. „Man hielt ehedem Hofpoeten," heißt es in dem etwas seltsamen, höchst charakteristischen Bittschreiben vom 20. December 1775; „der Ton der Zeit und die Unart ihres Herzens machte sie zu verächtlichen Possenreißern, und sie wurden abgeschafft. Gewiß einen besseren Erfolg verspricht die jetzige Periode unserer Literatur, wenn man einen Landdichter bestellte, den Herz und Pflicht antrieben, die Sitten des Volks zu bessern, die Freude eines unschuldigen Gesangs auszubreiten, jede Einrichtung des Staats durch seine Lieder zu unterstützen und besonders dem verachteten Landmann feinere Begriffe und regeres Gefühl seiner Würde beizubringen. . . . . Ich halte mich verbunden, Ihrer Durchlaucht eine Probe meiner etwanigen Anlage zu dergleichen Volksgedichten, die in neuern Zeiten durch ein Mißverständnis der theokritischen Sitten in nüchterne arkadische

Digitized by Google

Eklogen ausgeartet waren, unterthänigst zu überreichen. Durch Hilfe meiner Freunde getraute ich mir, in etlichen Jahren eine ganze Sammlung Idyllen und Lieder zu liefern, die größtentheils eine nähere Beziehung auf die glücklichen Unterthanen von Baden hätten. Außer einer freien Wohnung in der Gegend, wo ich die Sitten des Landes am besten überschauen könnte, (etwa in einem Dorfe um Karlsruh?) brauchte ich nur so viel, als zum mäßigen Haushalt in einem so wohlfeilen Lande hinreichte, wobei sich für's erste immer etwas auf den Musenalmanach rechnen ließe." Dieses Gesuch war eben so wenig vom Erfolg gekrönt als ein Jahr später die Bewerbung um ein Conrectorat in Hamburg, bei der Voß den Hauptpastor Goeze und dessen Partei gegen sich hatte, ungeachtet er durch eine Empfehlung Heynes unterstützt ward.

Inzwischen war Vater Boie, während Voß wieder in Flensburg weilte, am 11. April 1776 gestorben. Die Familie blieb in sehr beschränkten Umständen zurück; da überdies Ernestinens Gemüthszustand und selbst ihre Gesundheit durch das Verhältnis zu einer launenhaften Mutter litt, so war Voß entschlossen, die Braut baldigst als seine Gattin heimzuführen, wenn es ihm gelänge, das Widerstreben der Mutter zu überwinden. Sein Freund Boie stand ihm dabei zur Seite; auch Klopstock ließ sich von Ernestine zu einem beruhigenden Schreiben an die Mutter bewegen. Stolberg schenkte ihm seine Uebersetzung der Ilias, so daß von dem Honorar die Kosten der ersten häuslichen Einrichtung bestritten werden konnten; die Einnahme des Musenalmanachs schien „gewisser als alle Professionen und manche Aemter". Dennoch hatte Voß noch einen schweren Kampf zu bestehen, als er im April 1777 nach Flensburg kam. Wochen vergiengen in Familienverhandlungen, bis endlich die Mutter zur Nachgiebigkeit gegen die Wünsche ihrer Kinder bewogen ward und ihre Einwilligung gab. Das Hochzeitsfest wurde am 15. Juli in einfachster Weise

Digitized by Google

gefeiert. Der Bräutigam flocht ſelbſt der Braut den Kranz in's Haar. Wenige Tage darauf reiſten ſie nach Wandsbeck ab.

Beglückt im lang erſehnten Beſitz, fühlten ſie keine Beſchwerde, wenn auch ihre Wirthſchaft ſehr beſchränkt und ihre Einnahme gering war. In der gemietheten Wohnung waren ſie den erſten Sommer über auf ein einziges Kämmerchen angewieſen; ſie wohnten zwar eng, aber doch „gar bald behaglich“ in einem kleinen bretternen Gartenhauſe. Um die Mitte Auguſts machten ſie ſich auf die Reiſe in die mecklenburgiſche Heimath. Wir treten vor das idylliſche Bild, das „der ſiebzigſte Geburtstag“ vor uns entfaltet. Die Kräfte des alten Schulmeiſters hatten in den letzten Jahren ſehr abgenommen; aber der Anblick der geliebten Schwiegertochter gab ihm eine jugendliche Heiterkeit wieder; er äußerte, daß er Gott für nichts ſo ſehr danke, als daß er ihn die Freude habe erleben laſſen, ſeine Schwiegertochter zu ſehen, in deren Weſen er „was Unwiderſtehliches“ fand. „Es war ſehr rührend,“ ſchrieb Voß in einem Briefe vom 4. September, „wie ſie [die Eltern] geſtern alle ihre Schätze aufboten, um uns einmal recht ſtattlich zu bewirthen. Meine Mutter war durchaus nicht zu bewegen, mit am Tiſche zu ſitzen, ſondern richtete draußen in der Küche zu und kam dann nur zuweilen hereingelaufen, mit einem Geſichte, worin die ganze Zärtlichkeit ihres heftigen Mutterherzens ausgedrückt war, und überſah ihre Kinder. Ach, es muß unausſprechliche Wolluſt ſein, Freude an ſeinen Kindern zu erleben! Aber es iſt gewiß nicht weniger entzückend, die Freude ſeiner Eltern zu ſein.“ Wie in Penzlin, ſo war es auch in Neubrandenburg für Voß ein hoher Genuß, ſeiner jungen Frau alle ihm durch die Erinnerung an ſeine Kindheit theuren Plätze zu zeigen; er führte ſie zu allen, die ihm den dortigen Aufenthalt durch Freundlichkeiten und Wohlthaten erleichtert hatten. Das junge Paar blieb mehrere Wochen in dem Pfarrhauſe zu Großen-Vielen, wo Voß ſich auf Brückners Studierſtube wohnlich

Digitized by Google

einrichtete und den Genuß herzlichen Umgangs und heiterer Ausflüge in die Umgegend mit geistiger Beschäftigung abwechseln ließ.

Gegen Ende Octobers trat er mit seiner Frau die Rückreise nach Wandsbeck an. Die letzte Bitte des alten Vaters beim wehmüthigen Abschied war, nächstes Jahr wiederzukommen. Doch sie sahen sich zum letzten Mal; der Vater starb im Juni des folgenden Jahres. Voß hatte das Bewußtsein, trotz eigner Dürftigkeit redlich die Pflicht des Sohnes erfüllt zu haben. Noch bei dem letzten Besuch hatte er darauf gedrungen, daß der Vater, um seine Gesundheit zu pflegen, sich der anstrengenden Arbeit enthalte. Um diese Erleichterung möglich zu machen, bestimmte er aus seinen geringen Mitteln vierteljährlich einen Louisd'or mit dem Versprechen, sobald er in eine bessere Lage komme, mehr geben zu wollen. Zugleich stellte er eine rechtsgültige Schrift aus, worin er seine Ansprüche auf den Nachlaß des Vaters an seine Mutter und seine Schwester — sie erreichte nur ihr vierundzwanzigstes Jahr — abtrat.

In Wandsbeck fanden die glücklichen Gatten neue Beschäftigung mit dem Einrichten einer bequemeren, etwas geräumigeren Wohnung. Den Garten mit eigner Hand zu bestellen, war für Voß die angenehmste Erholung von der geistigen Arbeit. Die häuslichen Freuden wurden im Juli 1778 noch durch die Geburt eines Sohnes erhöht, dem er seines Freundes Stolberg Namen Friedrich Leopold gab. „Der Himmel gebe," schrieb er an Gleim, „daß er mit dem Namen etwas von seinem Geiste erbe." Zugleich erheiterte ihm der Umgang mit vielen trefflichen Männern manche Stunde; Claudius, immer herzlich und offen, war ganz in der Nähe; Hensler, damals Arzt in Altona, ein vielseitig gebildeter, edel gesinnter Mann, ward Freund des Hauses. Klopstock kam oft nach Wandsbeck; er hatte eine besondere Freude daran, wenn ihm die junge Frau eine Pfeife Taback stopfen und anzünden konnte. Das alles waren Verhältnisse, über welche die glückliche

Digitized by Google

Genügsamkeit und ländliche Sitteneinfalt den Reiz der Poesie verbreitete.

Was Voß als Dichter geworden ist, erreichte er in der heitern Muße von Wandsbeck. Schon in Göttingen war er nach unsicher tastenden Versuchen im Lied und in der Ode, welche meist die Manier Klopstocks und seiner Freunde copierten, zu der Idyllendichtung gelangt, in der er eigenartiger einfache Lebensbilder aus der ihn umgebenden wirklichen Welt in antiken Formen darzustellen versuchte. Hier in Wandsbeck entfaltete sich nun vollends die Lyrik seines Gemüths und das Beste seiner idyllischen Dichtung. Die Idyllen „die Bleicherin“, „das Ständchen“, „der Riesenhügel“, „die büßenden Jungfraun“ und „der Abendschmaus“ sowie die Idyllen in niedersächsischer Mundart „de Winterawend“ und „de Geldhapers“ wurden in den Jahren 1776 bis 1778 verfaßt. In jenen ersten Jahren seiner Ehe wurde schon der Plan zur „Luise“ entworfen, welche das Glück der jungen Liebe und die Genüsse ländlicher Natur zu schildern bestimmt war. „Das Edelste,“ — so heißt es in Ernestinens Mittheilungen, „was er in sich fühlte, wollte er in den Familienkreis seines Pfarrers von Grünau legen, in ihm selbst sein Ideal eines Landpfarrers geben. . . . . Auch ‚der siebzigste Geburtstag‘ war nach seiner ersten Anlage für die ‚Luise‘ bestimmt. . . . . Die Luise sollte in allen Lebensverhältnissen dargestellt werden, auch als Kind und im ersten Aufkeimen ihrer Liebe.“ Man sieht, daß kein epischer Plan entworfen wurde, sondern daß es der Dichter nur auf eine Reihe idyllischer Scenen abgesehen hatte.

Seine Studien betrafen die Literatur des Alterthums; doch stand damals noch der Philolog hinter dem Dichter zurück. Mehrere Jahre beschäftigte ihn der Plan, der Uebersetzer des Pindar zu werden. Als Probe erschien „Pindars erster pythischer Chor“ 1777 im „deutschen Museum“. Allein der

Digitized by Google

kühne Flug des griechischen Hymnendichters traf mit Vossens poetischer Richtung nicht zusammen. Die lebhafteste Anregung zur Uebersetzung der Odyssee empfieng er von Klopstock, der die homerischen Bruchstücke, welche er in den zweiten Theil der „Gelehrtenrepublik" aufzunehmen gedachte, von Stolberg und Voß metrisch übertragen lassen wollte. Im März 1777, wo Voß erst fünfthalbhundert Verse übersetzt hatte, war es ihm blos „wahrscheinlich", daß er die ganze Odyssee verdeutschen werde. Es lag jedoch diese Arbeit so sehr innerhalb der Sphäre seiner idyllischen Dichtung, daß sie gar bald seine Lieblingsbeschäftigung ward. Selbst am Morgen des Hochzeitstages verloren die homerischen Hexameter für ihn ihre Anziehungskraft nicht. Ein Jahr später war er schon bis zum siebzehnten Gesange vorgerückt. Die erste Probe, den größten Theil des neunten Gesanges, hatte Voß im Maiheft des „deutschen Museums" von 1777 mitgetheilt; den vollständigen vierzehnten Gesang brachte im Februar 1779 der wielandische „Mercur". Und bei dieser Epoche machenden Uebersetzung welch eine idyllische Einfachheit im gelehrten Hausgeräth! Die barnesische und die Basler Ausgabe der Odyssee, die einzigen, die ihm bei der Uebersetzung zur Hand waren, lieh ihm ein Hamburger Freund; die Ilias fehlte bis auf den ersten Band der römischen Ausgabe und konnte nicht verglichen werden; erst 1779 schickte ihm Gleim die Ausgabe des Homer von Clarke.

Im Herbste 1778 wurde Voß, von Professor Büsch in Hamburg und Meiners in Göttingen warm empfohlen, zum Rector in Otterndorf im Lande Hadeln erwählt. Wegen der Unsicherheit des Musenalmanachs entschloß er sich zur Annahme der Stelle, obschon sie nur ein dürftiges Einkommen bot und ihn von seinen theuersten Freunden entfernte. Voß und seine Frau übten die preiswürdige Lebensphilosophie, überall die Lichtpunkte im Leben aufzusuchen. Selbst in dem flachen, reizlosen Marschlande, das nicht einmal den Genuß eines reinen Quellwassers

Digitized by Google

gewährte, freuten ſie ſich kindlich der grünen Wieſen und üppigen Kornfelder, die ſie zur Sommerzeit durchwandern konnten, und des kleinen, mit eigner Hand gepflanzten Gärtchens am Hauſe, gewannen die biedere Sitte der freiheitsſtolzen Hadeler lieb und ließen ſich bei ländlichen Schmäuſen und Geſprächen wohl ſein. Nachdem Voß Jahre lang ſeine Beſchäftigung nach Muße und Neigung hatte wählen können, empfand er allerdings ſchwer die Bürden ſeines neuen Berufs, der ihm auferlegte, täglich ſechs Stunden in den Elementen der alten Sprachen zu unterrichten. Allein „meine Erholung vom Karrenziehen iſt Erneſtine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich hier habe, und der kleine, freundliche Junge, der täglich klüger wird. Dieſe ſtärkten mich, daß ich die Odyſſee vollenden konnte.“

So ſchrieb Voß am 28. April 1779 an Miller; von einigen Geſängen abgeſehen, die noch etwas der Feile bedurften, konnte er ſein mühſames Werk, das „mit Schmerzen und Freude geboren“ war, für beendigt erklären. Da ihm von Buchhändlern nur ein geringes Honorar geboten wurde, ſo entſchloß er ſich zum Selbſtverlag und erließ eine Einladung zur Subſcription. Dieſe hatte jedoch lange nicht den gewünſchten Fortgang. Wenige nahmen ſich derſelben an; ſelbſt Ramler ließ ihm ſagen, er müſſe die griechiſchen Namen römiſch machen, wenn ſeine Bemühungen für ihn fruchten ſollten; in Schwaben hatte man ſeinen Collecteuren geantwortet, daß man den wohlfeilern Nachdruck, der nicht ausbleiben werde, abwarten wolle. Nachdem Voß wiederholt ſein Unternehmen erfolglos angekündigt hatte, entſchloß er ſich endlich im Frühjahr 1781, den gelehrten Commentar, der das Werk bedeutend vertheuert haben würde, vorläufig zurückzubehalten; nur die unentbehrlichſten Anmerkungen ſollten in kürzeſter Faſſung der Ueberſetzung beigegeben werden. Jetzt meldeten ſich von allen Seiten Subſcribenten, und noch vor dem Schluſſe des Jahres 1781 konnte die Odyſſee zu Hamburg auf Koſten des Verfaſſers er-

Digitized by Google

ſcheinen. Bewunderung und Beifall war allgemein und konnte durch den beißenden Spott Lichtenbergs, der die Schreibweiſe Athänä, Thüeſtäs u. dgl. lächerlich gemacht und ihren Vertheidiger den Erfinder des Schöpſenlauts genannt hatte, und durch ähnliche oberflächliche, wenn auch berechtigte Angriffe keinen Eintrag erleiden; es war eine von den wenigen Verdeutſchungen, die mit Hilfe der Poeſie zu Stande gebracht waren. Gleichſam zur Erholung von dieſer Arbeit unterzog ſich Voß in der Zeit, da der Mangel an Subſcribenten ihn noch nicht an den Druck ſeiner Odyſſee gehen ließ, der pecuniär einträglichen Aufgabe, die Erzählungen von „tauſend und eine Nacht“ aus dem Franzöſiſchen des Galland zu übertragen.

Häufige Fieberkrankheiten, die gewöhnliche Plage in dem ſumpfigen Küſtenlande, machten Voß eine Veränderung ſeines Wohnorts wünſchenswerth. Anerbietungen von Riga und Hannover aus hatte er ausgeſchlagen, weil er dort trotz merklicher Erhöhung des Gehaltes keine Verbeſſerung ſeines Einkommens ſah; allein als Stolberg ihn zur Uebernahme des Rectorats in Eutin aufforderte, ſchienen ſich angenehmere Ausſichten zu eröffnen, und Voß zog im Sommer 1782 an den Ort ſeiner neuen Wirkſamkeit, dem die rüſtigſte Kraft ſeiner männlichen Jahre gewidmet war. Es war kein freudiger Eintritt; wenige Monate darauf wurde ihm ſein älteſtes Söhnchen durch den Tod entriſſen. Schmerz und Troſt ſprach ſein Gedicht „Trockne deines Jammers Thränen“ in erhebender Weiſe aus. Seine Wohnung war ſchlecht, ſeine Einnahme gering. Da indeß die Regierung ſich bereitwillig zeigte, ſeinen Gehalt zu erhöhen, und ein beſſeres Haus für ihn kaufte, ſo ſchlug er die Berufungen an die Univerſität Halle, an die Domſchule zu Halberſtadt, an die Gymnaſien zu Altona und Breslau aus. „Ich denke,“ ſchrieb er im März 1783 an ſeinen Brückner, „daß Eutin wohl der Ort meines Bleibens ſein wird. Ich habe viele Arbeit, aber doch Brod und Achtung und Freiheit, in der Schule zu machen,

was mir gefällt.“ Den Titel eines Conſiſtorialaſſeſſors ſchlug er aus; drei Jahre ſpäter (im Juli 1786) wurde er zum Hofrath ernannt. Einige Jahre darauf erhielt er eine Erleichterung ſeines mühſamen Amts: die Nachmittagsſtunden wurden ihm durch einen Gehilfen abgenommen.

Als Schulmann war Voß in ſeinem Wirken manchfach durch die örtlichen und perſönlichen Verhältniſſe beſchränkt. Er hatte nur einen kleinen Schülerkreis zu bilden und griff nicht organiſierend in das norddeutſche Gymnaſialweſen ein. In ſeinem praktiſchen Wirken ſtand er nicht auf dem Platz, der ſeinen Fähigkeiten und Kenntniſſen zukam. Doch leiſtete er, wenn auch im engen Kreiſe, immerhin Anſehnliches. Seine beſte geiſtige Kraft wandte er aber auf ſeine literariſchen Arbeiten und fuhr fort, was ihm als der Reiz des Daſeins erſchien, in Idyllen zu malen oder, was ſein Inneres bewegte, in Liedern und Oden auszuſprechen. Die liebliche Eutiner Gegend mit ihren waldumkränzten Seen gab dem Maler der Natur neue Anregungen zu idylliſchen Genrebildern. Nachdem er in Otterndorf „die Kirſchenpflückerin“, den „ſiebzigſten Geburtstag“ (in der erſten, einfacheren Geſtalt) und die mittlere Idylle der „Luiſe“, „des Bräutigams Beſuch“, gedichtet hatte, folgte in Eutin die erſte und die dritte Idylle des epiſchen Gedichtes, „das Feſt im Walde“ und „die Vermählung“, welche 1783 und 1784 im Muſenalmanach und im „Mercur“ bekannt gemacht wurden. In Eutins Umgebung, an die Ufer des reizenden Kellerſees, führt uns „das Feſt im Walde“, unſtreitig die Krone der voſſiſchen Idyllen. Dann vergiengen Jahre, ehe er wieder Hand anlegte; kaum daß er der „Luiſe“ im Geſpräche noch gedachte. Für den Muſenalmanach, den er ſeit 1788 bis zu dem letzten auf das Jahr 1800 allein herausgab, wurde manches Lied geſungen, und an ſeinem Claviere entzückten ihn die Compoſitionen ſeines Freundes Schulz, „des braven Künſtlers und noch weit braveren Menſchen“, durch die mehrere

seiner Lieder unter das Volk verbreitet wurden; er hielt sie für das Ideal aller Liedermelodien. Das Streben, ein Volksdichter im besten Sinne des Worts zu sein, verlor er nicht aus den Augen; auf sittliche Veredlung und Aufklärung hinarbeitend, gab er sich immer einseitiger der moralischen Tendenzlyrik hin und gerieth in den Irrthum, durch „moralische Menschenlieder" in die Seele des Volkes dringen und dadurch die Gesangbücher reformieren zu können. Durch die Moraltendenz ward auch seine Idyllendichtung mehr und mehr beschränkt und dadurch eben so innerlich unwahr wie die frühere, bis auf Geßner reichende Idyllenpoesie durch die arkadische Schäferwelt, deren Voß spottete.

Das homerische Epos und Virgils ländliche Gedichte sind dasjenige Feld seiner Thätigkeit, auf welchem er sich das größte Verdienst erworben hat, das eben so sehr für die Alterthumskunde wie für deutsche Sprache und Nationalliteratur reiche Früchte getragen hat. Mehrere Jahre beschäftigte ihn die Uebersetzung und Auslegung des virgilischen Lehrgedichts vom Landbau, welche 1789 erschien. Mit Heyne in Göttingen, gegen dessen Ausgabe er in den Noten zu seiner Uebersetzung mehrfach polemisierte, war dadurch der Bruch vollständig, besonders durch die Streitschrift „über des virgilischen Landgedichts Ton und Auslegung" (1791). Das gute Vernehmen mit Klopstock ward erschüttert, weil Voß andere Ansichten vom Hexameter hatte, obwohl diese in der Vorrede zum Virgil so schonend gegen Klopstock wie nur möglich erörtert wurden. Es war ihm ein trauriger Gedanke, „daß ein solcher Mann um solchen Anlaß mit Groll gegen ihn aus der Welt scheiden sollte". Was durch Briefe nur halb erreicht war, vermochte Vossens versöhnende Ode „Klopstock in Elysion" (1800), die dem Dichtergreis durch eine Freundin überreicht wurde, worauf er versicherte, alles Vorgefallene sei vergessen.

Während er noch mit der schwierigen Auslegung des Virgil bemüht war, wurde er wieder zum Homer hingezogen. Als

Digitized by Google

Bürger die erſten Proben ſeiner Ueberſetzung der Ilias in Hexametern herausgab und Voß ſie mit der ſtolberg'ſchen verglich, ſchienen ihm beide ſehr der Verbeſſerung zu bedürfen. Er machte ſelbſt den Verſuch, und in vierzehn Tagen war der erſte Geſang vollendet. Stolberg ward eine Abſchrift zugeſtellt mit der Aufforderung, ſeine Ilias noch einmal durchzuarbeiten. Dieſer drang darauf, Voß möge eine ganz neue Ueberſetzung verfaſſen. Vom September 1786 bis zum nächſten Mai ward die Ilias vollendet. Doch ließ ſie Voß noch einige Jahre „nachreifen", um ſie mit der umgearbeiteten Odyſſee zuſammen herauszugeben. Nachdem auch dieſe Arbeit nach den ſtrengeren Maximen, die er ſeitdem für die Kunſt des Ueberſetzens und für die Form des Hexameters aufgeſtellt hatte, beendigt und auch ein Theil der Ilias von neuem umgeſchmolzen war, erſchienen 1793 Homers Werke in vier Bänden.

Im Zuſammenhang mit den homeriſchen Studien ſtellte Voß ſeine Forſchungen über die geographiſchen Vorſtellungen der Alten an und ſchrieb die „mythologiſchen Briefe", welche 1794 in zwei Theilen erſchienen. Gegen die ſymboliſchen Deutungsverſuche der Schule Heynes gerichtet, haben ſie ihr Verdienſt hauptſächlich in der ſichtenden, negativen Kritik. Die Behandlung des Mythos bei Homer gab dem Verfaſſer den Maßſtab; die religiöſen Ideen galten ihm als ſpätere Prieſtererfindung; die Entſtehung der einzelnen Götterbegriffe und Sagen dachte er ſich ziemlich äußerlich. Es offenbarte ſich auch in dieſen Forſchungen die immer entſchiedner und polemiſcher hervortretende rationaliſtiſche Religionsanſicht, für welche Voß bis an's Ende ſeiner Tage ein rüſtiger Kämpfer war.

Der alte Gleim, welcher das Leben und Wirken des befreundeten Dichters mit der freudigſten Theilnahme begleitete, forderte ihn auf, die Idyllen der „Luiſe" wieder vorzunehmen und das Ganze, was vollendet war, umgearbeitet und erweitert

Digitized by Google

zuſammen drucken zu laſſen. Die erſte Ausgabe erſchien 1795; ſpäter kam noch eine zweite Abtheilung der dritten Idylle hinzu. Beabſichtigt ward auch noch eine andere Idylle: „die Schilderung der Nachhochzeit auf dem Schloſſe, die feierliche Einſegnung des jungen Paares in der Kirche mit einem Schlußliede, die Hochzeitsgeſchenke von allen Dorfbewohnern, reichen und armen, und die Trennung von Eltern, Geſpielen und allem, was ihren Jugendgefühlen Reiz gegeben".

„Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Geſange zu horchen,
Ahmt ein Sänger wie der Töne des Alterthums nach."

Dieſes Xenion Schillers ſprach das Urtheil der Beſten im Volke aus. Die Einwirkung der „Luiſe" wie des deutſchen Homer war für die Entwicklung unſerer Literatur von großer Bedeutung. Goethe liebte die voſſiſche „Luiſe" ſeit dem erſten Erſcheinen der Bruchſtücke nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe leidenſchaftlich. „Hermann und Dorothea" iſt die herrliche Frucht dieſer Liebe. Voß war zu einſeitig in ſeiner engen Sphäre befangen, als daß er den höheren Werth des goethiſchen Gedichtes hätte würdigen können. Was Voß ſelbſt darüber an Gleim ſchrieb, war die Stimme des geſammten voſſiſchen Freundekreiſes: „Ich werde mich herzlich freun, wenn Griechenlands Geiſt uns Deutſchen ein vollendetes Kunſtwerk gewährt und nicht engherzig nach meiner ‚Luiſe' mich umſehn. Aber eben ſo ehrlich denke ich für mich und ſage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem ſie wolle; Luiſe iſt ſie nicht." Der Gedanke konnte ihn ſehr angenehm beſchäftigen, denſelben Gegenſtand epiſch zu behandeln, „wie ja auch die Alten auf dieſe Art mit einander gewetteifert hätten".

Von großem Nachtheil war es für Voſſens Geiſtesleben, daß er in Eutin lange Zeit faſt ganz auf ſich und ſein Haus beſchränkt war und keinen geiſtig ebenbürtigen Freund zur Seite hatte, mit dem ein belebender und bildender Gedankenaustauſch ſtattfinden konnte. Friedrich Stolberg hatte ſchon 1783 Eutin

Digitized by Google

verlassen. Als er 1791 als Regierungspräsident wieder nach Eutin versetzt wurde, freuten sich beide der Wiedervereinigung, wenn auch Voß nicht ohne einige trübe Vorahnung, und setzten ein freundschaftliches Zusammenleben fort. Allein es wäre für beide Theile besser gewesen, wenn ihr Lebensweg sie nicht wieder zusammengeführt hätte. Ihre Ueberzeugungen und Richtungen, im Grunde von vorn herein divergierend, waren in den letzten Jahren noch weiter aus einander gegangen, so daß eine innere Harmonie nicht herzustellen war. Ein Bruch mußte erfolgen und riß um so tiefer, je länger sie die Täuschung der Freundschaft noch zu unterhalten gesucht hatten. Schon früher hatte Voß durch sein strenges Urtheil über Stolbergs Tragödien, wohl auch dadurch, daß er neben dem Freunde sich an eine Uebersetzung der Ilias wagte, den verwöhnten Dichter an seiner empfindlichsten Stelle verwundet; bald waren jedoch, besonders durch das kluge und liebevolle Vermitteln der Frauen, die alten Bundesbrüder wieder ausgesöhnt. Jetzt aber hatte sich Stolberg in Folge der französischen Revolution von seinen Freiheitsideen bekehrt und sah überall durch politische Zerrüttung und Irreligiosität die Bande der Gesellschaft sich lockern. Voß hielt an dem Glauben fest, daß aus der scheinbaren Verwirrung der Geist der Menschheit neue Belebung erringe. Stolberg suchte einen innern Halt in den Dogmen und Mysterien des positiven Christenthums. Voß hegte zwar in unerschütterlicher Festigkeit den Glauben an Gott und Unsterblichkeit, voll Ergebung und Vertrauen auf die Vorsehung, und sprach für Menschenliebe und „die That verklärter Menschlichkeit“; aber gegen positive Dogmen und kirchliche Formen war er gleichgültig, ja feindlich, indem sie ihm als Verfinsterung und Pfaffentrug erschienen: hier war an keine Vereinigung zu denken. Das erkannte Miller 1792, als er nach einem Besuche Stolbergs in Ulm gegen Voß klagte: „O wie schmerzt es mich, daß grade ihr, zween der ersten und besten aus der großen Masse der

Digitized by Google

Menſchheit, einander mißverſteht! Denn anders iſt es doch wahrlich nichts. Ich habe in Stolberg noch ganz den alten, treuen Bundesbruder gefunden; auch fand ich ihn voll Liebe für dich. Nur das einzige klagte er mir, daß du gegen poſitive Religion und Offenbarung eine Art von Bitterkeit äußerſt. Das machte dich vielleicht zuweilen etwas intolerant oder doch hart im Ausdruck.“ Im Laufe der nächſten Jahre gab es bei fortgeſetztem Umgange immer wieder neue Erörterungen der großen religiöſen Fragen, die nie zum Frieden führten, wenn ſie ſich auch ſtets wieder die Hand zur Verſöhnung reichten; es kamen Stunden, in denen die alte Herzlichkeit ſich herzuſtellen ſchien, aber auch nur ſchien; im Innern war Abneigung und Bitterkeit. Schon 1794 ſchrieb Voß ſeiner Frau kurz vor der Rückkehr von einer Reiſe: „Wäre Stolberg noch der Alte! Er verkümmert immer mehr in ſeinen Armſeligkeiten, und mein Gefühl iſt — Mitleid. Wir müſſen die weiteſte Entfernung beobachten, die wir können.“ Stolberg ſuchte aber ſtets wieder ein herzliches Einverſtändnis herzuſtellen, und noch gab es auch ferner zwiſchen ihnen manche Stunde freundſchaftlichen Geſprächs. Der unheilbare Riß entſtand, als Stolberg 1798 der Gattin ſeines Freundes ſagte, wegen der Grundſätze, die Voß lehre, deren Gift durch die Liebe ſeiner Söhne zu Voß nur noch gefährlicher werde, könne er dieſelben nicht länger in der Schule laſſen. Voß war tief erſchüttert; Mitleid und Bitterkeit miſchten ſich in ſeiner Seele. Stolbergs öffentlicher Uebertritt zur katholiſchen Kirche im Jahre 1800 erſchien ihm als die tiefſte Entwürdigung ſeines einſt ſo innig verehrten Freundes, als der Abfall von allem Edlen und Schönen, das ſein früheres Leben geſchmückt hatte. „Es war an einem Sonntage,“ erzählt Erneſtine Voß, „als Stolberg Eutin verließ. Lebendig iſt mir noch der Eindruck geblieben, welchen das Geläute der Glocken auf Voß machte. Ich fand ihn weinend, als ich ihm ſein zweites Frühſtück brachte. Er ſagte: An Stolberg

Digitized by Google

muß ich mit ganz anderen Gefühlen denken als an meinen Schulz, der im Grabe ruht. Indem er in langſamen Zügen ein Glas Wein trank, fügte er hinzu: Gott laſſe es ihm wohl ergehn! Möge er die Ruhe finden, nach der er ſich ſo lange vergeblich geſehnt, und einen Freund, der es ſo treu mit ihm meint, als ich mir bewußt bin, es mein ganzes Leben gemeint zu haben!" Ihm war der Schritt ein ſo unerhörter, daß „der Gedanke der Möglichkeit, daß Stolberg bei ruhiger Beſinnung noch einmal umkehren könne," bei ihm vorherrſchend blieb. Tags darauf dichtete er das „Begräbnislied": „Bei dieſem Liede dachte ich mir meinen Schulz und erheiterte durch die wehmüthige Beſchäftigung den Tag, da ein anderer vieljähriger Freund mich verließ." Wäre nur damit der Zwieſpalt für immer begraben worden!

Voſſens literariſche Thätigkeit war ſeit der Vollendung des Homer faſt ganz den römiſchen Dichtern zugewandt. Er überſetzte den Virgil vollſtändig, verfaßte die ausführliche Erklärung der Hirtengedichte und erweiterte den Commentar zu dem Gedichte vom Landbau; darauf begann er die Ueberſetzung des Horaz und übertrug die ſchönſten Erzählungen aus Ovids „Metamorphoſen", unter denen ihn die Idylle „Philemon und Baucis" ſchon früher zu einer freieren Nachbildung angeregt hatte. Endlich folgte die Ueberarbeitung der Idyllen (1800), eine verbeſſerte Ausgabe ſeines Homer und die Reviſion ſeiner ſämmtlichen Gedichte (1802), woran ſich die Abhandlung „Zeitmeſſung der deutſchen Sprache" als das Reſultat ſeiner grammatiſch-metriſchen Erfahrungen und Forſchungen anſchloß. Voſſens Poeſie war damit eigentlich zum Abſchluß gekommen. Mehr und mehr trat der Dichter hinter dem Philologen zurück. Hatte man ſchon beim Geſammt-Homer geklagt, daß die Ueberſetzung ungelenk und undeutſch ſei und an lebendigem Fluß der Sprache der erſten Verdeutſchung der Odyſſee nachſtehe, ſo wurde die ſteife Manier, der der Geiſt des Originals unter den Händen entſchlüpfte und nur

Digitized by Google

das mechanische Wortgerüst übrig blieb, bei den nachfolgenden Uebersetzungen, besonders bei dem Wagestück, die Aeneide zu übertragen, noch mehr vorherrschend. Eine Rückwirkung auf die deutsche Literatur, wie sie der deutsche Homer hatte, war von diesen Uebersetzungen nicht zu erwarten.

In das gleichmäßige häuslich-literarische Leben brachten Ausflüge zu den Freunden in Meldorf, Kiel und Hamburg manche heitere Unterbrechung. Auch zu einigen größeren Reisen fehlten die Mittel nicht. Gleim in Halberstadt öffnete dem jüngern Dichter mehrmals sein gastliches Haus, als Greis noch der liebevolle, Liebe begehrende Wirth, der er in rüstigern Jahren so manchem dichterischen Genossen gewesen. In Bezug auf literarische Verbindungen bietet Vossens Reise nach Halle und Weimar im Jahre 1794 ein besonderes Interesse. Er lernte zu Halle den Meister der philologischen Kritik, Friedrich August Wolf, kennen, mit dem er schon einige Briefe gewechselt hatte. Sie trafen in ihren homerischen und mythologischen Forschungen vielfach zusammen, wenn gleich Voß die wolfische Ansicht von der Entstehung der homerischen Gedichte nicht zu der seinigen machen konnte. Auch die Opposition gegen Heyne verband sie. Mehrere Jahre später verfaßten sie gemeinschaftlich die streng verurtheilende Riesenrecension der heyne'schen Ausgabe der Ilias.

In Weimar trat Voß in den Kreis der dichterischen Größen Deutschlands und fand die wärmste Aufnahme. Er hatte mehrmals die Vertheidigung seines deutschen Homer und seiner metrischen Grundsätze zu führen. Sein Vorlesen rechtfertigte seinen Hexameter. Unstreitig fand er bei keinem ein so aufmerksames Ohr wie bei Goethe. Nach der Vorlesung eines Abschnitts aus der Odyssee kam Goethe auf ihn zu, drückte ihm die Hand und dankte für einen solchen Homer. Ihm waren die homerischen Gesänge lange Zeit der Mittelpunkt seiner poetischen Studien. Auf Vossens geistige Eigenart hatte diese Berührung keinen Ein-

Digitized by Google

fluß; er scheint in jenem geistbelebten Umgange kaum empfunden zu haben, wie viel er in seinem einsamen Eutin entbehre.

Nicht der Wunsch, seine ländliche Isolierung mit einer geistigern Umgebung zu vertauschen, ward der Anlaß, daß er seinen bei mehreren Gelegenheiten geäußerten Vorsatz aufgab, in Eutin, wo er schon die Stellen für seine und der Seinigen Gruft gewählt hatte, seine Tage zu beschließen. Als er sein fünfzigstes Lebensjahr beschloß, fühlte er eine große Abnahme seiner Kräfte. Er war sehr niedergeschlagen und reizbar; die Lehrstunden erschöpften ihn, und wenn er in Momenten sich der lebhafteren Erregung überließ, so blieb nur eine um so größere Nervenschwäche zurück. Er überzeugte sich mehr und mehr von der Nothwendigkeit, daß er seinen Wohnort und seine Lebensweise verändere. Er wandte sich daher an den Minister Grafen Holmer und auf dessen Anrathen an den Herzog selbst mit dem Gesuch, er möge ihm seine Entlassung mit einer Pension sowie die Vergünstigung gewähren, daß er nach einer seiner Gesundheit zuträglicheren südlicheren Stadt ziehe. Der Herzog bewilligte ihm nach mancherlei Bedenken unter den ehrenvollsten Versicherungen seines dauernden Wohlwollens, welche Voß später (1807) zu der dankbaren Widmung der „Luise“ veranlaßten, die erbetene Pension von sechshundert Thalern. Bredow, schon seit 1796 sein Gehilfe und Studiengenosse im Gebiete der alten Geschichte und Geographie, wurde sein Nachfolger im Rectorat. Es war ein wehmüthiger Abschied, als Voß und seine Frau sich von der altgewohnten Umgebung losreißen mußten. In dem letzten Sommer vor ihrer Abreise feierten sie noch in Meldorf in Boies Hause ihre silberne Hochzeit in dem dankbaren Bewußtsein, Freud' und Leid in innigster Liebe genossen und getragen zu haben.

Im September 1802 verließ Voß sein geliebtes Eutin und wandte sich über Halberstadt, wo er den erblindeten Gleim zum letzten Mal sah, nach Jena, wo seine beiden ältesten Söhne

Digitized by Google

ſtudierten. Er fand dort die herzlichſte Aufnahme, zunächſt in dem durch den Aufenthalt ſeiner Söhne ihm ſchon befreundeten Hauſe des Theologen Griesbach. Goethe bewies ſich gegen Voß und ſeine Familie überaus freundlich und zuvorkommend. Er hatte die Abſicht, Voß für die durch viele Verluſte geſchwächte Univerſität Jena und für die neu zu begründende Jenaer Literaturzeitung zu gewinnen. Voß kam auf ſeine Einladung mehrmals nach Weimar und trat auch mit Schiller in näheren Verkehr, deſſen liebenswürdige Perſönlichkeit auf ihn einen wohlthuenden Eindruck machte. Zu dem Dichter hatte Voß eigentlich gar kein Verhältnis: das ideale Pathos der Poeſie Schillers war ihm unleidlich, ſeinen Dramen wußte er wenig Geſchmack abzugewinnen. Auf Goethes Veranlaſſung machte man Voß den Antrag, die Directorſtelle am weimariſchen Gymnaſium oder die Oberaufſicht der Landesſchulen zu übernehmen; man verſchaffte ſeinem älteſten Sohn Heinrich nach eben beendigten Studien eine Profeſſur am Gymnaſium zu Weimar, und Goethe nahm ſich desſelben mit väterlicher Liebe an. Allein Voß lehnte alle ihm gemachten Anerbietungen ab, indem er klagte, daß das thüringiſche Klima ſeiner Geſundheit noch weniger zuträglich ſei als das holſteiniſche. Nicht geringen Reiz hatte anfänglich für ihn ein Ruf nach Würzburg als Vorſteher des philologiſchen Seminars (1804); allein ihm mißfiel der neue bayriſche Studienplan, er ſah Papismus und jeſuitiſche Verfinſterung dahinterſtecken und hatte nicht Luſt, mit den gehaßten Gegnern in tagtäglichem Aerger eine Lanze zu brechen. Daß er deſſenungeachtet auf der Warte ſitze und man ihn bei der nächſten Gelegenheit auf dem Kampfplatze finden werde, ſprachen die Aeußerungen in einem Briefe an Miller ſchon prophetiſch aus: „Wenn die Proteſtanten nicht aus dem Schlummer aufwachen, ſo werden ſie unfehlbar von den liſtigen und thätigen Papiſten berückt. Allenthalben ſind ihnen die Edlen von Geburt gewogen; denn ſie wiſſen zu gut, daß ihre Anſprüche auf Ehre und Gut

Digitized by Google

von der Meinung des Volks abhangen, und daß dieſe Meinung kein Licht verträgt. Allenthalben arbeitet man, die Säugamme der Reformation zu vergiften durch Vorläufer der Jeſuiten, die ſchon näher aus ihrem Verhau ſich wagen. Gelingt es ihnen, die öffentlichen gelehrten Schulen zu verwüſten, ſo müſſen die Gelehrten Mann für Mann durch beſondere Anſtrengung entgegenwirken. Sie ſollen und werden geſchlagen werden, die Hochverräther der Menſchlichkeit, und wenn die Welt voll Teufel wäre!“ Der Dichter und Philologe ward jetzt auch der Vorkämpfer für proteſtantiſche Denkfreiheit.

Ueber Würzburg machte Voß im Herbſt 1804 eine Reiſe nach Schwaben und dem Oberrhein, verlebte die glücklichſten Tage bei dem alten Bundesbruder Miller zu Ulm, mit dem er die herzlichen Bundestage der Jugend erneuerte, und beſuchte dann Karlsruhe und Heidelberg. Eine Folge der neu erworbenen Bekanntſchaften war, daß ihm im nächſten Jahre das Anerbieten gemacht wurde, gegen ein Jahresgehalt von tauſend Gulden ſeinen Aufenthalt in Heidelberg zu nehmen, ohne deßhalb durch Verpflichtungen als Univerſitätslehrer belaſtet zu ſein. Nichts konnte für Voſſens Wünſche befriedigender ſein; war ihm doch von der Reiſe her eine Art Heimweh nach dem Süden geblieben. Hatte Goethe ſich noch kurz zuvor ſehr erfreut gezeigt, als die Würzburger Unterhandlungen ſich zerſchlugen, ſo hielt er ſeinen Unmuth über Voſſens Weggang nach Heidelberg kaum zurück. Er war kühl beim Abſchied, und ein herzliches Verhältnis, das überdies bei der großen Verſchiedenheit der beiden Perſönlichkeiten nicht von Dauer ſein konnte, ward nicht wieder hergeſtellt, wenn gleich Goethe ſich nicht abhalten ließ, bei ſeinen Beſuchen in Heidelberg in den Jahren 1814 und 1815 auch im voſſiſchen Hauſe einige Stunden zuzubringen, ſowie auch ſein Sohn während ſeiner Studienzeit in Heidelberg in Voſſens Familie die freundlichſte Aufnahme fand. Der Grund ſeiner Mißſtimmung enthüllte ſich

Digitized by Google

klar in der schmerzlich-unwilligen Aeußerung gegen Heinrich Voß, bald nach Schillers Tode: „Schillers Verlust mußte ich ertragen, denn das Schicksal hat ihn mir gebracht; aber die Versetzung nach Heidelberg, das fällt dem Schicksal nicht zur Last, das haben Menschen vollbracht."

Vossens Leben in Heidelberg mit seiner sorgenfreien Muße war die schönste Erfüllung dessen, was der Jüngling und Mann sich im Ringen um seine Existenz nur je gewünscht hatte. Es war das Stillleben des Alters und, wenn auch in rüstiger Kraft, ein Fortgehen in dem altgewohnten Geleise der Studien, das Voß auch in der veränderten Umgebung nicht verließ. Der Entwicklung der nationalen Literatur seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts stand er nur noch polemisch gegenüber. Hatte ihm schon Schillers Pathos nicht gefallen wollen, so entbrannte sein Zorn noch heftiger gegen die romantische Schule, welche ihn seit Schlegels Recension der Homerübersetzung vielfach persönlich gereizt hatte. Die neuen romantischen Formen dünkten ihm eitle Wortspielerei; das Sonett verfolgte er als die ärgste Ausartung der Klingklangpoesie, wofür ihm gleichwie seinem Freunde Jens Baggesen, dem Herausgeber des „Klingklingelalmanachs", die ganze Neuromantik galt. Dennoch ließ er sich noch im Alter in einen Wettstreit mit August Wilhelm Schlegel ein, als er in Gemeinschaft mit seinen Söhnen Heinrich und Abraham sich an die Verdeutschung Shakespeares wagte. Bei allem Verdienstlichen in der Ueberwindung einzelner Schwierigkeiten konnte diese Uebersetzung doch nur ein kleines Publicum finden, da die der Sprache aufgedrungenen Härten keinen poetischen Genuß zuließen. Durch tieferes Verständnis des Dichters war Heinrich zu diesem Werke befähigter als der Vater, der seit fünfundzwanzig Jahren fast keine Zeile mehr von Shakespeare gelesen hatte.

Der Kreis, zu dem sich Vossens Thätigkeit am liebsten und am folgenreichsten wandte, waren die Dichter des Alterthums.

Digitized by Google

Er vollendete die ſchon in Eutin angefangenen Ueberſetzungen des Horaz (1806), des Heſiod und der Argonautica des Orpheus (1806), übertrug die griechiſchen Idyllendichter und die römiſchen Elegiker, das aſtronomiſche Lehrgedicht des Aratos und die für mythologiſche Forſchungen wichtige Hymne an Demeter, überarbeitete ſeine Ueberſetzung des Homer, die er 1821 zum fünften Mal „ſtark verbeſſert“ herausgab und machte den ſchwierigen Verſuch, uns einen deutſchen Ariſtophanes zu ſchenken, auch hier auf fremdartigem Gebiet wie bei Shakeſpeare ſcheiternd. Bei dieſer Ueberſetzung war ihm noch ſein Sohn Heinrich zur Seite, von dem die erläuternden Anmerkungen hinzugefügt wurden. Ein Jahr darauf (1822) hatte er den Tod des geliebten Sohnes und treuen Genoſſen ſeiner Alterthumsſtudien zu betrauern. Der Wunſch, mit dem er ſich von dem Sterbebette ſeines Heinrich erhob, war, die Ueberſetzung des Aeſchylos, welcher der in dem kräftigſten Mannesalter Dahingeſchiedene ſiebzehn Jahre die heiterſten Stunden ſeines Lebens gewidmet hatte, als ein Denkmal ſeines Fleißes der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Vater legte an ſie noch die letzte Hand, deren namentlich der „Prometheus“ und der „Agamemnon“ zu bedürfen ſchienen, und bereitete die Herausgabe vor, die auch er nicht mehr erleben ſollte.

Ueberall ſah Voß in den neueren Richtungen der Wiſſenſchaft und Poeſie, in den Organiſationen des Kirchen- und Unterrichtsweſens das tückiſche Geſpenſt hierarchiſcher und myſtiſcher Verfinſterung ſchleichen und hielt darauf unverwandt das Auge gerichtet. In dieſer Anſicht beſtärkte ihn ſein Freund, der rationaliſtiſche Theologe Paulus in Heidelberg, in welchem er einen Geſinnungs- und Kampfgenoſſen fand. Voß holte nochmals in glühendem Zorn zu einem gewaltigen Schlage gegen die Römlinge und Verfinſterer aus, als er 1819 die Schrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ als einen chemiſchen

Digitized by Google

Zerlegungsproceß des im Verborgenen ſchleichenden Giftes bekannt machte. Neben dem Verdammungsrufe der Gegner mußte auch das Bedauern der Freunde laut werden, daß die Geheimniſſe einer Jahrzehnte ausfüllenden Jugendfreundſchaft mit der gehäſſigſten Bitterkeit an's Licht gezogen wurden; nur ſo viel ließ ſich zur Entſchuldigung ſagen, daß es in dem Glauben geſchah, für Wahrheit und Recht in offenen Kampf zu gehen. In gleicher Abſicht eröffnete Voß in der „Antiſymbolik“ die Fehde gegen Creuzer, deſſen mythologiſche Deutungsverſuche ihm die verfinſternde Myſtik auch in die Wiſſenſchaft des Alterthums einzuſchwärzen ſchienen. Der mythologiſche Streit hatte noch viele neue literariſche Pläne in ihm angeregt; trotz der Höhe ſeiner Jahre fühlte er ſich im Beſitz ſeiner vollen Geiſteskraft und zu der regſten Thätigkeit befähigt.

Seinen fünfundſiebzigſten Geburtstag begieng er mit jugendlicher Heiterkeit. Am Morgen dieſes Tages ſchloß er ſeine Frau in die Arme mit den Worten: „Du biſt mir heute noch eine Braut!“ und fügte hinzu, er fühle ſich kräftig an Seele und Leib, noch manches auszuführen, wenn ſie nur bei ihm bleibe. Wenige Tage darauf befiel ihn eine Ohnmacht, welche er und die Seinigen noch nicht als den Vorboten naher Gefahr erkannten. Er erholte ſich ſo ſchnell, daß er bald zu ſeinen gewohnten Beſchäftigungen zurückkehren konnte. Doch ſtellten ſich häufig Bruſtbeklemmungen ein; das Sprechen machte ihm Beſchwerde; er war oft unluſtig und verſtimmt. Das Oſterfeſt verſetzte ihn in eine ſehr weiche Stimmung; am Rande des Grabes umſchwebten ihn gleich Engelschören die Erinnerungen an die inbrünſtige Andacht, mit der am Charfreitag der Geſang der Gemeinde in der Kirche zu Penzlin ſein Herz erfüllt hatte. Am erſten Oſtertage, als die Glocken läuteten, ſprach er mit Lebhaftigkeit von der herzerhebenden gottesdienſtlichen Feier in Penzlin; er ließ ſich ſein altes Geſangbuch geben, ſchlug das Lied auf, das man gewöhnlich geſungen,

Digitized by Google

und ließ es sich von seiner Frau vorlesen. Da die Sonne als freundliche Frühlingsverkündigerin in sein Zimmer schien, mußte man das Fenster öffnen; er freute sich der schwellenden Blüthenknospen und sagte: „Wenn wir nur erst wieder mit einander herumgehen könnten!“ Die nächsten Tage jedoch nahm die Mattigkeit schnell zu, und die Ohnmachten kehrten häufiger wieder. Am 29. März 1826 nahm ihn ein leichter Tod hinweg. Mitten unter Freundesgesprächen griff er mit einem plötzlichen „Ach Gott!“ nach dem Herzen und lag wie ein sanft Schlafender da.

„Voß hat sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewandt. Sein Glaube war: kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig sein, wenn er nicht gut ist als Mensch. Gut zu sein und Guten zu gefallen, trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verleumdung und nie eine Persönlichkeit erwidert.“ Mit diesen Worten schloß Voß einen im Jahre 1818 verfaßten kurzen Abriß seines Lebens. Mit dem ruhigen Bewußtsein einer unter allen Verhältnissen bewährten sittlichen Gesinnung wies er hin auf sein uneigennütziges Streben nach Selbstveredlung und Beförderung der höchsten Zwecke der Menschheit. Der Kampf gegen Armuth und äußeren Druck hatte seine Energie gestärkt und seiner Individualität ein scharfes, entschiednes Gepräge gegeben. Daher mußte bei dem einsamen Gange seines Lebens sein persönlicher Charakter um so abgeschlossener und unfügsamer, ja unter besondern Anlässen sogar derb und hart werden. Von seiner Reizbarkeit hatten manchmal auch die Vertrautesten und Geliebtesten in seiner nächsten Umgebung zu leiden; in den schonenden Schilderungen seiner Gattin läßt sich zwischen den Zeilen von manchem häuslichen Kummer lesen. Doch war sein Herz liebevoll und hegte warme Freundschaft gegen die, deren Gesinnung und Streben seine Achtung gewonnen hatte. Offenheit und Biederkeit, einfache, redliche Sitte galt ihm über alles. Diese Tugenden fand er in den schönsten Dichtungen

Digitized by Google

des Alterthums in Verbindung mit einem klaren, praktiſchen Verſtande, der die gegebenen Verhältniſſe nie aus den Augen verliert. Von dieſer Seite betrachtet, war ihm das helleniſche Alterthum der Inbegriff des Schönen, Guten und Wahren, die Schule der edlen Menſchlichkeit, der Kalokagathie.

Wie ſich Voß in der Auffaſſung der antiken Weltanſchauung überall in der Sphäre einer ſcharf begrenzten Subjectivität bewegte, ſo war auch ſeine Religionsanſicht ein ſubjectiver Rationalismus, den er im Fortgang des Lebens um ſo höher hielt, je mehr dieſer ſich an ihm ſelbſt bewährte. In ſeinem Glauben fand er eine ungetrübte Seelenruhe und Troſt in manchen Leiden; die Hoffnung auf unſterbliche Fortdauer war ihm eine Erquickung im Angeſichte des Todes. Was über jene Grenzen hinausgieng, verwarf er zum größten Theil als Wahnglauben und myſtiſchen Trug; gegen die Intoleranz der Anhänger poſitiver Bekenntniſſe konnte er ſelbſt wieder intolerant werden. Als er daher durch Romantik, myſtiſche Philoſophie und Dogmatik die geiſtige Freiheit, die herrlichen Errungenſchaften der Wiſſenſchaft und deutſcher Geiſtesbildung bedroht ſah, kämpfte er für die Aufklärung mit allem Aufgebote ſeiner Kraft. Die Heftigkeit, mit der er hiebei verfuhr, entſchuldigte Goethe in der Recenſion der voſſiſchen Gedichte mit den treffenden Worten: „Sollte man denn aber ſolche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß er jenem heitern Lichte, das ſich ſeit einigen Jahrhunderten nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner im Norden verbreitete, mit vielen anderen das eigentliche Glück ſeines Daſeins ſchuldig ſei? Sollte man zu jener ſcheinbar gerechten, aber parteiſüchtig grundfalſchen Maxime ſtimmen, welche dreiſt genug fordert, wahre Toleranz müſſe auch gegen Intoleranz tolerant ſein? Keineswegs! Intoleranz iſt immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken geſteuert werden.“

Digitized by Google

Vossens Religiosität würde man verkennen, wenn man sie blos als eine dürftige Verstandesabstraction ansähe; sie beruhte auf einem warmen religiösen Gefühl. Den Kern seiner Glaubensüberzeugung bezeichnen uns die Worte in der „Antisymbolik“: „Was ist es, wohin jeder Edlere ringt mit angeschaffenem Sehnsuchtsdrange, was jeder Edlere für sich oder mit Geistesgenossen in tief ahnenden Weihestunden aus der innersten Herzensoffenbarung sich erstreben muß, bis finsterer Zweifelmuth hindurchdringt zu tagendem Vertrauen, zu erfreuendem Morgenschimmer des ewigen Lichtes, des Abglanzes vom Urlichte? Es ist das hochhehre, das unausforschliche Geheimnis Gott und Unsterblichkeit.“ Aehnliches sprach er in vielen Stellen seiner Gedichte aus und wies auf das gute Handeln als die höchste Religion hin. Sein Freund, der Physiologe Tiedemann, stellte ihm an seinem Grabe das Zeugnis aus: „Nennt ihr Religion den unbedingten und befangenen Glauben an Lehrsätze, wie sie Menschensatzungen über Gott und die Offenbarung des Göttlichen aufgestellt haben, so war er kein religiöser Mann. Denn er hegte die Ueberzeugung, Gott sei so erhaben, daß die vollkommene Erforschung und Erkenntnis des Göttlichen durch des Menschen Geist nie abgeschlossen sein werde. Er hielt sich ferner für überzeugt, die Idee von Gott, Unsterblichkeit und Tugend, als die Grundlage des Christenthums, werde um so reiner und veredelter in dem Menschengeschlechte hervortreten, je mehr sich dieses selbst in seiner Cultur der geistigen Veredelung nähere. . . . . Nennt ihr aber Religion und Frömmigkeit den festen und unerschütterlichen Glauben an Gott, an eine göttliche Weltordnung, an Wahrheit und Tugend, den sicheren Hinblick auf Unsterblichkeit und das redlichste Bestreben und Ringen nach Tugend und geistiger Veredlung, dann war Voß von einer Religiosität und Frömmigkeit durchdrungen wie vielleicht nur wenige unter uns.“

Die sittliche Strenge, der Ernst des Strebens begleiteten Voß

Digitized by Google

auch im wissenschaftlichen Forschen. Sein Ziel war die Wahrheit, und für sie war ihm keine Untersuchung zu kleinlich oder zu mühsam. Gelehrtes Scheinwesen und eitle Ruhmsucht waren ihm verhaßt; wer auf Schleichwegen von ihm betroffen wurde, den traf seine Entrüstung mit unerbittlicher Schärfe. Die ganze Herbheit und Reizbarkeit seiner Natur trat hervor, wenn er berechtigt zu sein glaubte, nicht nur des Gegners Irrthümer zu widerlegen, sondern auch seine sittlichen Schwächen blos zu stellen. In manchen Fällen vertrat er auch hier nur die Beschränktheit seiner Subjectivität, die dem Standpunkte des andern nicht gerecht werden konnte. Wenn der Historiker Schlosser in seinem Nachruf auf Voß behauptete: „Wo Lessing und Luther genannt werden, da wird stets auch sein Name genannt sein", so trifft dieser Vergleich nur zu in Hinsicht auf sein unerschütterliches Streben für das, was er als wahr und recht erkannt hatte; aber an Tiefe des Geistes, selbst an sittlicher Freiheit hat er beide nicht erreicht, und wie weit bleibt er unter der lichten Höhe, von der Lessings Genius das Reich des Gedankens überschaut!

Unter seinen dichterischen Arbeiten nehmen die Uebersetzungen die erste Stelle ein. Die Verdienste, welche sich Voß auf diesem Gebiete um deutsche Sprachbildung und Metrik erworben hat, wird kein unparteiischer Beurtheiler schmälern wollen. Dazu war es ihm in den ältesten dieser Versuche, namentlich in der frühesten Uebertragung der Odyssee, zum ersten Male wieder in unserer Literatur seit Luthers Bibel gelungen, ein hervorragendes Kunstwerk des Alterthums im treuen Anschluß an das Original und zugleich mit echtem poetischem Sinne in unserer Sprache neu zu schaffen. Seine eigenen Dichtungen sind ihrem idealen Theile nach ein Abdruck seines edlen Wollens, seiner treuherzigen Gesinnung, seines warmen Gefühls für reine Sitte und fortschreitende Veredlung der Menschheit. Indem die Abstraction des Verstandes hierin überwiegt, so neigt sich seine Lyrik zur Lehr- und Tendenz-

Digitized by Google

dichtung, und durch die Kunst der metrischen Formen wird sie oft nur noch schwerfälliger. Der leichte Ton des Volksliedes, wonach er strebte, war ihm unerreichbar; am meisten macht noch das Neujahrslied „Des Jahres letzte Stunde ꝛc." eine Ausnahme.

Weit näher liegt ihm das poetische Erfassen des realen Lebens, jener beschränkten Welt, in der er von Kindheit auf das schönste Glück des Daseins empfand. Wie er mit liebevollem Blicke stets auf dem Reiz der ländlichen Natur, bei der Sitte des unverdorbenen Landvolks verweilt und an den kleinsten Verhältnissen nicht geringschätzig vorübergeht, so liebt auch seine Poesie die Malerei idyllischer Scenen und beachtet die verwandte Kunst homerischer und theokritischer Poesie. So wird die Darstellung des frei Menschlichen auf dem Boden des Volksthümlichen, welch letzteres ihm hinwieder in der besondern Eigenart des norddeutschen Volkscharakters entgegentritt, Inhalt und Zweck seiner idyllischen Dichtung. Freilich hat die moralisierende und philanthropische Tendenz auch in mehreren seiner Idyllen die echte Naivetät nicht aufkommen lassen; allein in den freieren idyllischen Schöpfungen herrscht eine so frische, herzliche Freude an Natur und Unschuld, ein so sinniges Versenken in die veilchenartigen Genüsse einer beschränkten Sphäre des Daseins und Wirkens, daß etwas prosaisches Beiwerk uns nicht abhalten soll, den „siebzigsten Geburtstag" und die Idyllen der „Luise" unter die Zierden unserer klassischen Dichtung zu zählen. Voß bewegt sich in all seinem Thun und Dichten in einem engen Kreise, aber, wie viel man auch gegen ihn sagen mag, in diesem bleibt er groß.

---

4. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg.

Lange Zeit von Voß mit aller Zärtlichkeit der Freundschaft geliebt, zuletzt mit rücksichtsloser Bitterkeit selbst über das Grab hinaus von ihm bekämpft war Friedrich Stolberg, an dichterischer

Digitized by Google

Begabung wohl neben Bürger der bedeutendste des Göttinger Kreises. Er und Voß sind zwei durchaus heterogene Naturen. Die Ausgangspunkte ihrer Laufbahnen liegen zwar dicht neben einander; je weiter sie sich aber von denselben entfernen, um so mehr weichen sie von einander ab. Von Klopstock gleichmäßig angeregt, von seinem Enthusiasmus für Freiheit und Vaterland, für die Macht und den Ruhm des deutschen Volkes erfüllt, bewegen sie sich anfänglich in denselben poetischen Formen; später pflegt Voß vorwiegend die idyllische Gattung und eignet sich die metrische Kunst des klopstockischen Hexameters an, nach beiden Seiten selbständig und eigenartig sich weiter entwickelnd; Stolberg wird der Sänger der Ode und des Liedes. Sein Stand und die Kreise, in denen er sich bewegte, mußten ihn allmählich dem Jugendfreunde, der mit Bewußtsein und Absichtlichkeit seinen bürgerlichen Charakter hervorkehrte, mehr und mehr entfremden; vollends aber, während Voß immer mehr sich zu einem Vorkämpfer des Rationalismus herausbildete, wurde Stolberg durch seine geistige Anlage und Erziehung schon zu einer leidenschaftlichern und innigern, pietistisch und mystisch gefärbten Auffassung der Religion getrieben, die ihn endlich völlig aus dem protestantischen Lager verdrängte und zur Annahme des katholischen Bekenntnisses bestimmte.

Die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg waren die Söhne des Grafen Christian Günther zu Stolberg. Verwandtschaftliche Beziehungen zu dem dänischen Königshause, zugleich von Seiten seiner Gemahlin, einer Gräfin von Castell-Remlingen aus Franken, hatten ihn veranlaßt, in den dänischen Staatsdienst zu treten. Er ward Obervorsteher einer königlichen Amtmannschaft in Holstein. Auf seinem Rittergute Bramstedt in Holstein wurde sein jüngerer Sohn Friedrich Leopold am 7. November 1750 geboren; Christian war um zwei Jahre älter. Im Jahre 1756 wurde der Vater

Digitized by Google

zum geheimen Rath und Oberhofmeiſter der Königin Sophie Magdalene ernannt und zog mit ſeiner Familie nach Kopenhagen; den Sommer pflegte man auf einem der königlichen Luſtſchlöſſer zuzubringen.

Es herrſchte im ſtolbergiſchen Hauſe eine edle, ſittliche Geſinnung, welche, wenn auch in bewußter ariſtokratiſcher Haltung, dem helleren Geiſte des Jahrhunderts ſich nicht verſchloß. Der Graf gab auf ſeinen Gütern das erſte Beiſpiel, die auf dem Bauernſtande laſtende Leibeigenſchaft aufzuheben. Höhere Geiſtesbildung ward hoch geſchätzt; man liebte nicht das franzöſiſche Weſen, ſondern hielt, wie auch der däniſche Hof damals den deutſchen Fürſten ein anerkennenswerthes Vorbild gab, den Ernſt und die Tiefe der wieder erwachenden deutſchen Literatur in Ehren. Klopſtock und Cramer ſowie ihr edler Beſchützer, der Miniſter Bernſtorff, waren Freunde des Hauſes. Mit dieſen begegnete man ſich auch in altproteſtantiſcher Frömmigkeit, welche zu jenem edlen Pietismus hinneigte, dem auch die klopſtockiſche Gefühlsreligion verwandt war.

Dies war die geiſtig-ſittliche Atmoſphäre, in der die beiden talentvollen Söhne unter einer Schaar blühender Schweſtern und Brüder heranwuchſen. Ihr Hofmeiſter war in der frommen Zucht der Schule zu Kloſter Bergen und des halliſchen Pädagogiums gebildet. Schon die Knabenjahre ließen erwarten, daß der feurige, leicht erregte Friedrich den älteren Bruder überragen werde. Deutſche Dichter waren ſeine Lieblingslectüre; des Entzückens über Lichtwers Fabeln und Gleims Kriegslieder gedenkt er noch in ſpäteren Jahren. Milton lernte er zuerſt in Bodmers Ueberſetzung kennen, und auf Klopſtocks Dichtungen ruhte ſeine Seele mit ganzer Hingebung.

Nach dem frühen Tode des Vaters (1765) lebte die Mutter mit ihren Kindern in ſtiller Zurückgezogenheit zu Rungſted, einem kleinen Gute am Sunde. Im Sommer 1770 traten die

Digitized by Google

Söhne zum ersten Mal in die Welt. Auf der Universität Halle suchten sie neben juristischen Fachstudien eine weitere geistige Ausbildung; doch fanden sie in den Hörsälen wenig Befriedigung: das Studium der schönen Literatur konnte allein sie auf die Dauer fesseln. Die Mutter zog indeß nach Bernstorffs Sturz nach Altona, wo ihre Söhne nach anderthalb Jahren der Trennung wieder mit ihr zusammentrafen. In Hamburg sahen sie auch ihren gefeierten Klopstock wieder, und mit neuer Dichterweihe ausgerüstet, begaben sie sich im October 1772 zur Fortsetzung ihrer Studien nach Göttingen.

Durch Boie wurden sie dem Dichterbunde zugeführt und auf ihren Wunsch am 19. December 1772 förmlich als Mitglieder aufgenommen. Friedrich Stolberg bezauberte alle, die ihm nahe traten, durch seine anziehende Persönlichkeit, seine edle, hoch strebende Gesinnung, sein warmes deutsches Gemüth. Der Adelsstolz schien verschwunden zu sein vor seinem Enthusiasmus für Deutschthum und Freiheit, der selbst den patriotischen Voß eifersüchtig machte, als hätte er zu solcher Höhe sich noch nicht emporschwingen können. Voß und Hahn schlossen sich in ihrer vaterländischen Gesinnung am engsten an ihn an; man beachtete die — allerdings schmale — Schranke nicht, welche die Grafen bei aller freundschaftlichen Zutraulichkeit doch immer zwischen sich und den übrigen Bundesbrüdern aufrecht erhielten; auch fühlte man noch nicht, welchen Antheil die flüchtige Hitze einer phantastischen Jugendschwärmerei an ihrer Begeisterung für Freundschaft, Freiheit und Vaterland hatte. Auf jene läßt uns eine Erzählung von Voß einen Blick werfen: „Wir drei giengen bis Mitternacht in meiner Stube ohne Licht herum und sprachen von Deutschland, Klopstock, Freiheit, großen Thaten und von Rache gegen Wieland, der das Gefühl der Unschuld nicht achtet. Es stand eben ein Gewitter am Himmel, und Blitz und Donner machte unser ohnedies schon heftiges Gespräch so wüthend und zugleich so feierlich

Digitized by Google

ernſthaft, daß wir in dem Augenblick ich weiß nicht welcher großen Handlung fähig geweſen wären." An Hahn richtete Stolberg ſeine pathetiſch überwallende Freiheitsode, in der „Tell, Hermann, Klopſtock, Brutus, Timoleon" als die feſtlichen Namen, die von der Freiheitsharfe hallen, genannt werden. Der Abſchied der Stolberge von Göttingen (12. September 1773) war eine Nacht der ſchmerzlichſten Wehmuth für die Jünglinge, welche mit den herberen Schmerzen des Lebens noch unbekannt waren; die Gefühle jener Stunden klingen in vielen ihrer Dichtungen wieder. Als man Millers Abſchiedslied

„Traurig ſehen wir uns an,
Achten nicht des Weines"

ſang, ſtrömten die Thränen reichlich, und die Stimmen blieben zuletzt aus. Es entſtand ein lautes Weinen, und unter Umarmungen ſchwur man ſich ewige Freundſchaft. Um drei Uhr trennte man ſich. „Es war", ſchrieb Voß damals, „die ſchrecklichſte Nacht, die ich erlebt habe!"

Die Stolberge trafen darauf mit ihrer Mutter wieder zuſammen und reiſten mit ihr nach Kopenhagen, wo die politiſchen Verhältniſſe ſich inzwiſchen geändert hatten. Sie wurden zu däniſchen Kammerjunkern ernannt. Faſt zur ſelben Zeit, im December 1773, ward ihnen die geliebte Mutter durch den Tod entriſſen.

Die Lyrik Friedrich Stolbergs, der ein ungleich bedeutenderes dichteriſches Talent beſaß als der ältere Bruder, fand in den Jahren der jugendlichen Friſche und frei dahinſtrömenden Begeiſterung ihre lebendigſten Weiſen. Während er in kühnen Oden mit klopſtockiſchem Schwunge das deutſche Vaterland ſang, ſtolz, ein Deutſcher, ein Enkel Hermanns zu ſein, trat ſeine Eigenthümlichkeit noch mehr in dem bald jugendmuthigen, bald elegiſchen Liede hervor, das auch den Ton der volksthümlichen Romanze zum erſten Mal mit Glück anſchlug; das „Lied eines

alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn", die „Romanze" vom Ritter Rudolf, das „Lied eines deutschen Soldaten in der Fremde", auch das von Christian verfaßte Gedicht „Elise von Mannsfeld" fallen in diese Zeit (1774—1775). Ein zärtliches Verhältnis knüpfte der junge Dichter mit einer schönen Engländerin an, Namens Sophie — seine Ode „Stimme der Liebe" nennt sie Selinde. Da es nothwendig schien, dasselbe durch die Entfernung aufzulösen, so machte er 1775 mit seinem Bruder eine Reise in die Rhein- und Alpengegenden. In Frankfurt machten sie die persönliche Bekanntschaft Goethes, der mit den Mitgliedern des Göttinger Dichtervereins längst im Geiste verbunden war und nicht nur mit Friedrich Stolberg, sondern auch mit dessen Schwester Auguste in freundschaftlichem Briefwechsel stand. Der Verfasser des für Freiheit schwärmenden Götz und des liebekranken Werther, der ein hinsterbendes Liebesglück beklagende Verlobte Lilis, hatte mit dem damaligen Friedrich Stolberg, der zwischen melancholischer Weichheit und phantastischer Naturwüchsigkeit getheilt war, eine so innige Seelenverwandtschaft, daß wir die Stunden ihrer Jugendfreundschaft nicht nach der kühlen, ironisch lächelnden Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" beurtheilen dürfen, wenn wir auch zugeben mögen, daß Goethe in die Phrasen von Freiheitskämpfen und Tyrannenblut nicht einstimmte oder von einzelnen Excentricitäten und von den etwas anmaßlich sich aufdrängenden Liebesklagen des Freundes sich belästigt fühlte.

Außer ihm schloß sich den Stolbergen als Gefährte für die Schweizer Reise der spätere preußische Staatsminister Freiherr von Haugwitz an, der, von Göttingen her mit den Grafen bekannt, jetzt von Paris kam und in Frankfurt mit ihnen zusammentraf. In Darmstadt lernten sie Merck kennen, der für seinen jungen Freund von der Verbindung mit Friedrich Stolberg nichts Gutes erwartete. „Dein Bestreben," sagte er zu Goethe, „deine unab-

Digitized by Google

lenkbare Richtung iſt, dem Wirklichen eine poetiſche Geſtalt zu geben; die andern ſuchen das ſogenannte Poetiſche, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts wie dummes Zeug.“ Eine ſolche Differenz vermochte Goethe noch nicht zu fühlen. Für ſie ſchmückte ſich die Jugendfreundſchaft und das Leben in einer herrlichen, großen Natur mit allen Reizen der Poeſie. In Zürich fanden ſie Bodmer und Lavater, den enthuſiaſtiſchen Freund der jungen Dichter, deren Schilderung er in ſeiner „Phyſiognomik“ mit der Extravaganz des kraftgenialen Colorits entworfen hat. In der Zeichnung Friedrich Stolbergs iſt indeß der richtige Blick des ſcharfen Beobachters nicht zu verkennen: „Zu lebendig, um zu ruhen; zu locker, um feſt zu ſtehen; zu ſchwer und zu weich, um zu fliegen. Ein Schwebendes alſo, das die Erde nicht berührt . . . . . Keine Härte, keine Steifigkeit, keine zürnende Rohigkeit, keine drohende Obermacht; kein eiſerner Muth — elaſtiſch reizbarer wohl, aber kein eiſerner; kein feſter, forſchender Tiefſinn, keine langſame Ueberlegung oder kluge Bedächtigkeit; nirgends der Raiſonneur mit der feſt gehaltenen Wagſchale in der einen, dem Schwerte in der andern Hand, und doch auch nicht die mindeſte Steifheit im Blicke und Urtheile! und doch die völligſte Geradheit des Verſtandes oder vielmehr der unbefleckteſte Wahrheitsſinn. Immer der innige Empfinder, nie der tiefe Ausdenker. . . . . Immer halbtrunkener Dichter, der ſieht, was er ſehen will.“ Lavater hatte geglaubt, einen Kraftmenſchen kennen zu lernen, fand aber, es gebe kaum einen zarteren, weicheren und beſtimmbareren. Mit ihm wurden mehrere Ausflüge in das Schweizer Gebirge gemacht. Goethe konnte nur kürzere Zeit in der Schweiz verweilen und kehrte im Juli nach Frankfurt zurück. Die Stolberge mietheten auf einige Wochen ein ſchön gelegenes Landhaus in der Nähe von Zürich. Im Spätſommer dehnten ſie ihre Reiſe weiter nach dem Süden aus. Ueber den Gotthard wandten ſie ſich nach Graubünden, nahmen von der venetianiſchen

Grenze den Weg durch die Lombardei und Piemont bis zum Fuß des Montblanc und verweilten einige Zeit am Genfer See, wo sie am Feste der Weinlese Theil nehmen konnten. Ein Besuch wurde bei Voltaire in dem benachbarten Ferney gemacht; von ihm wie nicht minder von seinem Gegner, dem großen Haller, den die Brüder gleichfalls aufsuchten, nahm Friedrich den ungünstigsten Eindruck mit sich. Ueber Zürich wurde im Winter die Rückreise nach Deutschland angetreten.

Unter Friedrich Stolbergs Gedichten stehen mehrere als Denksteine der Schweizer Reise. Homer, der sein beständiger Begleiter war, schon in Göttingen sein Liebling, so daß er bereits den Plan einer Uebersetzung gefaßt hatte, wird in der „Vater Bodmer" gewidmeten enthusiastischen Hymne gefeiert. Mitten unter den freiheitsstolzen Schweizern, die dem republicanisch-schwärmenden Idealisten damals noch als das Muster politischer Tugend erschienen, entstand der überschwängliche „Freiheitsgesang aus dem zwanzigsten Jahrhundert" und die lyrischen Herzensergüsse bei Tells Geburtsstätte, bei Betrachtung des Rüsthauses zu Bern und der Trümmer der Zwingburg. Mächtiger als all diese etwas prätentiösen Gedichte spricht jenes einfache Lied zum Herzen, die zarteste Blüthe der stolbergischen Lyrik:

„Süße, heilige Natur,
Laß mich gehn auf deiner Spur!"

Es war die Sprache des tief-innigen Gefühls, das nach der Betrachtung des Rheinfalls in seiner Seele nachklang.

Ihren Weg nach dem Norden nahmen die Brüder über Weimar, wo Goethe einige Wochen vorher als Gast des Herzogs eingetroffen war. Mit ihm erneuerten sie die Tage der Freundschaft, und es ward ihnen bei Maskeraden, Schlittenpartien und Eisfahrten recht wohl. Auch Wieland blieb in der Herzlichkeit nicht zurück. Ueber Dessau, Berlin und Hamburg kehrten sie im Januar 1776 nach Kopenhagen zurück. Goethe, der sich von

Digitized by Google

dem weimarischen Hofe für die Dauer gefesselt fühlte, wünschte seinen Freund in seine Nähe zu ziehen. Friedrich Stolberg ward zum herzoglich-weimarischen Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahr 1776 den Antrag des Herzogs an, indem er nur die Bedingung stellte, den Sommer noch bei seinen Geschwistern zubringen zu dürfen. Inzwischen hatte Klopstock, dem man übertriebene Schilderungen von der extravaganten Genialität des Weimarer Hoflebens zugetragen hatte, sich mit seinen Abmahnungen dazwischen gestellt und die Sache mit Erfolg hintertrieben. Stolberg nahm sein Wort zurück und trat in die Dienste des Fürstbischofs von Lübeck-Eutin, Herzogs von Oldenburg, von dem er im August 1776 zum Oberschenken und wenige Tage darauf zum Gesandten und bevollmächtigten Minister am dänischen Hofe ernannt wurde.

Um diese Zeit vollendete er die Uebersetzung der Ilias in Hexametern; er machte sie seinem Freunde Voß zum Geschenk, der 1778 die Herausgabe besorgte. Sie war für ihre Zeit verdienstlich, wenn sie auch später, wie Stolberg selbst eingestand, von der vossischen übertroffen und in Schatten gestellt wurde; mit der von Voß eingeführten strengeren Form des Verses war er nicht vertraut. Seine Hexameter glichen noch den klopstockischen, welche nach Vossens Urtheil oft nur das Auge täuschten. Zugleich entstanden in diesen Jahren mehrere seiner schönsten, von warmem Naturgefühl durchdrungenen Gedichte, die idyllische Schilderung des seeländischen Hellebäk, die Ballade „die Büßende", die Hymnen an die Sonne und an die Erde, das Badelied, das Lied „an das Meer" und das Winterlied. Die erste Sammlung der Gedichte der beiden Brüder wurde von Boie besorgt; sie erschien 1779 mit dem stolzen und zugleich charakteristischen Motto aus Virgils Aeneide, das dem von ihnen seit der Göttinger Zeit gebrauchten Siegel entsprach:

Ceu duo nubigenae quum vertice montis ab alto
Descendunt Centauri.

Digitized by Google

Dieſe Sammlung enthält das Beſte, was Friedrich Stolbergs Muſe zu geben vermocht hat — Jugendgedichte. Leiden ſie gleich an den Auswüchſen der jugendlichen Ueberſchwänglichkeit, welche die Odenſprache Klopſtocks copiert und in den Freiheitshymnen an den Wortſchwall der Bardengeſänge erinnert, ſo bleibt doch auch manches tief empfundene und ſchön geformte Gedicht; beſonders verdienen ſeine Lieder Anerkennung, die in einfachen Weiſen ein inniges, zartes Gefühl ausſprechen und zum Theil Volkslieder wurden.

Als Stolbergs Schwager, Graf Andreas Peter von Bernſtorff, der Neffe des als Klopſtocks Gönner bekannten Staatsmanns, der politiſchen Verhältniſſe wegen 1780 aus dem däniſchen Miniſterium austreten mußte, erbat auch Stolberg ſeine Rückberufung von Kopenhagen. Nach einem längeren Urlaub, den er meiſt in Holſtein verlebte, trat er ſeit dem November 1781 als „wirklich dienſtleiſtender Oberſchenk“ am Hofe zu Eutin in Function. Hatte er ſich gefreut, in Folge dieſer Verſetzung ſeinem geliebten Bruder, der ſeit 1777 als Amtmann in dem holſteiniſchen Tremsbüttel lebte, näher zu ſein, ſo ward ihm noch eine andere ungehoffte Gunſt des Geſchicks zu Theil, indem er in Eutin die Lebensgefährtin fand, in deren Beſitz ihm ſeine ſchönſten dichteriſchen Liebesträume verwirklicht wurden. Agnes von Witzleben (1761—1788), die ſich als Hofdame in Eutin aufhielt, vereinigte mit den Reizen jugendlicher Schönheit die edelſten Tugenden einer zarten weiblichen Seele. Auf dem Lande geboren und erzogen, hieng ſie nicht an dem Glanz des Standes noch den Genüſſen der großen Welt. Natur und Unſchuld waren ihr Schmuck; ihre ganze Seele war Hingebung an den Geliebten, der ſie noch lange nach ihrem Scheiden von der Erde als ſeinen „Engel in weiblicher Bildung“ verehrte. Im Juni 1782 verband er ſich mit ihr, und ein Jahr darauf ſang er für ſie als glücklichſter Gatte das „Wiegenlied“. Wie Stolberg ſie

Digitized by Google

liebte, drücken viele an ſie gerichtete Gedichte aus, aus denen die wahrſte und tiefſte Empfindung ſpricht.

Da ihm eine andere amtliche Stellung im Herzogthum Oldenburg, eine Landdroſtei zu Neuenburg, beſtimmt, vorher aber ein längerer Urlaub bewilligt war, ſo verließ er im Sommer 1783 Eutin und lebte in glücklicher Zurückgezogenheit zu Vorſtel, einem Landgute ſeines Schwagers Bernſtorff, und bei ſeinem Bruder zu Tremsbüttel. Von dort ſchrieb er unter dem 1. December 1783: „Wie ſtill und glücklich uns in der ländlichen Hütte die Stunden verſtreichen, würden wenige Städter mir glauben. Mein Bruder und ich, unſre Weiber, unſre Nichte und der kleine Huſar [Bernſtorffs Kinder] ſind die ganze Geſellſchaft. Nicht blos um die heilige Zahl 7 voll zu machen, würde meine Agnes ihren Säugling mitrechnen. Ich rechne aber lieber die Griechen, Römer, Italiener, Engländer, Franzoſen und unſre lieben Landsleute mit dazu. . . . . Ich fürchte mich ſchon auf die Zeit, da mein lieber Plutarch wird ausgeleſen ſein, welchem ich die Frühſtunden widme. Dieſe langen Abende habe ich mit Cook die Welt umſegelt; auch hat mein lieber Tibullus mich zum Dritten aufgenommen, wenn er mit ſeiner Neära glücklich war. Mit Agnes leſe ich den Thomſon, mit Luiſen [Chriſtians Gemahlin] täglich eine Stunde im Virgil. Sie macht gewaltige Progreſſen. Mit beiden leſe ich die ‚Lebensläufe‘ [von Hippel] wieder. Mein Bruder hat jetzt die ‚Elektra‘ des Sophokles überſetzt und nur zwei Stücke noch übrig. . . . . Ich habe kleine Gedichte gemacht, aber wenige. Wenn ich recht im Schwelgen der Lectüre bin, ſo dichte ich wenig.“

Im Jahre 1784 machten die Brüder mit ihrer Familie eine Reiſe nach Mitteldeutſchland. Sie beſuchten die Harzgegenden, die eigentliche Heimath ihres Geſchlechts, und darauf Thüringen. In Weimar fanden ſie bei Goethe die alte Freundſchaft wieder; gegen Frau von Stein ſprach er ſeine Freude aus,

daß er „noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden“. Nachdem sie darauf einige Zeit in Dresden verweilt und mehrere Ausflüge in die schönsten Gegenden des Erzgebirges gemacht hatten, begaben sie sich nach Karlsbad. Nach seiner Rückkehr gieng Friedrich Stolberg für den Winter wieder nach Kopenhagen. Im Sommer 1785 stand er im Begriff, das Amt eines Landdrosten im Herzogthum Oldenburg anzutreten, als er an den russischen Hof gesandt wurde, um die officielle Botschaft von dem Tode seines Fürsten Friedrich August, des ersten Herzogs von Oldenburg, der Kaiserin Katharina II. zu überbringen. Unterwegs erfrischte er sich in Königsberg an Hamanns Umgang. Er wurde in Petersburg mit besonderen Gunstbezeugungen, die auch dem Dichter galten, aufgenommen und mit dem großen St. Annen-Kreuz ausgezeichnet. In den ersten Wochen des Jahres 1786 kehrte er zurück, um endlich die ihm angetragene Stelle zu Neuenburg im Herzogthum Oldenburg anzutreten.

Während der Muse der letzten Jahre entstanden die Schauspiele mit Chören „Timoleon“, „Theseus“, „der Säugling“, alle unglaublich rasch in wenigen Tagen entworfen, und die „Jamben“ (1784), eine Reihe satirischer Zeitbilder. Freilich in der Form etwas breit und zerflossen, athmen sie doch den Geist der Freiheit und sind von einem energischen sittlichen Gefühl durchdrungen, das sich noch nicht in den Dienst misanthropischer Weltverachtung und bornierten Pfaffenthums begeben hat.

In Neuenburg theilte Stolberg mit seiner Frau sein Leben zwischen den einfachen Genüssen der Natur und den Beschäftigungen mit anziehender Lectüre, ohne in die große Welt sehnsüchtig hinauszuschauen. Der von eigner Hand gepflegte Garten, die Frühlingslandschaft, die sie mit einander durchwanderten, und das trauliche Haus, dessen Kinderkreis sich schnell mehrte, boten ihnen eine Fülle von Freuden. „Ruhe, Freude und herz-

Digitized by Google

liches Willkommen der Freunde, Einfalt und Freiheit ſind immer hier," äußerte Stolberg um jene Zeit. „Auf ſolche Mitgäſte kann man nur Freunde einladen, aber dieſe auch von Herzen." Aehnliche Genüſſe ſtellte er in ſeiner poetiſchen Einladungsepiſtel dem alten Freunde Lavater in Ausſicht; derſelbe hielt ſich damals in Bremen auf, wo man ihn für eine Pfarrſtelle zu gewinnen geſucht hatte.

„Geliebter, ſoll in ſüßer Ruh'
Ich dich wie vor elf Jahren ſehen,
So höre deines Stolbergs Flehen,
So eile meiner Hütte zu,
Wo in der Laube kühlem Wehen
Nur ſtille Freuden ſich ergehen,
Wo Freiheit in der Einfalt Schoß
Ein Liedchen ſingt auf weichem Moos,
Wo keuſche Lieb' ihr Neſtchen bauet
Und ſich dem Schatten anvertrauet,
Wo nicht ein Störer uns erſchauet,
Vor welchem meiner Seele grauet.

Literariſche Arbeiten füllten vorzugsweiſe die einſamen Stunden aus. Mehrere Jahre hindurch beſchäftigte ihn ſchon die Ueberſetzung des Aeſchylos, während ſein Bruder die Tragödien des Sophokles metriſch übertrug. So hatte Friedrich bereits in dem Winter 1782 auf 1783 den „Prometheus", „die Sieben vor Theben", „die Perſer" und „die Eumeniden" verdeutſcht; erſt 1802 erſchienen die vier Tragödien im Druck. Das Studium des griechiſchen Dramas ermunterte die Brüder zu eignen Arbeiten auf dieſem Gebiete der Kunſt, um den Verſuch zu machen, ob man die dramatiſche Behandlung und den Chor der Griechen nachahmen könne. Nachdem Friedrich Stolberg mit dem „Timoleon" die erſte Probe gegeben hatte, folgten gleichzeitig mit der Ueberſetzung des Sophokles die „Schauſpiele mit Chören von den Brüdern Chriſtian und Friedrich Leopold Grafen zu Stol-

berg“ (1787). Von Friedrich befanden ſich darunter der „Theſeus“ und „der Säugling“; 1786 dichtete er in demſelben Stile „Apollons Hain“, zur Satire und Didaxis hinneigend, und das Trauerſpiel „Servius Tullius“. An der Wahl der Stoffe erkennt man die Tendenz. Es ſind Darſtellungen völkerbeglückender Könige und republicaniſchen Staatslebens; daher ſchloß ſich ihnen auch neben dem ungedruckten Drama „Laura“ ein „Numa“ an, der aber gleichfalls, obwohl vollendet und von den Freunden mit Beifall aufgenommen, der Oeffentlichkeit vorenthalten blieb. Aus dieſem Kreiſe tritt nur „Apollons Hain“ und „der Säugling“ heraus, eine allegoriſch-mythiſche Darſtellung der Kindheit Homers, die Stolberg ſelbſt für die Krone ſeiner Poeſie erklärte. Auch „Timoleon“ und die übrigen hiſtoriſchen Dramen fanden bei den Zeitgenoſſen manchen Beifall. Aber ungeachtet des hiſtoriſchen Hintergrundes und der idealen politiſchen Tendenz waren dieſe Dichtungen doch leer an Handlung und ohne inneres Leben, ähnlich wie die verwandten Dramen Klopſtocks; ſie enthielten mehr Erzählung, Ausmalung der Situation und dialogiſierte lyriſche Empfindung als dramatiſche Darſtellung, ſo daß ſie ohne Einfluß auf die Entwicklung unſerer dramatiſchen Literatur geblieben ſind. Die Chorgeſänge ſind vorwiegend Oden in Diſtichen, in alcäiſchen und choriambiſchen Maßen.

In dem Roman „die Inſel“, welcher 1788 erſchien, übertrug Friedrich Stolberg die Glückſeligkeit ſeines idylliſchen Lebens auf die politiſche Welt. Auf einer anmuthigen Inſel ſieht ſich der weiſe Sophron von einem Kreiſe edler Jünglinge umgeben; ihnen ſchildert er das Glück eines friedlichen, fern vom Geräuſch der Welt dahinfließenden Daſeins und erweitert das Gemälde zu einer idealen Republik, in der reine Sitten, Freiheit und Gleichheit, Weisheit und Thätigkeit ohne Gewinnſucht herrſchen. Es iſt ein Denkmal des idealiſtiſchen Republicanismus, in welchem man vor der franzöſiſchen Revolution ſich ſo bequem zu betten

Digitized by Google

wußte. Mehrere idyllische Dichtungen in Hexametern sind angehängt, welche jenes traumhafte Glück, das Sophron auf seiner Insel erwartet, als wirklich in epischer Erzählung darstellen.

Stolberg ahnte damals nicht, daß seine friedliche Insel, die ihm als ein glückliches Asyl erschienen war, so schnell zerstört werden würde. Am 15. November 1788 war nach einer kurzen, unbedeutend scheinenden Krankheit seine Agnes sanft entschlummert; der Tod nahte ihr so unerwartet, daß sie den Abschied von ihrem Stolberg und ihren vier Kindern nicht gefühlt hatte. In Begleitung seines Bruders, der schnell herübergekommen war, verließ Stolberg gramerfüllt den Ort, wo er seine glücklichsten Jahre genossen hatte, und suchte Trost im Kreise der Verwandten und Freunde in Holstein. Nach Neuenburg und in sein bisheriges Amt wünschte er nicht wieder zurückzukehren. „Der stille Bach meines Lebens,“ schrieb er am 23. März 1789, „auf welchem ich überselig im kleinen Nachen umherfuhr, ist versiegt, und mir bleibt nur das große Meer übrig, auf das ich mich nicht aus Wahl der Neigung, aus Wahl der Nothwendigkeit wage. — Eutin rief mir tausend selige Erinnerungen bräutlicher und ehelicher Seligkeit zurück, und in dem Hause, in welchem ich sie heimholte, hat Voß Jonathansthränen mit mir geweint.“ Die 1789 und 1790 entstandenen Oden „die Bitte“, „die Warnung“, „die Sehnsucht“ drücken das Nachgefühl seines Glücks und sein Verlangen nach Trost in ergreifender Weise aus.

„Glückliche, fühlet, welches Glück euch Gott gab!
Freudeweinend begrüßt den stillen Abend,
Eh' ihr sanft im wankenden Schein der Lampe
Neben ihr schlummert.

Schauet mich an! denn glücklicher war keiner!
Was ein Bettler sich träumt, ein Kaiser mißbraucht
War wie schlechte, fliegende Spreu bei meiner
Fülle zu achten.

Digitized by Google

Denn du warst mein, du Süße! mein, du Traute!
Du Holdselige, mein, mit Taubenaugen!
Mein das liebevollste der liebevollen
Weiblichen Herzen!

Wider Erwarten rissen ihn im Frühjahr 1789 die politischen Verhältnisse aus der Zurückgezogenheit, in der er Trost gesucht hatte. Dänemark wurde während des schwedisch-russischen Krieges von Preußen mit Feindseligkeiten bedroht. Um diese abzuwenden, erbat sich der damalige Regent, Kronprinz Friedrich von Dänemark, Stolberg vom Herzog von Oldenburg als Abgesandten an den preußischen Hof. Stolberg nahm den Auftrag an, der ihn zwei Jahre in Berlin fesselte. Er machte hier die Bekanntschaft der Gräfin Sophie von Redern (1765—1842), welche bei ihrer Schwester, der Gemahlin des sardinischen Gesandten, sich der Erziehung der Töchter des Hauses widmete, und verband sich mit ihr am 15. Februar 1790. Einen Ersatz für seine Agnes hoffte er nicht zu finden. In welcher Stimmung er den neuen Bund schloß, drücken wenige Worte aus einem Briefe an seinen Freund, den Dichter und Historiker Gerhard Anton von Halem, zur Genüge aus. „Werden Sie Ihren armen Freund begreifen," schrieb er am 4. Januar 1790, „der es wagen mag und wagen kann, nach dem Tode der ewig Geliebtesten eine zweite Verbindung einzugehen? Ich kann des süßen weiblichen, des ehelichen Umgangs nicht entbehren. Die gestürzte Fackel des freundlichen Genius wäre mir lieber gewesen als die Fackel des Hymen; aber jene darf ich nicht stürzen, so lange sie lodern soll. Und so viel Ruhe und Freude mir nach Agnes' Tode noch zu Theil werden kann, wird mir in den Armen meiner geist- und liebevollen Sophie zu Theil werden. Es ist ein sehr edles, liebes Mädchen. Sie ehret meinen Schmerz, den sie lindern, nicht stören kann, auch nicht stören will."

Mit der Berliner Gesandtschaftsreise und der zweiten Ver-

Digitized by Google

mählung war Stolberg zu einem Wendepunkte in seinem inneren Leben gelangt, der sich in den letzten Jahren schon vorbereitet hatte. Der Freiheitssänger, der den großen Völkersabbath auf den Trümmern der Zwingburgen in prophetischem Dithyrambenton gefeiert hatte, als der Strom des politischen Lebens noch langsam zwischen seinen Ufern floß, und die französischen Verfassungsreformen in ihrem ersten Beginn, wo sie die Sphäre der Theorien noch nicht verlassen hatten, mit klopstockischem Jubel begrüßte, wurde an dem revolutionsfeindlichen Berliner Hofe schnell von seinem abstracten Enthusiasmus geheilt. Schon unterm 20. Januar 1791 schrieb er an Halem: „Ich war so enthusiasmiert für Frankreichs Revolution, als man es sein kann. Aber ich gestehe Ihnen, liebster Freund, daß ich weder zufrieden mit der Nationalversammlung bin, welche gesetzgebende und ausübende Macht zugleich behauptet, also Despotie ist, noch auch dem Nationalgeiste Frankreichs viel zutrauen kann. . . . . Ich sehe den großen Strom heranrauschen, welcher alle Despotien stürzen wird. Segen und Fluch wird er mit sich bringen. Denn welche Völker der Freiheit nicht fähig sind — und nur durch hohe Sittlichkeit werden Völker ihrer fähig —, die fallen aus der Knechtschaft in die Anarchie. Ich ehre, ich liebe — Sie wissen, wie sehr! — die Freiheit. Aber eben deßwegen glaube ich, daß sie sich auf Tugend gründen müsse. Und diesen Grund hat Frankreich nicht gelegt, Frankreich, welches ganz Europa mit dem Gifte seiner Immoralität und Irreligion getränkt hat."

Die Klage über Immoralität und Irreligion hört man von Stolberg hier nicht zum ersten Mal. Schon einige Jahre vorher hatte ihn Heinses „Ardinghello", die in glänzendem Colorit ausgeführte Verherrlichung der Sinnlichkeit, in einen maßlosen Zorn versetzt, der sich fast in den Ausdrücken eines inquisitorischen Bannspruchs äußerte, wenn er an Halem schrieb: „O ihr Männer von Oldenburg, verbrennet das böse Büchlein, wenn euch an der

Tugend eurer Weiber, Schwestern und Kinder etwas gelegen ist! Was sollen sie mit einem Buche, welches durch sehr höhnische Seitenblicke die Religion verdächtig machen und mit mehr als epikureischer Sophisterei jede Tugend aus dem Wege raisonnieren will, mit einem Roman, dessen Held ein Erzbösewicht ist, welcher jede blutige That, jede Stillung schändlicher Triebe beschöniget?" Nicht lange darauf verhängte er öffentlich ein ähnliches kritisches Gericht über Schillers „Götter Griechenlands". Er hätte mit dem Urtheil ästhetischer Kritik einzelne Mängel und Auswüchse des Gedichts bezeichnen mögen; diese hat auch der Dichter nicht verkannt, der nachmals bedeutende Veränderungen vornahm. Stolberg jedoch, obschon selbst der schwärmerische Lobpreiser der griechischen Poesie, legte an die freie Schöpfung lyrischer Phantasie den christlich-dogmatischen Maßstab. „Poesie," — so lautet es in den „Gedanken über Herrn Schillers Gedicht" — „welche die Wahrheit anfeindet, mag als Dichtkunst bewundern, wer da will; ich habe immer zu groß von der Poesie gedacht, um sie für Tausendkünstelei zu halten, um zu glauben, daß sie nach einer Bewundrung streben könne, zu welcher sich Verachtung und Abscheu gesellen..... Wie sollen wir Dichter nennen, welche wie Schiller des göttlichen Feuers theilhaftig wurden und es so anwenden?" In der Sache hatte daher der bittere Ausspruch der „Xenien" Recht:

Als du die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
Von dem Parnasse; dafür gehst du in's Himmelreich ein.

Der Dichter Stolberg, der Sänger des Liebesglücks und der Naturfreuden, der Bewunderer der Thaten der Schweizer und der freien „götterähnlichen" Griechen tritt in den Hintergrund und erinnert nur dann und wann durch einige leise Anklänge an die Ideale seiner Jugend. Der revolutionsfeindliche Graf Stolberg, der „bei seiner Mutter Asche" nicht dulden will, daß man die Franzosen Westfranken nenne, da für sie sich nur der Name Westhunnen gezieme, der Zögling herrnhutischer und katholischer

Digitized by Google

Coterien, der in engherziger Dogmatik zusammensinkt und die großartigsten Fortschritte des wissenschaftlichen Denkens als das Gift des Jahrhunderts schmäht und verdammt, steht von jetzt an vor uns. Unrecht thaten ihm seine Gegner, wenn sie behaupteten, erst jetzt habe sich der wahre Stolberg enthüllt; alles andere sei nur eine Maske gewesen. Keineswegs; Stolberg war in der That früher ein anderer gewesen. Aber nach dem Tode seiner Agnes aus seinem Frieden herausgerissen und zu schwach, um mit klarem Geiste und starkem sittlichen Bewußtsein sich eine innere Welt wieder zu erbauen, schwankend und leicht bestimmbar durch die Einwirkungen seiner Umgebung, dabei zurückgeschreckt und fieberhaft erregt von der Verwirrung seines Zeitalters, in welchem ihm alle sittliche Ordnung aus den Fugen gelöst zu sein schien, fand er die Ruhe der Seele nicht wieder, bis er sein Denken unter das Dogma der katholischen Kirche beugte. Schrittweise sieht man ihn seit 1790 sich diesem Ziele nähern. Stolberg als Mensch mag in dem römischen Glauben, dem er in langjährigem Forschen immer inniger sich hingab, den Trost und die Hoffnung gefunden haben, die er, von quälenden Zweifeln zerrissen, bisher vergeblich gesucht hatte. Für seine Aufgabe innerhalb der deutschen Literatur war diese Wendung in seinem geistigen Leben äußerst verhängnisvoll. Mit jedem Schritte, mit dem er seinem Uebertritte näher kam, verrieth sich eine zunehmende geistige Ermattung, eine immer größere Beschränktheit. Unter solchen Umständen konnte auch die lang ersehnte Reise nach Italien ihm nicht den Gewinn bringen, den sie früher, als er noch freien Blicks in die Welt schaute, hätte haben können; jetzt wirkte sie mehr erschlaffend als stärkend.

Stolberg hatte gehofft, in Berlin die Ernennung zum Gesandten in Neapel zu erhalten. Aber wenige Wochen, nachdem dies geschehen war, trat er wieder in den oldenburgischen Dienst zurück. Er wurde im Frühsommer 1791 zum Präsidenten der

Digitized by Google

Regierung in Eutin ernannt und erhielt zugleich einen anderthalbjährigen Urlaub zur Ausführung einer italieniſchen Reiſe bewilligt, auf welche er ſich ſeit längerer Zeit durch wiſſenſchaftliche Studien vorbereitet hatte. Am 15. Juni wurde er feierlich in ſein neues Amt eingeführt; gegen Ende des Monats trat er von Tremsbüttel aus, begleitet von ſeiner Frau, ſeinem älteſten Sohne und dem Hofmeiſter desſelben, Nicolovius, die Reiſe nach dem Süden an. Er nahm den Weg nach den Rheingegenden über Münſter, wo er die verhängnisvolle Bekanntſchaft mit der ſeit einigen Jahren glaubenseifrigen Fürſtin Gallitzin und deren Freundeskreiſe machte. Hier fand er den Freiherrn von Fürſtenberg, einen fein gebildeten katholiſchen Prälaten, dem das Münſterland viel verdankte, und Overberg, den vertrauten Beichtvater der Fürſtin. Es knüpften ſich Bande, die bald mehr und mehr ſich befeſtigten. In Düſſeldorf verweilte Stolberg einige Wochen bei ſeinem Freunde, dem Philoſophen Friedrich Heinrich Jacobi, beſuchte in bedächtig langſamer Weiterreiſe die Hauptſtädte des Rheinlandes und fand manchen Freund früherer Jahre wieder. Ueber Stuttgart nach Ulm ſich wendend, ſuchte er ſeinen Bundesbruder Miller auf und fand bei ihm ſowie in Zürich bei Lavater, Pfenninger und Heß die alte Liebe und treue Erinnerung ſchöner Zeiten wieder. Bei dem Anblick der Denkmale der ſchweizeriſchen Heldenthaten wirkte noch die Macht der Jugendgefühle nach, das letzte Aufflammen der Begeiſterung für republicaniſche Freiheit. Den Spätherbſt verbrachte er im nördlichen Italien und genoß als gewiſſenhafter Reiſender die Kunſtſchätze der Hauptſtädte; doch war ſein Blick ſchon getrübt, und ſeine Kunſturtheile haben wenig Werth. Am Vorabend des Weihnachtsfeſtes langte er in Rom an.

Der Aufenthalt in der „ewig einzigen“ Stadt, in der ſeine Liebe zum Alterthum die reichſte Nahrung fand, in der nicht nur Kunſt und Geſchichte zu ſeiner Seele ſprach, ſondern auch der

Digitized by Google

Pomp der Kirchenfeste seine reizbare Phantasie gefangen nahm, sagte ihm dermaßen zu, daß er äußerte, er würde vielleicht, wenn er sein Leben außerhalb seines Vaterlandes zubringen und dabei verdammt sein sollte, in einer großen Stadt zu leben, keine Stadt Rom vorziehen. Der Papst Pius VI. imponierte ihm durch seine schöne Greisengestalt und anmuthige Freundlichkeit, sowohl da er ihn am Weihnachtsfeste das Hochamt halten sah, als da er von ihm zu einer Audienz geladen war. Das christlich-gläubige Rom trug in seiner Phantasie den Sieg über das Rom des Alterthums davon. Für die Schönheit der antiken Bildnerkunst war sein Sinn nicht mehr offen und empfänglich genug. Bei Betrachtung der Göttergestalten konnte er den engherzigen Ausspruch thun, den ihm die Xenien nicht vergessen haben: „Ein gewisser Charakter von Härte, Mangel der Theilnehmung, trüber Melancholie, welche an Zorn grenzet, bezeichnet die meisten Köpfe der alten Statuen, sowohl der Götter als der Menschen, sowohl des männlichen Geschlechts als des weiblichen. . . Es schwebet selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend wie eine schwarze Wolke der Gedanke des Todes.“ — „So manche Aeußerungen seines Gemüthes“ — so erzählt uns sein Biograph Nicolovius, der Bewunderer des frömmelnden, den Armen der katholischen Kirche entgegeneilenden Stolberg — „ließen seine Reisegefährten nicht den Widerschein eines heitern Himmels, sondern ein Treiben kämpfender Kräfte erwarten, und sie sahen nicht, wie das gewaltig erregte, in einer eigenen Bewegung immer höher aufbrausende Innere des oft heitern, oft traurigen, aber stets geistvollen Stolberg wieder Gleichgewicht finden werde.“

Seinen Unmuth vermochten auch die Reize des lachenden Neapel, wohin er im Februar 1792 gelangte, nicht ganz aufzuheitern. Daher sagt derselbe Biograph: „Die Freude seines Lebens schien bisweilen verwelkt und der Garten seines Daseins verheert. Lebensunmuth verscheuchte häufig die Heiterkeit seiner

Seele, welcher nicht ſelten die Veränderung des Ortes Labung bringen mußte. Wähnte er aber in dem Leben, welches ihm mitunter eine Wüſte erſchien, zu verſchmachten, ſo fehlte es ihm gleichwohl nicht an Manna in derſelben, indem in ſeinem Herzen ein heiliges Freudenbächlein rauſchte, welches ſeine Freunde zu der Hoffnung berechtigte, daß er an der Quelle, welche ihm Kraft, Muth und Freudigkeit gab, auch ſeinen Geiſt immer mehr nähren werde.“ Eine ſolche Erquickung reichten ihm die Freiherren Adolf und Kaspar Max von Droſte zu Viſchering, zwei Brüder aus Münſter, die, auf einer Reiſe durch Italien begriffen, von der Fürſtin Gallitzin an Stolberg empfohlen wurden. Sie waren Eiferer für die katholiſche Kirche und Mitarbeiter an dem Bekehrungswerk, das von Münſter aus geleitet ward.

Stolberg begab ſich von Neapel nach den apuliſchen Küſtengegenden; von dort erblickte er die Gebirge Griechenlands, deſſen Boden zu betreten ihn die Furcht vor der Peſt und den Unannehmlichkeiten der Quarantaine abhielt. Nachdem er Calabrien durchreiſt, traf er gegen Ende Mai in Sicilien wieder mit ſeinen Freunden aus Münſter zuſammen, in deren Geſellſchaft er alle Theile der Inſel mit antiquariſchem Fleiße betrachtete. Seine Hinneigung zum Katholicismus gab ſich jetzt ſchon deutlich kund in der Apologie der unwiſſenden ſicilianiſchen Kloſtergeiſtlichkeit, der er in ſeiner Reiſebeſchreibung eine lebhafte Apoſtrophe widmete. Während er noch in ſeinen „Jamben“ Mönch und Pfaff und „jedes ſtolze Afterpäpſtlein“ mit eben ſo freiem als frommem Sinne geißelte, wehrte er jetzt von den Mönchen den Namen „Pfaff“ ab; ihm galt nur der noch als ein Pfaff, der ſich von der Kirche nährt und gegen ihre Grundſätze lebt und redet.

Die Sommermonate brachte Stolberg größtentheils im Thale von Sorrent und auf der Inſel Iſchia zu. Eine heitere poetiſche Stimmung kehrte zurück; er dichtete die idylliſchen Gemälde, welche er „Heſperiden“ benannte und an ſeinen Freund Ebert

Digitized by Google

richtete. Allein den glücklichen Tagen folgte bald die Trauer nach; auf Iſchia ſtarb ſein jüngſtes Töchterchen Sibylla, das ihm im Frühjahr zu Neapel geſchenkt worden war. Im September trat er die Rückreiſe nach Deutſchland an. Von Rom nahm er den Weg über Venedig, wo es ihm trotz alles Intereſſanten, das er ſah und kennen lernte, nicht wohl wurde. Nachdem er auf der Weiterreiſe einige Wochen in Wien und Prag verweilt hatte, kehrte er zeitig genug nach Holſtein zurück, um im März 1793 ſein Amt in Eutin antreten zu können. Daſelbſt arbeitete er zunächſt die 1794 gedruckte Beſchreibung ſeiner „Reiſe in Deutſchland, der Schweiz, Italien und Sicilien“ in vier Bänden aus, ſein erſtes größeres Werk in Proſa.

Stolberg und ſeine Frau brachten ihren proteſtantiſchen Glauben nicht nach Deutſchland zurück; im Stillen gehörten ſie ſchon der katholiſchen Kirche an. Mit dem Kreiſe in Münſter ſtanden ſie fortwährend in enger Verbindung, und von dort ward nichts unterlaſſen, um das Werk der Bekehrung zu vollenden. Schon im nächſten Auguſt kamen die Fürſtin Gallitzin und Overberg nach Eutin, um den angehenden Proſelyten „behilflich zu ſein“, im nächſten Jahre Clemens Auguſt und Franz von Droſte zu Viſchering, worauf Stolberg im Spätſommer 1794 den Beſuch bei ſeinen Freunden in Münſter erwiderte. Mit welchen Geſinnungen er von dannen zog, lehrt ſeine Ode „Caſſandra“, wo er dem deutſchen Volke die „Verräther“ kennzeichnet,

„Die euch mit gleißendem Zauber täuſchen!
Die euch verriethen lang' und verkauften lang',
Die aus dem Sonnenſcheine des Himmels euch
In's Labyrinth der Lehrgebäude
Führen bei wankender Fackeln Glanze.“

Kein Wunder, daß er wie in heiliger Zornesgluth Goethes „Wilhelm Meiſter“ verbrannte und nur das ſechſte Buch, die „Bekenntniſſe einer ſchönen Seele“, bewahrte. Wenn er gleichwohl

Digitized by Google

in jenen Jahren eine Ueberſetzung auserleſener Geſpräche des Platon unternahm, ſo zog ihn weniger aufrichtige Verehrung für das griechiſche Alterthum zu dieſem hin, ſondern er betrachtete die platoniſche Idealphiloſophie nur als eine Vorſtufe für die chriſtliche Myſtik. Welchen Platz er der griechiſchen Philoſophie neben dem chriſtlichen Glauben anweiſen möchte, erörterte er ausführlich in einem Briefe an Jacobi, deſſen Reſultat auf die Worte hinauslief: „Immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen [den Heiden!] ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, ſondern der Natur und Gnade nach unterſchieden von der bibliſchen, wie — der Himmel über der Erde iſt.“ Auf dieſen Abſtand wies er in der Vorrede zu der Ueberſetzung des Platon und in den Anmerkungen zu den einzelnen Dialogen in einem ſo hochmüthigen Tone hin, daß Schiller empört ausrief: „Die ſtolberg'ſche Vorrede iſt wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz und die geſuchte, offenbar nur geſuchte Frömmelei — auch in einer Vorrede zum Plato Jeſum Chriſtum zu loben!“

Nach dem Beſuche der Fürſtin und Overbergs im Auguſt 1797 ſtand bei Stolberg der Entſchluß unſtreitig ſchon feſt, ſeine bisherige Stellung aufzugeben und den katholiſchen Glauben nun auch öffentlich zu bekennen. Es war nur ein Blendwerk, wenn er 1798 in dem „Schreiben eines holſteiniſchen Kirchſpielvogts über die neue Kirchenagende“ noch einmal für den Buchſtaben der augsburgiſchen Confeſſion eiferte. Im December 1799 hielt er noch in ähnlichem Sinne eine Rede bei der Einführung eines evangeliſchen Superintendenten zu Eutin. Am 1. Juni 1800 legte Stolberg und ſeine Frau, die an dem Uebertritt großen Antheil hatte und eine eifrige Katholikin ward, in der Hauscapelle der Fürſtin Gallitzin das katholiſche Glaubensbekenntnis in die Hände Overbergs ab. Nach Eutin zurückgekehrt, bekannte er öffentlich ſeine Glaubensänderung

Digitized by Google

und legte am 22. August sein Amt feierlich nieder. Die Kinder folgten nach einiger Zeit dem Vorgange der Eltern mit Ausnahme der ältesten Tochter Marie Agnes, die mit ihrem Vetter, dem Grafen Ferdinand zu Stolberg-Wernigerode, verlobt war. Christian Stolberg, der den Schritt seines Bruders nicht billigte, gab um diese Zeit ebenfalls sein Amt auf und lebte seitdem auf seinem Gute Windebye bei Eckernförde im südlichen Schleswig.

Stolbergs Religionswechsel machte in Deutschland ein ungemeines Aufsehen. Nicht blos Männer von rationalistischer Denkungsart wie Voß waren über diesen „Abfall von dem freien Geiste“ empört; auch die, welche in ihren religiösen Ansichten der Mystik Stolbergs näher gestanden waren, selbst Jacobi und Lavater, wollten doch keineswegs wie Stolberg biblisches Christenthum und katholischen Kirchenglauben für eins gelten lassen, und Jacobi wenigstens war lange nicht zu überreden, daß Stolberg wirklich Jahre lang geprüft und sich endlich vollkommen überzeugt habe. „Nein,“ so rief er in edler Entrüstung den Freunden zu, „es ist kein unschuldiger Wahnsinn, der euch befallen hat; ein Gemisch von Leidenschaften, die ihr wohlgefällig in euren Herzen hegtet und pflegtet, hat allein euch die Verrückung möglich gemacht, in der ihr euch in diesem Augenblick so wohl befindet. Ich aber höre das Hohngelächter der Hölle über eure fromme That. Bald wird es allgemein vernehmbar erschallen, und ihr werdet eure eigenen Ohren nicht davor verstopfen können.“ Die Stimmen der Zeit redeten laut genug, doch von ihm nicht mehr verstanden und kaum noch beachtet.

Am 28. September verließ Stolberg Eutin und begab sich nach Münster, das für ihn längst eine magnetische Anziehungskraft besaß. Daß es in jenem Kreise auf ein planmäßiges Entgegenwirken gegen den Protestantismus und ein Werben für die Sache der katholischen Kirche abgesehen war — das, worauf Voß nachmals seine Anklage gegen Stolberg gründete —, ver-

Digitized by Google

ſchweigt ſelbſt Katerkamp, der Lobredner der Fürſtin Gallitzin, nicht: „Für die Fürſtin, welche in dieſer verhängnisvollen Zeit alle Edeln, die mit ihr in Berührung kamen, gern aufforderte, ſich an einander zu ſchließen und durch vereinigte geiſtige Beſtrebungen der wilden Kraft, die alles, was ehrwürdig und heilig iſt, zu zerſtören drohete, entgegenzuwirken, war es ein erfreuliches Ereignis, ihre Verbindung mit Fürſtenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes verſtärkt zu ſehen, deſſen Geiſt eine ſo nahe Verwandtſchaft mit dem ihrigen hatte.“ Dieſen aſketiſchen und proſelytiſchen Zwecken widmete Stolberg von jetzt an vorzugsweiſe ſeine literariſche Thätigkeit; der lebendigen Fortentwicklung der deutſchen Nationalliteratur entfremdete er ſich mehr und mehr. Er überſetzte einige Erbauungsſchriften des Auguſtinus und begann auf den Rath des Freiherrn Clemens Auguſt von Droſte zu Viſchering das Hauptwerk ſeiner letzten Lebensperiode, die Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti, welche er im Jahre 1818 mit dem fünfzehnten Bande, worin die Erzählung bis zum Todesjahre Auguſtins (430) gelangt iſt, ſchloß; ſie iſt eine Verherrlichung der katholiſchen Kirche und eine Apologie ſeines Uebertritts. Beiträge zur poetiſchen Literatur ſind noch die Ueberſetzungen des Aeſchylos (1802), der größtentheils ſchon früher von ihm übertragen war, und des Oſſian nach dem Engliſchen des Macpherſon (1806). Das „Leben Alfreds des Großen“ (1815) iſt zu ſehr Tendenzſchrift, um auf bedeutenden hiſtoriſchen Werth Anſpruch machen zu können.

Da Stolberg als bekannter Franzoſenfeind während der napoleoniſchen Uebermacht in Münſter ſtreng überwacht ward, ſo entzog er ſich dieſer unangenehmen Lage, indem er 1812 das Landgut Tatenhauſen bei Bielefeld ſich zum Wohnſitze wählte. Die Befreiung Deutſchlands erfüllte ihn mit freudigem Hochgefühle. Noch einmal erſtand der Freiheitsſänger Friedrich Stolberg aus ſeiner Gruft und feierte den Sturz des Unterdrückers

Digitized by Google

in den stolzen Alcäen der „vaterländischen Gesänge“. Drei seiner Söhne, die in der preußischen Armee mitgefochten hatten, kehrten in der Schaar der Sieger heim. Der eine von ihnen starb 1815 den Heldentod in der Schlacht bei Ligny.

1816 miethete Stolberg das hannover'sche Domänengut Sondermühlen, drei Meilen von Osnabrück, wo er seiner Tochter Julia nahe war. Dem Herzen nach war er jedoch so sehr Preuße geworden, daß er sich auch ferner noch als einen solchen betrachtet wissen wollte. An diesem seinem letzten, stillen Aufenthaltsorte waren seine Kirchengeschichte und asketische Schriften seine anhaltende Beschäftigung. Nach dem Abschlusse seines historischen Werks verfaßte er die „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift“ und das „Büchlein von der Liebe“, Erzeugnisse engherziger Asketik; seine Lyrik fand ihren Abschluß in einem Bittliede an die heilige Jungfrau und einem hypermystischen „Schwanengesange“ von der ewigen Liebe. Vossens Schrift „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ gelangte am 14. November 1819 in seine Hände. Er war entschlossen, in einer kurzen Gegenschrift sich zu vertheidigen, Anfangs von heftigem Zorn erfüllt über den rücksichtslosen Bruch langjähriger Freundschaft, dessen Voß sich schuldig gemacht, ohne daß irgend ein äußerer Anlaß ihn dazu zwang; bald aber milder gesinnt, wollte er die persönlichen Angriffe seines nunmehrigen Gegners unbeachtet lassen und nur seine heilige Sache gegen ihn vertheidigen. Er konnte die „kurze Abfertigung“ nicht mehr herausgeben; sie erschien erst nach seinem Tode.

Am 28. November stellte sich ohne vorhergegangene Andeutung ein heftiger Magenschmerz ein; eine rasche Abnahme seiner Kräfte war die Folge davon, so daß er sich seine baldige Auflösung nicht mehr verhehlte. Seine letzten Stunden waren ganz in dem Geiste, in welchem er die letzte Periode seines Daseins durchlebt hatte. Mehrmals ließ er sich Abschnitte aus der Bibel

Digitized by Google

und Lieder von Klopstock und Claudius vorlesen und sprach zu den bekümmerten Seinigen Worte herzlicher Liebe. „Kinderchen," sagte er unter anderm, „laßt es euch wohl sein! Mir ist ganz wohl. Seht, Kinder, ich habe eine schöne Zeit gelebt, siebzig Jahre, was wollt ihr mehr? Gott weiß, wie ich an der Mama und an euch hange; aber doch gehe ich nun gern." Er empfahl ihnen, für ihn zu beten, und ermahnte sie, dem Heilande anzugehören. Ueber die manchfachen Aeußerungen der Liebe und des frommen Seelenfriedens warf auch düstere Asketik mehrmals ihre trüben Schatten. Er klagte, ihm sei bange, die Gerichte Gottes seien furchtbar. Gott habe ihm so viel Gnade erzeigt, er sei so untreu gewesen. „Du weißt nicht," äußerte er gegen seine Gemahlin, „welch ein großer Sünder ich bin." Ein ander Mal rief er aus: „Ach, das Fegefeuer, das Fegefeuer! Ach, wer ist rein, wer ist rein vor Gott? Meine selige Frau war eine so reine, unschuldige Seele; doch betete ich alle Tage, oft mehrmal im Tage für sie." Sanft waren seine letzten Augenblicke. Als der Arzt am 5. December 1819, wo sich ein Frösteln eingestellt hatte, ihm die Nähe des Todes nicht mehr verschwieg, faßte er dessen beide Hände mit den Worten: „Danke, danke, recht herzlich dank' ich Ihnen! Gelobet sei Jesus Christus!" Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen Athemzügen war er verschieden.

Die Stimmen der Parteien sind über seinem Grabe nicht verstummt. Indeß auch vom literarhistorischen Standpunkte aus mögen wir uns das Wort des jüngeren Voß aneignen: „Friede sei mit Stolberg! Irdische Schwächen und Irrthümer wird er nun erkennen. . . . . Stolbergs besseres Sein lebe in treuer Erinnerung fort!"

Digitized by Google

Drittes Capitel.

Herder.

In dem Leben und Dichten der Jünglinge des Göttinger Hainbundes tritt uns noch das Schwanken und Suchen der Uebergangsperiode vor Augen. Man ſchwärmt für Natur- und Volkspoeſie, man träumt von Bardengeſängen und Minneliedern, ſteht aber doch noch mit einem Fuße in den engen Formen der bisherigen Kunſtpoeſie und treibt mit der Verehrung Klopſtocks einen ſentimentalen Cultus.

Der kühnere Genius Herders und Goethes wagte es zuerſt, den betretenen Boden der deutſchen Poeſie zu verlaſſen und, mit leſſingiſcher Kraft die alten Bande völlig abſtreifend, mit freiem Fluge neue Regionen der Dichtung zu gewinnen. Herder erreichte ſie nur mit dem divinatoriſchen Blick der Theorie und Kritik, hinter der die eigene poetiſche Begabung zurückblieb. Goethes geniale Productionskraft ſtellte die neue dichteriſche Welt, deren er ſich bemächtigt hatte, in unſterblichen Meiſterwerken der

Digitized by Google

Anſchauung von Mit- und Nachwelt hin und führte ſpäter im Verein mit Schiller unſere Poeſie auf die Höhe der Klaſſicität.

Johann Gottfried Herder wurde im Jahre 1744 in der letzten Stunde des 25. Auguſt zu Mohrungen, einem oſtpreußiſchen Städtchen, geboren. Sein Vater, der Sohn eines aus Schleſien eingewanderten Ackerbürgers, hatte früher das Handwerk eines Webers betrieben; damals ſtand er einer Elementarſchule vor und war zugleich Küſter und Cantor an der dortigen evangeliſch-lutheriſchen Kirche. Schweigſam und ſtreng gegen ſich und andere, doch im Grunde der Seele gutmüthig und rechtſchaffen, erfüllte er gewiſſenhaft und unverdroſſen die Pflichten ſeines mühevollen Amtes; der Geſang eines geiſtlichen Liedes beſchloß nach frommer Sitte, die Herder durch dankbare Erinnerung ehrte, den Tag im Kreiſe der Familie. Die Mutter war eine verſtändige und beſonnene Hausfrau, unabläſſig treu in der Sorge für die Ihrigen. Während der Vater, wie Herder noch in ſpäten Jahren dankbar anerkannte, den Knaben früh an Pünktlichkeit und ſtrenge Pflichterfüllung gewöhnte, milderte das ſanfte Weſen der Mutter den Ernſt des Vaters. Ihr weiches Gemüth gieng auf den Sohn über, der nach dem frühen Tode eines jüngeren Bruders ihr einziger war; er hieng an ihr mit innigſter Liebe und trug ſie ſtets wie eine Heilige im Herzen.

Es waren beſchränkte Verhältniſſe, in denen Herder als ein „verwöhntes und mütterliches“ Kind aufwuchs. Still von Natur, ſchüchtern und zurückgezogen, verſagte er ſich ſelbſt die Kindheitsfreuden, die unter ähnlichen Umſtänden die erſten Schritte im Leben mit dem poetiſchen Reiz idylliſcher Einfachheit zu umgeben pflegen. Selten ſah man ihn laufen und ſpringen und ſich den lauten Spielen der Nachbarskinder anſchließen. Für die Außenwelt hatte er wenig Sinn, ſie ließ keine tiefen Eindrücke in ſeiner Seele zurück. „Ich bin in einer dunkeln, aber nicht dürftigen Mittelmäßigkeit geboren, und von Kindheit auf erinnere ich mich

Digitized by Google

nichts als Scenen entweder der Empfindſamkeit und Rührung oder eines einſamen Gedankentraums, der meiſtens von Planen des Ehrgeizes belebt wurde, die man in einem Kinde nicht ſucht" — ſo charakteriſiert Herder 1770 kurz ſeine geiſtige Eigenthümlichkeit in den Jahren der Kindheit.

Der Aufenthalt in der lateiniſchen Stadtſchule, aus der der pedantiſche Rigorismus des Rectors Grim alle Freudigkeit verſcheuchte, mußte den von Natur blöden Knaben noch mehr einſchüchtern. Der unterthänige Reſpect der Schüler gieng ſo weit, daß ſie ſich dem Schulgebäude, ſobald ſie es von fern erblickten, zu jeder Jahreszeit unbedeckten Hauptes nähern mußten. Ein höherer wiſſenſchaftlicher Sinn war in dieſen Räumen nicht zu finden. Herder lernte vor allem Lateiniſch, wenn gleich in herkömmlicher geiſtloſer Weiſe; auch etwas Griechiſch und Hebräiſch ward im Verlauf der Zeit damit verbunden. Er war ein fleißiger Schüler, der ſich die Zuneigung des geſtrengen Schultyrannen zu erwerben wußte, und gewann wenigſtens eine Grundlage für gelehrte Studien, auf der ſein Privatfleiß frühzeitig fortbauen lernte. Daß ihm aus früher Jugendzeit der Moment eingeprägt blieb, wo ihm Homers Vergleich des Menſchengeſchlechts mit den Blättern der Bäume Thränen entlockte, iſt uns ein charakteriſtiſcher Zug, ſowohl als Zeugnis für den poetiſchen Sinn, womit er die klaſſiſchen Dichter wie die bibliſchen Geſchichten las, als auch für die elegiſche Stimmung, der ſein Kindesgemüth nachhieng. Auch war es nicht ohne Bedeutung, daß ſchon in jenen frühen Jahren das ihm angeborene Gefühl für Muſik ausgebildet wurde; er erlernte etwas Clavierſpiel und erhielt Unterricht im Kirchengeſange, deſſen einfache, erhabene Töne ihm ſtets vorzüglich lieb waren. Sein pädagogiſches Talent empfieng ebenfalls ſchon in jenen Jahren die erſte Anregung, indem er mehrmals ſeinen Vater beim Elementarunterricht mit Geſchick vertrat; bisweilen wurde er ſogar von ſeinem ſtrengen Rector einer ähnlichen

Digitized by Google

Auszeichnung gewürdigt, wobei seine frühreife Lehrgabe die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Unter seinen Mitschülern fand er einen Kameraden, Emmerich, mit dem ihn sein Lebensweg später in Königsberg noch einmal zusammenführen sollte. Wohlthätig wirkte auf ihn der Umgang in dem Hause des Predigers Willamovius, der ebenso wie seine treffliche Frau ihn mit vieler Liebe behandelte; von ihm erhielt Herder den Religionsunterricht und ward von ihm confirmiert. Er verehrte in diesem liebenswürdigen Manne, der ihm 1763 durch den Tod entrissen wurde, einen „frommen, redlichen Greis", dessen Menschenfreundlichkeit ihn rührte, wenn er auch manche beschränktere Auffassung seines Kirchenglaubens später belächelte.

Herder war sechzehn Jahre alt, als Sebastian Friedrich Trescho, ein Mann von ausgebreiteter theologischer Gelehrsamkeit, die Stelle eines Diaconus in Mohrungen übernahm. Vielbeschäftigt durch theologische, moralische und ästhetische Schriftstellerei, Seelsorge und Armenpflege, dabei unverheirathet, nahm Trescho den brauchbaren Knaben in sein Haus, um seine Hilfe beim Abschreiben und bei häuslichen Verrichtungen zu benützen. Eine alte Schwester, welche die Wirthschaft führte, pflegte ihn sogar auf den Markt zu schicken, um Fleisch und Gemüse zu holen. Dafür erhielt er Wohnung und Schlafstätte, doch nicht einmal, obgleich Trescho vermögend war, freien Mittagstisch. Das Gefühl unwürdigen Druckes, das schon bisher auf dem Knaben lag, wurde jetzt nur noch tiefer empfunden; Trescho wurde gegen ihn anmaßend und lieblos. Weit entfernt, ihn als seinen Zögling anzusehen, ertheilte er ihm, obschon er seine geistige Begabung durchschaute, keinen Unterricht, und statt sich seiner mit väterlicher Liebe anzunehmen und ihm zu seinem Fortkommen behilflich zu sein, arbeitete er seinem Wunsche, die gelehrten Studien zu ergreifen, auf alle Weise entgegen: Herder sollte in der Sphäre des Handwerkerstandes bleiben. Die Mutter, welche

Digitized by Google

trotz ihrer Dürftigkeit den Herzenswunſch des Sohnes theilte, fragte er mehrmals, wo ſie wohl hindenke, wenn ſie wünſche, ihr Sohn ſolle ſtudieren oder zu etwas anderem als zu einem Handwerke ſchreiten. Kein Wunder, wenn Treſcho ſelbſt 1804 zu dem Geſtändnis ſich genöthigt ſah, Herder ſei immer ſchweigſam und furchtſam geweſen: „nie ſprach er etwas mit Offenheit und mit einer dreiſten Gebärde, ſondern beantwortete meiſt ſcheu das, was ich ihm etwa zu beſtellen auftrug; ſeine Stimme war nur halblaut, und er blieb tief in ſich verſchloſſen.“ Treſcho konnte zwiſchen den Zeilen leſen, worauf Herder hindeutete, als er ſpäter in einem Briefe an ihn die Worte gebrauchte: „Die erſten Bilder meiner Jugend ſind meiſtens traurige Bilder, und manche Eindrücke der Sklaverei möchte ich, wenn ich mich ihrer erinnere, mit theuern Blutstropfen abkaufen.“

Indeß gab ihm Treſcho, wenn auch nicht durch Aufmunterung und Anleitung, doch mittelbar durch die Art, wie er ihn mit Abſchreiben beſchäftigte, und durch ſeine nicht unbedeutende Bücherſammlung vielfache geiſtige Nahrung. Mit unerſättlicher Lernbegier benützte der Knabe, was er an Büchern erhalten konnte, für ſeine Zwecke. Seine Liebe zu wiſſenſchaftlicher Lectüre war ſo groß, daß er ſie häufig insgeheim bei ſpärlichem nächtlichen Lichte zu befriedigen ſuchte; manchen Verweis und wohl auch eine Verſchlimmerung des langwierigen Augenleidens, das den ſonſt geſunden Knaben ſeit ſeinem fünften Jahre plagte, zog er ſich dadurch zu. Oft ließ er ſich durch den Mittags- und Abendtiſch nicht von ſeiner Lectüre abhalten; Bücher begleiteten ihn auf ſeinen einſamen Spaziergängen. Auch einige deutſche Dichter lernte er kennen, unter ihnen Klopſtock, Leſſing, Kleiſt und Simon Dach, den er ſtets ſehr in Ehren hielt. Poetiſche Verſuche blieben nicht aus, in denen er für ſeine melancholiſche Stimmung einen Ausdruck ſuchte; mehrere ſind aus ſeinem Nachlaſſe uns mitgetheilt worden. Eine Ode auf Peters III. Thron-

Digitized by Google

besteigung, eingekleidet als Ueberſetzung eines hebräiſchen Geſanges „an den großen König Cyrus, den Enkel Aſtyages', von einem gefangenen Israeliten", legte er 1762 heimlich einem von Treſcho an den Buchhändler Kanter in Königsberg abgeſandten Manuſcripte bei. Kanter ließ es abdrucken und befragte Treſcho um den Namen des Verfaſſers, den dieſer ſogleich errieth. Herder „leugnete es nicht, ward roth und lächelte". Er war zum erſten Mal „mit großem Beifall der Kenner", wie Kanter ſchrieb, an die Oeffentlichkeit getreten.

Zu dieſer Zeit, nämlich um den Beginn des Jahres 1762, ſtand ein Regiment Ruſſen, das aus dem deutſchen Kriege heimkehrte, zu Mohrungen im Winterquartier. Der Regimentswundarzt — er ſoll Schwarzerloh geheißen haben —, ein gebildeter und wohlwollender Mann, fand an dem Knaben, der ihm wahrſcheinlich ſeines Augenleidens wegen vorgeſtellt war, Wohlgefallen; er ſoll auch mit Herders Eltern wie mit Treſcho in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden haben. „Nachdem der Regimentschirurgus" — ſo erzählt Herder ſelbſt — „ſich von meinen Kenntniſſen näher unterrichtet und mich im Latein gut befunden hatte, that er mir den Vorſchlag, er wolle mich nach Königsberg mitnehmen, mich die Chirurgie lehren und mir für mein krankes Auge Hilfe leiſten; dafür ſolle ich ihm gleich nach unſerer Ankunft daſelbſt eine mediciniſche Abhandlung in's Latein überſetzen; auch wolle er in der Folge, wenn ich mehr Luſt zur Medicin habe, mir dazu helfen, daß ich ſie in Petersburg unentgeltlich ſtudieren könne." Dies unverhoffte Anerbieten des wackeren Mannes erſchien den Eltern, welche die Lage des Knaben in Treſchos Hauſe ſchon lange bekümmerte, ohne daß ſie in ihrer Stellung ſie zu ändern vermochten, wie eine günſtige Fügung des Himmels, nicht minder dem Jünglinge, der ſich nach Erlöſung aus ſeiner Sklaverei ſehnte. Im Sommer 1762 reiſte er mit ſeinem „Erretter" von ſeinem heimathlichen Städtchen ab,

Digitized by Google

nicht von freudigen Erinnerungen begleitet. Seine Eltern sah er nie wieder. Der Vater starb schon ein Jahr darauf; die Mutter erlebte noch die Freude, ihren Sohn die Laufbahn des Ruhmes betreten zu sehen, für sie der schönste Trost in den nachfolgenden Jahren des Kummers und der körperlichen Leiden.

Zur Chirurgie und Arzneiwissenschaft hatte der junge Herder nicht die geringste Neigung und Anlage. Bei der ersten Section, der er in Königsberg beiwohnte, fiel er in Ohnmacht. Er hatte zunächst nur in Freiheit kommen wollen. Seinem Geiste schwebte ein anderes Ideal vor: es war der Trieb nach der vielseitigsten Entwicklung seiner geistigen Fähigkeiten, nach umfassender Humanitätsbildung; schon damals ward diese der Leitstern seines Lebens. Als Lehrer der Jugend, als Prediger und Seelsorger wünschte er für sein Ideal dereinst praktisch zu wirken. Im frohen Gefühl der endlich errungenen Selbständigkeit, fragte er nicht erst seine Eltern um ihre Einwilligung, sondern glaubte Manns genug zu sein, sich selbst zu leiten. Wenn gleich seine Baarschaft in dem Augenblicke auf wenige Thaler zusammengeschmolzen war, schrieb er ihnen doch, er verlange während seines akademischen Lebens keinen Schilling von ihnen. Für seinen Wohlthäter, dessen Vorstellungen ihn nicht von seinem Entschlusse abzubringen vermochten, übersetzte er noch als Tribut der Dankbarkeit dessen medicinische Abhandlung in's Lateinische. Von seinem Schulfreunde Emmerich, den er als Cantor in Königsberg wieder antraf, ließ er sich zu den Universitätsbehörden begleiten und erwirkte nach einer wohlbestandenen Maturitätsprüfung, deren Ergebnis bei dem wenig empfehlenden Aeußern des Jünglings die Examinatoren nicht wenig überraschte, im Anfange des August seine Aufnahme unter die Studierenden.

Hatte schon beim Anblick der großen, gewerbfleißigen Handelsstadt seine erwartungsvolle Seele sich wie in einem neuen Elemente gefühlt, wie viel freudiger hob sie sich jetzt, als er frei

Digitized by Google

und fesſellos den heißen Wiſſensdurſt in vollen Zügen befriedigen konnte. Den Druck ſeiner dürftigen Lage fühlte er jetzt nicht mehr, wenn auch manche Tage einige Semmeln ſeine einzige Nahrung waren. Privatunterricht und einige Unterſtützungen durch Stipendien und Geſchenke wohlwollender Freunde, auch aus der Heimath, halfen der äußerſten Nothdurft ab, bis beſſere Tage kamen. Ein Feſtmahl des geiſtigen Genuſſes waren ihm die akademiſchen Vorleſungen, bei deren Wahl er neben der Theologie auch die Philoſophie im ausgedehnteſten Sinne und die Phyſik mit in ſeinen Kreis zog. Lilienthal, bei dem er Dogmatik hörte, und vor allen der große Immanuel Kant, deſſen eifrigſter Zuhörer er wurde und der von der Wißbegier des hoffnungsvollen Jünglings ſo ſehr angezogen ward, daß er ihn alle ſeine Vorleſungen, manche ſogar wiederholt, unentgeltlich hören ließ, wirkten am nachhaltigſten auf ihn. Unter Kants Einfluß ſtanden nicht blos die Arbeiten, die Herder jetzt und in den folgenden Jahren entwarf und oft nur bruchſtückweiſe ausführte; kantiſche Ideen befruchteten vielmehr auf lange Zeit hinaus ſein Denken. Die Kunſt, Bücher ſchnell und mit Nutzen durchzuarbeiten, übte Herder mit einer Gewandtheit, die ihm durch's ganze Leben eigen blieb und oft das Erſtaunen ſeiner Freunde erregte. Nicht nur wurden die Schätze der Univerſitätsbibliothek benützt; auch was an neu erſcheinenden Werken der Literatur mit ſeinen Studien in Berührung ſtand, entgieng ſeiner Aufmerkſamkeit nicht: in dem Buchladen ſeines Freundes Kanter, deſſen Bekanntſchaft er ſchon durch die Cyrus-Ode gemacht hatte, war er ein ſteter und jederzeit willkommener Gaſt. Auch geiſtesverwandte Freunde fehlten ihm nicht. Seines Augenübels wegen war er von Schwarzerloh dem Arzte Hamann empfohlen worden; dadurch wurde er wohl zuerſt mit deſſen Sohne Johann Georg Hamann bekannt, der auf die Richtung ſeiner weiteren geiſtigen Entwicklung den hervorragendſten und folgenreichſten Einfluß

Digitized by Google

geübt hat. Obwohl vierzehn Jahre älter, fühlte sich dieser geistvolle Mann doch von dem idealen Wissensdrang seines jüngeren Freundes innig angezogen und übertrug auf ihn sein Streben nach universeller, reiner Bildung. In ihren gegenseitigen Mittheilungen bildete sich bald die schönste Geistesharmonie. Hamann führte den neu gewonnenen Freund in seine Ideen von Originaldichtung und Volkspoesie ein, lehrte ihn das Englische und las mit ihm Shakespeare, dem sich Milton und Ossian anschloß. Unter Herders Studiengenossen ward sein vertrautester Freund der nachmalige Kriegsrath Kurella, mit dem ihn der lebhafte Austausch eines idealen geistigen Verkehrs verband, nur daß Herder hier mehr gab als empfieng. Dem Freunde erschien er schon damals als eine lebendige Bibliothek. Indeß war er trotz seines unermüdlichen Studienfleißes heiter und froh mittheilend; „der Geist der Religion und Humanität umwehte ihn überall“. Die knabenhafte Schüchternheit war verschwunden; Trescho war voll Verwunderung über die rasche Umwandlung, als er den verschlossenen Knaben 1764 bei einem Besuche in Königsberg als strebenden Jüngling wiederfand, der in kurzem ein Mann geworden zu sein schien.

Es lag in Herder der Trieb zum Docieren; früh mußte er die Kunst lernen, die eingesammelten Kenntnisse wieder zu verausgaben. Schon während des ersten Wintersemesters verband er mit den Universitätsstudien das Amt eines Lehrers am Collegium Fridericianum in Königsberg, eine Auszeichnung, welche am besten Zeugnis gibt, wie rasch sich der strebsame Jüngling die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt hatte. Er unterrichtete in mehreren Fächern und nach ungewöhnlich kurzer Zeit bis in die oberen Klassen hinauf. Zufolge der Aussage eines seiner damaligen Schüler war jedermann erstaunt über eine so frühe Befähigung; man bewunderte seine feurige, beredte Sprache, als er, vom Inspector dazu aufgefordert, die öffentlichen Betstunden

Digitized by Google

hielt, was bisher nur älteren Lehrern übertragen worden war. Obwohl er ſtreng auf Ordnung und ernſte Thätigkeit hielt, erwarb er ſich doch durch die gewiſſenhafte Hingabe an ſeinen Wirkungskreis und ſeine vortreffliche Lehrmethode die Liebe ſeiner Schüler. Wenn er auch bedauerte, durch ſeine Amtsgeſchäfte in ſeinem Studium gehindert zu werden, ſo ſchlug er doch zugleich den Werth des Lehrens ſehr hoch an und ſchrieb dieſem die klare Entwicklung ſeiner Begriffe zu, die er nicht zum geringſten Theil freilich auch dem Unterrichte Kants verdanken mochte.

Wie vielſeitig ſchon auf der Akademie ſeine wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen waren, wie ſie zum Theil ſchon auf die höheren Geſichtspunkte hinwieſen, welche er nachmals auf ſeiner wiſſenſchaftlichen Laufbahn feſt im Auge behielt, geht aus den zahlreichen Excerptenbüchern hervor, welche ſich noch in ſeinem Nachlaß vorfanden. Die Idee einer *Geſchichte der Menſchheit* zeigt ſich ſchon als das letzte Ziel, als das Band der Einheit, von welchem das manchfaltige Material zuſammengehalten wird, und zwiſchen den Excerpten tauchen mehrere eigne Entwürfe zu künftigen literariſchen Arbeiten auf. Neben der Philoſophie ſteht die Naturwiſſenſchaft, neben der Theologie die Völkergeſchichte, neben den abendländiſchen klaſſiſchen Sprachen das ſorgfältigſte Studium der orientaliſchen Literatur und der Cultur des Morgenlandes. Geſchichte der Wiſſenſchaften und Geſchichte der Poeſie, die Herder in Hamanns Weiſe am liebſten in ihrer Verbindung mit den Urzuſtänden der Völker betrachtete, nahmen die ausgedehnteſte Forſchung und den unermüdlichſten Sammlerfleiß in Anſpruch. Durch ein Preisausſchreiben der Berner patriotiſchen Geſellſchaft vom Jahre 1763 angeregt, begann er die Skizze einer Unterſuchung, *daß und wie die Philoſophie für das Volk nutzbar zu machen ſei*. Manche Spuren vom Studium Rouſſeaus bekundet dieſe Arbeit; der Grundgedanke iſt kantiſch: die Philoſophie ſoll wegen all des Uebels, das ſie angeſtiftet hat,

Digitized by Google

nicht platterdings aufgegeben, ſondern ſelbſt als Gegengift gegen dasſelbe angewendet werden; dazu iſt aber eine Correctur und Kritik der Philoſophie nothwendig. Neben dieſen philoſophiſchen Verſuchen trug ſich Herder ſchon jetzt mit dem Plan einer Geſchichte der Dichtkunſt. Insbeſondere die Lyrik, die bisher am reichſten in Deutſchland angebaut worden war, beſchäftigte ihn; er entwarf ausführlichere Fragmente eines Aufſatzes über die Ode und das Lied. Auch Betrachtungen über die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts wurden bereits verzeichnet. Dabei verlor er die geiſtliche Beredſamkeit nicht aus dem Auge; ſelbſt auf die Ausbildung ſeines lateiniſchen Stils verwandte er große Sorgfalt. Praktiſch und theoretiſch kämpfte er freilich dabei gegen die ſklaviſche Unterwürfigkeit unter den lateiniſchen Geiſt an; er wollte lieber ein barbariſches als ein pedantiſches Latein, er ſchrieb im Grunde deutſch in lateiniſchen Ausdrücken und lehrte auch ſeine Schüler ſo ſchreiben. Auch als Redner wagte er ſich in weitere Kreiſe. Beim Grabe der Tochter ſeines älteren Freundes Kanter hielt der noch nicht zwanzigjährige Jüngling eine ſchwungvolle, durch ein dithyrambiſch kühnes Gedicht abgeſchloſſene Rede, die in ihrem unreifen Pathos Zeugnis gibt, wie tief ſich Herder damals in ernſte Todesbetrachtungen verſenkte.

Die Poeſie blieb ihm eine freundliche Gefährtin durch's Leben; ſie durchdrang ſein ganzes geiſtiges Sein. Außer manchfachen Gelegenheitsgedichten waren es meiſt odenartige Gebilde, dithyrambiſch und hart im Ausdruck; erſt das Erſcheinen der Dithyramben von Willamow, dem Sohne des Mohrunger Paſtors, die Herder in den Königsberger gelehrten und politiſchen Zeitungen recenſierte, ſchreckte ihn vor ferneren derartigen Kühnheiten zurück. Die vorwiegend ernſte Stimmung dieſer Gedichte zeugt von ſeiner ſtrengen Selbſtbetrachtung und ſeiner idealen Seelenerhebung. Auch machte er einen Entwurf

Digitized by Google

zu einem Lehrgedicht über die Menschheit, der sich später zu dem Plan eines Gedichts von der menschlichen Seele erweiterte. Mehrere seiner Versuche wurden schon damals in öffentlichen Blättern bekannt gemacht und begründeten seinen ersten Dichterruhm, namentlich ein Ostergesang und der Trauergesang über die Asche Königsbergs, eine Ode auf die große Feuersbrunst, welche am 11. November 1764 einen Theil der Stadt verheerte.

Dies war der letzte traurige Eindruck, den sein preußisches Vaterland in seiner Seele zurückließ; denn wenige Wochen darauf eilte er über die Grenze, um eine Lehrstelle an der Domschule zu Riga und das damit verbundene Amt eines Gehilfspredigers anzutreten. Früheren Empfehlungen Hamanns an den dortigen Rector Lindner verdankte er nächst dem guten Rufe, den ihm seine Wirksamkeit bereits erworben, diese willkommene Anstellung, die ihm abermals in mehr als einer Hinsicht eine Befreiung dünkte. Noch waren die Verhältnisse in den dem russischen Scepter untergebenen Ostseeprovinzen von der Art, daß Herder aus dem Lande der militärischen Strenge, wo die Verpflichtung zum Militärdienste ängstigend über seinem Haupte geschwebt hatte, sich wie in eine kleine Republik versetzt sah: „Riga, das unter russischem Schatten beinahe Genf ist," heißt es in Herders Einführungsrede. Hier fand er Ueberreste vom Geist der alten Hansastädte; er freute sich des regen Gemeinsinns, der an schönere Zeiten deutschen Städtelebens erinnernden Bürgertugend und der liberalen Werthschätzung geistiger Bildung, die sich mit der kaufmännischen Betriebsamkeit verband.

Seine Festschrift „zur Feier der Beziehung des neuen Gerichtshauses" am 11. October 1765 „Haben wir noch jetzt das Publicum und Vaterland der Alten?" ist ein Denkmal seiner aufrichtigen Anerkennung und Würdigung des rigaischen Gemeinwesens; die letztere Hälfte der Frage ward bejaht. Noch dreißig Jahre später nahm Herder sie in völlig umgewandelter

Digitized by Google

Gestalt in seine „Briefe zur Beförderung der Humanität“ auf. Eine der Einweihung des Rathhauses und dem Vaterlande gewidmete Ode ward dem ersten, auf Wunsch des Rathes veranstalteten Abdruck der Rede angehängt.

Sein Amt als Collaborator der Domschule trat Herder am 7/18. December 1764 an; zufällige Umstände verzögerten seine feierliche Einführung bis zum 27. Juni 1765, bei welcher Gelegenheit er in einer öffentlichen Schulrede das Thema behandelte, *wie fern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse*. Gewissenhaft strebte er dahin, dem Ziele nahe zu kommen, das er hier von dem Beruf eines Jugendlehrers entwarf, wie er als Prediger gleichzeitig sich in dem „*Redner Gottes*“ ein Idealbild aus seinem Gedächtnis und Herzen vorzeichnete. War sein Amt mühevoll, so genügte es ihm doch durch seine grenzenlose Arbeitsfähigkeit und heitere Thätigkeit, ohne seine jetzt feste Gesundheit durch seinen Fleiß zu untergraben. Strenge und Milde wußte der kaum erst zwanzigjährige Jüngling mit so viel Umsicht und Tact zu verbinden, daß seine Schüler mit innigster Liebe an ihm hiengen. Seine Rednergabe erwarb ihm nicht minder den Beifall der zahlreichen Zuhörermenge, die sich zu seiner Predigt zusammenfand; besonders ward das jüngere Geschlecht von der phantasievollen Frische und Wärme seiner Beredsamkeit angezogen. In schlichter, aber anschaulicher und herzlicher Weise predigte er, ohne mit den Blumen einer poetischen Rhetorik allzu verschwenderisch umzugehen; frei von dogmatischer Engherzigkeit strebte er, an der Hand der Bibel eine „Philosophie der Menschheit“ seiner Gemeinde vorzutragen. Wie sollte es ihm, dem Jüngling von eminentem Talent, von reinem, edlem Charakter, an Freunden gefehlt haben? Man suchte seinen Umgang. Vor allem erheiterten ihn die schönen Tage, die er auf benachbarten Landsitzen im Kreise gebildeter Familien zubrachte; mehrere poetische Ergüsse gaben davon ein dankbares Zeugnis. Unter seinen ver-

Digitized by Google

trauten Freunden nahm der Buchhändler Hartknoch, sein Studiengenosse in Königsberg, die erste Stelle ein; er ward der Verleger seiner ersten schriftstellerischen Producte und erleichterte ihm während seines Aufenthalts in Riga, wo er den Mangel einer großen Bibliothek schmerzlich fühlte, seine wissenschaftlichen Studien.

Herder trat 1766 in den Freimaurerorden und erwarb sich auch in dieser Verbindung hohe Achtung, so daß er, ungeachtet er noch nicht den erforderlichen Grad erlangt hatte, doch durch das Vertrauen seiner Genossen zu ihrem Secretär ernannt wurde. Auch nach dieser Seite wandte er sich mit dem ihm überall eigenen Ernst und dachte über ein System nach, wie dem Institute des Freimaurerordens ein neuer, unserem Zeitalter angemessener Geist einzuflößen sei.

Bei dem allen konnte er indeß die Klage nicht zurückhalten, daß ihm der Umgang mit Männern von eigentlich wissenschaftlicher Bildung fehle. Der lebhafte Ideenaustausch mit Hamann mußte ihm einigermaßen in der „Gelehrtenwüste" diese Lücke ersetzen. Da Herder immer die Schattenseite seiner Lage mehr als die Lichtseite sah, so brach nur allzu bald die Klage der Schwermuth wieder durch und das Verlangen nach Veränderung. „Da ich immer mehr", schrieb er im Herbst 1766 an Hamann, „meine hiesige Situation, den Genius dieses Ortes und meine eigenen Projecte kennen lerne, so mehren sich meine Arbeiten, meine Einsichten und meine Melancholien; es ist ein elend, jämmerlich Ding um das Leben eines Literatus und insonderheit in einem Kaufmannsorte; ein Prophet sagt wohl freilich immer: dies ist die Last über Tyrus; — aber dazu wird auch wirklich die Myopie eines Philosophen erfordert, um diese Last nicht zu sehen. Ich suche also mein Amt abzuwarten und nicht zu singen, sondern zu arbeiten." Als ihm Hamann darauf theilnehmend den Vorschlag machte, er möge eine ihm angetragene Hofmeisterstelle in

Digitized by Google

einem der beſten Häuſer in Kurland annehmen, wies Herder dies entſchieden als eine Verſchlimmerung ſeiner Lage zurück. „Ich fühle es," fügte er hinzu, „die äußere Ruhe auf dem Lande würde blos Qual ſein und ſchleichendes Fieber. Noch will ich mich lieber winden und ſeufzen und mich mit mir ſelbſt quälen und leiden und ausdauern: es muß ein Stoß kommen, der mich hebt und fortſchleudert."

Im nächſten Frühjahr eröffnete ſich ihm eine lockende Ausſicht auf Veränderung. Er ward (im noch nicht vollendeten dreiundzwanzigſten Jahre) von dem Kirchenconvent der lutheriſchen Gemeinde in Petersburg zum Inſpector der Unterweiſungs- und Erziehungsanſtalt für den Unterricht in den Sprachen, Künſten und Wiſſenſchaften berufen. Mit dieſer Stelle, welche Büſching vorher bekleidet hatte, war ein Gehalt von ſiebenhundert Rubeln, freie Wohnung, Holz und Licht verbunden. „Da ich mir immer eine Stelle gewünſcht," — ſo berichtete Herder in einem Briefe an Treſcho — „wo ich in der Erziehung der Jugend mit meinen Talenten und Kenntniſſen (si quid est in me, quod sentio quam sit exiguum) Nutzen ſtiften könnte, ſo war dieſer Platz eine Stufe, die mir Gelegenheit genug dazu anbot, und in dieſem Betracht ſah ich's als einen Wink des Himmels an, der mich ohne mein Zuthun in eine weit ausſehende Sphäre rief. Da aber auf der andern Seite der Poſten viel zu ökonomiſch und politiſch iſt, als daß er mir nach meinen Jahren, meinen Wünſchen und Genie angemeſſen ſein ſollte, da mit ihm nicht eigne Arbeiten, ſondern die Aufſicht über dreißig arbeitende Lehrer, ein Inſtitut von Penſionnaires aus beiderlei Geſchlecht und inſonderheit die Sorge verbunden iſt, dem ganzen, von Büſching ohnſtreitig zu groß angelegten Plane erſt Haltung und Fonds zu verſchaffen, ſo ſahe ich, daß dieſer Poſten das Grab meiner Ruhe und Wirkſamkeit ſein würde. Ich zweifelte und überließ Gott die Entſcheidung. Er entſchied's unvermuthet und unvorausgeſehen.

Digitized by Google

In Riga sah ich einen freundschaftlichen Auflauf meinetwegen, ich sah Thränen fließen, wo ich sie nicht vermuthet hatte; man wünschte mich zu erhalten und nur gleich eine Stelle für mich offen zu haben. Da keine war, so öffnete der Rath eine außerordentliche. Er erklärte mich zum associierten Pastor der beiden vorstädtischen Kirchen (Jesus und Gertrud), ohne daß ich bei meiner Augencur aus dem Zimmer gekommen war. Bei der Schule behielt ich meine drei und im Winter zwei Stunden, ohne das beschwerliche Vicariat führen zu dürfen; als Pastor habe ich in der einen Kirche alle vierzehn Tage, in der andern alle Fest-, Buß- und Marientage zu predigen und außerdem den Leichen beizuwohnen. Ich habe also, wenn keine Krankheiten vorfallen, mittelmäßige Arbeit, und zwischen fünf- bis sechshundert Reichsthalern möchte ich an Gehalt stehen, wenn ich alles zusammenrechne." Am 10. Juli ward der neu ernannte Pastor ordiniert und trat den 15. und 29. sein Amt in beiden Kirchen an.

So sehr auch seine Zeit durch die Amtsgeschäfte in Anspruch genommen wurde, fand er doch Muße zu eifriger Fortsetzung seiner Studien und zu bedeutenden literarischen Arbeiten, die zuerst seinen Ruhm als Schriftsteller begründeten. Welch ein Stürmen und Drängen seinen Geist bewegte und auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts trieb, erkennt man fast noch mehr aus den großartigen Entwürfen als den vollendeten Schriften. Zu seinen gelehrten Forschungen gehörte ganz besonders die Geschichte der Religionen. Auf die verschiedenen Gebiete des Geisteslebens wandte er den Begriff der Geschichte an. Von Anregungen Hamanns ausgehend, auf den historisch-kritischen Arbeiten Semlers, Michaelis' und Ernestis fußend, entwarf er die Grundlinien zu einem größeren Werke über die Archäologie der Hebräer, das ihn noch auf mehrere Jahre hinaus beschäftigte. So erklärte er die mosaische Schöpfungsgeschichte als ein „altmorgenländisches Gedächtnislied zur Feier der Schöpfung und der Sabbathstiftung",

Digitized by Google

als „die heiligſte Antike des Orients“, als „das urälteſte Stück aus der Morgenröthe der Zeiten“. Aehnlich ſuchte er die Ueberlieferung vom Sündenfall, die Geſchichte der Sündfluth, die Traditionen über Moſe zu deuten. Seine äſthetiſch-hiſtoriſche Betrachtung verweilte vornehmlich bei dem Zuſammenhange der Geſchmacksrichtung mit der Nationalität und Culturentwicklung der Völker. Hierauf bezogen ſich die fragmentariſchen Abhandlungen über die deutſche Bühne, über den britiſchen Geſchmack in Schauſpielen, über die Veränderung des Geſchmacks der Nationen durch die Folge der Zeitalter; von dem Verſuch einer Geſchichte der Dichtkunſt wurde ein bedeutendes Stück ausgearbeitet.

Bei ſeinen äſthetiſchen Unterſuchungen knüpfte Herder an Leſſings Literaturbriefe und Winckelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums an. Die Schärfe der Begriffsentwicklung, durch welche ſich Leſſing auszeichnet, konnte er ſich indeß eben ſo wenig zu eigen machen als Winckelmanns klare Anſchauung antiker Kunſt, wenn er gleich in den letzten Zielpunkten mit ihnen zuſammentraf. Herders Verfahren iſt nicht blos in Folge der Nachahmung, ſondern mehr noch wegen ſeiner geiſtigen Wahlverwandtſchaft der Methode Hamanns ähnlich. Er erſetzt die kritiſche Beweisführung durch ſeine überaus glückliche Divination, den Verſtand durch das Gefühl, das ſeinen kritiſchen Tact an der kindlichen Poeſie der Urzeiten, an der Bibel, an Homer und den klaſſiſchen Werken des griechiſchen Alterthums gebildet hat und ihn das Richtige treffen läßt, wird er gleich der Gründe ſich nicht immer klar bewußt.

Vor das größere Publicum trat er zuerſt mit den „Fragmenten über die neuere deutſche Literatur“. Die beiden erſten Sammlungen erſchienen, nachdem ſie der Verfaſſer dreimal überarbeitet hatte, im Herbſt 1766; die dritte folgte zu Oſtern 1767. Schon 1768 ward von der erſten Sammlung eine neue

Digitized by Google

umgearbeitete Ausgabe veranstaltet, die jedoch, weil die boshaften Kritiken der Klotzianer Herdern die Luſt vergällten, zu ſeinen Lebzeiten nicht an die Oeffentlichkeit gelangte. Als eine Beigabe zu den Literaturbriefen hatte Herder ſeine „Fragmente“ ſelber angekündigt. Nachdem jene zuerſt das Beiſpiel einer tiefer greifenden Kritik gegeben hatten, ſtellte er das Ideal einer wahren, auf hiſtoriſche Kenntnis der geſammten Literatur gegründeten Kritik auf. Vor allem hingezogen fühlte er ſich zu Abbt, mit deſſen Beiträgen er meiſtens einverſtanden war; Mendelsſohns ſinnreichem Urtheile ordnete er ſich lernend unter; gegen Leſſing polemiſierte er, ſeine Anſichten berichtigend und fortbildend. Die erſte Sammlung der „Fragmente“ gieng auf die Philoſophie der Sprache zurück, unterwarf die Sprachgeſetze, die Stilformen und die Metrik einer ausführlichen Erörterung und verband damit eine Beurtheilung der neueſten Ueberſetzungsverſuche und der für klaſſiſch geltenden deutſchen Schriftſteller. Als ein kecker Revolutionär ſuchte Herder die bisherigen Feſſeln unſerer Sprache zu zerbrechen und ſie von dem pedantiſchen Regelwerk zu emancipieren. Er verwarf die zahme Correctheit unſerer Schriftſprache, die Steifheit unſerer bedächtigen Perioden; er forderte Freiheit und Leben, Phantaſie und Gluth der Leidenſchaft und verlangte ſelbſt für die Proſa den Schwung des poetiſchen Ausdrucks. Daher vertheidigte er den Gebrauch der Idiotismen und der gemeinen Volksſprache, kurz jedes Wagnis bis zur Regelloſigkeit, wenn es der Sprache Feuer und Kraft zu geben vermag. In dieſem feſſelloſen, hin- und herſpringenden Stil, der durch den darin waltenden Drang ſeines erregten Geiſtes eine lebendige Anziehungskraft erhält, ſind alle Schriften aus der Jugendperiode Herders geſchrieben. Sie ergriffen die Jugend und fanden ihren Nachklang in der Sprache der Kraftgenies der nächſtfolgenden Literaturepoche.

Die zweite Sammlung unterſuchte die orientaliſche und griechiſche Poeſie im Vergleich zu den Dichtungen der Neuzeit, wies

Digitized by Google

die Zusammenstellung von Homer und Klopstock zurück und beschäftigte sich mit dem Unterschied, der zwischen Theokrit und Geßner, Anakreon oder Tyrtäos und Gleim, Sappho und der Karschin bestehe; in diesen und ähnlichen lächerlichen Parallelen, die Herder beinahe durchweg ablehnen mußte, gefiel sich das damalige Zeitalter. Die dritte Sammlung besprach den Einfluß der lateinischen Poesie und die Anwendung der antiken Mythologie; sie eiferte gegen den lateinischen Geist, der seit der Renaissance verderblich auf die modernen Sprachen und Literaturen eingewirkt hat; sie verwarf vor allem als unnatürlich die neulateinische poetische und philosophische Literatur. Besonders war von nachhaltigem Einfluß auf die Richtung des Zeitgeschmacks, daß Herder mit energischer Beredsamkeit die griechische Literatur gegen die römische hervorhob und auch hier dem Homer, seinem Liebling, die höchste Stelle vindicierte. Die Fortsetzung der „Fragmente", welche sich noch über Aesthetik, Geschichte und Philosophie verbreiten sollten, unterblieb.

Herders Erstlingsschrift machte allgemeines Aufsehen, so daß er nicht lange durch die Anonymität geschützt bleiben konnte. Er hatte sich damit das Bürgerrecht in dem literarischen Staate erworben; schon den Ungenannten suchten die Zuschriften der namhaftesten Vertreter der Kritik auf. Nicolai warb um seine Mitarbeit an der „allgemeinen deutschen Bibliothek", für welche Herder in der Folge auch mehrere Recensionen schrieb. Auch Klotz drängte sich an ihn, ward aber bald der Gegenstand seiner unerbittlichen Kritik. Die „kritischen Wälder" (1769) knüpften an Lessings „Laokoon" und „antiquarische Briefe" in derselben Weise an wie die „Fragmente" an die Literaturbriefe. Durch seine historische Anschauungsweise mehr mit Winckelmann als mit Lessing verwandt, suchte Herder die Behauptungen des „Laokoon" über bildende Kunst und Poesie zu berichtigen, die Gesetze, die Lessing möglichst einfach und schroff aufgestellt hatte, zu erweitern und zu ergänzen. Daß dies der Hochachtung gegen seinen großen Vorgänger keinen

Digitized by Google

Eintrag thun ſollte, ſprach er ausdrücklich in einer achtungsvollen Zuſchrift an dieſen aus. „Jedes Wort“, hieß es darin, „ſei verbannt, was einen Leſſing beleidigen wollte; allein jedes Wort werde auch um ſo ſchärfer geprüft, was ein Leſſing ſagt, denn wie viel hat der nicht Nachſager!“

Viel weniger ſchonend behandelte er Klotz. „Seit Gottſched“, äußerte er in dem angezogenen Briefe, „weiß ich keinen Schriftſteller, der ſich mit der innern Seichtigkeit dieſes Mannes ſo heraufgeſchrieen hätte. Ich ſchäme mich vor dem Urtheil der Nachwelt über ein Zeitalter, das ſolch einen Mann vergöttert.“ Der Polemik gegen Klotz war das zweite und dritte „Wäldchen“ gewidmet. Vom Standpunkt der hiſtoriſchen Kritik aus nahm er Homer gegen den Tadel der epistolae Homericae von Klotz in Schutz, vertheidigte gegen den Pedantismus moderner Splitterrichter die Schamhaftigkeit Virgils, deckte die Seichtigkeit des klotziſchen Urtheils in ſeinen Arbeiten über Horaz und zur Münzkunde wie in ſeiner Zeitſchrift, den „acta literaria“, auf. Herder mißbilligte ſpäter den bittern Ton ſeiner Kritik, die ihm damals die leidenſchaftlichſten Ausfälle der Klotzianer zuzog, und beabſichtigte eine Umarbeitung der kritiſchen Wälder, die unterblieben iſt. Das vierte, damals noch nicht gedruckte „Wäldchen“ war gegen Riedels „Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften“ gerichtet; doch benützte Herder hier die negative Kritik nur als Folie für umfaſſende poſitive Darlegungen über das Weſen und die Ableitung der Künſte aus den menſchlichen Sinnen.

In dieſelbe Zeit (1768) fällt die Denkſchrift auf Thomas Abbt, der 1766 in Bückeburg geſtorben war: „über Thomas Abbts Schriften; der Torſo von einem Denkmal, an ſeinem Grabe errichtet“. Schon früher hatte Herder an eine Denkſchrift auf Baumgarten, den Begründer der Aeſthetik, und auf Heilmann, den Theologen und Ueberſetzer des Thukydides, gedacht. Die erſtere, bereits begonnen, wurde durch die

Digitized by Google

Arbeit am „Torſo“ unterbrochen. Aber auch dieſer iſt Fragment geblieben wie ſo vieles andere von Herders zahlreichen rigaiſchen Entwürfen, ſo die Betrachtungen über die Schriften des Philoſophen Chriſtian Wolff.

Im Hinblick auf die Früchte, die in Riga reiften, auf die ſtets rege geiſtige Spannkraft und raſch fortſchreitende Geiſtesentwicklung hat Herder die dort verlebten Jahre ſeine goldne Zeit genannt. Wenn er jedoch in Augenblicken des Unmuths daran dachte, was er in andern Verhältniſſen hätte werden können, was er bei anderer Einrichtung ſeiner Studien und freierer Muße zu erreichen und zu leiſten vermocht hätte, konnte er auch wiederum klagen, einige Jahre von ſeinem Leben verloren zu haben. So ſpielte ſtets ſeine reizbare Laune mit Wunſch und Beſitz; ſelbſt die Gunſt des Glücks ließ ihm nur die Klage über ein verfehltes Leben. In dem Maße, als er Rigas überdrüſſig ward, war in ihm der Plan, eine Reiſe in's Ausland zu unternehmen, zu entſchiedenem Entſchluſſe gereift. Seine unzufriedne Stimmung malt der Eingang ſeines Reiſejournals elegiſch aus: „Ich gefiel mir nicht als Geſellſchafter weder in dem Kreiſe, da ich war, noch in der Ausſchließung, die ich mir gegeben hatte. Ich gefiel mir nicht als Schullehrer; die Sphäre war mir zu enge, zu fremde, zu unpaſſend, und ich für meine Sphäre zu weit, zu fremde, zu beſchäftigt. Ich gefiel mir nicht als Bürger, da meine häusliche Lebensart Einſchränkungen, wenig weſentliche Nutzbarkeiten und eine faule, oft ekle Ruhe hatte. Am wenigſten endlich als Autor, wo ich ein Gerücht erregt hatte, das meinem Stande eben ſo nachtheilig als meiner Perſon empfindlich war. Alles alſo war mir zuwider.“ Beſonders der Conflict, in den er durch den Streit gegen Klotz mit ſeinem geiſtlichen Stande gekommen war, drängte ihn, ſeine Lage zu verändern. Schön bezeichnete er den Ruf ſeines Genius, der ſich aus den Feſſeln, die ſein ideales Streben einengten, zu befreien ſuchte, in einem ſpäteren Briefe an ſeine

Braut: „Geliebt von Stadt und Gemeine, angebetet von meinen Freunden und einer Anzahl von Jünglingen, die mich für ihren Christus hielten, der Günstling des Gouvernements und der Ritterschaft, die mich, weiß Gott! zu welchen Ab- und Aussichten bestimmten — gieng ich demohngeachtet vom Gipfel dieses Beifalls und aus den Armen einer unglücklichen Freundin, taub zu allen Vorschlägen einer kurzsichtigen Gutherzigkeit, unter Thränen und Aufwallungen aller, die mich kannten, gieng ich weg, da mir mein Genius unwiderstehlich zurief: Nutze deine Jahre und blicke in die Welt! Und noch hat's mich keinen Augenblick gereuet." Wenn gleich Herder über die Feindseligkeit der Rigaer Geistlichkeit bitter klagte, so sah man ihn doch sehr ungern ziehen. Nur nach wiederholten Versuchen, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, ward ihm unter dem 8/19. Mai 1769 seine Entlassung in den ehrenvollsten Ausdrücken bewilligt. Am 17/28. Mai hielt er in der Gertrudenkirche seine Abschiedspredigt, in welcher er mit dem hohen Ernste eines gewissenhaften Pflegers der edelsten Keime der Menschheit die Grundsätze darlegte, nach denen er sein Amt geführt hatte. Er trug sich noch mit der Hoffnung, daß es nicht ein Abschied für immer sei; mit neuen Schätzen heimkehrend, wollte er der Gründer eines großartigen Erziehungsinstituts, einer livländischen Nationalschule werden; pädagogische Entwürfe beschäftigten sein Nachdenken während der Seereise. Doch er sah die Stadt, wo er so viel Liebe zurückließ, nicht wieder. Hartknoch und seine Frau nebst mehreren andern Freunden begleiteten ihn auf einem Boot nach der Rhede hinaus bis an Bord des Schiffs, das ihn in Begleitung seines Freundes Gustav Berens über die Ostsee trug. Die Ode „Als ich von Livland zu Schiffe gieng" widmete wehmüthige und dankbare Segensworte der geliebten Stadt, deren „Mutterschoß" den Fremdling sanfter empfieng als sein „verjochtes Vaterland".

Nie hatte sich Herder gesunder gefühlt als während dieser

Digitized by Google

Seereise, die sich über mehrere Wochen ausdehnte. Er war meist auf dem Verdeck in freier Luft und blieb von der Seekrankheit verschont. Der Anblick des Meeres und des Himmels mit dem Farbenschimmer der auf- und untergehenden Sonne oder dem in den Wellen sich spiegelnden Mondlicht und dem Gefunkel der Gestirne wirkte so mächtig auf sein dem Erhabenen zugewendetes, phantasievolles Gemüth, daß er in späteren Jahren hinsichtlich der Größe der Eindrücke nur den Aufenthalt in Italien mit jener Meerfahrt verglich. Doch seine in's Weite greifende Seele ließ sich niemals am Genusse des Augenblicks genügen; über sie breitete sich nicht eine sanfte, beruhigte Stimmung, sondern in ihr wogten die Pläne des Lebens stürmisch auf und nieder. Wissenschaftliche Probleme und Entwürfe der Zukunft tauchten in massenhaftem Gedränge empor, und in begeisterten Träumen der jugendlichen Hoffnung trat auch das Unerreichbare nahe. Sein Reisejournal ist ein merkwürdiges Document von der gewaltigen Gährung, die damals in seinem Geiste vorgieng. Der Anblick der fremden Küsten führt ihn durch die Räume der Geschichte, die Züge der Meeresbewohner erinnern ihn an die Wanderungen der Völker; sich selbst stellt er in weit aussehende neue Wirkungskreise, bald als Lehrer der Jugend, welcher die herkömmliche Organisation der höhern Lehranstalten, deren pedantischer Formalismus ihm klar geworden ist, von Grund aus umgestaltet, bald als Prediger der Tugend und Humanität, der die kalte Welt mit neuem Leben erfüllt, oder als Volksschriftsteller, der Licht und Wärme in allen Schichten des Volkes verbreitet, bald als politischen Reformator, der Livland und das gesammte russische Reich in neue Bahnen der Bildung leitet. Menschen und Sitten kennen zu lernen, zu seinem künftigen Wirken sich vorzubereiten — das erscheint ihm als der Zweck seiner Reise.

Wieder versenkt er sich dann in das geheimnisvolle Dunkel der Urzeit und der Sagenwelt. Ossians Gesänge hatten ihn noch

Digitized by Google

nie so geisterhaft umklungen als jetzt, da er sie auf offenem Meere las, auf eben den Fluthen, welche ehemals die Schiffe der Wikinge durchkreuzten, in der Nähe der Küsten, da die Heldenthaten geschahen, welche Barden und Skalden besangen. Noch war es sein Plan, sobald seine Wißbegier in Frankreich befriedigt sei, auch England zu sehen und dann Schottland, die Heimath seiner geliebten Bardengesänge, aufzusuchen. „Da will ich" — so schilderte er seine Aussicht — „die Gesänge eines lebenden Volks lebendig hören, sie in alle der Wirkung sehen, die sie machen, die Oerter sehen, die allenthalben in den Gedichten leben, die Reste dieser alten Welt in ihren Sitten studieren, eine Zeit lang ein alter Caledonier werden — und denn nach England zurück, um die Monumente ihrer Literatur und ihre zusammengeschleppten Kunstworte und das Detail ihres Charakters mehr zu kennen."

Vor Kopenhagen ankerte man am 17. Juni; die Zeit schien zu kurz zu sein, um an's Land zu gehen. Nachher bedauerte Herder, die Gelegenheit nicht benützt zu haben, um Gerstenberg, den Verfasser des „Ugolino" und der Schleswiger Literaturbriefe, Cramer und vor allen seinen verehrten Klopstock persönlich kennen zu lernen. „Klopstock, wie sehr dacht' ich ihn zu nutzen," — heißt es im Reisejournal — „um seinen Geist und sein Temperament kennen zu lernen! um mich mit ihm über sein Bild des Messias und seiner Zeit und seiner Religion überhaupt zu besprechen! um einen Funken von seinem Feuer zu bekommen! um seinen ‚Messias' noch einmal und von Angesicht zu Angesicht zu lesen! ihn lesen, ihn declamieren zu hören! und also auch nur von seinen Silbenmaßen rechten Begriff zu erhalten!" Die Reise gieng ununterbrochen durch Nordsee und Canal ihrem Ziele entgegen. Am 15. Juli stieg Herder bei der Mündung der Loire in Paimboeuf an's Land und fuhr sogleich nach Nantes.

Anstatt ungesäumt nach Paris zu reisen, wie Hartknoch erwartet hatte, verweilte er mehrere Monate in der freundlichen

Digitized by Google

Handelsstadt, in der ihm die Lebensweise und der Umgang sehr zusagten, theils um nicht gleich aus der wohlthuenden Ruhe in das Gewühl der großen Hauptstadt geworfen zu werden, theils um sich mit Sprache und Literatur der Franzosen vorher näher bekannt zu machen. Sein literarischer Ruf war ihm bis nach Frankreich vorausgegangen; rasch vergrößerte sich in Folge davon der gesellschaftliche Kreis, in dem er Aufnahme und einen angenehmen Verkehr gefunden hatte; schnell gelangte er so zu hinlänglicher Gewandtheit in der französischen Conversation. Das Studium der französischen Literatur machte er sich jetzt vorzugsweise zur Aufgabe; er suchte sich als Aesthetiker und Literarhistoriker ihres Geistes zu bemächtigen. „Von Voltaire bis zu Fréron", schrieb er an Hartknoch, „und von Fontenelle zu Montesquieu und von d'Alembert bis zu Rousseau, unter Encyclopädisten und Journalisten, ... unter Theaterstücken und Kunstwerken und politischen Schriften und alles, was Geist der Zeit ist, habe ich mich herumgeworfen und umhergewälzt." In der großen Encyclopädie las er Einleitung und Artikel über „Lieblingsmaterien und Lieblingsautoren" durch, „um das jetzige Frankreich von mehr als außen zu kennen". Ein großer Abschnitt seines Reisejournals ward mit Urtheilen über die französische Literatur angefüllt. Für die morgenländische Archäologie wurde manches gesammelt: eine Ode „als der Verfasser an einer Archäologie des Morgenlandes arbeitete" drückte das erhabene Gefühl aus, mit dem er in der Betrachtung der fernen Urzeit weilte. Daneben beschäftigte ihn die Ueberarbeitung des vierten Theiles seiner „kritischen Wälder". Dann ergriffen ihn die großen Aussichten für die Cultur des Ostens, welche der russisch-türkische Krieg eröffnete; er entwarf den Plan zu einem politischen Werke, das sich mit dem russischen Staat beschäftigen sollte, und gab Hartknoch den Auftrag, ihm die Hauptwerke über russische Geschichte und Geographie von Riga aus nach Amsterdam zu senden; in

Digitized by Google

Holland und England wollte er dies Werk ausführen. Näher lag eine andere Aufgabe. Im October schrieb er an Hartknoch, er denke folgendes Jahr über die Preisfrage der berliniſchen Akademie zu wetteifern: En supposant les hommes abandonnés à leurs facultés naturelles, sont-ils en état d'inventer le langage? et par quels moyens parviendront-ils d'eux-mêmes à cette invention? „eine vortreffliche, große und wahrhaftig philoſophiſche Frage, die recht für mich gegeben zu ſein ſcheint". — Am 4. November verließ er Nantes, wo er „Stunden wie in der Morgenröthe ſeiner Jugend gekoſtet" hatte, und langte am 8. zu Paris an.

Paris war ihm, wie ſich erwarten ließ, ein Feld für neue reiche Ausbeute. „Meine Zeit in Paris" — ſo berichtete er einige Wochen ſpäter an Hartknoch — „habe ich in Bekanntſchaften mit Gelehrten [von denen er unter andern Diderot, d'Alembert, Thomas, d'Arnauld, Duclos, Barthélémy nannte], in Beſuch der Bibliotheken, Malereigallerien, Antiquitäten- und Kupferſtichſammlungen, Schauſpiele und Gebäude, die des Anſchauens werth ſind, und dann in Studieren und Verdauen getheilet. Alles, was goût und Pracht iſt in Künſten und Anſtalten, iſt in Paris im Mittelpunkt; ſowie aber der Geſchmack nur der leichteſte Begriff der Schönheit und Pracht nichts als ein Schein und oft eine Erſetzung des Mangels derſelben iſt, ſo kann Frankreich nie völlig ſättigen, und ich bin ſeiner auch herzlich müde. Indeſſen wollte ich um vieles nicht, es nicht geſehen zu haben und die Erfahrungen und Begriffe verloren zu geben, die ich über ſeine Sprache, Geſchichte, Geſchmack, Sitten, Künſte, Wiſſenſchaften in Zuſtand und Urſprung derſelben geſammelt habe. Ich habe geſucht, Bücher und Menſchen, Declamation und Schauſpiel, Tänze und Malereien, Muſik und Publicum zu ſtudieren. Die Samenkörner ſind aber verſcharret bis auf einen Frühling der Zukunft." Im Garten zu Verſailles faßte Herder die erſte Idee zu ſeiner „Plaſtik"; einige Grundlinien wurden ſogleich

Digitized by Google

gezogen und kurze Skizzen in den Abhandlungen „von der Bildhauerkunst für's Gefühl“ und „über die schöne Kunst des Gefühls“ entworfen. Dem Theater der Franzosen konnte sein an Shakespeare und den Griechen gebildeter Sinn, der in diesem Falle überdies unter dem Einfluß der lessingischen „Dramaturgie“ stand, keinen Geschmack abgewinnen. An Gustav Berens, der nach Bordeaux gereist war, schrieb er, daß ihm Paris nicht gefalle.

Nach einigen Wochen seines Aufenthalts in Paris erhielt Herder einen Antrag, der auf die erwünschteste Weise mit seinem Reiseplane zusammenzutreffen schien. Der Fürstbischof von Lübeck beabsichtigte seinen sechzehnjährigen einzigen Sohn, den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm, mit seinem Hofmeister, einem Herrn von Cappelmann, drei Jahre auf Reisen zu schicken und ließ Herdern durch den Kopenhagener Pastor Resewitz den Antrag machen, denselben als Informator und Reiseprediger zu begleiten. Außer einem ansehnlichen Gehalte wurde ihm freie Station und später die Beförderung zu einer Predigerstelle oder einer Professur in Kiel versprochen. So ungern Herder auf seine Freiheit und seine livländischen Pläne verzichtete, so vermochte er doch dem lockenden Antrag, der ihm eine mehrjährige kostenfreie Reise — bisher hatte Hartknoch größtentheils die Reisekosten bestritten — und eine Aussicht auf ein seinen Wünschen entsprechendes Amt bot, nicht von der Hand zu weisen, zumal da ihm die Möglichkeit, nach Ablauf der Reise nach Riga zurückzukehren, unbenommen blieb. Ihm wurde seiner Forderung gemäß ein Gehalt von vierhundert Thalern zugesichert, den er auch nach beendigter Reise bis zu anderweitiger Versorgung beziehen sollte. Hundert Thaler erhielt er sogleich, um die Kosten der Reise nach Holstein zu bestreiten.

Gegen Ende des Jahres verließ Herder Paris und nahm seinen Weg über Brüssel und Antwerpen, wo ihm die Meisterwerke niederländischer Kunst großen Genuß gewährten.

Digitized by Google

Nach Amsterdam wählte er die Reise zur See. Ein heftiger Sturm warf in der Nähe von Scheveningen das Schiff auf eine Sandbank; nur mit Mühe wurden er und seine Gefährten an die Küste gebracht, von wo aus sie gleich nach ihrer Rettung das Schiff versinken sahen. Am 20. Januar 1770 war er im Haag. In Leyden und Amsterdam lernte er mehrere berühmte Gelehrten kennen, unter diesen den Philologen Ruhnken und den Orientalisten Schultens. Im Februar reiste er durch Friesland nach Hamburg und genoß sowohl jetzt wie bei seiner baldigen Rückkehr im April unvergeßlich schöne Stunden im Verkehr mit Lessing, Bode, der Familie Reimarus und Claudius, mit welchem er ein inniges, durch einen Briefwechsel unterhaltenes Freundschaftsbündnis schloß. In Kiel traf er mit dem Prinzen und seinem Hofmeister zusammen und machte die Bekanntschaft des Astronomen Friedrich von Hahn, dem er ein Menschenalter später als ein Zeichen dankbaren Andenkens die Ode „Orion" widmete.

Am Hofe zu Eutin fand Herder bei der fürstlichen Familie eine sehr wohlwollende Aufnahme. Der Prinz, der bisher in einer etwas pedantischen Weise unterrichtet worden war, schloß sich an seinen neuen Lehrer mit Liebe und Vertrauen an. Sein Hang zu Grübeleien und träumerischem Hinbrüten, der später mehr und mehr zur Geistesschwäche ward, erforderte eine consequente psychologische Behandlung. Herder sah, daß der Hofmeister in dieser Hinsicht viele Mißgriffe begieng, und verhehlte sich die Schwierigkeit nicht, in seiner Stellung neben demselben mit Erfolg zu wirken, so daß er im voraus froh war, sich für eine etwaige baldige Lösung des Verhältnisses die vollste Freiheit vorbehalten zu haben. Er predigte mehrmals in der Schloßkirche, nicht ohne auch hier bei der Geistlichkeit Bedenken wegen seiner Rechtgläubigkeit zu erregen, die indeß dem Beifalle der Zuhörer keinen Eintrag thun konnten. Am 15. Juli hielt er die Abschieds-

Digitized by Google

predigt. Er gieng aus Eutin mit dankbarer Rückerinnerung an seine freundlichen, waldumgebenen Seen und die zahlreichen Beweise der Liebe, welche er während seines kurzen Aufenthalts genossen hatte.

Die Reise führte über Hannover, Cassel, Darmstadt nach Straßburg, wo man während des Winters zu bleiben gedachte. Am Hofe zu Darmstadt verweilte der Prinz zwei Wochen, da seine Mutter eine hessische Prinzessin war. Herder machte die Bekanntschaft Mercks und durch diesen die des Geheimraths Hesse und verkehrte am meisten in dem Kreise dieser Familien. Hier sah er die zum ersten Mal, welche bestimmt war, die treue Gefährtin seines Lebens zu werden.

Marie Caroline Flachsland (1750—1809) war die Tochter eines würtembergischen Amtsschaffners zu Reichenweier im Elsaß. Als fünfjähriges Kind verlor sie ihren Vater, der in der Blüthe der Jahre seiner Familie entrissen wurde. Die Mutter hatte acht Kinder aufzuerziehen; doch Muth und Gottvertrauen halfen durch Armuth und Sorge hindurch. Da eine ältere Schwester sich mit dem Geheimrath Hesse in Darmstadt verheirathete, so nahm dieser Caroline und einen ihrer Brüder in sein Haus. Sie hatte gemäß den beschränkten Verhältnissen, in denen sie aufgewachsen war, keine vielseitige geistige Ausbildung erhalten können; allein sie besaß einen lebhaften Geist, ein für alles Schöne empfängliches, liebefähiges Gemüth. Sie empfand mit idealem Sinne den Gehalt deutscher Dichtung; an Klopstock hatte sich ihre junge Seele für erhabene Gesinnung und poetische Begeisterung gebildet. Herder war in dem Freundeskreise, in welchem auch sie zugegen zu sein pflegte, offen mittheilend und sprach sich begeistert über die Dichter aus, die seine Lieblinge waren. Er hatte das damals zwanzigjährige, stille, bescheidene Mädchen, das seine innere lebhafte Bewegung vor dem hochbegabten Manne nicht zu äußern wagte, Anfangs wenig beachtet; aber mehr und mehr trat

Digitized by Google

ihr herrliches Gemüth hervor; bei Klopstock und Kleist hatten sich ihre Herzen zuerst gefunden. „Am 19. August" — so erzählte Caroline in den „Erinnerungen" — „predigte Herder in der Schloßkirche. Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte, wie ich sie nie gehört! Zu diesem großen, einzigen, nie empfundenen Eindrucke habe ich keine Worte — ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir. Den Nachmittag sah ich ihn, stammelte ihm meinen Dank —: von dieser Zeit an waren unsere Seelen nur eins!" Seitdem sahen sie sich täglich. Am 25. August, seinem Geburtstage, richtete Herder an Caroline einen längeren Brief, nicht sowohl den Erguß leidenschaftlicher Hingebung als das Geständnis warmer Verehrung, die für den Augenblick nichts begehrte als die Sympathie idealer Freundschaft und Seelenverwandtschaft und das Band der Zukunft nur mit leiser Andeutung berührte. Der Ausdruck seiner Liebe hat hier schon die Farbe angenommen, welche den langen Briefwechsel hindurch den Grundton in dem Gemälde seiner Empfindungen bildet. „Glauben Sie es mir," schloß Herder, „daß mein Herz sich nicht besser ergießen kann, als wenn ich mir zwischen uns die Scenen einer ewigen Freundschaft und Zärtlichkeit gedenke; Gott! und wie oft gedenke ich die! Ihr Bild steht mir da Tag und Nacht vor Augen; ich sehe Sie in allen Aeußerungen Ihrer schönen Seele und in allen Situationen, wo Sie mein Herz gerührt. Dies Bild, dieser geliebte Schatten wird mich auch in meiner Entfernung nicht verlassen; wenn nur der meinige ebenso um Sie schwebte! Sie werden mir wenigstens Freundschaftsbriefe und Erkundigungen nach Ihnen erlauben, und o gebe der Himmel und die gütige Vorsehung, daß die Wünsche, die es mir nicht erlaubt ist hier zu sagen, und die Pläne, über die sich wenigstens meine Einbildungskraft freuet, von der Zukunft und dem Schicksal befördert würden! Wenigstens, mein süßes, unschuldiges Kind, hat unser Umgang und Freundschaft sich keinen Vorwurf zu

Digitized by Google

machen und ſoll ihn nie zu machen haben. Wir wollen, ſo lange wir zuſammen ſind, uns zur Unſchuld und Empfindſamkeit und Tugend ermuntern, und das ſoll uns auch in der Entfernung unſer Andenken ſein. Wir wollen die Natur und die Güte des Herzens gemeinſchaftlich lieben lernen und immer unſer Herz verſchönern, als wenn wir zuſammen läſen und ſprächen und Gutes thäten. Wir wollen nicht an unſern Abſchied gedenken: ſein Sie wieder die erſte, muntre, heitre, unſchuldig freudige Flachsland. Der Himmel hat uns ſo ſonderbar zuſammengeführt, und in deſſen Hand iſt ja auch das Schickſal der Zukunft. Auch wenn wir uns in der Welt nie wiederſähen, ſo können wir uns noch unſres Umgangs freuen, und ich danke Gott jetzt mit Thränen, daß er mir eine ſo ſchöne Seele wie die Ihrige gezeigt hat. Leben Sie wohl! Ich bin Ihr ewiger Herder."

Caroline erwiderte die Liebesverſicherungen des verehrten Mannes mit der vollen Hingebung eines warmen Mädchenherzens, das ſich über alles Ahnen und Hoffen beglückt fühlt. „Nein, ich will nicht länger" — ſo beginnt ihre am 26. Auguſt Nachts elf Uhr geſchriebene Antwort — „mein Herz dem redlichſten, beſten Freunde verhehlen: eben ſo ſtark und, wenn es möglich iſt, noch ſtärker liebe ich Sie, wie Sie mich lieben. Wie freue ich mich, daß Sie mein ehrliches, gutes Herz kennen! O wie ganz in einer Minute haben ſich unſre Seelen gekannt! Was ich an dem glücklichen Sonntag empfunden und von Tage zu Tage mehr empfunden, kann ich nicht ſagen, es iſt mir alles neu: dies, dies iſt allein die wahre, himmliſche Freundſchaft!"

Während der wenigen Tage, die Herder noch in Darmſtadt verweilte, konnten ſie, da ſie immer von Zeugen umgeben waren, ſich nicht mit liebendem Worte nähern. Nur kurz vor dem Scheiden am Morgen des 27. Auguſt, trafen ſie noch ein Viertelſtündchen in Mercks Hauſe zuſammen und überließen ſich der Wonne des Geſtändniſſes ihrer Seelenbewegung; er zog ſie in

Digitized by Google

seine Arme und auf seinen Schoß. Küsse und Liebestammeln und durch Thränen lächelnde Blicke versicherten den im Glücke der Hingebung jauchzenden Seelen, daß sie sich auf ewig angehörten. Das Entzücken dieser Augenblicke klang lebendig in ihren Herzen nach. „Sie sind noch", schrieb Herder von Straßburg aus, „wie bei meinem Abschiede oft auf meinem Schoß, in meinen Umarmungen, an meinem Herzen; ich sehe noch oft Ihr weggewandtes himmlisches Gesicht voll der schönsten Thränen, wie es sich alsdann mit der ganzen Wonne der Wehmuth auf einmal heiter zu mir wandte und mich wie ein Engel Gottes anlächelte." Ihr Briefwechsel ward durch Merck besorgt, da den Verwandten ihre Liebe noch verheimlicht blieb.

Gerade um diese Zeit war in Herders äußern Lebensverhältnissen eine Wendung eingetreten, die ihn der Erfüllung seiner Wünsche ganz nahe zu bringen schien. Durch seine Denkschrift auf Thomas Abbt hatte er die Aufmerksamkeit des regierenden Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe auf sich gezogen. Ein Verehrer der schönen Literatur, die ihm in seinem einsamen Bückeburg ein Ersatz für sein bisheriges bewegtes Leben sein mußte, hoffte er den früh geschiedenen geistvollen Freund in Herder wiederzufinden und ließ schon kurz vor dessen Abreise von Eutin ihm die Stelle eines Oberpredigers und Consistorialraths antragen. Herder wagte nicht sich zu entscheiden und trat die Reise mit dem Prinzen an. In Darmstadt erhielt er den zweiten dringendern Antrag und nahm ihn am Tage vor seinem Geburtsfeste vorläufig an, indem er sich die Bestimmung des Antritts seines Amtes noch vorbehielt. Alles vereinigte sich daher in diesen Tagen, um Herder zu einem entschlossenen Schritte zu treiben, das Verhältnis zum Prinzen zu lösen — daß dies doch bald geschehen müsse, war ihm schon in Darmstadt klar —, in einen Wirkungskreis zu treten, wie er wohl selten einem so jungen Theologen angeboten ward, und sich an der Seite der

Digitized by Google

Geliebten das schönste häusliche Glück zu schaffen. Allein in Herders Charakter lag eine seltsame Unentschlossenheit, wo es galt, in wichtigen Momenten des Lebens selbstbestimmend in den Gang seines Schicksals einzugreifen. Es war ihm stets, als müsse er erst die weitere Entwicklung der Umstände abwarten und auf einen entscheidenden Wink des Genius harren; der Glaube an ein sokratisches Dämonion gehörte zu seiner Ansicht vom Lebensschicksal. Er reiste mit dem Prinzen, obwohl mit Widerwillen, schob den Antritt seines neuen Amtes in unbestimmte Ferne hinaus, gleichsam als bange ihm davor, und bereitete seiner Geliebten einen langen Brautstand, während er doch wußte, daß für sie der Aufenthalt in dem Hause des Schwagers eine Zeit des Duldens war und sie um so schmerzlicher die Verbindung mit ihm herbeisehnen mußte. Ja, aus einer wunderbaren Scheu vor dem Zwang der Gefühle sträubte er sich fortwährend, sie als seine Verlobte anzureden, seiner Liebe die Weihe zu geben durch das Gefühl der Vereinigung für's Leben, welches sich durch das stets wiederkehrende unbestimmte Hinweisen auf ideale Gemeinschaft der Seelen, gegenseitige Veredlung und höhere Fügung des Schicksals nicht ersetzen ließ. Der Liebende scheint kalt, der es absichtlich vermeidet, die Zukunft seiner Liebe zu berühren, und Herder fürchtete schon, die Geliebte zu „entehren", wenn er ihr die geringsten „weiblichen Absichten" zutraute.

In Karlsruhe ward er am Hofe des Markgrafen Karl Friedrich, des Verehrers deutscher Poesie, mit vieler Auszeichnung aufgenommen. „Da er der erste Fürst ist," schrieb er, „den ich ganz ohne Fürstenmiene kenne, so fallen unsre langen Gespräche meistens auf Dinge, die zur Einrichtung und Freiheit des menschlichen Geschlechts gehören, und über die ich mich so frei ausdrücke, als ob ich mit keinem Fürsten spräche."

Bald nach seiner Ankunft in Straßburg ward es Herder vollends klar, daß die Nothwendigkeit da sei, das Verhältnis zum

Digitized by Google

Prinzen, das ihm durch das schroffe Benehmen und die engherzige Pädagogik des Hofmeisters unerträglich gemacht wurde, aufzugeben. Am 20. September kündigte er unter Thränen seinen Entschluß dem Prinzen an, der sich, gleichfalls tief ergriffen, von seinem Lehrer und Seelsorger, zu dem er ein herzliches Vertrauen gefaßt hatte, trennte. Auf sein schriftliches Gesuch erhielt er von dem Eutiner Hofe seine Entlassung, „vom Fürsten mit vieler Hochachtung und Höflichkeit, von der Herzogin mit Empfindlichkeit und von beiden mit Befremdung". Inzwischen ward von Bückeburg aus die förmliche Vocation, worin auf alle seine Wünsche Rücksicht genommen worden war, an ihn ausgefertigt und die Reisekosten bewilligt; er wurde mit Sehnsucht erwartet. Gleichwohl machte er noch keine Anstalten zur Rückkehr, sondern erbat sich noch eine weitere Frist. Caroline, leicht aufwallenden Gemüths, eine Elektranatur, wie Goethe sie treffend bezeichnet, dazu von Verwandten gereizt, glaubte in seinem in der That befremdenden Benehmen, in seinen unter Verstimmung und mancherlei Verdrießlichkeiten geschriebenen Briefen, besonders in den gar bedächtig schwankenden Aeußerungen über die Ungewißheit der Zukunft eine Kälte wahrzunehmen, die auf die Absicht eines Bruches hindeute; sie zweifelte an der Redlichkeit und Beständigkeit seines Charakters und wollte durch einen raschen Entschluß sich Luft machen. Sie gestand ihm, sie sehe sich getäuscht und fühle die Unmöglichkeit eines Wiedersehens und einer Fortsetzung ihres Briefwechsels. Herders Erwiderungen sind Zeugnisse der tiefsten Seelenerschütterung, voll von reuigen Geständnissen und Selbstanklagen. Die Wärme der Liebe kehrte zurück, aber es blieb ein Stachel des Argwohns, der nicht ohne Herders Schuld noch mehrmals die beiden edlen Herzen, die nicht von einander lassen konnten und sich doch gegenseitig durch stets erneute Empfindlichkeiten quälten, schmerzlich verwundete. Wenn Herder gleich nach der Wiedervereinigung ihrer Herzen, in dem Augen-

Digitized by Google

blicke, wo er die Entlaſſung vom Eutiner Hofe in der Hand hatte, der Geliebten geſtand, nicht zu wiſſen, ob er jetzt den Weg nach der Schweiz und Italien einſchlage oder ſich in Straßburg ſein krankes Auge operieren laſſe oder an ſeinen neuen Beſtimmungsort eile und in letzterem Falle lieber Darmſtadt nicht berühre, um nicht wieder in den Kreis des dortigen Hofes hineingezogen zu werden, ſo war doch mit ſolch einer Bedächtigkeit einem ſehnſuchtsvollen Mädchenherzen allzu viel zugemuthet.

Herder litt fortwährend an einer Augenentzündung, welche von mangelhafter Abſonderung der Thränenfeuchtigkeit herrührte. Er entſchloß ſich, durch den als Augenarzt berühmten Lobſtein in Straßburg die Operation vornehmen zu laſſen, die man als eine Sache von wenig Wochen darſtellte. Dieſe beſtand darin, daß der Boden des verſchloſſenen Thränenſäckchens aufgeſchnitten und der benachbarte Naſenknochen, dem die naturgemäße Oeffnung fehlte, durchbohrt ward. Herder beſtand die ſchmerzhafte Operation mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit. Da ſie das erſte Mal nicht gelungen war, indem das Inſtrument beim Durchbohren des Knochens brach, ſo ward ſie noch zweimal, zuletzt im Februar des folgenden Jahres unter Aſſiſtenz eines ausgezeichneten Chirurgen, Buſch, wiederholt, doch auch dieſe Male ohne Erfolg. Die künſtliche Thränenrinne wollte ſich nicht bilden, und man ſah ſich genöthigt, um das Uebel nicht ärger zu machen, die Wunde ſich ſchließen zu laſſen. In den Briefen an Merck und an Caroline gibt uns Herder ausführliche Operations- und Leidensberichte. Den ganzen Winter wurde er dadurch in Straßburg aufgehalten und mußte beſtändig das Zimmer hüten. Der lange Aufenthalt ward ihm um ſo unangenehmer, als er die bedeutenden Koſten desſelben ganz aus eigenen Mitteln beſtreiten mußte. Er half ſich durch Anleihen und Vorſchüſſe aus Bückeburg, wodurch er ſich auf's neue in Schulden hineingezogen ſah,

Digitized by Google

bevor er den Verbindlichkeiten, die er gegen Hartknoch hatte, zu genügen vermochte.

So schmerzlich und verdrießlich für Herder, so günstig war diese Verzögerung für den damals in Straßburg studierenden Goethe, der, angezogen von dem Namen des berühmten Mannes, gleich nach dessen Ankunft seine Nähe und sein belehrendes Gespräch gesucht hatte. Eine Freundschaft schloß sich, die nach wenig Jahren auch für Herders Leben entscheidend werden sollte. So geheimnisvoll wirkt und schlingt das Schicksal seine Fäden. Während der Augenkrankheit war Goethe fast täglich Morgens und Abends um den „lieben Mann" und hieng begierig an seinen Lippen, auch wenn sie manches harte Wort gegen seine bisherigen Liebhabereien sprachen. Herder schloß ihm das Reich der Poesie in einem höheren Sinne auf, als er es bisher kannte, und wies ihm seinen Standpunkt im Gebiete der deutschen Literatur recht eigentlich erst an. Der lernbegierige Jüngling ertrug mit Geduld die hofmeisterliche Bitterkeit, mit der Herder auch die Geliebtesten nicht verschonte; aber er empfieng dafür die geistige Weihe für den umfassenden Ideenkreis, in welchem Herder lebte. Dieser theilte ihm die in der Handschrift zum größten Theil während der Leidenszeit ausgearbeitete Preisschrift über den Ursprung der Sprache mit — sie ward noch vor Weihnachten 1770 nach Berlin gesandt und erhielt den von der Akademie ausgesetzten Preis —; er bestärkte ihn in seiner Abwendung von der französischen Literatur, führte ihn zu Ossian und den Volksliedern, erschloß ihm von diesem Standpunkte aus das volle Verständnis Shakespeares, mit dem er sich forschend und übersetzend in der Straßburger Zeit angelegentlich beschäftigte, besprach mit ihm die Anfänge menschlicher Cultur und Poesie, wie sie uns in der biblischen Ueberlieferung und in der hellenischen Dichtung geoffenbart sind, kurz wies schon auf alle jene großen Ideen hin, welche in seinen nächstfolgenden Werken über Philo-

Digitized by Google

ſophie der Geſchichte der Menſchheit und morgenländiſche Poeſie zur Darſtellung gelangten. Eben ſo lebhaft ward Jung Stilling von Herders Perſönlichkeit angezogen; er bekannte, von Herder einen Stoß zu ewiger Bewegung erhalten zu haben.

Im April 1771 konnte ſich Herder endlich von dem „verfluchten“ Straßburg losmachen; er meinte, nur noch „die Trümmer“ von ſich retten zu können, doch nicht ohne die Hoffnung mitzunehmen, daß mit dem Frühling auch ſeine Jugend wiederkommen werde. Kaum jedoch konnte er von dem bevorſtehenden Beſuche in Darmſtadt jene ſonnenhellen Lenzestage der Liebe erwarten, mit deren beſeligendem Nachgefühl er es verlaſſen hatte. In der Zeit des Mißmuths waren ſeine Briefe an Caroline ſeltener und kälter geworden; ſie verſchonte ihn nicht mit Vorwürfen darüber, und ſein letzter Brief „aus dem Wetterloch Straßburg“ ward in der Abſicht geſchrieben, ſeine gekränkte Empfindung vom Herzen wegzureden — ein bedenklicher Vorklang für das Wiederſehen in Darmſtadt, dem der ſchmerzliche Nachklang, welchen es in beider Herzen hinterließ, entſprach. Herder, obwohl ſeinem Wirkungskreiſe entgegeneilend, wollte noch immer nicht eine beſtimmte Zuſage geben; ſeine mündlichen Liebesverſicherungen mochten ſich ſchwerlich über ſolche Allgemeinheiten erheben, wie er ſie in ſeinem erſten Brief an die Freundin nach dem neuen Abſchied von Darmſtadt gab: „Laſſen Sie den Schickſalsfaden leiſe laufen, wie er läuft, ohne ihn reißen und aufhalten zu wollen; ſo geht er deſto ſichrer ſeinen Gang und findet ſich wieder in unſre Hand, vielleicht wenn wir's am wenigſten gedenken und hoffen.“ Unglücklicher Weiſe miſchte ſich der charakterloſe, empfindſame Leuchſenring, der in Carolinens Herzen ſehr viel galt, in die Sache. Er legte Herders Benehmen falſch aus, glaubte bei ihm die rechte Liebeswärme zu vermiſſen und machte dadurch das Uebel nur noch ſchlimmer. Stumm und verſchloſſen ſtanden ſich die gegenüber, welche ſich für's Leben

Digitized by Google

angehören wollten. Herders letzte Bitte beim Scheiden, ruhig und heiter zu sein, vernahm Caroline mit weinenden, geschwollenen Augen; es waren andere Thränen als beim ersten Scheiden, welche der Engel der Hoffnung hinweglächelte.

Und doch war Herders Herz voll zärtlichster Verehrung für sie; in beredtester Fülle sprach diese aus den begeisterungsvollen Briefen, die er an sie von den Stationen seiner Reise richtete, und auch ihn empfiengen die wärmsten Grüße des auf's neue in Liebesjubel aufjauchzenden Mädchenherzens beim Eintritt in sein einsames Bückeburg. Es war sein Vorsatz, die Geliebte nicht eher dort einzuführen, als bis sich seine Vermögensumstände gebessert, seine Verhältnisse geordnet haben würden. Dies Carolinen zu gestehen, hinderte ihn die Scheu vor der Berührung ihrer Liebe mit der gemeinen Wirklichkeit; daher konnte es, während sich ihre Vereinigung noch länger verzögerte, nicht an neuen Irrungen und Mißverständnissen fehlen, die ein rechtzeitiges offenes Wort besser beseitigt hätte als die oft wiederkehrende Versicherung, daß er ihrer Liebe würdiger zu werden suche. „Mein Gott, warum müssen sich zwei der besten Herzen so quälen!“ — dieser wehmüthige Ausruf Carolinens bezeichnet das Gefühl, mit dem uns der Briefwechsel des seltenen Paares mehr als einmal erfüllt.

In Bückeburg sah man Herders Ankunft mit großer Erwartung entgegen und keiner sehnlicher als der Graf, der seine Berufung so dringend betrieben hatte. Wilhelm von Schaumburg-Lippe gehört zu den merkwürdigsten Fürstencharakteren seines Jahrhunderts. Ein Enkel Georgs I., war er in seiner Jugend in England erzogen worden und hatte jene vielseitige wissenschaftliche Bildung erhalten, durch welche sich der hohe Adel Englands damals vor den deutschen Höfen auszeichnete. Als der jüngere Sohn des bückeburgischen Grafenhauses schien er Anfangs nicht zur dereinstigen Regierung des deutschen Ländchens

Digitized by Google

berufen zu sein; daher richtete sich sein Sinn auf die militärische Laufbahn, zu der ihn seine Kenntnisse und Anlagen in vorzüglichem Grade befähigten. In dem Alter von achtzehn Jahren ward ihm durch den Tod des älteren Bruders die Aussicht auf die Nachfolge in der lippischen Grafschaft eröffnet; er ward vom Vater nach Hause gerufen, fast nur um Zeuge einer elenden Verschwendung und Maitressenregierung zu sein, bis er sechs Jahre später mit des Vaters Tode die Regierung antrat. Eingezwängt in kleinliche Zustände, für die sein Geist zu groß war, ließ er seinen Trieb, Neues zu schaffen, zum Schaden seines Landes frei walten, verwandelte es in einen kleinen Militärstaat, indem er den sechzehnten Theil der Bevölkerung zum Soldatendienst preßte, legte Stückgießereien an und baute in einem größeren Landsee seiner Grafschaft, dem Steinhuder Meer, die Festung Wilhelmstein mit einem Kostenaufwand, der zu den geringen Hilfsquellen des Ländchens in keinem Verhältnisse stand. Als ein kenntnisreicher Militär trat er im siebenjährigen Kriege hervor, und noch glänzender bewährte sich seine Feldherrntüchtigkeit im portugiesischen Kriege gegen Spanien.

Während seines Aufenthalts in Portugal war mit ihm eine heilsame Veränderung vorgegangen. Nach seiner Rückkehr in sein Land widmete er sich mit treuer Sorge seinen Regentenpflichten; der militärische Druck wurde gemildert: der Graf war menschenfreundlicher geworden. Seine für das Bessere empfängliche Gemüthsart noch mehr zu wandeln, dazu diente seine Verbindung mit der sanften Gräfin Maria Eleonore und der Umgang mit dem trefflichen Thomas Abbt, den er als Regierungsrath in seine Dienste nahm und als seinen vertrautesten Freund liebte und ehrte. Abbt widmete sich dem Grafen in der kurzen Zeit ihres näheren Verkehrs — denn Abbt starb schon im zweiten Jahre ihrer Bekanntschaft — mit aufopfernder Hingebung. Er lenkte, die Schwächen des eigensinnigen, an Widerspruch nicht

Digitized by Google

gewöhnten Fürsten schonend, seine Ideen auf edle Zwecke, nährte seinen Hang zu philosophischem Nachdenken und flößte ihm Liebe zur deutschen Literatur ein, die er bis dahin völlig vernachlässigt hatte.

Diesen Mann, den der Graf auch nach dessen Tode als seinen treuesten Freund ehrte, zu ersetzen, ward Herder berufen — eine schwere Aufgabe! Schon die erste Begegnung war kalt; jeder mochte in dem andern mehr zu finden gehofft haben, als die persönliche Erscheinung bestätigte. Bei der größten Hochachtung, die beide im ferneren Verkehr für einander aufrichtig empfanden und sich gegenseitig bewiesen, kam man sich doch im Wesen nur wenig näher. Herder war von einem zu entschiedenen Selbstbewußtsein, auch seinerseits zu eigensinnig, um sich dem Grafen in der hofmännischen Weise, wie es Abbt gethan hatte, zu widmen. Er verzichtete darauf, der Person des Grafen als geistvoller Gelehrter viel zu sein. In Bückeburg wollte er Prediger und Seelsorger seiner Gemeinde sein und vor allem den Kreis seines Berufs mit seiner Thätigkeit ganz ausfüllen. Aber auch diesen hatte er erst zu schaffen, seine Gemeinde hatte er erst zu sammeln und zu sich heranzuziehen, da er als Fremder, der wenig Neigung zeigte, Umgang zu suchen, nur langsam heimisch ward und die engeren Beziehungen zu Amtsbrüdern, deren Geistesbildung tief unter der seinigen stand, und zu Gemeindegliedern, denen sein Charakter und seine Rede noch lange unverstanden blieben, nur allmählich anknüpfen konnte. Herder, der in Folge seiner Reizbarkeit stets zwischen muthiger Entschlossenheit und melancholischer Verzagtheit schwankte, zog sich daher Anfangs ganz auf sich zurück; sein Leben schien ihm keinen Zweck zu haben, er fühlte, daß er nicht sei, was er sein solle, er dünkte sich in einer Wüste, in der kaum das Echo seiner Stimme zu ihm dringe. Dennoch konnte er nicht umhin, sich mitten unter melancholischen Klagen zu gestehen, daß er von allen Seiten, namentlich vom Grafen, mit

Digitized by Google

großer Achtung behandelt werde und seine gewissenhafte Wirksamkeit Anerkennung finde.

Weit freundlicher gestalteten sich seine Verhältnisse mit dem zweiten Jahre. Die Gräfin Maria knüpfte mit ihm jenes ideale geistige Band, das er noch über ihrem Grabe im Scheiden von Bückeburg mit gerührtem Herzen als einen Segen des Himmels pries. Seit dem Anfange des Jahres 1772 führte sie mit ihm einen Briefwechsel, in welchem sie ihre religiösen Selbstbetrachtungen, die zartesten Angelegenheiten der Seele ihm als ihrem geistlichen Beistande vorlegte. Sie ward seine eifrigste Zuhörerin; im Hinblick auf sie waren die meisten seiner Predigten entworfen, deren Inhalt oft der Gegenstand ihrer brieflichen Unterhaltung ward. Auch sie war einsam. Verbunden mit einem Gemahl, der ihr zwar die reinste Hochachtung und die zärtlichste Liebe widmete, doch ohne für die zarteste Seite ihres Herzens ein Verständnis zu haben, in jenem Jahre überdies tief erschüttert durch den Tod eines geliebten Bruders, dessen Liebe ihrem liebebedürftigen Herzen der einzige Ersatz gewesen war, sie selbst endlich durch körperliche Schwäche in den Jahren der Jugend schon mit dem Gedanken eines frühen Dahinwelkens vertraut, ward sie für Herder ein erhebendes Beispiel der Resignation und des gottergebenen Vertrauens.

Der Hof hatte seitdem für Herder eine größere Anziehungskraft erhalten. Der Graf, von Herders Unmuth über seine Lage durch die Gräfin näher unterrichtet, bemühte sich, ihm seine Stellung angenehm zu machen; er ward häufiger zur fürstlichen Tafel und zu Hofconcerten geladen. Der Graf unterhielt eine kleine Capelle, welche unter der Leitung Johann Christoph Friedrich Bachs, eines Sohnes des großen Componisten, stand. Herder, dessen Trieb zur Poesie durch die Musik neu angeregt wurde, verfaßte für dessen musikalische Composition eine Reihe von Cantaten und die kleinen dramatischen Arbeiten „Brutus“, einen

lehrhaft-lyriſchen Auszug aus Shakeſpeares „Julius Cäſar“, und „Philoktet“.

Unter dieſen Verhältniſſen ſchien das Verlangen nach einer Vereinigung mit der Verlobten wieder ſehr in den Hintergrund zu treten. An dem Himmel ihrer Liebe trieb eine Wolke die andere; es kamen noch Momente, wo ſie einander frei gaben und eines des andern Unglück nicht ſein wollte. Endlich ward im Juni 1772 zwiſchen ihnen ein offenes Wort über die Zukunft geſprochen, und die Herzen waren entſiegelt. Caroline ſelbſt führte eine ſchnellere Wendung herbei, indem unangenehme Vorfälle im Hauſe des Schwagers ihr gegen dieſen das Geſtändnis entriſſen, daß ſie mit Herder verlobt ſei. Seitdem fühlte er dringender die Pflicht, ſie bald heimzuführen; nur waren auch jetzt noch ſeine ökonomiſchen Verhältniſſe nicht völlig geordnet; aus dieſem Grunde zögerte er und verſchwieg, was ihn bedenklich machte. Es hätte daher nicht viel gefehlt, daß der ſchleichende Leuchſenring (Goethes Pater Brey), der ſich wieder nach Darmſtadt begeben hatte, auf's neue Unfrieden geſät hätte. Im Frühling 1773 kam Herder nach Darmſtadt und ſchloß am 2. Mai den ehelichen Bund, der für beide Theile auf allen Schritten ihres Lebens an Glück und häuslichen Freuden reich war. Erſt jetzt lernten ſie ſich ganz verſtehen. „Wir eilten“, ſchreibt Caroline, „in unſere ſtille, glückliche Hütte zu Bückeburg, wo reine Liebe, Theilnahme und Freundſchaft edler, ſeltener Menſchen unſer Glück vollendete. Die drei und ein halbes Jahr, die wir da zuſammen verlebten, waren die paradieſiſchen Jahre unſers häuslichen Glückes, die goldene Zeit unſerer Ehe..... Der Graf und die Gräfin waren bei unſerer Ankunft auf dem Landſitz zum Baum. Ich wurde mit meinem Mann zur Mittagstafel geladen..... Wir wurden ausgezeichnet gütig, gnädig, theilnehmend empfangen. Das würdige Betragen des Grafen, die holdſelige Engelsmiene und zärtliche Aufnahme der Gräfin

bleiben mir unvergeßlich. Diese erste Zusammenkunft mit ihr verband unsere Seelen im Stillen auf immer. Es war ein heiliges Verhältnis — Worte drücken es nicht aus. Von dieser Zeit gieng für Herder eine ganz veränderte Existenz in Bückeburg an; der ganze Ort faßte neues Zutrauen und Hochachtung gegen ihn, und liebevolle Theilnahme an unserm häuslichen Glück war allgemein sichtbar."

Auf Herders geistige Thätigkeit äußerte das glückliche Dasein, das ihm an der Seite seiner vortrefflichen Gattin zu Theil ward, den günstigsten Einfluß. Seine Mißstimmung, sein Mißtrauen in sich selbst, sein Schwanken hatte ein Ende; „alle seine Kräfte zum Fortstreben, seine Geistesplane in Ausführung zu bringen, waren neu belebt." Poesie, Religion und Philosophie der Geschichte waren der mächtige Dreiklang, welcher mit den erhabensten Tönen sein Innerstes durchdrang und mit prophetischen Ahnungen erfüllte. Noch stand er mit dem tiefsten Drange seines Geistes inmitten des Gährungsprocesses seines Zeitalters, das mit dem Flügelschlag der Begeisterung zur Freiheit emporstrebte. Wie er mit den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" begonnen hatte, so behalten auch seine nächstfolgenden Schriften jenes große Ziel im Auge, mit reformatorischer Kraft die Fesseln des Genius zu sprengen. Ihm genügt nicht die scharfsinnige, Begriffe wägende und sondernde Kritik eines Lessing; nicht um logische Klarheit allein und Verstandeshelle ist es ihm zu thun. Ihm erscheint sein Zeitalter ernüchtert in Abstractionen und massenhafter Gelehrsamkeit, in Phrasenpoesie und Phrasenreligion; er sucht den lebendigen Geist durch den kindlichen Sinn der Urzeit, durch die Lieder des Volkes, durch den prophetischen Hauch des Morgenlandes wieder hervorzurufen. Er ist zu gleicher Zeit der Zögling Lessings und Hamanns. Die „Fragmente" waren ein Hymnus auf die vom Munde des Volkes geschöpfte phantasievolle Sprache, auf Homer und die Dichter des Volkes. In seiner Preisschrift

Digitized by Google

über den Urſprung der Sprache verweilt Herder bei der Kindheit des Menſchengeſchlechts, und indem er die Gabe der Sprache als einer von außen durch unmittelbare göttliche Unterweiſung beigebrachten Lehre verwirft, läßt er uns ihren Urſprung im erſten Erwachen der Vernunft erkennen, in dem Aufkeimen des höheren geiſtigen Daſeins, wenn die „Beſonnenheit“ des Menſchen zum erſten Mal an den Bildern der Außenwelt unterſcheidende Merkmale abſondert. Herders Aufſatz über Shakeſpeare, ſeine Briefe über Oſſian und die Lieder alter Völker, welche in den gemeinſchaftlich mit Goethe und Möſer herausgegebenen fliegenden Blättern „von deutſcher Art und Kunſt“ 1773 erſchienen, waren ein Verſuch, an der Hand der geſchichtlichen Betrachtung eine tiefere Auffaſſung Shakeſpeares, die ſich zwiſchen den Urtheilen Leſſings und Gerſtenbergs in der Mitte hielt, zu begründen ſowie Oſſians Geſänge als Lieder eines ungebildeten, ſinnlichen Volkes und an ihnen das Weſen der Volkspoeſie überhaupt aufzuweiſen; zugleich aber waren ſie ein nachhaltiger Mahnruf an die dichtende Jugend, den Tönen des Volksliedes zu lauſchen, den kühnen Wurf ſhakeſpeariſcher Originalität zu wagen und den letzten Reſt abgeſtorbener conventioneller Dichtkunſt von ſich zu werfen. Alle die genialen Jünglinge, welche das ausführten, wozu Herder ſelbſt die dichteriſche Kraft abgieng, ſtanden daher mit ihm wenigſtens in einer geiſtigen Berührung. Goethe correſpondierte mit ihm über Oſſian und Volkslieder ſowie über die dramatiſche Behandlung des Götz von Berlichingen; Bürger wünſchte, mit ſeinen Balladen der Theorie Herders Ehre zu machen; Lenz drängte ſich mit ſtürmiſcher Haſt an ihn, und faſt galt eine Zeit lang dieſer phantaſtiſche Schwärmer in Herders Werthſchätzung nicht weniger als der immer Maß haltende, klar in's Leben blickende Goethe, wie er denn damals Lavater, mit dem er einige Jahre hindurch einen lebhaften Briefwechſel unterhielt, nach Klopſtock für das größte Genie in Deutſch-

Digitized by Google

land hielt. Auch hier ließ sich Herders Theorie vorzüglich durch das Gefühl bestimmen: Klopstock nahm er um seines Barden- und Prophetenthums willen von dem über die Kunstpoesie ausgesprochenen Verdammungsurtheil aus. Lessings Scharfblicke war das enthusiastisch Uebertriebene und rhetorisch Erkünstelte in der klopstockischen Poesie nicht verborgen geblieben.

Nicht minder war die Geschichtschreibung von den hergebrachten Formen einer nüchternen Kathedergelehrsamkeit zu erlösen: sie sollte aufhören, nichts als Regentengeschichte zu sein, sie sollte Geschichte der Menschheit werden. Wie das poesievolle Bild derselben vor Herders Seele schwebte, schilderte die beredte kleine Schrift „auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit“ (1774), der Grundton seines nachmaligen größten Werkes. Den herkömmlichen Ansichten entgegen erblickte Herder in den einzelnen Erscheinungen der Geschichte nicht die letzte Absicht der göttlichen Macht, welche die Geschichte lenkt, sondern nur Mittel zum Zweck, Momente im Fortgang des Ganzen, dessen tiefster und letzter Sinn uns aber über das Menschengeschlecht hinaus auf das Gebiet des religiösen Glaubens und Ahnens weist. Von diesem Gedanken ausgehend, gab er eine charakteristische Uebersicht der bedeutendsten Geschichtsepochen bis auf die Gegenwart, von polemischen Tendenzen besonders gegen die neuere Zeit bewegt. In einer auf die Grundidee einer wahrhaft allgemeinen Geschichte zurückgehenden, im einzelnen aber leichtfertigen und übermüthigen Recension, die in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ abgedruckt ward, griff Herder die Universalgeschichte Schlözers mit jener bittern Polemik an, die seinem reformatorischen Eifer eigen war. Der Göttinger Professor setzte ihr in höchster Entrüstung eine gegen zweihundert Seiten lange Gegenschrift entgegen und bezeichnete die Kritik Herders als „eine Urkunde des leidigen Recensentenunfugs, der seit etwa zehen Jahren unsre deutsche Literatur schändet“. Zum Schluß zählte er höchst

Digitized by Google

charakteristisch für seinen Standpunkt Herder unter „die jetzigen Skoliodoxen, diese neue Race von Theologen, die seit wenigen Nächten hervorwächst, diese galante witzige Herren, die über Kanon, Apokalypse und symbolische Bücher kurzweilen, und denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken sind".

Bald aber zeigte Herder auch öffentlich, daß es ihm mit der Theologie eben so Ernst sei wie mit der Poesie. Seit Jahren hatte er Materialien zu einer umfassenden Schrift über Schöpfungsgeschichte und morgenländische Dichtung gesammelt und schon in Riga einige Abhandlungen darüber als Entwürfe niedergeschrieben. In Bückeburg benützte er die Schätze der Göttinger Bibliothek für seine Zwecke. Eine Reise nach Göttingen im Februar 1772 brachte ihn in ein näheres Freundschaftsverhältnis mit Heyne; während derselben kündigte er diesem sein Werk, wie er in ähnlicher Weise sich gegen Hamann und Merk darüber geäußert hatte, mit prophetischer Kühnheit an: „So viel sich .... hier auf einem Quartblatt davon sagen läßt, ist, daß ich in einem Stücke, das wir alle auswendig wissen, eine Rune gefunden zu haben glaube, die unleugbar ist, seit Jahrtausenden verkannt ist, und die ich für das älteste Symbolgebäude des menschlichen Geschlechts mit dem Zeugnis des ganzen Alterthums angeben kann. Meine Entdeckung ändert in der Theologie Quartanten und Folianten, gibt der ältesten Welthistorie die erste augenscheinliche Urkunde, der Chronologie den ältesten Zeitmesser." Im glücklichen Sommer des Jahres 1773 legte er endlich Hand an sein Werk „älteste Urkunde des Menschengeschlechts". Den ersten Band, welcher 1774 erschien, schrieb er in dem kurzen Zeitraume von sechs Wochen; die heiterste Stimmung belebte seinen Fleiß, und die gesammelte geistige Kraft gestaltete das Ganze wie aus einem Gusse. Stolz, fast marktschreierisch lauteten die Aufschriften der drei Theile dieses Bandes: „eine nach Jahrhunderten enthüllte

heilige Schrift", „Schlüſſel zu den heiligen Wiſſenſchaften der Aegypter" und „Trümmer der älteſten Geſchichte des niedern Aſiens". Ein vierter Theil, der „Verſuch einer Erklärung der Schöpfungsgeſchichte", charakteriſtiſch in der Auffaſſung des Sündenfalls, folgte 1776 nach.

Von der moſaiſchen Schöpfungsurkunde ausgehend, welche durch poetiſch-ſymboliſche Deutung dem Gebiete der phyſikaliſchen und dogmatiſchen Auslegung entrückt wird, verbreitet ſich Herder über die Urgeſchichte der vorderaſiatiſchen Völker, verfolgt die verwandten Vorſtellungen im ägyptiſchen Alterthum, in der geſammten älteſten Tradition und Philoſophie des Morgenlandes und faßt zuletzt die Sagen von den Anfängen des menſchlichen Geſchlechts zuſammen. Es iſt jedoch keineswegs der Umfang und die Strenge wiſſenſchaftlicher Forſchung, was ſein Werk auszeichnet, ſondern die dichteriſche, aus der Seele quellende Begeiſterung, die wie ein erquickender Strom alle Theile desſelben durchdringt, das lebendige Gefühl für die religiöſen Symbole der älteſten morgenländiſchen Völker, die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der er in den Vorhallen der Geſchichte wie auf heiligem Boden wandelt, vor allem das Verſtändnis der poetiſchen Fülle und Hoheit des alten Teſtaments. Die Beſchränktheit orthodoxer Dogmatiker wie die Flachheit der rationaliſtiſchen Exegeten werden rechts und links mit ſcharfer Polemik abgefertigt, von der niemand härter getroffen ward als der Göttinger Michaelis, der namhafteſte Commentator der altteſtamentlichen Schriften. Entgegnungen der bitterſten Art, die den kühnen Eindringling zu beſeitigen ſuchten, blieben nicht aus. Herder hatte ſie ſelbſt durch den ungeberdigen, leidenſchaftlichen Ton und durch die kritikloſe, dilettantiſche Art ſeiner Beweisführung herausgefordert. Nannte doch ſogar Hamann, ſo einverſtanden er mit dem Inhalt und der Abſicht des Werkes war, das Buch ein monstrum horrendum, und Kant ſprach bezeichnend davon als von einem Triumph ohne Sieg. Allein wie

Digitized by Google

vielfach auch die besonnene Kritik in ihrem Rechte war, die große That blieb bestehen: Herder hatte an der Hand der Poesie und Geschichte ein neues Verständnis des alten Testaments, ja des Morgenlandes überhaupt eröffnet, das für Schriftforschung und Geschichtschreibung von weit greifender Wirkung war.

In näherer Beziehung zu seinem geistlichen Amte standen die „fünfzehn Provinzialblätter an Prediger“ (1774), in denen er die Hoheit des Predigtamts gegenüber den modernen Entartungen desselben vertheidigte und den echten Theologen als den Vermittler von Religion, Poesie und Humanitätsphilosophie in den Mittelpunkt des erhabensten Ideenkreises stellte. Die Kühnheiten des springenden, überstürzten Stils, der jene in die Periode des Sturms und Drangs fallenden Schriften Herders bezeichnet, stiegen hier zur völligen Willkür des leidenschaftlich erregten Autors. Die schneidende Polemik, welche nicht selten über Gebühr den Gegner höhnisch und stolz abwies und dies Mal den allverehrten Spalding traf, zog ihm auch wegen dieser Schrift harte Angriffe zu; dabei legte man es Herder sehr übel aus, daß er ein Exemplar derselben mit einem hochachtungsvollen Briefe, der den heftigen Ton des Werkes zu entschuldigen und vor allem die Person von der Sache zu scheiden versuchte, an den Angegriffenen sandte. Seine tactvolle Gattin, welche die Herbigkeit seines polemischen Tons zu mildern bemüht war, macht bei diesem Anlaß die Bemerkung: „Eigenthümlich war ihm ein sonderbares Vergessen und Nichtachten der Personen und Umstände, wenn er im Feuer über eine Materie schrieb; er war gewöhnlich von diesem und dem Gefühl des Zwecks, wozu er schrieb, so ganz überwältiget, daß er durchaus nicht an Rücksichten dachte oder denken konnte.“ Im folgenden Jahre erschienen die im Geiste, doch nicht mehr in der Form der „ältesten Urkunde“ verfaßten „Erläuterungen zum neuen Testament aus einer neu eröffneten morgenländischen Quelle“, welche aus dem

Digitized by Google

Zend-Aveſta geſchöpft ſind und ſich vorzüglich auf das Evangelium des Johannes beziehen, und die den Brief des Jacobus und des Judas betreffenden „Briefe zweener Brüder Jeſu in unſerem Kanon“; ein Werk über die Offenbarung Johannis ward entworfen: in der Apokalypſe erblickte Herder nicht blos ein poetiſches, ſondern ein göttlich-prophetiſches „Bilderbuch vom Ausgange der Sichtbarkeit und der Zukunft des Reiches Jeſu in Bildern und Gleichniſſen ſeiner erſten ſchrecklich-tröſtenden Ankunft“.

Indeß ſuchte er auch mitten unter theologiſchen Arbeiten Erholung auf den Gebieten der Geſchichte und Poeſie. Er erwarb ſich von der Berliner Akademie 1775 einen zweiten Preis durch die Schrift „Urſachen des geſunkenen Geſchmacks bei den verſchiedenen Völkern, da er geblühet“, welche die Unterſuchung der von der Akademie aufgeworfenen Frage vom philoſophiſchen auf das literarhiſtoriſche Gebiet hinüberlenkte. Die Sammlung der Volkslieder war ſo ſehr angewachſen, daß er ernſtlich an die Herausgabe dachte, die gerade damals den richtigſten Zeitpunkt getroffen hätte. Seine literariſche Thätigkeit war um ſo ſtaunenswerther, als inzwiſchen ſeine Amtsgeſchäfte mehr und mehr gewachſen waren. Im Jahre 1775 wurde ihm die Superintendentur übertragen, ſo daß ihm die Prüfung und Ordination der Geiſtlichen des Landes oblag. Mit welch gewiſſenhafter Strenge er auch in dieſer Stellung ſein Amt wahrnahm und nöthigen Falls ſelbſt gegenüber den Eingriffen der Regierung die Unbeſcholtenheit und Tüchtigkeit des geiſtlichen Standes wahrte, davon haben wir einige Documente, welche die Feſtigkeit ſeines ſittlichen Charakters im ſchönſten Lichte zeigen. Durch einen dieſer unangenehmen Vorgänge, bei welchem der Graf ſelbſt compromittiert war, indem er die Ordination und Einſetzung eines durchaus unwürdigen Geiſtlichen befahl, wurde das Verhältnis zwiſchen ihm und Herder vorübergehend getrübt und wenn gleich

Digitized by Google

der Graf, seine Uebereilung einsehend, trotz der verletzenden Leidenschaftlichkeit der herder'schen Berichte nachgab, so blieb doch eine Wunde zurück.

Herder hatte von Anfang an Bückeburg nur als eine Station seines Lebens betrachtet, auf der er nicht lange zu verweilen wünschte. Auch der Graf fühlte dies, so daß er seine Verwunderung äußerte, daß man ihm einen so bedeutenden Mann so lange lasse. Auf die Versuche, ihn nach Gießen oder zurück nach Eutin zu ziehen, gieng Herder nicht ein; lockender war die Aussicht, nach Göttingen versetzt zu werden. Wenn er an der berühmten Universität in der doppelten Eigenschaft eines Predigers und eines akademischen Lehrers der Theologie wirksam sein konnte, so fand er dort den glänzendsten Schauplatz für sein Talent, das mehr auf dem Katheder als auf der Kanzel seinen richtigen Platz erhielt, mochte auch eine Verbesserung seines Einkommens von dieser Versetzung zunächst nicht zu erwarten sein. Im Ministerium zu Hannover waren der geheime Rath von Bremer und Hofrath Brandes sehr thätig für seine Berufung, welche zugleich unter der Hand durch seine Freunde Heyne in Göttingen und den vielgeltenden Leibarzt Zimmermann in Hannover, den er 1773 in Bückeburg kennen gelernt hatte, eifrig betrieben wurde. Die Verhandlungen schleppten sich zwei Jahre hin; im August 1775 endlich faßte das Ministerium den Beschluß, dem Könige vorzuschlagen, er wolle Herder zum vierten ordentlichen Professor der Theologie und zum Universitätsprediger ernennen. Indeß hatte sich Herder durch seine bissige Polemik, namentlich auch gegen Göttinger Professoren, die Feindschaft einiger an entscheidender Stelle einflußreicher Männer zugezogen, die nicht verfehlten, Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit und theologischen Gelehrsamkeit dem Könige einzuflößen. Es erfolgte von London die dem Ministerium nicht minder als Herder selbst unerwartete Antwort: da er noch keine akademische Lehrstelle

Digitized by Google

bekleidet habe, so würde er zuvörderst den Grad eines Doctors der Theologie zu erlangen und entweder bei dieser Promotion oder als zu bestellender Universitätsprediger sich einem Examen oder Colloquium bei der Göttinger theologischen Facultät zu unterwerfen haben.

Herder hielt es für unvereinbar mit seiner Ehre und seiner damaligen Stellung, seine Orthodoxie in einem Colloquium, das er als ein inquisitorisches Ketzer- und Knabenverhör bezeichnete, darzuthun oder die Zweifel an seiner theologischen Gelehrsamkeit niederschlagen zu sollen; er wies in dem Schreiben an die Minister die Zumuthung mit Entrüstung von sich. Da das Ministerium nicht hoffen konnte, den in seinem Eigenwillen hartnäckigen Georg III. zur Zurücknahme seines Erlasses zu bewegen, so suchte es Herders Unmuth zu beschwichtigen, indem man ihm das Colloquium als landesüblich und keineswegs seiner Ehre nachtheilig darstellte. Herder gab zuletzt mit innerlichem Widerstreben seine Zustimmung und schrieb noch am 31. Januar 1776 an Zimmermann, er sei zu dem sauren Gange nach Göttingen fertig.

Um diese Zeit hatten schon die Unterhandlungen mit Weimar begonnen. Dort war die erste geistliche Stelle des Landes seit mehreren Jahren unbesetzt; die Geschäfte waren unter die Prediger vertheilt. Karl August wünschte nach dem Antritt seiner Regierung wieder einen Generalsuperintendenten für sein Herzogthum zu berufen. Wieland war der erste, welcher Herder in Vorschlag brachte. Goethe, seit kurzem als Freund und Gast des Herzogs in Weimar anwesend, griff die Sache mit lebhaftem Freundeseifer auf und gewann den Herzog für Herders Berufung, so daß er gegen die Mitte des December 1775 an diesen die vorläufige Anzeige ergehen lassen konnte, wenn er seinen Plan auf Göttingen geändert hätte, so wäre wohl in Weimar etwas für ihn zu thun. Herder gieng auf das Anerbieten ein. Jedoch auch hier entstand eine lange Verzögerung durch Neid und Cabalen;

Digitized by Google

die abgeſchmackteſten Gerüchte ſetzte man über den bevorzugten Ausländer in Umlauf, um ſeine Berufung zu hintertreiben. Goethe, obwohl vom Herzog kräftig unterſtützt, hatte alle Mühe, den Widerſtand der orthodoxen Partei niederzukämpfen. „Ich habe", äußerte er in einem Briefe an Herder, „mit trefflichen Hetzpeitſchen die Kerls zuſammengetrieben." Vom Herzoge hatte Herder ſchon am 1. Februar 1776 die Berufung ſo gut wie gewiß. Nun ließ er die Verhandlung mit Hannover fallen. Indeß da er zugleich als Stadtprediger angeſtellt werden ſollte, ſo war noch erſt das Bedenken des Stadtraths, dem hierin eine Stimme zuſtand, hinwegzuräumen. Da man verbreitet hatte, Herder könne nicht predigen, er pflege mit Stiefeln und Sporen die Kanzel zu betreten und dergleichen mehr, ſo beſtand man anfänglich darauf, daß er eine Probepredigt halte, bis man endlich auf des Herzogs Wunſch auch von dieſem Verlangen abließ. Am 12. Juni erhielt Herder das officielle Vocationsſchreiben.

Vier Tage darauf — an ihrem Geburtstage — ſtarb die Gräfin Maria, zweiunddreißig Jahre alt, nach längerem Hinſiechen; das letzte Band, das Herder an Bückeburg gefeſſelt hatte, war mit ihrem Scheiden gelöſt. „Belohne Gott ſelbſt den Engel, den verklärten ſeligen Geiſt, für alle Liebe, Güte, Aufmerkſamkeit, die ſie mir und den Meinigen erwieſen, und mich laſſe er nie ihren edlen Geiſt und edles Beiſpiel vergeſſen!" ſo ſprach ſich ſein dankbares Gefühl in der Predigt aus, mit der er bald darauf von ſeiner Gemeinde und von Bückeburg Abſchied nahm. Ein Jahr darauf, im September 1777, ſtarb auch der Graf.

Am 1. October 1776 in einer dunkeln Nacht langte Herder mit ſeiner Familie in Weimar an. Goethe hatte ſeine Amtswohnung in Stand ſetzen laſſen und empfieng ihn mit herzlicher Freundſchaft. Am 20. October hielt Herder ſeine Antrittspredigt, der ein ſo unbedingter Beifall zu Theil wurde, daß die neidiſchen Stimmen mit einem Male zum Schweigen gebracht waren.

Digitized by Google

Herder war jetzt Generalſuperintendent des Herzogthums Weimar, Oberconſiſtorialrath und Ephorus der Schulen, Oberhofprediger und Oberpfarrer an der Stadtkirche; ihm fiel die Einführung der Geiſtlichen zu; er hatte die Confirmation ſämmtlicher Kinder der Stadt; er war der Beichtvater „der erſten Klaſſe“ und hatte bei dieſer auch die geiſtlichen Functionen bei Taufen, Trauungen und Begräbniſſen. Es war dies eine ſo umfangreiche Amtsthätigkeit, daß ſie die ganze energiſche Arbeitskraft des unermüdlichen Mannes erforderte, der bei ſeinem lebhaften Drange nach freier literariſcher Thätigkeit es doch für ſeine erſte und höchſte Pflicht hielt, in ſeinem Amte pünktlich und gewiſſenhaft zu ſein. Anſtrengung ſcheute er nicht; denn „Mühe war ihm Lebens Glück“. Auch arbeitete er ſchnell und leicht. Der gewandte Ueberblick über ein compliciertes Material, den er ſich bei ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien erworben hatte, das ſichere Urtheil, das ihn raſch den Punkt treffen ließ, auf den es ankam, unterſtützte ihn auch in der Geſchäftsführung. Verdrießlichkeiten konnten nicht ausbleiben in einem Amte, das nach den verſchiedenſten Seiten hin Beziehungen hatte, bald zu den Regierungsbehörden, bald zu den Beiſitzern im Conſiſtorium, in welchem er Anfangs nicht die erſte Stelle einnahm, bald zu Pfarrern, Schullehrern und Gemeindegliedern. Dieſe Stellung zu erſchweren, hatte die ſittliche Idealität ſeines Charakters eine gefährliche Begleiterin in der großen Reizbarkeit, die mit den Jahren eher wuchs als abnahm und ſich durch ſeine Kränklichkeit noch mehr zu einer habituellen Verſtimmung und zum Eigenſinn ſteigerte. In ſeinen amtlichen Verhältniſſen konnte er nicht die geringſte Verletzung der Ehre und Achtung, die ihm ſeinem Gefühl nach gebührte, ertragen. Schon die erſte Einführung in ſein Amt war von bedenklicher Vorbedeutung. Als er nämlich am 15. October 1776 in das Conſiſtorium aufgenommen ward, las ihm der Präſident desſelben, von Lynker, ein Reſcript vor, dem

Digitized by

zufolge der ersten Klasse die Erlaubnis ertheilt wurde, sich ihren Beichtvater nach freiem Belieben zu wählen. Herder protestierte mit Heftigkeit und richtete noch desselben Tags an den Herzog und an Goethe ein Schreiben, worin er erklärte, unter dieser Kränkung, indem man seine Gemeinde ihm entziehe, sein Amt nicht antreten zu wollen. Der Herzog entschied zu seinen Gunsten. Der Geheimrath von Fritsch, der zu jener Anordnung den Anlaß gegeben hatte, wurde Herdern wegen seines leidenschaftlichen Benehmens für immer abgeneigt; sein persönliches Verhältnis zur Regierung erhielt dadurch gleich beim Beginn seines Amtes eine herbe Beimischung. Auch Goethe mußte sich durch diesen Vorfall einigermaßen compromittiert fühlen, da er im voraus für seines Freundes Klugheit in geistlichen Dingen gut gesagt hatte.

Herders Geist beurtheilte alles nach einem großen Maßstabe. Leichter wurde es ihm, sich in den Charakter eines Zeitalters, einer Nation hineinzuleben als Individualitäten richtig aufzufassen. Getragen von hohen Entwürfen, stets auf ein würdiges Ziel des Strebens und Wirkens gerichtet, gieng er geraden Wegs auf dieses los und ließ es außer Acht, in milder Form die entscheidenden Persönlichkeiten, die meist zäh an den hergebrachten Formen hiengen, zu seinen Plänen heranzuziehen, behutsam den Grund zu legen und sie mit Hilfe der Freunde auszuführen. Mehrfach schuf sich sein edles Wollen Hindernisse, wiederholt mußte er seine Absichten vereitelt sehen, weil ihm ein umsichtiges Urtheil über die vorhandenen Verhältnisse abgieng, welche nicht nur zu handeln, sondern auch zu rechter Zeit sich zu fügen geboten. Durchdrungen von seiner sittlichen Würde und dem Gefühl geistiger Kraft, machte er seine Ueberlegenheit oft mit einem allzu starken Selbstbewußtsein geltend. Seine Haltung hatte daher nicht nur in amtlichen Beziehungen, sondern auch im Umgange etwas Drückendes und Herausforderndes. Die Rückwirkung blieb nicht aus, und es legte sich die düstere Wolke melancholischer

Digitized by Google

Verstimmung über manche Jahre seines Weimarer Aufenthalts. Schwerlich hätte sie sich in einem andern Wirkungskreise, als ihm Weimar bot, ganz verzogen; denn wo wäre die glückliche Insel zu finden gewesen, nach der er sich manchmal in schmerzlicher Klage über ein verfehltes Leben sehnte?

Was Herder in seinem Amte geleistet hat, läßt sich im einzelnen kaum darlegen. Nach allen Seiten war er für die Verbesserung des Kirchen- und Schulwesens thätig. Herder fand bei der weimarischen Geistlichkeit wenig höhere Bildung. Es wiederholten sich die Erfahrungen, die er in seinen frühern Wirkungskreisen gemacht hatte; meistens beschränkte man sich auf eine mechanische Orthodoxie, der es an einem geistigen Leben durchaus gebrach. Fünf Jahre lang war sein Amt unbesetzt gewesen, und an Reformen war eine lange Zeit nicht gedacht worden. Es galt, ein lebendiges Streben zu wecken und damit zugleich den geistlichen Stand in der Achtung der gebildeten Stände zu heben, die am wenigsten in dem geistreichen Weimar Nahrung und Erquickung des Geistes bei der Geistlichkeit zu suchen gewohnt waren. Herder wirkte dahin durch seine würdige Persönlichkeit, in der die höchste ästhetische und wissenschaftliche Bildung mit dem Dienste der Religion verbunden war, und machte in diesem Geiste auch seinen Einfluß auf die ihm untergebenen Theologen geltend.

Seine religiöse Ueberzeugung war nicht eine Orthodoxie im Sinne des Symbolglaubens; aber von der Göttlichkeit des Christenthums, von dem hohen Werth der heiligen Schriften, ob er sie gleich als menschliche Werke beurtheilt wissen wollte, war er tief durchdrungen. Abhold der rationalistischen Verflachung der Religion wie dem gedankenlosen Formalismus, wollte er vor allem die Kraft innerer Ueberzeugung, die Wärme des religiösen Gefühls wecken, und suchte auf diesem vermittelnden Standpunkte eine feste Position zu gewinnen, von wo er der fortgeschrittenen

Digitized by Google

Bildung unſerer Zeit die Hand reichen konnte. In zahlreichen Predigten und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſprach er dieſe ſeine religiöſe Grundanſchauung aus.

Herders Predigten waren reich an Ideen; ihren überwältigenden Einfluß übten ſie dadurch, daß ſeine Rede lebendig aus der eigenen Bruſt hervordrang. Er verſchmähte den Glanz der phraſenreichen Diction, die ihm, wenn es ihm um rhetoriſche Effecte zu thun geweſen wäre, zu Gebote geſtanden hätte. Unter den vielfachen Zeugniſſen von der Macht ſeiner Rede iſt namentlich ein Urtheil von Sturz bemerkenswerth, der, ſelbſt einer der erſten Meiſter des proſaiſchen Ausdrucks, ihn im Sommer 1777 in Pyrmont predigen hörte: „Sie hätten es ſehen ſollen, wie er all das Aufbrauſen von Zerſtreuung, Neugierde, Eitelkeit in wenig Augenblicken feſſelte bis zur Stille einer Brüdergemeine. Alle Herzen öffneten ſich; jedes Aug' hieng an ihm und freute ſich ungewohnter Thränen; nur Seufzer der Empfindung rauſchten durch die bewegte Verſammlung. . . . So predigt niemand, oder die Religion wäre allen, was ſie eigentlich ſein ſollte, die vertrauteſte, wertheſte Freundin der Menſchen. Ueber das Evangelium des Tages ergoß er ſich ganz ohne Schwärmerei mit der aufgeklärten hohen Einfalt, welche, um die Weisheit der Welt zu überfliegen, keiner Wortfiguren, keiner Künſte der Schule bedarf. Da wurde nichts erklärt, weil alles faßlich war, nirgends an die theologiſche Metaphyſik gerührt, die weder leben noch ſterben, aber deſto bündiger zanken lehrt. Es war keine Andachtsübung, kein in drei Treffen getheilter Angriff an die verſtockten Sünder . . ., auch war es keine kalte heidniſche Sittenlehre, die nur den Sokrates in der Bibel aufſucht und alſo Chriſtum und die Bibel entbehren kann; ſondern er predigte den von dem Gott der Liebe verkündigten Glauben der Liebe, der vertragen, dulden, ausharren und hoffen lehrt und unabhängig von allen Freuden und Leiden der Welt durch eigenthümliche

Digitized by Google

Ruhe und Zufriedenheit belohnt.“ Diese Worte bestätigt uns eine Aeußerung von Gleim, der ihn schon 1775 während einer früheren Badecur predigen hörte und mit ihm Freundschaft schloß. „Ich hörte Herder predigen,“ schrieb er an den Freiherrn von Zedlitz, „und als er von der Kanzel kam, gerieth ich in Enthusiasmus, umarmte den großen Mann, sagte: Herder, du bist ein Apostel! So einfach predigte er, wie die Apostel, die keine Gelehrte waren, ohne Zweifel gepredigt haben. Es ist unglaublich wegen mancher seiner Schriften, aber wahr! Und welch ein Umfang, welche Tiefe, welche Schönheit seines Geistes.“ Dieser apostolische Sinn lehrte ihn auch Ehrfurcht vor den durch das Alter geweihten liturgischen Formen, in denen er keiner Neuerungssucht Vorschub leistete.

Große Verdienste erwarb sich Herder um das weimarische Schulwesen, von den Gymnasien bis zu den Volksschulen herab. Seine Schulreden sind ein Schatz von gediegenen Urtheilen über den höheren wissenschaftlichen Unterricht und über den sittlichen Geist der Schule sowie über die Mittel, beide zu wecken und zu erhalten. So sehr hielt die Liebe zum Unterrichten bei ihm aus, daß er sich mehrmals bei Vacanzen dazu verstand, einige Lectionen im Gymnasium zu übernehmen. Wie er verdiente Pädagogen anerkannte und ehrte, beweisen seine Gedächtnisreden auf Musäus und den in bescheidener Stille unermüdlich wirkenden Heinze. Wo er konnte, suchte er die kümmerliche Lage des Lehrerstandes aufzubessern, nicht abgeschreckt durch die Hindernisse, die sich seinen Absichten entgegenstellten. Im Jahre 1783 erhielt er durch Goethe den Auftrag vom Herzog, einen allgemeinen Plan zur Verbesserung der Schulen vorzulegen, und an manche Reformen wurde Hand angelegt, wenn gleich nur ein Theil seiner Wünsche zu erreichen war. Die Landprediger hielt er zu strenger Aufsicht über die Schulen an und ließ sich Tabellen über den Fleiß und die Sitten der Schulkinder auf dem Lande

Digitized by Google

einſchicken. Er ſelbſt verfaßte für den Jugendunterricht einen Katechismus und ſogar eine Kinderfibel.

Bei dieſen mannigfachen, nach allen Seiten hin zerſtreuenden Geſchäften, Sonntags- und Wochenpredigten, Abfaſſung von öffentlichen Kirchengebeten, Conſiſtorialacten und Seſſionen, Rechnungsconvoluten und Schullisten, Inſpectionen, Conferenzen und Beſuchen wußte Herder noch immer Zeit für ſeine Studien und literariſchen Arbeiten übrig zu behalten. Freilich war ſeine Muße durch die Berufsgeſchäfte äußerſt beſchränkt, und ſo bewundernswürdig Großes er auch geleiſtet hat, ſo mußte doch gar mancher Plan nur Entwurf oder Fragment bleiben. „Ach, wenn ich nur Zeit hätte!“ hörte man ihn oft äußern.

Herder lernte mit der Muße ſparſam ſein, weil er den Werth der Zeit kannte; er verſchwendete ſie daher nicht durch unnütze Beſuche. Jedoch fühlte er einen lebhaften Trieb nach geſelligem Umgang, beſonders in der erſten, freundlicheren Periode ſeines weimariſchen Lebens. Er war kein ſchweigſamer Genoſſe der Geſellſchaft, ſondern gern ergoß ſich der Fluß ſeiner Rede in offener Mittheilung, wobei er die Rückſichten kluger Vorſicht gern vergaß und daher das Verletzende nicht zurückhielt. Seine Liebefähigkeit bedurfte der Freunde; leicht war jedoch durch die Eigenheit ſeiner Perſönlichkeit die Harmonie geſtört, und es lag hierin der Grund, daß nur wenige bis zu den letzten Stufen des Lebens ihn treu begleiteten.

In den weimariſchen Hofzirkeln ward auch Herder als ein Stern erſter Größe mit Auszeichnung empfangen. Zwar hielt ihn ſeine geiſtliche Würde von den bis zu ausgelaſſenem Humor geſteigerten Luſtbarkeiten, die in den erſten Jahren nach ſeiner Berufung an der Tagesordnung waren, in einiger Entfernung, die wohl als eine Mißbilligung gedeutet werden konnte; allein Ettersburg und Tiefurt bewahren auch ſein Andenken. Für das Tiefurter Journal, in das manche Geiſtesgabe des genialen Weimar

Digitized by Google

niedergelegt wurde, ſchrieb er ebenfalls mehrere ſeiner kleineren Dichtungen. Ihm ſchloſſen ſich vornehmlich die der ernſteren Auffaſſung des Lebens zugewandten Mitglieder des höhern weimariſchen Geſellſchaftskreiſes an, die Herzogin Luiſe, die Herzogin-Mutter Anna Amalia, Frau von Schardt, Frau von Stein, Graf Görtz, deſſen Entfernung aus dem weimariſchen Staatsdienſt ihn ſehr ſchmerzte; aber herzlich verkehrte er auch mit dem humoriſtiſchen Knebel, dem heitern Einſiedel und dem gutmüthigen, immer dienſtfertigen und fügſamen Wieland, wenn er auch mit dieſen ſeiner tieferen geiſtigen Richtung nach weniger ſympathiſierte.

Das Verhältnis zu Goethe war bald nach ihrer Wiedervereinigung erkaltet; Goethes geniale Lebensfreudigkeit ſtimmte nicht zu Herders Moroſität. Noch im Auguſt 1780 klagte Goethe in einem Briefe an Lavater, Herder mache ſich und andern das Leben ſauer. Doch ſchon mit dem nächſten Jahre knüpfte ſich wieder ein inniges Freundſchaftsband. „Mit Herdern“, ſchrieb Goethe im September 1781 an Knebel, „bin ich in ein Verhältnis gerückt, das mir für die Zukunft alles Gute verſpricht. Schone ihn! Man ſchont ſich ſelbſt, wenn man nicht ſtreng und grauſam in gewiſſen Lagen gegen Menſchen iſt, die uns oder den Unſrigen wieder näher werden können.“ Zwei Jahre ſpäter äußerte er darüber an Jacobi: „Von meinem Leben iſt es wieder ein ſchönes Glück, daß die leidigen Wolken, die Herdern ſo lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer ſich verziehen mußten.“ Dieſe Hoffnung ging freilich nicht in Erfüllung; doch hatte Goethe bis zu ſeinem Bunde mit Schiller mit niemand eine ſo innige Geiſtes- und Herzensgemeinſchaft wie mit Herder. In Goethes Dichtungen des nächſtfolgenden Decenniums iſt ebenſo der Einfluß herder'ſcher Sinnesart zu erkennen als in Herders Hauptwerke, den „Ideen“, deren wichtigſte Abſchnitte in vertrauten Unterhaltungen durchgeſprochen und im

Digitized by Google

Manuſcripte dem Freunde vorgeleſen wurden, das Mitwirken goethiſcher Naturanſchauung. Herder nahm Antheil an der Beſorgung der erſten Geſammtausgabe der Schriften Goethes und übernahm während der Abweſenheit des Freundes in Italien die Arbeit nahezu allein. An Herder richtete Goethe ſeine vertrauteſten Mittheilungen aus Italien; ihn wünſchte er vor allen mit der Ueberarbeitung der „Iphigenie“ und des „Egmont“ zu befriedigen. Wärmer kann ſich die Anerkennung des Freundes nicht ausſprechen als in Herders damaligen Aeußerungen über Goethe, ſowohl in den Briefen an Knebel als im Geſpräche mit Schiller: er ſei in jedem Schritte ſeines Lebens ein Mann, er habe einen univerſaliſchen Verſtand, dabei das wahrſte und innigſte Gefühl, die größte Reinheit des Herzens, und alles, was er ſei, ſei er ganz.

Nach Goethes Rückkehr dauerte die innige Freundſchaft fort; ſelbſt Goethes häusliches Verhältnis, ſo bedenklich es vor dem theologiſchen Gewiſſen erſcheinen mochte, führte keine Störung herbei. Doch war nicht zu verkennen, daß ihre Geiſtesrichtungen mehr und mehr aus einander giengen. Die Freundſchaft mit Schiller, der ſich von Herder fern hielt und ſpäter ſich geradezu mit ihm verfeindete, ward auf Koſten Herders geſchloſſen. Schonend berührte Goethe in einem nach Herders Tod geſchriebenen Aufſatze die immer ſchärfer hervortretende Bitterkeit in ſeinem Weſen: „Mit ſeiner Krankheit vermehrte ſich ſein mißwollender Widerſpruchsgeiſt und überdüſterte ſeine unſchätzbare, einzige Liebensfähigkeit und Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm, ohne ſich ſeiner Milde zu erfreuen; man gieng nicht von ihm, ohne verletzt zu ſein.“ Zu einem förmlichen Bruche kam es nie, und noch in Herders letzten Lebensjahren fehlte es nicht an verſöhnlichen Berührungen. In Goethes Freundeskreiſe nahm Herder eine der erſten Stellen ein. Er war von deſſen Jugend an, wie Goethe ſelbſt bekennt, ein Capital, von dem er Intereſſen zog,

Digitized by Google

und die im Herzen nie erloſchene Liebe und Verehrung ſpricht aus der treffenden Charakteriſtik, welche in „Dichtung und Wahrheit“ enthalten iſt.

Herder ſtand mit vielen auswärtigen Gelehrten in Verbindung; kein bedeutender Mann kam nach Weimar, der ihn nicht aufſuchte. Er war jedoch kein fleißiger Briefſchreiber. Von älteren Freunden ſtanden ihm Hamann und Claudius am nächſten. Von Lavater zog er ſich ebenſo wie Goethe nach 1780 zurück, als er ihn tiefer und tiefer in wunderliche Myſtik hineingerathen ſah. Manche ſchätzenswerthe Bekanntſchaften machte er bei ſeinem Aufenthalte in verſchiedenen Badeorten, die er mehrmals beſuchen mußte, nachdem ein Gallenfieber, von dem er 1777 befallen ward, den Keim der Kränklichkeit in ihn gelegt hatte; ein Leberleiden blieb zurück, das nie ganz gehoben wurde. Im Frühling 1783 machte er eine Erholungsreiſe nach Hamburg und Wandsbeck, wo ihn der Umgang mit Klopſtock und Claudius erfreute. Von dort aus knüpfte er den erſten brieflichen Verkehr mit Friedrich Heinrich Jacobi an. Eine Zeit lang ward dies Freundſchaftsverhältnis durch Herders Schrift über Spinoza, durch die ſich Jacobi verletzt fühlte, unterbrochen; nachmals jedoch wurde durch Herders Beſuch in Aachen und in dem gaſtlichen Pempelfort die Verſöhnung beſiegelt. Dagegen ſcheint der von beiden Seiten aufgenommene Kampf gegen die kantiſche Philoſophie die alten Freunde nicht beſonders einander nahe gebracht zu haben: dazu fand Jacobi an Herders letzten Arbeiten, die ihn „zerſtreuten, ohne ihn zu erfriſchen“, zu wenig Gefallen.

Schon in den erſten Jahren des Weimarer Aufenthaltes, als Herder unter der Laſt der Amtsgeſchäfte ſeufzte, war er durch reiche Beiträge zu Wielands „deutſchem Mercur“ und zum „deutſchen Muſeum“ literariſch thätig. Dreimal noch warb er mit Erfolg um akademiſche Preiſe. 1778 krönte die Münchner Akademie der Wiſſenſchaften ſeine Schrift über die

Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten, eine Geschichte der Poesie im Kleinen; seine Abhandlung vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung gewann ihm 1780 einen neuen Preis von der Berliner Akademie; der rasch geschriebene Aufsatz über den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften errang 1781 in München wieder den Preis. Auch in diesen beiden letzteren Arbeiten gab Herder einen universalhistorischen Ueberblick über die Geschichte der Dichtkunst; er erwarb sich vornehmlich durch diese Preisschriften den Ruhm, der Begründer eines echten historischen Studiums der Literatur genannt zu werden.

So bald sich Herder in seiner amtlichen Stellung zurecht gefunden und seine Anfangs erschütterte Gesundheit wieder befestigt hatte, begann er mit der Herausgabe der Volkslieder (1778—1779) die reichhaltigste Periode seiner literarischen Production, ein Jahrzehnt, wo er voranleuchtend auf der Höhe seines Zeitalters stand und der Nation die reifsten Früchte seines Geistes darreichte. Volkslieder waren ihm Stimmen der Völker in Liedern, wie Johannes von Müller sie in der Ausgabe der sämmtlichen Werke überschrieb. Er wollte keineswegs, was er vorfand, nur sammeln, sondern er wählte die trefflichsten und vornehmlich die am meisten charakteristischen Lieder verschiedener Völker aus, um damit die große Wahrheit bestätigt zu sehen, daß auf den verschiedensten Stufen nationaler Cultur Gemüth und Phantasie des Menschen zu poetischem Ausdruck greift und die Sprache der Dichtung die Stimme der Menschheit ist. Auch in dem kindlichen Lallen sogenannter wilder Völker erkannte sein zartes Gefühl den Hauch ursprünglicher Poesie. Weiter hinauf stieg dann der weit verzweigte Wuchs der Volksdichtung bis an die Grenzen moderner Kunstpoesie, wo sich diese mit den Urlauten des echten Volksgesanges verschlungen zeigte. Die Ballade des Nordens, die

Digitized by Google

Romanze des Südens, das allen Völkern gemeinsame Lied als ungekünstelte Sprache des Gefühls erhielten hier ihre reinsten Muster, denen unsere Nationalpoesie viel schuldig geworden ist. Herders Uebersetzungen sind meisterhafte Reproductionen des Originals — denn von deutschen Gedichten waren nur wenige ausgewählt —; sie sind leichter im Ausdruck, fließender im Versbau, als es ihm in seinen eigenen Gedichten, in denen er die Reflexion nicht los werden konnte, erreichbar war.

Herders wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich in den nächsten Jahren hauptsächlich auf die Theologie. Wie in den früheren Schriften, so gieng auch jetzt sein Bestreben dahin, sie in ihrem Verhältnis zur Poesie darzustellen. Die schon in Bückeburg vorbereitete Schrift „Lieder der Liebe, die ältesten und schönsten aus dem Morgenlande, nebst vierundvierzig alten Minneliedern“ (1778) beseitigte die allegorisch-dogmatische Auslegung des hohen Liedes und wies den Zusammenhang dieses Urlieds der Liebe mit der sonstigen erotischen Poesie des Morgenlandes nach. „Maran Atha; das Buch von der Zukunft des Herrn, des neuen Testaments Siegel“ (1779) schloß sich dem früheren Entwurfe gemäß an die „älteste Urkunde“ an und suchte den Schlüssel zu der Offenbarung Johannis in den Vorstellungen des jüdischen Prophetenthums. Auch hier strebte er, die herkömmliche allegorische Auslegung durch eine zugleich poetische und historische Auffassung zu verdrängen.

In den „Briefen das Studium der Theologie betreffend“ (1780—1781, umgearbeitet 1785—1786) faßte Herder die hohe Bedeutung der theologischen Studien und der praktischen Wirksamkeit des Geistlichen mit dem sein Inneres durchdringenden idealen Geiste auf, der ganz geeignet war, in jungen Gemüthern Ernst und Begeisterung für das gesunkene Studium der Theologie zu erwecken. Es war ein Werk von nachhaltiger Wirkung, von dem Geist echter Humanität eingegeben, ein Werk, das vor allem

Digitized by Google

in einem Zeitalter, wo träge Orthodoxie und flache Aufklärung neben einander dem Christenthum seine belebende Kraft entzogen hatten, zu einer tieferen Auffassung der Religion angeregt und manchem jungen Theologen die Weihe gegeben hat zu einer lebendigen Thätigkeit für seine Wissenschaft und seine Amtspflichten.

Herders vieljährige Forschungen über die Poesie des Morgenlandes, besonders der alttestamentlichen Schriften, vereinigten sich in dem Werke, dem ersten, auf dessen Titelblatt Herder sich nannte, „vom Geist der ebräischen Poesie, eine Anleitung für die Liebhaber derselben und der ältesten Geschichte des menschlichen Geistes" (1782—1783). Der universelle Gesichtskreis, aus welchem, wie schon der Titel andeutete, Herder seinen Gegenstand betrachtete, die Empfänglichkeit für Poesie unter ihren verschiedenartigsten Formen, sowie seine vielseitige Kenntnis morgenländischer Philosophie und Nationalität trafen hier auf das glücklichste zusammen, um für die alttestamentliche Exegese eine neue Bahn zu brechen, wozu die „älteste Urkunde" nur allgemeine Winke und verworrene Umrisse gegeben hatte. Die Fäden seiner früheren Untersuchungen und Ideen wieder aufnehmend, gieng er von der Sprache, von den orientalischen Uranschauungen und kosmologischen Philosophemen aus und führte dann den geschichtlichen Fortgang hebräischer Poesie von Moses bis zu dem Prophetenthum und von da bis zu ihrem Verfall dem Leser vor, anfänglich in dialogischer Form, um verschiedene Ansichten neben einander zu entwickeln. Eine besondere Zierde des Werkes wurden die poetischen Beigaben, vorzüglich die zahlreichen Uebersetzungen auserlesener Bruchstücke hebräischer Dichtung, welche für spätere Uebersetzer Muster wurden in der Nachbildung morgenländischer Diction. Wie es überhaupt Herders Schicksal war, keines seiner größeren Werke zu vollenden, so blieb auch der dritte Theil, welcher bis zur johanneischen Offenbarung führen und den Schluß des Ganzen enthalten sollte, beim Entwurfe stehen.

Digitized by Google

Herders Prosastil hat in dieser Periode, wo mit seiner erweiterten Kenntnis der Welt und der Menschen nach seinem eignen Ausdruck ein „zweites Mannesalter“ seines Lebens beginnen sollte, eine größere Ruhe und Klarheit gewonnen. In einzelnen Partien rundet er sich zu klassischer Vollendung der Form; jedoch legt er das poetische, fast orientalische Colorit niemals ganz ab und gelangt nicht zu der logischen Einheit und Präcision, welche zu einer wissenschaftlichen Untersuchung erfordert wird, so daß er überall noch mehr erwärmt und begeistert als überzeugt und belehrt.

Seine philosophischen Abhandlungen aus dieser Zeit, gefühlvolle Betrachtungen über Welt und Gemüth des Menschen, nähern sich oft der poetischen Fülle der platonischen Darstellung, wie denn auch Hemsterhuis, der geschmackvolle Nachahmer der platonischen Gesprächsform, von Herder sehr hoch geschätzt wurde. Lange trug er sich mit dem Gedanken einer — nur theilweise vollendeten — Uebersetzung von Hemsterhuis' Schriften. Geistige Verwandtschaft mit denselben bekundet die auf Anlaß einer Berliner Preisfrage in Bückeburg schon begonnene Abhandlung „vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele; Bemerkungen und Träume“ (1778). Dreimal überarbeitet, stellt sie das Verhältnis ihres Verfassers zur wolffisch-leibnizischen Psychologie dar, deren Sätze Herder durch die Lehren Hallers, Spinozas und der englischen Philosophen zu berichtigen und zu ergänzen suchte. Im „deutschen Mercur“ vom December 1781 folgte der in den „zerstreuten Blättern“ wieder abgedruckte, vortrefflich geschriebene Aufsatz über Liebe und Selbstheit, „ein Nachtrag zum Briefe des Herrn Hemsterhuis über das Verlangen“. Die beiden ersten Hefte des „Mercur“ von 1782 brachten die von Goethe reich belobten Gespräche über die Seelenwanderung, in denen Herder die Annahme einer Seelenwanderung im herkömmlichen Sinn, wie sie z. B. die alten Aegypter glaubten,

Digitized by Google

bekämpfte, dagegen ähnlich wie Leſſing für den Gedanken einer Palingeneſie als eines allmählichen Aufſteigens aller Geſchöpfe zu immer höherer Vollendung eintrat.

Gleichfalls auf Leſſing, über deſſen philoſophiſche Grundanſchauung damals ein bald leidenſchaftlich geführter Streit zwiſchen Friedrich Heinrich Jacobi und Mendelsſohn ausgebrochen war, nahmen Bezug die Geſpräche „Gott!“, in denen Herder ſich über Spinozas Philoſophie verbreitete und deſſen Ideen mit ſeinen eignen religiöſen Ueberzeugungen mehr poetiſch als philoſophiſch in Einklang zu bringen verſuchte. „Als er die Geſpräche über Gott ſchrieb,“ erzählte Caroline Herder, „lebte er ganz in dieſen ſchönen Gedanken und ſchrieb das Buch mit der frömmſten Seele, die Gott überall findet und ſich eins mit ihm fühlet.“ Goethe war über dies Werk hoch erfreut; aber andere Freunde wie Hamann und Jacobi, der eine andere, ohne Zweifel hiſtoriſch richtigere Auffaſſung Spinozas vertrat, wandten ſich befremdet ab, weil ihnen Herder von ſich ſelbſt abgefallen zu ſein ſchien. Bei dem wärmſten Gefühl für Religion hatte Herder doch an Goethes Hand gelernt, Gott in der Natur zu finden und zu erkennen.

Die Poeſie war für Herder, um mit Jean Paul zu reden, „nicht etwa ein Horizontanhang an's Leben, wie man oft bei ſchlechtem Wetter am Geſichtskreiſe einen regenbogenfarbigen Wolkenklumpen erblickt, ſondern ſie flog wie ein freier, leichter Regenbogen glänzend über das dicke Leben als Himmelspforte.“ Sie durchdrang nicht nur alle ſeine Werke, die unter ſeinen Händen ſich zu einer Geſchichte der poetiſchen Cultur der Völker geſtalteten; ſie begleitete ihn auch als tröſtende Gefährtin des Lebens, eine Erholung und Ermunterung in ſtillen Stunden. Sein Innerſtes war von Poeſie erfüllt; was er ſprach und ſchrieb, hob ſich auf den Schwingen dichteriſcher Empfindung empor; allein die Gabe einer leichten, gefälligen Darſtellung deſſen, was ſeine Seele durchdrang, war ihm verſagt. Seine Dichtung ſinkt zu den

Digitized by Google

Wendungen der lehrhaften Proſa herab; weil ihr Anſchaulichkeit und Anmuth abgeht, ſo ſucht ſie durch Bild und Allegorie auf die Phantaſie zu wirken. Es erhebt und erquickt uns jedoch die aus tiefſter Seele dringende warme Empfindung, und einige in glücklicher Stunde hervorgebrachte Gedichte entbehren auch nicht einer entſprechenden klaren Form. Leſſing gleicht er, wie in manchen andern Beziehungen, auch darin, daß er ſich am liebſten „auf dem gemeinſchaftlichen Raine der Moral und Dichtkunſt“ ergeht. Vortrefflich ſind ſeine Parabeln und was den damit verwandten Gattungen angehört. Manche Blume des Morgenlandes verpflanzte er mit zarter Hand in dieſen Dichtergarten. In den Paramythien zog er ſogar die Mythen der Griechen heran, um ſie einer ihnen fremden, modernen Didaxis anzupaſſen.

Ueberhaupt war Herders anempfindendes Talent glücklicher in Ueberſetzungen als in Originaldichtungen. Als Ueberſetzer zeigte er einen ſeltenen, ja nahezu einzigen Univerſalismus des Geſchmacks. Von der morgenländiſchen Prophetenſprache bis zum einfachen Liede erfaßte er ſtets die leiſeſten Nuancen und traf in ſeiner Reproduction den Ton des Originals wie kein Ueberſetzer aus dem Kreiſe der deutſchen Dichter vor Auguſt Wilhelm Schlegel. Schon die früheren Werke, welche in die morgenländiſche Poeſie einführten oder die Volkslieder als Stimmen der Völker erſcheinen ließen, hatten Herders Ueberlegenheit in dieſer Hinſicht allen Nebenbuhlern gegenüber erwieſen; nicht minder bewährte er jetzt ſeine Kunſt in den Nachbildungen griechiſcher und römiſcher Dichtung, welche ſeit 1785 in den „zerſtreuten Blättern“ an das Licht traten. Eine Ausleſe von Epigrammen aus der griechiſchen Anthologie, die allerdings öfters mehr im modernen, chriſtlich-germaniſchen Geiſt nachgedichtet als getreu verdeutſcht ſind, iſt vornehmlich hervorzuheben. In der Weiſe Leſſings begleitete er ſie mit einer Abhandlung über das grie-

Digitized by Google

chiſche Epigramm, in welcher er Leſſings Unterſuchung über die epigrammatiſche Poeſie mit gründlicherer Einſicht in das Weſen des griechiſchen Epigramms weiter ausführte. Auch Leſſings Fabeltheorie ſuchte er zu berichtigen in dem Aufſatz „über Bild, Dichtung und Fabel", wo er ſich beſonders der Unterſuchung der unter dem Namen des Aeſop überlieferten Fabeln widmete.

Wie Herder in ſeiner Theorie der Poeſie meiſt an Leſſing anknüpfte, ſo lehnte er ſich auch in ſeinen Abhandlungen über bildende Kunſt ſeit den „kritiſchen Wäldern" mit Vorliebe an den Verfaſſer des „Laokoon" an. Seine im Jugendalter nach einem umfaſſenden Plane entworfene Plaſtik konnte er freilich nicht ausführen; kurze Umriſſe ſeiner Anſichten erſchienen 1778 unter der Aufſchrift „Plaſtik; einige Wahrnehmungen über Form und Geſtalt aus Pygmalions bildendem Traume". Wie Leſſing den Unterſchied der redenden und der bildenden Künſte, ſo ſuchte Herder nun innerhalb der letzteren die ſondernden Merkmale der Malerei und der Sculptur feſtzuſetzen. Nicht ohne Einfluß auf kunſtgeſchichtliche Unterſuchungen waren ferner ſeine auch in der Form vortrefflichen Abhandlungen „Nemeſis", archäologiſch-ethiſchen Charakters, polemiſch gegen die Auffaſſung der antiken Nemeſis als einer Rache- oder Plagegöttin gerichtet, und „Wie die Alten den Tod gebildet", ein bereits 1774 entworfener und in kürzerer, unreiferer Faſſung gedruckter Aufſatz, der Leſſings gleichnamige Schrift ergänzen und berichtigen ſollte. Beide Abhandlungen erſchienen 1786 in der zweiten Sammlung der „zerſtreuten Blätter". Beigefügt ward ihnen das vorher (1781) im „Mercur" veröffentlichte ſchöne Erinnerungswort auf den geſchiedenen Befreier deutſcher Literatur und deutſchen Geiſteslebens überhaupt.

Alles, was Herder durchdacht, durchforſcht, entworfen und bearbeitet hat, war eine Zurüſtung zu einem großen Werke, das als eine Lebensaufgabe ſeinen Umriſſen nach klar vor ſeiner Seele

Digitized by Google

stand, einer universellen Geschichte der Menschheit vom Standpunkte der geistigen Cultur. Die Ausführung einer so umfangreichen Aufgabe überstieg die Kräfte des einzelnen, zumal in einer Zeit, wo der geistvollen Behandlung der Universalgeschichte erst Bahn zu brechen war und die von andern Händen gelieferten Vorarbeiten noch große Lücken in der Forschung unausgefüllt ließen. Dem Satz des Aristoteles folgend, daß das Ganze nothwendig eher sei als die Theile, entschloß sich Herder, glücklicher Weise in den Jahren seiner besten geistigen Kraft (1784—1791), den Bau aufzuführen, wenn er auch statt einer vollständigen Culturgeschichte nur Fragmente des großen Ganzen hat geben können. „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ nannte er sein großes historisches Hauptwerk. In vier Theilen verfolgte es die geschichtliche Cultur bis zum Zeitalter der Kreuzzüge und ward demnach noch früher abgebrochen, als es nach dem Entwurf die Absicht des Verfassers gewesen war.

Herder legte mit diesem Werke den Grund zu der universalhistorischen Behandlung der historischen Thatsachen, wodurch sich die deutsche Geschichtschreibung der neueren Zeit, in seinen Fußstapfen wandelnd, ausgezeichnet hat. Aber auch über den Bezirk der speciellen Fachwissenschaft hinaus, bis auf die philosophischen und naturhistorischen Arbeiten Hegels, Alexander von Humboldts und Ritters, erstreckt sich der fruchtbare Einfluß des herder'schen Werkes. Weit weniger ist es das wissenschaftliche Material, so sehr auch dieses zu einer richtigeren Auffassung vornehmlich der Geschichte des Alterthums beigetragen hat: es ist vor allem der begeisternde Einfluß, der universelle, Zeiträume und Nationen nach ihren charakteristischen Grundzügen in treffender Combination erfassende Blick, was die „Ideen“ Herders zu einem der bedeutendsten Werke des vorigen Jahrhunderts macht. Die Menschheit trat als eine große, nach Cultur ringende Gesammtheit in den Mittelpunkt der geschichtlichen Entwicklung; die Nationalitäten

Digitized by Google

ſonderten ſich als einzelne Geſtaltungen humaner Cultur, und alle einzelnen hiſtoriſchen Erſcheinungen wirkten zuſammen zur Fortentwicklung der Humanität als der Vollendung rein menſchlicher Bildung.

Herder ſteigt in dieſem Werke von der breiteſten Baſis empor, in der Ueberzeugung, von dieſer aus raſcher zur Spitze gelangen zu können. Er unterſucht den Bau des Weltganzen, der Erde, führt uns von dem Organismus der Pflanzen- und Thierwelt zu dem Menſchen, der Krone der Schöpfung, verweilt bei den Einflüſſen des Klimas und der Racenverſchiedenheit und geht endlich zu der Ausbildung der Religionen und Regierungsformen über, worauf er mit philoſophiſch-poetiſcher Divination und Combination ein Bild der älteſten Zuſtände und Verhältniſſe der Menſchenwelt zu entwerfen unternimmt. Zu dieſen, den beiden erſten Theilen ſeines Werkes, war Herder genöthigt die Naturwiſſenſchaften in den Kreis ſeiner Studien zu ziehen. Gerade hier iſt der Punkt, wo ſich Goethes Einwirkung am meiſten kund gibt. Ein anhaltendes, detailliertes Studium der Natur, das auch das Mikrologiſche nicht ſcheuen darf, war dem in allgemeinen Ideen ſich bewegenden Geiſte Herders von vorn herein fremd; er konnte wohl mit ironiſcher Schärfe den Hang ſeines Freundes zu experimentierenden Naturbeobachtungen bedauern, weil er meinte, für einen Goethe gebe es Beſſeres zu thun. Doch ſprechen einzelne Aeußerungen Herders dafür, daß er zu Zeiten den naturgeſchichtlichen Forſchungen ein warmes Intereſſe widmete. „Wenn ich mein eigner Herr wäre," ſagte er oft, „ich würde mich wo einſchließen und eine Zeit lang ausſchließlich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigen." Noch in ſeinen letzten Lebensjahren ließ er ſich ausführlich über Werners geognoſtiſches Syſtem und Galls Schädellehre unterrichten.

Mit dem dritten Theile der „Ideen" betrat Herder den feſten Boden der hiſtoriſchen Ueberlieferung. Im Orient wie in

Digitized by Google

Griechenland und Rom war er heimisch und erfüllte daher in dem Abschnitt, der das Alterthum behandelte, am meisten die auch für die Philosophie der Geschichte unabweisbare Forderung, sich von der Kenntnis des Thatsächlichen zu allgemeinen Ideen zu erheben und aus den Einzelheiten das Gesammtbild zu construieren. Aus der klaren Einsicht in die klassische Bildung gieng als Resultat der Inhalt des Schlußcapitels hervor, daß Humanität der Zweck der menschlichen Natur sei. Auch jetzt noch, wo die geschichtliche Forschung auf diesem Gebiete so Großes geleistet hat, wird niemand diese Abschnitte des herder'schen Werkes ohne vielfache Anregung lesen. Der vierte Theil, mit welchem es abgebrochen wurde, führte in das Mittelalter ein und hat zu einer gerechtern Würdigung jenes damals so sehr verachteten Zeitalters unverkennbar beigetragen, muß man gleich einräumen, daß es auch von Herder noch theilweise verkannt wurde. Die Entwicklung der Nationalitäten in Folge der Völkerwanderung, die Stellung der Hierarchie zu der weltlichen Macht, der Einfluß arabischer Cultur bis zur Ausbildung des idealen Ritterthums, die Entstehung der Kreuzzüge ist von ihm mit gewandtem Ueberblick aufgefaßt. Indeß thut der Mangel an gründlicher Kenntnis des Speciellen dem historischen Charakter der Darstellung Eintrag und gibt zu manchen trüglichen Schlüssen Anlaß. Eben deßhalb mochte Herder auch fühlen, daß die Schilderung des späteren Mittelalters und der neueren Zeit seine Kräfte übersteige. Die Fortsetzung, deren noch vorhandenes Schema nur die allgemeinen Gesichtspunkte bezeichnet, unterblieb oder löste sich in die fragmentarischen historischen Arbeiten aus seiner letzten Lebensperiode auf.

An der Grenze des gehaltreichen Lebensabschnitts, dessen Geisteserzeugnisse in den „Ideen" ihren letzten und höchsten Abschluß fanden, wurde Herder die Erfüllung eines lang gehegten Wunsches gewährt. Freiherr Friedrich von Dalberg, Domherr zu Worms und Speyer, lud ihn im Sommer 1788 ein, auf

Digitized by Google

einer Reise nach Italien sein Begleiter zu werden. Gerade damals bedurfte Herder einer Erholung von seinen anstrengenden Arbeiten, einer Aufheiterung in seiner gedrückten Gemüthsstimmung, die durch den Schmerz über den Tod eines Kindes mehr als sonst getrübt war. Wenn auch trotz Dalbergs Anerbieten einige Geldopfer damit verbunden sein mochten, so hatte er diese um so weniger jetzt zu scheuen, da ihn nicht nur der Ertrag von seinen letzten, umfangreichen literarischen Arbeiten, sondern auch ein Geschenk von zweitausend Gulden, das ihm ein ihm wie der Nachwelt unbekannt gebliebener Verehrer zugesandt hatte, und eine vom Herzog bewilligte Gehaltszulage über bedenkliche Rücksichten auf seine Familie hinwegsetzten.

Am 6. August 1788 brach er von Weimar auf. Mit der gemüthlichen Langsamkeit damaliger Reisen brachte er mehrere Wochen auf dem Wege nach Augsburg zu, besah die Merkwürdigkeiten der alterthümlichen Städte Bamberg und Nürnberg und lernte in Ansbach den Dichter Uz kennen, den er immer sehr geschätzt hatte. In Augsburg traf er der Abrede gemäß mit Dalberg zusammen, fand aber zu seinem großen Verdrusse in dessen Gesellschaft eine Dame als Reisebegleiterin, der zu Liebe die Fahrt nicht nur übereilt, sondern durch deren Eigensinn und Laune der Friede und Genuß der Reise auch häufig gestört wurde.

Herder hatte Lessings Schicksal, auf der Reise in Italien sich, wie er es selbst bezeichnete, als Appendix herumschleppen zu müssen und — was eben so schlimm war — nicht sich selbst entfliehen zu können. Goethe ließ, was ihn daheim gehemmt und gedrückt hatte, bei der Fahrt über die Alpen hinter sich und betrat wie verjüngt den Boden Italiens, mit heiterem, freiem Auge in die neue, herrliche Welt blickend, die sich ihm aufthat, immer begierig, sie ganz in sich aufzunehmen, sie ganz auf sein Inneres wirken zu lassen, „einen neuen Menschen anzuziehen“. Auch Herders Gemüth verschließt sich keineswegs vor der reizvollen Natur,

Digitized by Google

die ihn umgibt; auch er geſteht, in Italien eine hohe Schule zu finden, nicht ſowohl aber der Kunſt als des Lebens, in der er ſeine Urtheile nach einem großen Maßſtabe berichtigen lerne. Gleichwohl finden wir dies in dem Geiſtesleben Herders nicht beſtätigt, und am wenigſten iſt Rom eine Bildungsſchule für ihn geworden. „Rom iſt kein Ort für mich“ — iſt ſein offenes Geſtändnis, ein befremdendes Wort von einem Manne, deſſen Geiſt ſich unabläſſig mit den ehrwürdigen Reſten des Alterthums beſchäftigt hatte und die geſchichtlichen Zuſtände der Vergangenheit, die Entwicklung von Poeſie und Kunſt auf klaſſiſchem Boden, kurz all das Herrliche, das in Rom auf Schritt und Tritt aus tauſend Denkmälern und Trümmern zu dem Sinn des denkenden Beobachters ſpricht, in lebendiger Vorſtellung in ſeinem Innern trug. Dabei iſt allerdings in Anſchlag zu bringen, daß ſeine Reiſebegleiter ihm manchen Verdruß bereiteten, bis er ſich endlich in Rom von ihnen trennte und ſeine eigene Wohnung bezog. Allein das Urtheil über die ewige Stadt bleibt ſich auch zu andern Zeiten gleich. Der Grund liegt tiefer in Herders Weſen. Er iſt mehr der Mann der Ideen als der Anſchauung; das unendliche Detail zerſtreut und verwirrt ihn; es nützt ihm nur, wenn es in einen ſchon fertigen Ideenkreis paßt. Es wäre daher nicht zu verwundern, wenn er, anſtatt die Geſchichte des alten und neuen Roms in Steinen und Statuen zu leſen oder an den Meiſterwerken der Kunſt ſeine äſthetiſchen Begriffe zu berichtigen, ſich in die Bücherſchätze des Vaticans vergraben hätte, wäre ihm nicht zu ſeinem großen Leidweſen die Benützung derſelben ſo ſehr erſchwert worden, daß er faſt auf wiſſenſchaftlichen Gewinn verzichten mußte. Hieraus erklären ſich die herben Urtheile, die uns ſeine Briefe aus Rom aufbewahren. „Rom erſchlafft die Geiſter,“ heißt es unter anderm, „wie man ſelbſt an den meiſten hieſigen Künſtlern ſiehet, vielmehr einen bloſen Gelehrten; es iſt ein Grabmal des Alterthums, in welchem man ſich gar zu bald an ruhige

Digitized by Google

Träume und an den lieben Müßiggang gewöhnt. Auf mich hat es nun zwar die Wirkung nicht, da ich so leicht keinen Tag vorbeistreichen lasse, ohne was gesehen oder mich um etwas bemüht zu haben; es bleibt indessen auch für mich ein Grabmal, aus dem ich mich allmählich herauswünsche. Man fühlet sich darin wie in einer Tiefe, in der man nicht viel weiter kommt, je mehr man mit Händen und Füßen strebet. Das Alterthum, als Studium betrachtet, ist unendlich an Tiefe und Weite; die Fäden, die sich aus Rom in alle Geschichte schlingen, sind so vielartig, und die Mittel, sie zu verfolgen, werden hier so erschwert, daß es besser ist, zu guter Zeit sie aus den Händen zu lassen und nur den Knäuel in seinem Gemüth zu behalten."

Dagegen gewährten ihm mehrere angenehme Bekanntschaften in Rom frohe Stunden geistvoller Unterhaltung. Es sind größtentheils dieselben, die uns aus Goethes italienischen Briefen bekannt sind, die Malerin Angelica Kaufmann, von der Herder mit dem Entzücken eines Liebhabers sprach, Moritz, Tischbein und Heinrich Meyer, die ihm die trefflichsten Führer zu Roms Merkwürdigkeiten waren. Um dieselbe Zeit befand sich auch die Herzogin Amalia auf einer Reise in Italien. Herder traf mit ihr in Rom zusammen und hatte seit seiner Trennung von Dalberg bei ihr den Mittagstisch; im übrigen bestritt er die Reisekosten aus seinen Mitteln. Sein Verhältnis zu der Herzogin gewann seitdem noch mehr an Wärme und Zutrauen.

Um Neujahr 1789 begleitete er sie auf der Reise nach Neapel, wo er die schönsten Wochen seines Aufenthalts in Italien verlebte. Durch die paradiesische Natur, die ihn umgab, ward er über sich selbst emporgehoben; an sie richtete er dichterische Grüße; nie hatte er sich so gesund gefühlt, nie hatte man ihn so heiter gesehen. Ausflüge wurden nach Pompeji und Bajä gemacht und der Vesuv erstiegen. Am 19. Februar reiste er wieder ab. Rom erschien ihm jetzt im Vergleich mit Neapel als „eine

Digitized by Google

Mördergrube", und nur ein Frühlingsbeſuch in Tivoli weckte wieder die heitere Stimmung der Tage von Neapel.

Aber mit dem Ueberdruß an Rom war zugleich die Sehnſucht nach der deutſchen Heimath übermächtig hervorgebrochen, und nun verfieng keine Lockung, die ihn nach Neapel oder Sicilien zurückziehen ſollte, ſelbſt nicht der Vorſchlag der Herzogin, die ihn gern während des Sommers bei ſich in Unteritalien behalten hätte. Am 15. Mai verließ Herder Rom und nahm den Rückweg über Florenz, wo ihm das Herz wieder aufgieng. Mit Entzücken ſprach er von den dortigen Schätzen der Kunſt und den Erinnerungen an die Meiſter und an den großen Sinn der Vergangenheit, der ſie hervorgerufen hatte. Von da wandte er ſich über Bologna und Ferrara, wo er Arioſts Grab begrüßte, nach Venedig, um ſich durch einen, wenn auch kurzen Aufenthalt das Bild der wunderbaren Inſelſtadt einzuprägen. In einem ſeltſamen Zickzack reiſte er darauf nach Mailand, doch nicht um von dort die Schweiz zu beſuchen, denn „meine Seele faßt keine neuen Eindrücke für jetzt mehr, und die Schweiz, wenn man ſie noch nicht geſehen hat, zum Appendix von Italien zu machen, wäre unverzeihlich." Seine Hoffnung, in Geſellſchaft ſeiner Frau jene Gegenden beſuchen zu können, iſt ihm nicht erfüllt worden. Ueber Innsbruck und München wandte er ſich wieder der erſehnten Heimath zu, wo er am 9. Juli 1789 anlangte.

Wenn uns Herders Reiſebriefe weder durch Ideengehalt noch durch Schilderungen beſonders anziehen können, ſo charakteriſieren ſie ihn in anderer Hinſicht vortrefflich, nämlich als den zart fühlenden Gatten und liebevollen Familienvater. Der Ton der in früheren Lebensepochen an ſeine Caroline gerichteten Briefe iſt nur wenig verändert; noch treffen wir dieſelbe begeiſterte Sprache grenzenloſer Hingebung wie einſt an die Verlobte. Noch iſt ſie wie damals untermiſcht mit leiſen Anklängen der Reue, der Ab-

Digitized by Google

bitte für jeden trüben Augenblick, den er „dem beſten Herzen unter der Sonne“ durch üble Laune bereitet hat; noch beſeelt ihn die nämliche Hoffnung auf einen ewig heitern Himmel der Zukunft. Eine rührende Zärtlichkeit ſpricht aus den ausführlichen Briefen an ſeine Kinder. „Heut' iſt der 24. Auguſt Sonntag,“ — ſo ſchreibt er aus Augsburg an Caroline, wenige Wochen nach ſeiner Abreiſe von Weimar — „der Tag unſrer Verlobung im Geiſt, da ich dir den erſten Brief brachte. Ich habe dich tauſend-, tauſendmal lieber, als da ich ihn dir zitternd gab; o glaube es doch, glaube es mit Herz und Seele, du vielgeprüfte, gute, lieb- und aufopferungsreiche Heldenſeele! Du haſt mich zu allem gemacht, haſt ſeitdem für alles geſorgt und dich für mich auf tauſendfache Art hingegeben. Und was habe ich dir gethan? Und wie kann's ich dir vergelten? Sorge für dich und die Deinen, ſchone deiner Geſundheit, und wir werden, ich bin's gewiß wie meines Daſeins, ein neues bräutliches Leben führen, ja glücklicher, als das alte war; denn wir ſind weiſer und am Ende doch auch beſſer geworden. Ich fühle es ganz, daß unſre kurze Trennung ein wahres Geſchenk iſt, das uns die ewige Güte zuwandte. Reiß' allen Zweifel aus deinem Herzen und ſei mit deiner guten, ſtarken Seele bei mir, mit deiner lieben, ſüßen Geſtalt vor mir und zu meiner Seite. Amen.“

Während der Aufenthalt in Italien kein Wendepunkt für Herders inneres Leben ward, hätte doch dieſes Jahr beinahe einen ſolchen für ſeine äußeren Verhältniſſe herbeigeführt, der auch für ſeine Geiſtesthätigkeit hohe Bedeutung hätte gewinnen müſſen. Während ſich Herder in Rom befand, erhielt er einen neuen Ruf nach Göttingen als Profeſſor der Theologie und erſter Univerſitätsprediger mit dem Rang eines Conſiſtorialrathes, und zwar dies Mal unter den ehrenvollſten und dringendſten Anerbietungen. Nicht nur Heyne, durch deſſen Hand die erſte Anfrage an ihn ergieng, ſondern auch andere gewichtige Stimmen

gaben ihm die Versicherung, daß in Göttingen sich alles zu seinen Gunsten verändert habe und nur Liebe und Achtung ihn erwarte; der König hatte bereits in seine Berufung eingewilligt. Obwohl im Herzen zu der Annahme des Rufs geneigt, wollte doch Herder vor seiner Rückkehr nach Weimar nichts entscheiden; die Dankbarkeit gegen den Herzog, der ihm noch in letzter Zeit entschiedene Zeichen seines Wohlwollens gegeben und ihm erst vor kurzem die Aussicht auf eine Verbesserung seiner Stellung hatte eröffnen lassen, machte ihm dies zur Pflicht. Aber wie sehr Herder auch den Herzog und namentlich die Herzogin schätzte, so gern wäre er dem Hofe entgangen, wenn schon der neue Beruf ihn schwerlich vollauf befriedigt hätte. Goethes praktische Freundschaft übernahm es, den Zweifelnden für immer an Weimar zu fesseln. Man fühlte — und Goethe mehr als jeder andere —, was man an Herder verlieren würde. Nach seiner Rückkehr wandte man jede Art der Ueberredung an, um ihn seinem Amte zu erhalten. „Lange wollte sich Herder nicht ergeben;“ — heißt es in den „Erinnerungen“ seiner Gattin — „die Stimme seines Genius war für Göttingen. Als er aber die Liebe und das Zutrauen vieler von ihm verehrten Personen zu Weimar für ihn sah, als er die Wünsche der regierenden Herzogin, für die er die innigste Hochschätzung hegte, von ihr selbst vernahm, und der Herzog ihm sehr vortheilhafte Bedingnisse zur Verbesserung seiner Lage in Weimar vorschlug: so schlug er endlich, obwohl mit schwerem Herzen und vieler Ueberwindung seines Lieblingswunsches, den Ruf nach Göttingen aus.“

Herder wurde zum Vicepräsidenten des Oberconsistoriums ernannt und zugleich von den Wochenpredigten, den Predigten in der Hofkirche, den Leichenreden und der Führung der Kirchenrechnungen befreit. Allein verschiedene neue Einrichtungen in der Geschäftsordnung des Consistoriums verdarben ihm die Freude wieder. Der alte Präsident, obwohl fast erblindet, erschien auch

Digitized by Google

ferner noch in den Sitzungen und lähmte durch seinen Eigensinn Herders Thätigkeit. In den juristischen Geschäften des Consistoriums hatte er nicht mehr wie bei der früheren Einrichtung an einem der älteren Regierungsräthe einen permanenten Beistand, sondern es wurde ein jährlicher Wechsel der rechtsgelehrten Beisitzer angeordnet. Herder war genöthigt, sich noch in Jurisprudenz und Proceßordnung hineinzuarbeiten, um seinen Amtspflichten gewachsen zu sein. Zu dem Minister von Voigt gerieth er in ein ungünstiges Verhältnis, wobei Herders Heftigkeit und Unfügsamkeit einen Theil der Schuld trug. Daraus entstanden manche Kränkungen und Demüthigungen; auch beim Herzog begegnete er nachmals nicht mehr dem früher gewohnten Wohlwollen. Herder ward daher mißmuthiger als je zuvor und bereute mit tiefem Schmerze, den Ruf nach Göttingen abgelehnt zu haben. Er war oft so niedergeschlagen, daß er dem Entschlusse nahe war, alle seine Stellen niederzulegen und anderswo sein Glück zu versuchen.

Mit dieser Gemüthsstimmung verband sich bald eine dauernde Kränklichkeit; eines wirkte auf das andere zurück. Schon in dem ersten Winter nach der italienischen Reise erkrankte er so bedenklich, daß man für sein Aufkommen besorgt war. Erneute Anfälle seiner Krankheit veranlaßten ihn, im Sommer 1791 in Karlsbad Heilung zu suchen. Doch wirkte das Bad nicht wohlthätig auf ihn. Einen besseren Erfolg hatte eine Badereise nach Aachen im Jahre 1792. Sie erweckte auf kurze Zeit wieder eine heitere Stimmung. Glückliche Stunden genoß Herder im Umgang mit dem wieder versöhnten Jacobi und mit Johannes von Müller, mit dem er auf einige Tage in Aschaffenburg zusammentraf. Doch in Weimar zog sich stets wieder die trübe Wolke über ihm zusammen.

Einsamer ward auch seine Stellung in der Welt. Nicht nur in Weimar verengerte sich der Kreis seiner Freunde: auch in seinem Zeitalter stand er mehr allein, seit er aufhörte dessen

Digitized by Google

Streben zu theilen, seit der geistige Aufschwung der Mitlebenden ihm als Verfall und Verderbnis erschien. In der Verbreitung der kantischen Philosophie, welche auf der Landesuniversität Jena fast unter seinen Augen ihre Verkündiger und Beschützer fand, erkannte er nur eine Unheil bringende Zerstörung des höheren wissenschaftlichen Geistes; die Früchte des Zusammenwirkens Goethes und Schillers fanden an ihm keinen Bewunderer. Gegen Schiller und seine dramatischen Schöpfungen hatte er eine tiefe Abneigung. Goethe zog sich nach und nach von seinem Umgange zurück, und seit dem Erscheinen der „Xenien", durch die sich Herder, obschon er persönlich nicht davon getroffen ward, sehr verletzt fühlte, war der freundschaftliche Verkehr zwischen ihnen abgebrochen.

Um diese Zeit gewann Herder an Jean Paul (Friedrich Richter) einen jüngeren Freund, der sich mit herzlichster Verehrung an ihn anschloß. Im Juni 1796 kam dieser zum ersten Mal auf kurze Zeit zum Besuch nach Weimar und wählte es vom October 1798 an auf zwei Jahre zu seinem Aufenthalt. Einem romantisch zerflossenen Geiste wie Jean Paul sagte die Ueberfülle Hamanns und Herders, in welcher Wissenschaft und Gefühlsanschauung, durch geniale Subjectivität vermittelt, zusammentrafen, bei weitem mehr zu, als die Klarheit und klassische Plastik Goethes und Schillers; an Herders Schriften hatte sein jugendliches Talent sich gebildet. Von der ersten Umarmung, wo jeder den andern mit Worten schwärmerischer Anerkennung überschüttete, wurden sie die vertrautesten Freunde. Zu ihrem geistigen Bunde gehörte auch Herders Frau, in deren empfindsamem Herzen immer etwas von der titanischen Gluth loderte, die Jean Paul seinen weiblichen Charakteren zu leihen liebte. Wie hoch Herder den Umgang mit Jean Paul schätzte, sagen uns seine Worte in einem Briefe an Jacobi (1798). „Mit Richter", schreibt er, „hat mir der Himmel einen Schatz geschenkt, den ich weder ver-

Digitized by Google

dient noch ſelbſt erwartet habe. Jedes neue Zuſammenſein mit ihm eröffnet mir eine neue, größere Kiſte, voll von alle dem, was die heiligen drei Könige brachten. In ihm wohnen ſie alle drei, und der Stern geht immer über ſeinem Haupte. . . . . Ich kann von ihm nichts ſagen als: er iſt ganz Herz und Geiſt, im fein klingenden Ton auf der großen Goldharfe der Menſchheit, auf der es ſo viel zerſprungene Saiten und verſtimmte Töne gibt, wie — ich zum Beiſpiel. Aber, ſagt der Apoſtel Paulus, mir iſt Barmherzigkeit widerfahren.“ Damit ſtimmt ſein noch in anderer Hinſicht charakteriſtiſcher Ausſpruch zuſammen: „Richter ſteht . . . auf einer hohen Stufe. Ich gebe alle künſtlich metriſche Form hin gegen ſeine Tugend, ſeine lebendige Welt, ſein fühlendes Herz, ſeinen immer ſchaffenden Genius. Er bringt wieder neues, friſches Leben, Wahrheit, Tugend, Wirklichkeit in die verlebte und mißbrauchte Dichtkunſt.“

Obſchon Herder, wie wir auch an dieſen Worten erkennen, mit trüben Ahnungen in das neue Jahrhundert blickte, deſſen Schwelle er noch betrat, ſein hoher Sinn ward dennoch nicht irre an den großen Ideen, von denen ſein geiſtiges Streben von Jugend auf getragen worden war. Von der Menſchheit im ganzen und ihrer Beſtimmung zu einer fortſchreitenden Cultur dachte er immer groß, mochte er auch jetzt die lichthellen Punkte ihrer Entwicklung mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart aufſuchen. Dies war die Tendenz der „Briefe zur Beförderung der Humanität“ (1793—1797), einer Reihe culturhiſtoriſcher Abhandlungen, die, zum Theil auf älteren Excerpten oder Entwürfen beruhend, bald ergänzend, bald erläuternd die „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte“ fortſetzen ſollten. Beſonders die letzten Sammlungen ſind hervorzuheben, in denen im Anſchluß an die früheren „Fragmente über die neuere deutſche Literatur“ Bauſteine zu einer philoſophiſchen Geſchichte der Poeſie zuſammengetragen ſind. Wenn gleich Herder ſein Beſtes in dieſen

Digitized by Google

Briefen geben wollte, ſo wollte er es doch in der leichteſten und bequemſten Weiſe thun, nicht methodiſch, nicht erſchöpfend; er bediente ſich daher ſchon hier der loſen, fragmentariſchen Form, die er faſt allen ſeinen ſpäteren Schriften gegeben hat. Als Schluß dieſes Werks iſt gewiſſermaßen die Zeitſchrift „Adraſtea“ (1801—1803) anzuſehen, mit Ausnahme einiger Beiträge Knebels von Herder allein verfaßt, zunächſt für Darſtellungen aus der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts beſtimmt, das in culturhiſtoriſcher Hinſicht gewürdigt, auf ſeinen Werth für die Beförderung der Humanität geprüft werden ſollte. Im Verlauf der Arbeit wurden jedoch mehrfache äſthetiſche und literariſche Aufſätze ſowie poetiſche Nachbildungen (des Lucretius, Perſius, Swift, beſonders des Horaz) und eigne allegoriſch-didaktiſche Dichtungen beigefügt. Unangenehm berührt darin beſonders die Polemik gegen die in der modernen Literatur herrſchende künſtleriſche Richtung, gegen Goethe und Schiller ſo gut als gegen die aufſtrebenden Romantiker; allein ungeachtet manches einſeitigen Urtheils iſt das Werk noch von dem Autor aus dem Schatze ſeines Wiſſens und ſeines Ideenkreiſes reich ausgeſtattet.

Es lag Herder ſehr am Herzen, ſeine dogmatiſchen Anſichten, die ſich auf der höheren Lebensſtufe zu größerer Klarheit und Reife herangebildet hatten, in einer Reihe von Abhandlungen niederzulegen. Die „chriſtlichen Schriften“, welche 1794—1798 erſchienen, großentheils aber in viel früherer Zeit geſchrieben wurden, faßten den Geiſt des Chriſtenthums und überhaupt der bibliſchen Schriften nicht wie die früheren theologiſchen Werke Herders mit der poetiſchen Myſtik des unmittelbaren Gefühls auf, ſondern im Lichte der Humanitätsidee. Herder hat ſich nach und nach dem Standpunkte Leſſings genähert und erkennt den Geiſt des Chriſtenthums vor allem in einem liebevoll thätigen Wirken. „Das wahrhaft chriſtlich Gute“ — dahin äußerte er ſich — „im Stillen gethan aus Liebe zur Wahrheit,

zur Beihilfe der Menschheit, es hat von jeher die Welt erhalten und erhält sie; es geht nicht unter. Die künftige Welt wird nur aus dem bestehen, was in dieser reell, das ist wahres Christenthum war und als solches in sie übergehen konnte. Die verborgene Saat wird alsdann offene Ernte." Daher liegt ihm sogar an dem Namen des Stifters der christlichen Religion wenig, an dessen gottmenschlicher Natur und höherer Sendung Herder übrigens festhält, wie weit er auch das Leben und die Lehre des „Mannes von Nazareth" und das System der christlichen Dogmatik aus einander rückt; aber diese Religion wird bleiben und „nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen". Die kantische Philosophie dünkte ihm jedoch nur eine Zerstörung der Humanitätsreligion zu sein, indem die zermalmende Kritik dieses scharfsinnigen Denkers „alle ernste Realität in Sachen der Empfindung aufhebe", besonders als sie unter Fichtes Händen die schärfsten Waffen gegen alles Bestehende und unmittelbar gegen Religion und Offenbarung wandte.

Herder war keineswegs in seiner Ansicht so beschränkt, daß er die hohe Bedeutung der kantischen Schriften in der Geschichte der speculativen Wissenschaften verkannt hätte. Unter anderem äußerte er in Beziehung darauf: „Kants Werke werden bleiben. Ihr Geist, wenn auch in andere Formen gegossen, wenn auch mit andern Worten umkleidet, wird wesentlich weiter wirken und leben. Er hat schon viel gewirkt; fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen siehet man seine Spuren. Durch Kant ist ein neuer Reiz in die Gemüther gekommen, nicht nur das Alte zu sichten, sondern auch, wohin insonderheit der Zweck der Philosophie geht, die eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völkerrecht nach strengen Begriffen zu ordnen. Sehr heilsam sind diese Versuche; sie werden in Thathandlungen greifen und einst, so Gott will, selbst zu angenommenen Maximen werden." Allein die Verirrungen von Kants Anhängern und Auslegern glaubte

Digitized by Google

er mit der ſtrengſten Polemik aufdecken zu müſſen, um ſein Zeitalter auf die richtige Bahn zurückzuführen, und ſo ſchritt er zum Angriff auf den großen Philoſophen ſelber.

In ſeiner erſten Gegenſchrift „eine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft“ (1799) in zwei Theilen (mit den beſondern Titeln „Verſtand und Erfahrung“ und „Vernunft und Sprache“) war Herder ſeinem gewaltigen Gegner keineswegs gewachſen, und namentlich konnte es ihm nur zum Nachtheil gereichen, wenn er mit Gereiztheit und Bitterkeit focht, wo man wiſſenſchaftliche Deductionen erwartete. In der Hauptſache gieng er wie Hamann von der Einheit aller menſchlichen Geiſteskräfte und von dem Erfahrungsurſprung aller unſerer Begriffe aus. Mit den drei Theilen der „Kalligone“ (1800), welche gegen Kants „Kritik der Urtheilskraft“ gerichtet war, betrat Herder das ihm näher liegende Gebiet des Schönen. Wenn man von der maßloſen Polemik abſieht, die namentlich in der Vorrede alle Schranken überſteigt, ſo iſt hier manche treffende Bemerkung niedergelegt; gleichwohl konnte er auch hier zu keiner ruhigen Unterſuchung gelangen. Er hatte durch dieſe polemiſchen Schriften einen ſolchen Sturm gegen ſich heraufbeſchworen, daß ihm ſelbſt die Arbeit verleidet wurde; ſo gab er denn den Bitten ſeiner Freunde nach und ließ ein drittes Werk, welches Kants Moralphiloſophie angreifen ſollte, — „den dickſten Knoten und meine ſtärkſten Pfeile habe ich noch zurück“, äußerte er darüber — ungeſchrieben.

Die Poeſie, die ihm durch alle Stufen des Lebens eine geliebte und treue Freundin geweſen war, ſchmückte ihm auch noch die letzten Lebensjahre. Die Neigung zu didaktiſcher Contemplation bleibt vorherrſchend. Manches hat Bezug auf das Zeitalter, und ſelbſt die politiſchen Bewegungen ſind von ſeiner ethiſchen Lebensbetrachtung nicht ausgeſchloſſen. Ein reicher Ideenkreis tritt uns auch in ſeinen Dichtungen entgegen, nur daß die poetiſche

Digitized by Google

Form allzu wenig die Schwere des Gedankens zu überwinden vermag. Eine anerkennenswerthe Gabe seiner letzten Jahre sind die Legenden, die er auf's neue in die Poesie zurückführte und in Parabelnweise als Beispiele eines hohen sittlich-religiösen Sinns behandelte. Die dramatischen Dichtungen, die er der Form der griechischen Tragödie anzunähern suchte, sind zwar als solche nicht von großer Bedeutung; doch macht ihr reiner ethischer Charakter sie einer sorgfältigen Beachtung werth; „der entfesselte Prometheus" ist ein gehaltvolles Dichtwerk. Weit entfernt, sich in einen Wettstreit mit Aeschylos einzulassen, strebte der Verfasser vielmehr darnach, die harte Mythologie der Griechen aus den ältesten Zeiten „milde und menschlich anzuwenden".

Herder erkaltete nicht in dem Streben, die poetischen Blüthen der Vorzeit und der Fremde aufzusuchen und, was sein Gemüth ergriff, in deutsches Gewand zu kleiden. Er zog manchen älteren vaterländischen Dichter aus dem Staube der Vergessenheit und führte in der dreibändigen Sammlung „Terpsichore" (1795—1796) die lateinischen Gedichte des Jesuiten Jakob Balde (1603—1668) in geschmackvoller Uebersetzung gleichsam wie die eines Mitlebenden in die neue Zeit ein. Dem Orient nicht untreu, förderte er die Theilnahme an morgenländischer Dichtung durch seine Briefe über das indische Drama „Sakontala", mit denen er Georg Forsters Uebersetzung begleitete. Aesthetische, kritische Aufsätze, die er außer zu den „Humanitätsbriefen" und zur „Adrastea" auch zu den ersten Stücken der schillerischen „Horen" und zu verschiednen andern Monatsschriften beisteuerte, so die Abhandlungen über die Legende, über Homer und das Epos, letztere von Friedrich August Wolf heftig bekämpft, waren im Geiste seiner universalistischen Geschmackstendenz gehalten.

Den schönsten Kranz reichte ihm die Poesie noch am Schlusse seiner ruhmvollen Laufbahn, als er, durch ein Wort im „deutschen Mercur" angeregt, im Winter 1802/3, dem letzten seines Lebens,

Digitized by Google

den glücklichen Griff that, die spanischen Romanzen vom Cid auf deutschen Boden zu verpflanzen. Dieser herrliche Romanzenkranz ist auf's neue ein Beweis, daß ihm auch in trüben Lebensabschnitten, als seine geistige Productivität schon die jugendliche Beweglichkeit und üppige Fülle früherer Zeiten verlor, doch die Gabe geblieben war, sich mit zarter Empfindung in die poetische Anschauungsweise, in die Gefühlszustände einer entschwundenen Culturperiode zu versetzen. Mehr selbständig überarbeitend als übertragend reproducierte Herder im Anschluß an eine französische prosaische Bearbeitung der Romanzen vom Cid, die er in das Versmaß der Originale umsetzte und durch eigene, überaus gelungene Zuthaten erweiterte, das spanische Ritterthum in lebensvoller, farbenreicher Dichtung. Einzelne Unebenheiten der Form dürfen uns nicht gegen das Ganze ungerecht machen. Unsere Sprache hat keine romantische Heldendichtung hervorgebracht, welche in solchem Maße wie Herders „Cid" sich die Liebe der Nation erworben hätte. Was sich von Herders Individualität beimischt, das Vorwalten des ethischen Humanismus, hat die sittliche Wärme der Dichtung gehoben und auf glückliche Weise das romantische Element mit der deutschen Gemüthsanschauung vermittelt.

An solchen Geistesarbeiten mußte sich Herder aufrichten. Heitere Stunden hatte er in den letzten Lebensjahren nur selten. Kränklichkeit und Verstimmung nagten an ihm — „unser Dasein schleicht langsam zum Grabe" ist sein tragisches Wort. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft richtete ihn nicht mehr auf; nur das Gedeihen und das Glück seiner Kinder gab ihm noch Freuden des Lebens. Einige äußere Auszeichnungen erhielt er im Beginn des neuen Jahrhunderts. 1801 ward er zum wirklichen Präsidenten des Oberconsistoriums ernannt, was er thatsächlich schon lange gewesen war. In demselben Jahre machte ihm der Kurfürst von Bayern ein Geschenk mit der Erhebung

Digitized by Google

in den bayrischen Adelsstand. Er hatte unter der Hand darum nachgesucht, weil er nur dadurch seinem Sohne Adalbert, der ein Gut in der Oberpfalz gekauft hatte, den dauernden Besitz desselben sichern konnte. Jedoch ward die Verleihung des Adelsbriefes für ihn eine Quelle neuer, tief empfundener Kränkungen: die weimarische Regierung erkannte seine Standeserhöhung nicht an, da es nicht der Reichsadel war. Es entstanden daraus Zerwürfnisse, die für einen Mann von Herders Naturell besonders im amtlichen Geschäftsverkehr sehr empfindlich waren.

Schon seit mehreren Jahren fühlte Herder eine Abnahme seiner Kräfte. Um so aufreibender war für ihn seine rastlos angespannte geistige Thätigkeit, um so nachtheiliger wirkte die durch die letzten unangenehmen Vorfälle vermehrte Gemüthsaufregung. Seine Verdauung litt, die Nervenschwäche bemächtigte sich des ganzen Organismus, so daß er häufig Anfälle von Ohnmacht hatte. Auch die Sehkraft ward schwächer. Der Gebrauch des Aachener Bades (im Sommer 1802), das ihm vor zehn Jahren so wohlthätig gewesen war, brachte keine Besserung. Eine Gallenkrankheit, die ihn im folgenden Jahre befiel, ließ eine große Schwäche zurück. Seine Frau suchte ihn zu bereden, sich für ein Jahr Urlaub auszubitten, um, von Amtsgeschäften befreit, nur für seine Gesundheit zu leben, aber vergebens. Während des Sommers gebrauchte er eine Badecur in Eger. Vierzehn angenehme Tage verbrachte er auf der Reise dahin in Schneeberg bei seinem Sohne August, der dort als Bergamtsassessor lebte. Er vollendete in jenen Tagen, wo ihn die reine Bergluft außerordentlich stärkte und aufheiterte, das kleine, schon in Weimar unter der Aufschrift „Hygea" angefangene Drama „Admetus' Haus", seinen Schwanengesang, ein Denkmal der warmen Theilnahme für die Seinen; die Ahnung, daß er bald von ihnen scheiden müsse, trug er mit sich. Die Badecur in Eger that ihm wohl; gleichwohl hob sie das Augenleiden nicht, das ihn hauptsächlich

Digitized by Google

zur Wahl dieſes Bades veranlaßt hatte. Ueberaus wohlthätig wirkte auf ſein Gemüth der dreiwöchentliche Aufenthalt in Dresden, wo ihm ſelbſt von den erſten Männern des Hofes eine Achtung und Aufmerkſamkeit bewieſen ward, die ihn überraſchte. Der Kurfürſt ließ ihn zu einer Audienz rufen und ſoll gegen andere den Wunſch geäußert haben, Herder in ſeine Dienſte zu ziehen.

Als Herder um die Mitte des Septembers nach Weimar zurückkam, war er voll von Entwürfen für den nächſten Winter. Er hoffte neue Schulreformen durchzuführen, die Briefe über Perſepolis, in deren Abfaſſung er durch die Polemik gegen Kant unterbrochen worden war, weiter auszuarbeiten und ſein Werk über den Geiſt der hebräiſchen Poeſie mit einem dritten Bande zu vollenden. Einen Monat ſpäter wurde er auf's neue von Unwohlſein befallen. Er ſchrieb noch in einigen guten Stunden an dem zehnten Stücke der „Adraſtea", bis er mit der ahnungsvoll verklingenden Stelle aus Gerſtenbergs Gedicht eines Skalden die Feder niederlegen mußte:

„In neue Gegenden entrückt,
Schaut mein begeiſtertes Aug' umher — erblickt
Den Abglanz höh'rer Gottheit, ihre Welt,
Und dieſe Himmel, ihr Gezelt!
Mein ſchwacher Geiſt, in Staub gebeugt,
Faßt ihre Wunder nicht — und ſchweigt."

Zwei Monate lang kämpfte noch ſein elaſtiſcher Körper gegen die Gewalt der Leiden; er fühlte ſeine Kräfte ſinken bei völlig klarem Bewußtſein und beſtändiger Hoffnung der Beſſerung. „Ich begreife meine Krankheit nicht," äußerte er; „mein Geiſt iſt geſund und mein Körper ſo krank; wenn ich aus dem Bette ſein könnte, ich wollte viel, viel arbeiten." Mehrmals ſagte er: „Ach, wenn mir nur eine neue, große, geiſtige Idee woher käme, die meine Seele durch und durch ergriffe und erfreute, ich würde auf einmal geſund!" Das Leben hatte ihm nicht viele Freuden

Digitized by Google

geſchenkt; doch verließ er es ungern. Oft ſchlang er den Arm um den Hals ſeines Sohnes Gottfried, in deſſen ärztlicher Behandlung und Pflege er war, mit den Worten: „Mein Freund, mein liebſter Freund, rette mich noch, wenn es möglich iſt!“

Noch auf dem Todbette klangen die Empfindungen ſeiner Jugendjahre in ſeiner Seele wieder. Er ließ ſich am liebſten aus der Bibel, beſonders den Propheten, und aus Oſſians Geſängen vorleſen, die ihm einſt das Herz ſo ahnungsvoll erhoben auf jener Meerfahrt, welche ihn von der fernen Oſtſeeküſte herübertrug und über die Zukunft ſeines Lebens entſchied. Am 18. December 1803, einem Sonntag, fiel er in den letzten Schlaf; nachdem er den ganzen Tag ruhig geſchlummert, entfloh am Abend gegen elf Uhr der Hauch des Lebens. Sanft und ohne den geringſten Todeskampf hatte er geendet. Am 21. December Abends um neun Uhr wurden ſeine ſterblichen Ueberreſte in der weimariſchen Stadtkirche unter dem Geläute aller Glocken feierlich beigeſetzt. Der bis dahin bewölkte Himmel klärte ſich während des Leichenzuges auf und leuchtete, ein Sinnbild der Verklärung, mit Sternenſchimmer hernieder. Neben der Kirche erhebt ſich jetzt ſein Standbild von Erz.

Herder ſtarb in ſeinem ſechzigſten Lebensjahre. Es war kein langes, aber ein thatenreiches und ruhmvolles Leben, das ſtets im Dienſte des Höchſten, was der Menſch beſitzt, geſtanden und unberechenbare Früchte getragen hat. Er, der zu den größten Genien gehört, welche das achtzehnte Jahrhundert erleuchtet haben, theilt mit vielen, die eine neue Bahn gebrochen haben, das Schickſal, daß die Nachwelt ſich nicht immer dankbar der Quelle erinnert, aus der ihr erhöhtes Geiſtesleben gefloſſen iſt, und dies um ſo mehr, als er ſich nicht jener klaſſiſchen Form der Darſtellung hat bemächtigen können, welche Leſſings Schriften, auch wo der wiſſenſchaftliche Gehalt nicht mehr genügt, einen unverlöſchlichen Reiz für den Leſer ertheilt hat. Allein die Wärme

Digitized by Google

der Begeiſterung für das Große der Menſchheit, der unbeſtechliche Sinn für Wahrheit, die energiſche Aufforderung zu liebevoll thätigem Wirken zum Wohl der Welt und zum Gedeihen humaner Cultur, dieſe ganze Fülle von Ideen und geiſtiger Kraft, welche in ſeinem Wahlſpruche „Licht, Liebe, Leben!“ ſo treffend bezeichnet iſt, ſpricht noch immer aus ſeinen Werken lebendig zu unſerm Innern und wird in Zeitaltern, in denen eine einſeitige Verſtandesbildung das wiſſenſchaftliche Streben vernüchtert oder das allgemeine Band, das die Wiſſenſchaften umſchlingt, und das höchſte Ziel, dem alle Geiſtesthätigkeit des Menſchen entgegenzuſtreben hat, aus den Augen verliert, nicht aufhören, anregend zu wirken, und vor allem ſtets die Forderung gegenwärtig halten, für die höchſten Güter der Menſchheit den ganzen Menſchen einzuſetzen.

Viertes Capitel.

Goethe.

Von Leſſing zu Herder, von Herder zu Goethe gewahren wir eine progreſſive Stufenfolge der Entwicklung des in unſerer Nationalliteratur zu immer größerer Klarheit ſich entfaltenden Princips, das wir als die Idee freier Geſammtbildung des Menſchen bezeichnen können. Nachdem es durch Herders geniale Gefühlsanſchauung mehr theoretiſch als ideale Humanität zur Geltung gebracht war, trat es mit der ganzen Fülle künſtleriſcher Schöpfungskraft in Goethes Leben und Dichten hervor und rief in dem geiſtigen Zuſammenwirken erſt von Goethe und Herder, dann von Goethe und Schiller jene Meiſterwerke hervor, mit denen unſere Literatur am Schluß des Jahrhunderts die Höhe der Klaſſicität erreichte.

Aeußere und innere Verhältniſſe, die Bedeutung der Geburtsſtadt, der Stand und die Charaktere der Eltern, die politiſchen und literariſchen Ereigniſſe während der Jugendjahre,

Digitized by Google

wirkten in glücklichſter Weiſe bei Goethes Erziehung zuſammen. In der alten deutſchen Reichsſtadt, welche durch die Wahl und Krönung der Kaiſer zu dem Range einer Metropole des Reichs erhoben war, trat der Dichter in's Leben, welcher beſtimmt war, dem deutſchen Volke einen Glanz zu verleihen, der nicht minder den Blick der Nachbarvölker auf unſer Vaterland zog als in frühern Jahrhunderten die Größe ſeiner weltlichen Macht. Am 28. Auguſt 1749 wurde Johann Wolfgang Goethe zu Frankfurt am Main geboren. Schon den Knaben empfieng ein freundliches Geſchick. Seine Schönheit erregte Bewunderung; ſein Geiſt verrieth früh die Gaben, mit denen die Natur ihn ausgeſtattet hatte. Der ſtrenge Ernſt und der unermüdliche Lehreifer des Vaters Dr. Johann Kaſpar Goethe (1710—1782), eines Juriſten von gründlicher Gelehrſamkeit, der ohne Amt mit dem Range eines kaiſerlichen Raths in Frankfurt lebte, bildete den lernbegierigen Knaben von ſeiner zarteſten Kindheit an; der heitere, lebensfriſche und poetiſche Sinn der Mutter Katharina Eliſabeth, der Tochter des Stadtſchultheißen Textor (1731—1808), deren Jahre noch der Jugend näher ſtanden, regte hingegen die empfängliche kindliche Phantaſie lebhaft an und feſſelte das weiche Gemüth ihres bald einzigen Sohnes an ſich, von deſſen fünf jüngeren Geſchwiſtern nur eine Schweſter, Cornelia (1750—1777), länger am Leben erhalten blieb.

Das bewegte Leben der reichen Handelsſtadt erweiterte frühzeitig den Geſichtskreis des Knaben über die enge Umgebung der Familie hinaus. Tief erſchütterte ihn die Kunde von dem Erdbeben zu Liſſabon. Selbſt die Ereigniſſe der Weltgeſchichte drangen bis in die unmittelbare Nähe des väterlichen Hauſes. Der ſiebenjährige Krieg ließ nicht nur die Bilder ſeiner Helden an Goethes Phantaſie vorüberziehen, ſondern ihn auch die Spaltung des deutſchen Volkes in zwei feindliche Parteien an ſeiner eignen Familie erfahren. Im elterlichen Hauſe neigte man ſich

Digitized by Google

auf die preußiſche, im großväterlichen auf die öſterreichiſche Seite; Goethe ſelbſt war fritziſch geſinnt, begeiſtert für die Perſönlichkeit des großen Königs, deſſen Feinde aber im Januar 1759 Frankfurt occupierten. Nun konnte des Knaben kindliche Schauluſt ſich an den Bühnenvorſtellungen einer franzöſiſchen Schauſpielertruppe, an dem militäriſchen Pomp einer franzöſiſchen Beſatzung vergnügen. Der Sinn für theatraliſche Darſtellung und dramatiſche Poeſie, der ſchon in den erſten Kinderjahren durch ein Puppenſpiel auf's lebhafteſte geweckt war, erhielt neue Nahrung; das Darſtellungsvermögen des Knaben wurde ſchon durch Theilnahme an dramatiſchen Aufführungen geübt.

Der Friedensfeier folgte im April 1764 die Kaiſerkrönung Joſephs II., in deren Feſtlichkeiten ſich dem jungen Dichter die erſten Abenteuer einer warmen Liebesneigung verſchlangen, welche nachmals ſeine Phantaſie in dem Bilde Gretchens dichteriſch verklärte.

Angeregt durch die Lectüre der Dichter, welche ihm die erleſene Bibliothek des Vaters darbot, machte er ſchon in frühen Knabenjahren poetiſche Verſuche. Aber dem Vater ſchienen nur die reimenden Dichter dieſes Namens würdig zu ſein; neben den Hofpoeten aus dem Anfang des Jahrhunderts, Brockes, Hagedorn, Drollinger und Haller fanden höchſtens noch einige der Bremer Beiträger ſeinen Beifall. Mächtiger als durch ſie wurde das poetiſche Feuer in Goethe entzündet, als er Klopſtocks Meſſiade, von der den Vater die ungewohnte Versart abſchreckte, in die Hand bekommen und mit Begeiſterung geleſen hatte. In Proſa entwarf er ein umſtändliches bibliſches Epos „Joſeph“, und neben anakreontiſchen Liedern nach Gleims Muſter und manchfachen Gelegenheitsgedichten entſtanden geiſtliche Oden nach dem Vorbilde Cramers oder Johann Adolf Schlegels. Eine derſelben, welche uns erhalten iſt, „poetiſche Gedanken über die Höllenfahrt Criſti“ (aus dem Jahre 1765)

Digitized by Google

gibt Zeugnis von einer bewundernswürdigen Herrschaft über die Sprache. Schon begann der Knabe seine dichterische Zukunft zu ahnen und nährte die Hoffnung, dereinst neben Gellert mit Ehren genannt zu werden.

Eine öffentliche Schule hatte er nur kurze Zeit im Sommer 1755 besucht. Seine übrige Bildung, bei der es weniger auf Tiefe als auf Universalität abgesehen zu sein schien, war Privatlehrern übertragen; die oberste Leitung behielt sich der Vater selbst vor. Als dieser seine gelehrte Propädeutik beendigt zu haben glaubte und der Uebergang zu den akademischen Studien herannahte, war es der geheime Wunsch des Jünglings, sich der schönen Literatur, etwa auf der Göttinger Hochschule, zu widmen; in der Beschäftigung mit den Meisterwerken des griechischen und römischen Alterthums hoffte er für seinen Geist die edelste Nahrung zu finden. Allein der Vater ließ keine Wahl zu, sondern drang auf die Rechtswissenschaft. Als Eidam des Schultheißen war er zu der Aussicht berechtigt, daß die Verwandtschaft mit der höchsten Aristokratie seinem Sohne dereinst eine Stelle in dem Rathe seiner Vaterstadt verschaffen werde. Seinem Wunsche zufolge begab sich der sechzehnjährige Jüngling, wissenschaftlich genugsam vorbereitet, wenn auch in sittlicher Hinsicht noch nicht selbständig, im October 1765 auf die Universität Leipzig.

Voll freudiger Hoffnung zog Goethe der Stadt zu, wo ihm die Quelle höherer Geistesbildung entgegenzufließen, wo ihm vor allen andern Gellert die Weihe zum Eintritt in das Heiligthum der Poesie geben zu können schien. Doch ward es ihm bald klar, daß so hohe Erwartungen sich nicht erfüllten. Durch die engherzigen Systeme der herkömmlichen Gelehrsamkeit, welche ihm die Hörsäle überlieferten, fühlte er die Schwingen seines Geistes mehr gelähmt als gestärkt. Eben so wenig konnte er in der Ausübung der Poesie durch beschränkte Theorien und die von diesen anempfohlenen Muster gefördert werden. Gellert und

Digitized by Google

Weiße, die Koryphäen des Leipziger Dichterthums, tauchten nur wenig über die breite Fluth des Gottschedianismus empor. Wenn gleich durch Gellerts Vorlesungen wenig gefördert, benützte doch Goethe dessen Practicum zur Ausbildung seines Stils. Clodius, der als junger Docent sich der Leipziger Literaturbestrebungen annahm, suchte den Glanz der Poesie in den Effecten des ramler'schen Phrasenpathos, das Goethe schon damals ganz verleidet ward. Der fleißige Besuch des Leipziger Theaters sowie theatralische Aufführungen in Familienkreisen, unter andern von Lessings „Minna von Barnhelm", waren für Goethes Neigung zur dramatischen Poesie nicht verloren. Er beschäftigte sich viel mit dem französischen Lustspiel, übersetzte Corneilles „Lügner" und gewann die innige Liebe zu Molière, die ihn bis in's Alter begleitet hat.

Der erste Schritt zur Selbständigkeit zeigt sich darin, daß er für seine poetische Production aus dem Selbsterlebten Nahrung zog, daß er die Neigung des Herzens an sich zu erfahren und an andern zu beobachten begann, um daraus die Grundzüge poetischer Darstellung zu entnehmen. Die ersten Lustspiele und Lieder, welche in Leipzig entstanden, geben einen bei einem Jünglinge seines Alters überraschenden Beweis von klarer Auffassung des Lebens und scharfem Blick in das Gewirr menschlicher Leidenschaft. Das Schäferspiel „die Laune des Verliebten" entsprang aus einer leidenschaftlichen Neigung, deren Gegenstand Anna Käthchen Schönkopf war, ein liebenswürdiges Mädchen, drei Jahre älter als Goethe, dessen leidenschaftliche Verehrung sie mit freundschaftlichem Sinn aufnahm, ohne sie zu erwidern; unter ihrer harmlosen Schalkhaftigkeit hatte er nicht weniger als sie unter seiner Eifersucht zu leiden. Zur gleichen Zeit entwarf er kunstvoll nach Molières Muster zunächst in einem Act das Lustspiel „die Mitschuldigen", das er 1769 nach der Rückkehr von Leipzig breiter in drei Aufzügen ausführte. Eine

Digitized by Google

realistische Tendenz verräth sich in dem Drama, in dem die sittlichen Gebrechen des socialen Lebens zu einer nicht eben erquicklichen Anschauung gebracht werden. Die erste Sammlung seiner kleinen Lieder, welche 1769 (mit der Jahrzahl 1770) unter dem Titel „neue Lieder“ zu Leipzig in Breitkopfs Verlag erschienen, athmet noch nicht die Frische seiner nachmaligen Lyrik, sondern bekundet mehr den formensichern Zögling der Anakreontiker und Wielands, der ihm damals noch als hohes Muster galt.

Für die Ausbildung seines Talents für bildende Kunst, das bereits in den Knabenjahren mit großem Erfolge geübt worden war, zeigte sich der Aufenthalt in Leipzig sehr günstig. Seine Uebungen unter der Anleitung des Malers Oeser, dessen Tochter Friederike er zur Freundin gewann, sowie zu gleicher Zeit das Studium der Schriften Lessings und Winckelmanns läuterten seine Kunstbegriffe, und die Betrachtung der Dresdener Bildergallerie entzündete ihn mit freudiger Begeisterung für die Schöpfungen der Meister.

Nach einem dreijährigen Aufenthalt in Leipzig nöthigte ihn der geschwächte Gesundheitszustand, die Folge eines Blutsturzes und einer dadurch entstandenen gefahrvollen, schmerzhaften Krankheit, an seinem Geburtstage 1768 die Rückreise in's Vaterhaus anzutreten. Auf längere Zeit entzog ihm seine Kränklichkeit den frohen Genuß des Lebens und die heitere Stimmung, deren er zur Dichtkunst bedurfte. Allein sie lehrte ihn zugleich Geduld und Selbstbeherrschung und machte ihn wieder empfänglicher für den Trost frommen Glaubens. Die sanften Einwirkungen des Fräuleins Susanna Katharina von Klettenberg, der mütterlichen Freundin seiner Jugend, die sich zu einem edlen Pietismus im Sinn der herrnhutischen Brüdergemeinden bekannte, machten einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth, und mehrmals klangen auf späteren Lebensstufen (noch in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“) diese

Digitized by Google

Erinnerungen in ſeinem Geiſte wieder. Die Zerſtreuung durch myſtiſch-alchymiſtiſche Schriften und chemiſche Experimente weckte den Trieb zu naturwiſſenſchaftlicher Beſchäftigung und ließ manches zurück, was ſpäter im „Fauſt“ dichteriſch verwendet werden konnte.

Auf's neue regte der jugendliche Frohſinn die muntern Flügel, als ſich der junge Dichter mit geſtärkter Geſundheit im Frühling des Jahres 1770 auf die Univerſität Straßburg begab, um ſeine juriſtiſchen Studien zu vollenden. Außer vielſeitiger wiſſenſchaftlicher Ausbildung, in der auch die Medicin und die Naturforſchung eine Stelle erhielt, fand er dort Freunde voll warmen Gemüths und echt deutſcher Geſinnung, den älteren Actuar Salzmann, den ſchon vielfach geprüften, halb autodidaktiſch gebildeten Johann Heinrich Jung, genannt Stilling (1740—1817), und Lerſe, den er im „Götz“ verewigt hat. Die Betrachtung des ehrwürdigen Münſters erſchloß ihm den Sinn für die deutſche Vorzeit und trug dazu bei, die Achtung vor den modernen franzöſiſchen Kunſtbegriffen mehr und mehr zu vernichten. Längere Zeit war es ihm vergönnt, den Umgang und die Belehrung Herders zu genießen, der im Herbſt 1770 nach Straßburg kam und durch ſeine Augenoperation den Winter über daſelbſt feſtgehalten wurde. Herder lehrte ihn die Poeſie als die uralte Sprache der Menſchheit erkennen, öffnete ihm den Schatz echter Volksdichtung, führte ihn zu Oſſian und Shakeſpeare, zu Homer und der bibliſchen Urpoeſie und befreite ihn von den dürren Theorien der gelehrten Kunſtdichtung. Zu gleicher Zeit erfüllte die Bekanntſchaft mit Friederike Brion (geſtorben 1813), der anmuthigen Pfarrerstochter zu Seſenheim (eigentlich Seſſenheim), den jungen Dichter mit der Fülle der Seligkeit einer ganz ſich hingebenden Jugendliebe, und ungeſucht klangen aus tiefſtem Herzen die lieblichſten Lieder als die reinſten Naturlaute wahrer Empfindung hervor. Für ſie überſetzte er Oſſians Geſänge von Selma.

Digitized by Google

Der dichterische Genius in ihm hatte jetzt seine volle Selbständigkeit erlangt. Die Faustsage begann eine dramatische Gestalt zu gewinnen. Das Leben des Götz von Berlichingen fesselte ihn als das Bild eines edlen ritterlichen Mannes, der frei von dem Verderbnis und der Schwäche seiner Zeit kühn durch Hindernisse sich hindurcharbeitet und ihren Ränken mit männlichem Muthe entgegentritt. Shakespeares Dramen erschienen ihm jetzt als das Ideal der Poesie; sie ergriffen ihn als das Buch, worin alles Große der Menschheit verzeichnet, alles Geheimnis des Lebens geoffenbart sei, als das Riesenwerk des weltdurchschauenden Dichtergeistes. Neben manchfachen poetischen Entwürfen brachte Goethe seine Rechtswissenschaft zum Abschluß, um im August 1771 als Doctor der Rechte in seine Vaterstadt zurückzukehren, im Herzen die tiefempfundene Reue, in Friederiken Hoffnungen erregt zu haben, welche er sich nicht im Stande sah zu erfüllen; es war ein schmerzliches Scheiden, noch schmerzlicher die herzzerreißende Antwort, womit sie seinen schriftlichen Abschied erwiderte.

Nach der Rückkehr in's Vaterhaus suchte Goethe sofort bei dem höchsten Gericht Frankfurts um die Erlaubnis zur Ausübung der Advocatur nach; er gelangte dadurch bald in ein innigeres Verhältnis zu seinem Vater, der mit seinen reichen juristischen Kenntnissen ihm helfend zur Seite stand. Daneben wurde aber die Poesie mehr als je gepflegt. Die liebevollste Theilnahme verband ihn mit seiner Schwester Cornelia, welche ermunternd auf seine dichterischen Entwürfe einwirkte. Ein vielseitiger geselliger Verkehr verschaffte ihm Zerstreuung und Erheiterung, obwohl ihm übrigens das „aristokratisch-spießbürgerliche" Frankfurt wenig behagte. Die Brüder Schlosser, deren jüngerer, Johann Georg, 1773 sein Schwager ward, machten ihn mit dem literarischen Kreise in Darmstadt bekannt, mit dem auch Herder durch seine Braut in Verbindung stand. Er gewann

Digitized by Google

die Freundschaft des Kriegsrathes Merck, dessen freisinniges, praktisches Urtheil ihm bei seinen ersten größeren dichterischen Productionen sehr zu statten kam und auch in bedeutenden Lebensmomenten durch gewichtigen Rath nützte. Gleichwie Herder nahm Goethe Antheil an dem kritischen Blatte, das bestimmt war, die Ansichten und Tendenzen der neuen literarischen Gemeinschaft zu verkündigen, den Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 und 1773, für die er mehr als dreißig Recensionen verfaßte. Seine freie geistige Richtung trat nicht minder in der Rede zum Shakespearetag (14. October 1771) und in dem Aufsatze von deutscher Baukunst zu Tage, einem begeisterten Hymnus in Prosa auf Erwin von Steinbach, den Erbauer des Straßburger Münsters; mit patriotischem Sinne bekämpfte er darin das Vorurtheil, womit man dazumal alles, was gothisch hieß, verachtete. Die erste Bearbeitung des „Gottfried von Berlichingen" wurde vollendet und der Kritik der Freunde Salzmann und Herder vorgelegt.

In allem diesen erkennen wir die Strömung des neuen Geistes, von welchem die junge Literatur ergriffen war. Goethe stand wie Herder in ihrem Mittelpunkt; er bemächtigte sich derselben mit dem Feuer einer genialen Jünglingskraft, aber zugleich auch mit der Besonnenheit und Klarheit einer echten Künstlernatur, welche nicht von der Richtung des Zeitalters beherrscht wird, sondern ihr die sichere Bahn vorzeichnet. Es lag ihm daher nicht daran, mit künstlich berechneten Effecten der Laune der Zeit zu schmeicheln; was er darstellte, mußte er selbst empfunden, in einem gewissen Sinne selbst erlebt haben. Zu seinem empfänglichen Innern sprachen Leben und Welt stets auch mit den leisesten Tönen. Wenn auch manchmal leidenschaftliche Aufwallungen ihn fortzureißen drohten, so verlor er sich doch nie darin, und in der Beruhigung nach überstandenem Sturm fand seine Poesie die tief-innige Wahrheit, die herzgewinnende

Digitized by Google

Gewalt, welche auch dem zarteſten, einfachſten Liede eingehaucht iſt.

Eine Liebesneigung, die ebenſo wie das Verhältnis zu Friederike einen Reichthum von Poeſie in ſich trug, erfüllte, zwiſchen Freud' und Leid wechſelnd, Goethes ganze Seele während des Aufenthalts in Wetzlar, wohin er ſich im Frühling 1772 begeben hatte, um dem Wunſche des Vaters gemäß den Proceß am Reichskammergericht kennen zu lernen. Charlotte, die zweite Tochter des Amtmanns Buff, war mit jener Anmuth einer reinen, offenen Natur geſchmückt, durch die Goethes Weſen ſtets am lebhafteſten angezogen wurde. Als er ſie kennen lernte, war ſie bereits mit ſeinem Freunde Keſtner, der ſich als hannover'ſcher Geſandtſchaftsſecretär in Wetzlar aufhielt, verlobt. Doch trennte nicht die leidenſchaftliche Neigung Goethes, nicht irgend eine argwöhniſche Eiferſucht das ſchöne Freundſchaftsverhältnis; ſelbſt der Schmerz des hoffnungslos Liebenden durfte offen geſtanden werden und ward gemeinſchaftlich getragen. Im September riß er ſich durch einen edlen Entſchluß aus dem Kreiſe los, an den ihn die ſeligſten Erinnerungen feſſelten. „Ich bin nun allein", ſchrieb er in dem Briefe, welcher der Geliebten ſeinen Abſchied meldete, „und darf weinen; ich laſſe euch glücklich und gehe nicht aus euren Herzen. Und ſehe euch wieder, aber nicht morgen iſt nimmer."

Wenige Wochen, nachdem Goethe in Frankfurt wieder angelangt war, erfuhr er den Selbſtmord Karl Wilhelm Jeruſalems, eines jungen braunſchweigiſchen Rechtsgelehrten, den er auf der Univerſität Leipzig flüchtig kennen gelernt und nachmals in Wetzlar wiedergefunden hatte. Dies Ereignis, das er ſich von Keſtner genau berichten ließ, gieng ihm ſehr zu Herzen, da es ihm den Blick über den Abgrund eröffnete, dem er ſelbſt ſo nahe geweſen war. Noch war der letzte ſchwere Kampf zwiſchen Liebe und Entſagung zu überſtehen, als im Beginn des Frühjahrs

Digitized by Google

1773 Keſtner ſeine Braut heimführte. Was der junge Dichter in Folge dieſer Verhältniſſe und Lebenserfahrungen empfunden und in ſich durchlebt hatte, gewann nach und nach zugleich mit der beruhigteren Stimmung eine künſtleriſche Geſtalt. Zu dem „Götz“, der ſchon faſt vollendet vorlag, geſellte ſich „Werthers Leiden“; in dieſen beiden Dichtungen concentrierte ſich die ganze Stärke ſeiner genialen Jugendpoeſie.

Das Drama „Götz von Berlichingen“, das Goethe, durch Herders Urtheil über den „Gottfried“ aufmerkſam geworden, in den erſten Monaten des Jahres 1773 ſtrengeren Stilgeſetzen angepaßt hatte, trat zur rechten Stunde an's Licht, um in ganz Deutſchland von gewaltigſter Wirkung zu ſein. Mit der Freiheit ſhakeſpeariſcher Form vereinigte ſich die ritterliche Kraft, der biedere Sinn für Redlichkeit und Treue, für Wahrheit und Recht, das Selbſtgefühl des wohlgeſinnten, freien Mannes. Das deutſche Drama warf die letzten Feſſeln ab, die es eingeengt hatten; es war ein Stück vaterländiſcher Geſchichte, ein Lebensgemälde voll deutſcher Geſinnung. Freilich indem der Dichter aller hergebrachten Regeln ſpottete, vernachläſſigte er auch die ewigen, immanenten Grundgeſetze der dramatiſchen Kunſt: auch der „Götz“ iſt, ſtreng genommen, nicht ſowohl ein Drama als vielmehr eine dramatiſierte Geſchichte.

Ein Kunſtwerk hingegen von formaler Vollendung, wie Goethe nur wenige ſchuf, iſt der kleine lyriſch-dramatiſche Roman „die Leiden des jungen Werthers“, der, in demſelben Jahre begonnen, im März 1774 ſeine abſchließende Geſtalt erhielt. In ergreifender Schilderung faßte er die Gemüthszuſtände zuſammen, durch die der Verfaſſer ſich hindurchgekämpft hatte, und führte ſie, indem er dem Helden ſeiner Dichtung die Kraft der Entſagung entzog, durch die er ſelbſt ſich gerettet hatte, bis zu jener Lebensmüdigkeit, welche Jeruſalems letzte Tage umdüſtert und ihm den Entſchluß freiwilligen Todes eingegeben hatte. Das

Digitized by Google

Zeitalter litt an ſentimentaler Ueberſpannung; es war ein großes Mißverhältnis entſtanden zwiſchen den Anſprüchen der Subjectivität und den politiſch-ſocialen Zuſtänden der Gegenwart. Goethe ſchilderte dieſe Krankheit mit tiefem Verſtändnis ihres Werdens und Wachſens und ergriff durch die individuelle Wahrheit ſeines Seelengemäldes die Mitlebenden mächtiger als je mit irgend einem ſeiner ſpäteren Werke. Aus einer ähnlichen Quelle individueller Seelenerfahrungen erwuchs eine dritte größere Dichtung; mehrere Scenen im erſten Theil des „Fauſt“, namentlich der Monolog im Eingang und die Gretchen-Scenen, entſtanden gleich nach dem „Werther“ und bildeten den jungen Stamm, welcher, auf verſchiedenen Lebensſtufen gepflegt, nach und nach zum ſtattlichſten Baum heranwuchs, um ſich zu der genialſten Production unſers Dichters zu geſtalten. Daneben entſtand 1774 in raſcher Ausführung das bürgerliche Trauerſpiel „Clavigo“, eine Darſtellung des ſentimentalen Schwankens im Conflict mit dem welterfahrenen Verſtande und der Macht äußerer Lebensverhältniſſe, vortrefflich in einzelnen Theilen, ohne in ſeiner beſchränkten Sphäre den höchſten Anforderungen der Poeſie genügen zu können. Goethe hatte ſich zum Verdruß der Bewunderer des „Götz“ der ſtrengen Regel hier wieder mehr genähert, gelangte aber auf eben dieſe Weiſe dazu, den „Clavigo“, deſſen Stoff er den mémoires des Beaumarchais entlehnte, zu demjenigen ſeiner Dramen auszugeſtalten, das der mächtigſten Bühnenwirkung fähig iſt.

Nicht lange jedoch verweilte ſeine poetiſche Darſtellung bei den vom thätigen Leben ſich abwendenden Seelenzuſtänden. In den Entwürfen und Scenen des „Julius Cäſar“, an den er ſchon zu Straßburg gedacht hatte, des „Mahomet“, des in Knüttelverſen überaus glücklich begonnenen „ewigen Juden“ und des „Prometheus“ ſuchte er vielmehr die weltbeherrſchende Gewalt des begabten Genius, die ſchöpferiſche Thatkraft großer,

Digitized by Google

energiſcher Charaktere, die in trotzigem Selbſtgenügen die Gottheit ſelber zum Kampf herausfordern, zur Anſchauung zu bringen. Daneben warf die humoriſtiſche Laune das Gewand des altdeutſchen Faſtnachtsſpiels um ſich, um die Thorheiten des Lebens im luſtigen Schwank zu belächeln. Manches knüpfte ſich unmittelbar an die Erlebniſſe des Tags. „Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja ein albernes Wort, ein Mißverſtand, eine Paradoxie, eine geiſtreiche Bemerkung, perſönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten, rauſchenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechiſation, einer bewegten Handlung, eines Schauſpiels dargeſtellt, manchmal in Proſa, öfters in Verſen.“ Die derbe Realität des Hans-Sachſiſchen Humors war zu ſolchen kleinen Genrebildern, deren Zeichnung an niederländiſche Malerei erinnert, vortrefflich geeignet. Nachdrücklich richteten ſie die Waffe des Spottes gegen ſentimentale, heuchleriſche Schönthuerei und flache Aufgeblaſenheit. Wie Goethe gegen orthodoxes Kirchenthum und Prieſterherrſchaft Front machte, ebenſo gegen den Berliner Rationalismus; in letzterer Hinſicht iſt der „Prolog zu den neueſten Offenbarungen Gottes, verdeutſcht durch Dr. Karl Friedrich Bahrdt“ (1774) zu erwähnen. Das Faſtnachtsſpiel vom Pater Brey, dem falſchen Propheten verſpottete mit derbem Humor das Benehmen des empfindſamen Leuchſenring unter Herders Freunden in Darmſtadt. Anſpielungen auf Herder und den Darmſtädter Kreis enthält jedenfalls auch das Drama „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“; daneben ſuchte Goethe hier manche fernere Tendenz der Zeit zu treffen und perſiflierte ſo unter anderm die kyniſchen Vertreter des rouſſeau'ſchen Naturalismus, auf welche Wielands neueſte Schriften die Aufmerkſamkeit in Deutſchland wieder gelenkt hatten. Ziemlich derſelben Zeit (October 1773) gehört die Farce „Götter, Helden und Wie-

land“ an, eine geniale Parodie von Wielands weichherziger Moderniſierung altgriechiſcher Mythen mit beſonderer Beziehung auf deſſen vielgeprieſene Oper „Alceſte“. Im Jahrmarktsfeſt zu Plundersweilern“ faßte Goethe das Getümmel eines Jahrmarkts unter univerſellerem Geſichtspunkte auf, indem er mit leichtem Humor auf die bunte Bühne des Lebens hindeutet; zu den einzelnen Figuren, die er an uns vorüberführt, ſaßen auch hier meiſt Perſonen aus dem Kreis ſeiner nähern Bekannten Modell.

Die geiſtigen Intereſſen zogen um Goethe einen weiten Kreis und brachten ihn mit den bedeutendſten Männern der Literatur in Verbindung. Mit Herder vereinigte ihn auf's neue deſſen Beſuch in Darmſtadt und das Erſcheinen der „älteſten Urkunde“, die ihm als „eine in der Fülle verſchlungener Geäſte lebende und rollende Welt“ erſchien. Mit Lavater in Zürich ward ein Freundſchaftsverhältnis eingeleitet, das durch deſſen Beſuch in Frankfurt und durch gemeinſame Sommerausflüge in die Rheingegenden (1774) ſich zur innigſten Vertraulichkeit und Herzensgemeinſchaft ſteigerte. Goethe nahm lebhaften Antheil an Lavaters religiöſer Beſchaulichkeit und an den pſychologiſchen Problemen, welche deſſen „Phyſiognomik“ zu löſen ſuchte. Durch die Anregung zu naturwiſſenſchaftlichen Unterſuchungen war ſie für Goethes Geiſtesentwicklung von hoher Bedeutung.

Auf der Reiſe am Rhein ſchloß Goethe den Bund der Freundſchaft mit Friedrich Heinrich Jacobi und begeiſterte ſich mit ihm in tief eingehenden Unterredungen für die höchſten Aufgaben philoſophiſcher Speculation, deren Mittelpunkt Spinoza war, damals des Dichters Liebling. Auch mit den Jünglingen des Göttinger Dichterbundes ſtand er in Verbindung und nahm Theil an dem Muſenalmanach, durch den viele ſeiner kleineren Poeſien zuerſt in's Publicum drangen. Klopſtock, der an Goethes erſtem Aufſtreben größere Freude fand als an ſeiner nach-

maligen Entwicklung, war zweimal sein Gast in Frankfurt auf den Reisen nach und von Karlsruhe; Goethe las ihm die bis dahin fertig gewordenen Scenen des „Faust“ vor und freute sich seines beifälligen Urtheils. Bald nach dessen erstem Besuche machte der junge Dichter im December 1774 die durch Knebel vermittelte persönliche Bekanntschaft mit dem Erbprinzen Karl August von Weimar (1757—1828), nicht ahnend, wie folgenreich sie für sein Leben sein werde.

Wenige Wochen darauf schien die Zeit gekommen zu sein, welche durch ein inniges Liebesverhältnis die Wünsche seines Herzens befriedigen und das Glück der Zukunft begründen könnte. Das Verlöbnis mit Lili (Anna Elisabeth Schönemann, 1758 — 1817), der fein gebildeten, glänzend erzogenen Frankfurter Kaufmannstochter, brachte ihm einen Frühling voll der schönsten Liebes- und Lebenshoffnungen. Poetische Blüthen jener goldnen Tage waren außer einer Fülle der herrlichsten Lieder die Singspiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“ in ihrer ersten Form sowie das später gleichfalls bedeutsam umgestaltete „Schauspiel für Liebende“ Stella, das Gemälde der weiblichen Liebesschwärmerei. Doch trübten sich sehr bald die Aussichten der Liebenden, da die beiderseitigen Familien der Verbindung nicht günstig waren. Um einem peinlichen Verhältnis auszuweichen, machte Goethe im Sommer des Jahres 1775 seine erste Schweizer Reise, zum Theil in Gesellschaft der Grafen Stolberg. Auf der Hinreise sah er zum letzten Mal seine geliebte Schwester, die zu Emmendingen als Gattin Georg Schlossers ein freudenarmes Dasein lebte, „abgeschnitten“ — wie sie in einem ihrer Briefe klagt — „von allem, was gut und schön in der Welt ist“; sie starb zwei Jahre darauf. Lange verweilte Goethe in Zürich im Genusse der schönen Umgebung und des herzlichen Umgangs mit seinem geliebten Lavater. Er durchwanderte dann die innern Cantone bis

Digitized by Google

zur Höhe des Gotthard, von wo er ſich wieder über Zürich heimwärts wandte.

Noch war das Band, das ihn an Lili feſſelte, nicht zerriſſen, noch ſchienen alle Hinderniſſe überwindlich zu ſein, und es folgten noch einige Wochen hoffnungsvollen Liebesglücks. Allein die erſten Tage des Herbſtes brachten die Entſcheidung. Nach langem inneren Kampfe riß er ſich von einer Liebe los, welche nach dem Geſtändnis, das ihm das lebhafte Nachgefühl ſpäter Erinnerung eingab, die heißeſte und wahrſte ſeines Lebens geweſen iſt. In dieſer aufgeregten Zeit ward die Arbeit am „Fauſt“ fortgeſetzt, „Egmont“ entworfen und zum Theil ſchon ausgeführt, das hohe Lied Salomonis übertragen. Goethes Entſchluß war gefaßt, die Vaterſtadt eine Zeit lang zu verlaſſen; der von dem Vater längſt begünſtigte Plan einer italieniſchen Reiſe ſollte zur Ausführung gebracht werden. Jedoch gab er zunächſt der dringenden Einladung Karl Auguſts nach, der auf ſeiner Hochzeitsreiſe im Herbſt 1775 wiederholt bei dem Dichter in Frankfurt geweſen war, und langte zu einem Beſuch an deſſen Hofe am 7. November in der Frühe des Morgens in Weimar an. Ueber die Zukunft ſeines Lebens war entſchieden.

In Weimar empfieng ihn ein hochſinniger Fürſt, der mit dem Vorſatz, die geiſtige Thätigkeit um ſich zu beleben und Großes zu ſchaffen, ſeine Regierung antrat, ein Hof, an welchem unter dem Einfluſſe der geiſtvollen Herzogin-Mutter Anna Amalia, die lange und in ſchweren Zeiten während der Unmündigkeit Karl Auguſts die Regentſchaft geführt hatte, das geſellſchaftliche Leben die Schranken der Fürſtenetiquette zu durchbrechen und ſich mit dem Reiz poetiſcher Genialität zu ſchmücken begann, endlich ein Frauenkreis, welcher Schönheit und Anmuth mit der Empfänglichkeit für jede Art geiſtiger Bildung verband, in ſeiner Mitte die jugendliche Herzogin Luiſe, eine Darmſtädter Fürſtentochter, die der Dichter als das Ideal der reinſten Weiblichkeit verehrte,

Digitized by Google

neben ihr Charlotte von Stein (1742—1827), deren edles, tiefes Gemüth den jungen Dichter gleich nach seiner Ankunft so lebhaft anzog, daß sie nicht wenig dazu beitrug, ihn mehr und mehr an Weimar zu fesseln; das innige Verhältnis, das ihn mit ihr verband, steigerte sich von zärtlich-leidenschaftlicher Neigung zu idealer Freundschaft. Auch treffliche Männer gewann er zu Freunden, unter andern Knebel, der bis zum Ende des Lebens stets sein treuer Gefährte blieb, und Wieland, der ihm bei seinem ersten Eintritt in den weimarischen Kreis mit der Wärme einer jugendlichen Aufwallung entgegenkam und in dem Entzücken über „das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat," jede Kränkung, die ihm von der übersprudelnden Jugendlaune des „wunderbaren Knaben" widerfahren war, augenblicklich vergessen hatte. Bald trat auch Herder hinzu, zwar spröderer Natur, doch von großer Bedeutung für die geistige Entwicklung unsers Dichters. Schnell sah sich der liebenswürdige Gast so von freundlichen Banden umwebt, daß er seine Zukunft an Weimar zu knüpfen entschlossen war. Die Nachricht, daß Lili sich (mit einem Herrn von Türkheim) verlobt habe, trug ebenfalls dazu bei, die Anziehungskraft, die Frankfurt etwa noch ausüben mochte, zu verringern. Im Juni 1776 trat Goethe unter dem Titel eines geheimen Legationsraths in den weimarischen Staatsdienst, der vertraute Freund und Führer, zugleich der anfänglich viel beneidete Günstling des Herzogs. An Lavater schrieb er: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen." In dem Gedicht „Seefahrt", das er am 11. September 1776 dem Züricher Freunde übersandte, führte er dieses Bild mit individueller Beziehung weiter aus.

Für Poesie und Kunst regte sich am weimarischen Hofe bereits ein sehr lebhaftes Interesse. Es war vornehmlich

Digitized by Google

Wielands Verdienst, daß diese Neigung zu geistreicher Unterhaltung und literarischem Genusse nicht wie an andern deutschen Höfen die Richtung zur französischen Literatur nahm. Goethe rief gleich mit seinem Erscheinen ein genialeres Leben hervor und begegnete darin dem innern Drange des jungen Herzogs, die Bahn des Gewöhnlichen zu verlassen. Auch im Kreise der Frauen machte sich das Bestreben geltend, das Alltägliche mit den Reizen der Poesie zu schmücken. Freie Uebung der Kräfte, unbegrenzte Bewegung des Geistes in den verschiedenartigsten Sphären, Losgebundenheit von den Fesseln der Etiquette erschien als höchster Genuß des Daseins. Die Excentricitäten der ersten Jahre waren nur der gährende Most, aus dem sich in kurzem der edelste Wein abklärte.

Da mit dem Schloßbrande von 1774 auch das Theater, auf dem Wieland nicht lange vorher seine „Alceste“ vorgeführt hatte, niedergebrannt war, so wurden die dramatischen Vorstellungen vor der Hand durch ein Liebhabertheater ersetzt, auf welchem alles, was die vornehme Gesellschaft Weimars an Talenten hatte, und selbst Personen des Hofes die Rollen übernahmen. Goethes dichterische Thätigkeit war besonders dahin gerichtet; er setzte die Stücke in Scene, brachte seine „Mitschuldigen“ zur Aufführung und schrieb für die kleine Gesellschaft die dramatischen Kleinigkeiten „die Geschwister“, „Lila“, beide noch dem Jahre 1776 angehörig und aus persönlichen Beziehungen des Dichters zu den Weimarer Verhältnissen hervorgewachsen, und den „Triumph der Empfindsamkeit“, das ursprünglich „die Empfindsamen“ betitelt und „so toll und grob als möglich“ erfunden war; die erste Aufführung fand am Geburtstag der Herzogin, 30. Januar 1778, unter dem Titel „die geflickte Braut“ statt. Freventlich, wie Goethe selbst später bekannte, fügte er dem Possenspiel das einige Zeit früher entstandene herrliche Monodrama „Proserpina“ ein. Die Lustschlösser Tiefurt

und Ettersburg waren Zeugen mancher luſtigen Feſttage, auf deren ſinnreiche Ausſchmückung der poetiſche Humor unermüdlich bedacht war. Doch regte ſich in Goethes Seele auch mitten im Gewühl der feſtlichen Zerſtreuungen das tiefere Verlangen nach ſtiller Zurückgezogenheit, nach der traulichen Abgeſchiedenheit zwiſchen Wald und Gebirge. Sein einſam gelegenes Gartenhaus ward ihm ein paradieſiſches Plätzchen, in welchem er Bäume und Blumen mit Gärtnerſorgfalt pflegte. Ilmenau, im Innern des Thüringer Waldes reizend verſteckt, war für ihn und den Herzog ein Lieblingsaufenthalt. Die Harzreiſe im Winter, in den letzten Tagen des November 1777 im ſtrengſten Incognito unternommen, auf der er dem von Schwermuth gedrückten jungen Theologen Pleſſing in Wernigerode einen Beweis rührender Theilnahme gab, gewährte ihm die ſeligſten Stunden, vor allem, als er von der Höhe des ſchneebedeckten Brocken auf die weite Winterlandſchaft hinabblickte. Schal erſchien ihm dagegen das Leben und Treiben in der Reſidenzſtadt Berlin, die er 1778 in Geſellſchaft des Herzogs beſuchte. Er war weit davon entfernt, im Hofleben zu erſchlaffen; ſein Geiſt war am Weimarer Hofe freier und feſſelloſer, als in der Enge der altfränkiſchen reichsſtädtiſchen Sitten ſeiner Vaterſtadt.

Für das Weimarer Land war er inzwiſchen keineswegs müßig. Manches ward durch ſeinen vielvermögenden Rath angeregt und in's Leben gerufen. Als Mitglied der Bergwerkscommiſſion (ſeit dem November 1777) ſuchte er das Ilmenauer Bergwerk wieder in Gang zu bringen und lernte zu dem Ende den Bergbau am Harz aus eigener Anſchauung kennen. Im Jahre 1778 begann er die Umgeſtaltung der Parkanlagen bei Weimar, die der kleinen Reſidenz noch jetzt als ſchönſter Schmuck der Natur dienen. Einen größeren Geſchäftskreis übernahm er mit dem Beginn des Jahres 1779, wo er ſich die Kriegs- und Wegbaucommiſſion übertragen ließ.

Digitized by Google

Es kam für seine dichterische Thätigkeit ein günstiger Umstand hinzu, daß er durch diese amtlichen Verrichtungen häufig von Weimar fortgeführt wurde; fern von der Residenz nahte ihm die Muse am willigsten. Auf seiner ersten Inspectionsreise im März 1779 ward der größte Theil der schon sein längerer Zeit entworfenen „Iphigenie auf Tauris“ in ihrer ersten, prosaischen Form ausgearbeitet; am 6. April 1779 fand die erste Aufführung auf dem Weimarer Liebhabertheater statt. Corona Schröter, die auf Goethes Veranlassung als Kammersängerin für Weimar gewonnen war, eine schöne Erscheinung und eine talentvolle Darstellerin auch im recitierenden Drama, war eine würdige Vertreterin der jungfräulichen Priesterin. Goethe trat in der Rolle des Orest auf und erregte durch sein Spiel wie durch seine vom antiken Costüm gehobene männliche Schönheit die allgemeinste Bewunderung. „Nie werde ich den Eindruck vergessen,“ äußerte der Arzt Hufeland ein halbes Jahrhundert hernach, „den Goethe als Orestes im griechischen Costüm in der Darstellung seiner ‚Iphigenia‘ machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit in einem Manne als damals an Goethe.“ In der Idee dieses Dramas, etwa mit dem „Prometheus“ verglichen, tritt die innere, sittliche Beruhigung seines in vielfachen Stürmen und Kämpfen umgetriebenen Gemüths so klar hervor, daß es gewissermaßen am Eingange einer neuen Lebensepoche steht; maßvolle Haltung ward jetzt der leitende Grundsatz seines Lebens. Frau von Stein war für ihn eine Iphigenie geworden, die Besänftigerin, wie er sie in seinen Briefen nennt; sie hat dem Bilde der griechischen Priesterin ihre Züge geliehen, obschon man in Weimar die junge Herzogin darin zu erkennen glaubte, deren edle, sittliche Haltung dem hier aufgestellten Bilde reiner Weiblichkeit nicht minder entsprach.

Digitized by Google

Im September desſelben Jahres, gerade als er ſein dreißigſtes Lebensjahr beſchloſſen hatte, ward Goethe zum geheimen Rathe ernannt und begleitete im Spätherbſt ſeinen fürſtlichen Freund auf einer Reiſe durch Süddeutſchland und die Schweiz; die Naturgenüſſe der Jura- und Alpenlande ſowie vielfache winterliche Reiſeabenteuer ſind uns in meiſterhafter Darſtellung nach Briefen an Frau von Stein von ſeiner Hand geſchildert. Das Singſpiel „Jery und Bätely“, auf der Rückkehr verfaßt, war die poetiſche Blüthe der von der Schweizer Landſchaft erregten idylliſchen Stimmung. Nach der Heimkunft erkannte man allgemein, daß mit dem Herzog eine glückliche Veränderung vorgegangen war; man ſah ein, daß Goethe mit weiſer Leitung ihn ſeinem fürſtlichen Berufe entgegengeführt habe. Die Früchte des idealen Strebens, das beide erfüllte, reiften bald zum Segen des Landes heran. Mit vollem Rechte konnte Goethe damals von ſich ſagen: „Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich geſegnet im Geheimen; denn mein Schickſal iſt den Menſchen ganz verborgen; ſie können nichts davon ſehen und hören.“ In ſein Tagebuch ſchrieb er im Mai 1780 die Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, und gebe Gott, daß ich's verdienen möge, nicht wie's leicht iſt, ſondern wie ich's wünſche. Was ich trage an mir und andern, ſieht kein Menſch. Das Beſte iſt die tiefſte Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachſe und gewinne, was ſie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“ In der Stimmung, mit der er und der Herzog nach der Schweizer Reiſe eine neue Bahn des Lebens vor ſich ſahen, faßten ſie den Entſchluß, ſich in den Bund der Freimaurer aufnehmen zu laſſen (1780). Goethe hatte die Freude, ſeinen fürſtlichen Freund täglich mehr „wachſen“ und ſich von falſcher Richtung frei machen zu ſehen. Im Hinblick auf ihn faßte er damals den Vorſatz, das Leben des kühn ſtrebenden Herzogs Bernhard von Weimar

Digitized by Google

zu beschreiben; doch ließ er den Plan bald wieder fallen, da sich aus der verworrenen Zeit des dreißigjährigen Kriegs das Lebensbild des Helden nicht klar hervorheben ließ.

Zugleich nahm ihn auch ein buntes Gewühl von Zerstreuungen und Geschäften in Anspruch, so daß er äußerte, es sei in seinem Kopfe wie in einer Mühle mit viel Gängen, wo zugleich geschroten, gemahlen, gewalkt und Oel gestoßen wird. Manchmal sah er sich auch zu seinem Verdrusse durch die Vergnügungen am Hofe gezwungen, „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Thorheit zu schmücken". Für die Ettersburger Sommerluft schrieb er im Jahre 1780 die humoristische Posse „die Vögel" nach Aristophanes. Unter den Gedichten, welche den Wintervergnügungen des Hofes gewidmet waren, ragen die Maskenzüge hervor, die meist auf den Geburtstag der Herzogin Luise verlegt wurden. Auch in diesen Gelegenheitsstücken wußte Goethe, wenn er gleich an die Weimarer Verhältnisse unmittelbar anknüpfte, vom Besonderen sich zum Allgemeinen zu erheben und namentlich in den großen Festgedichten der Art aus dem Anfang unseres Jahrhunderts Werke von ewigem Gehalt zu schaffen.

Wie ein Stern des Trostes und der Beruhigung leuchtete ihm mitten in dem Gewirr des Lebens die Seelenverbindung mit Frau von Stein, welche sich zur zartesten Harmonie gesteigert hatte. Der reinste Ausdruck derselben wurden die beiden ersten Acte des „Torquato Tasso", welche 1780 und 1781 verfaßt wurden. Dann aber mußte die Arbeit in's Stocken gerathen, weil Goethe in seinem menschlichen Verhältnis zu der Geliebten noch nicht die Wandlung erlebt hatte, welche ihm die Lösung für sein Gedicht an die Hand geben sollte. Daneben wuchs die Bearbeitung des Romans „Wilhelm Meisters Lehrjahre", welcher, schon im Februar 1777 begonnen, sich wie ein rother Faden durch einen langen Lebensabschnitt hindurchzog. Die Hälfte des ursprünglich auf eine Theaternovelle angelegten, allmählich

Digitized by Google

aber zu einem umfassenden Weltbild erweiterten Werkes, die sechs ersten Bücher wurden bis zum Ende des Jahres 1785 niedergeschrieben, der Plan zu den übrigen entworfen. Endlich nahm auch das Studium der Naturwissenschaften, zu denen ihn seit seiner Jugendzeit ein innerer Trieb hinzog, mehr und mehr eine wissenschaftliche Gestalt an. Mineralogie, Botanik, Geologie und Anatomie wurden nach und nach in den Kreis der Beobachtung und Untersuchung gezogen. Auch in der höheren weimarischen Gesellschaft erwachte ein regeres Interesse an wissenschaftlicher Unterhaltung, da auch der Herzog die Liebe zu naturwissenschaftlichen Forschungen theilte.

Das Jahr 1782 führte für Goethe neue Veränderungen in seinem Wirkungskreise herbei. Er wurde durch kaiserliches Diplom in den Adelsstand erhoben und übernahm, wenn auch nur interimistisch, nach Entlassung des Kammerpräsidenten von Kalb, der sich in seiner Geschäftsführung viel hatte zu Schulden kommen lassen, das Kammerpräsidium, d. h. die Leitung des Finanzwesens. Der Amtsgeschäfte waren jetzt so viele und darunter so unerquickliche, daß er größeren poetischen Arbeiten fast ganz entzogen ward. Wie „Tasso“ kam auch ein bald darauf angefangenes Drama „Elpenor“ von echt tragischer Anlage nicht über die ersten Acte hinaus; „Egmont“, dem zur Vollendung nur noch die letzte Hand fehlte, blieb wieder liegen. Nur das liebliche Singspiel „die Fischerin“, das „Wald- und Wasserdrama“, welches, im Freien im Garten zu Tiefurt an der rauschenden Ilm aufgeführt, das Fest eines Sommerabends schmückte, ward mit künstlerischer Gewandtheit rasch hingeworfen. Uebrigens war das Interesse für das Liebhabertheater erloschen. Seit 1784 spielte in Weimar die Schauspielertruppe des Wieners Bellomo, zu der Goethe als Dichter außer Beziehung blieb. Indeß verlor sich nicht ganz die Liebe zu dramatischen Arbeiten. Das Singspiel „Scherz, List und Rache“, das er für die Composition seines

Digitized by Google

Freundes Kayſer bearbeitete, hielt ihn über ein Jahr lang beſchäftigt; doch war er in dieſer Dichtung, bei der er eine freie, breitere Nachbildung des italieniſchen Intermezzos im Auge hatte, nicht glücklich: trotz aller angewandten Mühe konnte er ſie nicht zu einem anziehenden Drama geſtalten. Die Arbeit am „Wilhelm Meiſter“ gieng langſam nebenher; das Werk erhielt immer mehr die Beſtimmung, des Dichters Erfahrungen und Beobachtungen von Welt und Leben in ſich aufzunehmen, ſo daß ihm manche zerſtreuende Ausflüge, z. B. nach Gotha, Leipzig, Deſſau zugleich durch das Material, das ſie ſeinen Schilderungen liehen, von Nutzen waren.

Eine Reiſe nach dem Harz im Jahre 1783 diente ihm vornehmlich, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zu erweitern, und die daran ſich knüpfenden Beſuche in Göttingen und Caſſel, wo er mit Georg Forſter, den er ſchon 1779 hatte kennen lernen, und mit Sömmering zuſammentraf, waren der Beginn der mehr und mehr ſich erweiternden Freundſchaftsverbindungen mit den ausgezeichnetſten Forſchern auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft. Schon war er auch den Naturforſchern an der Landesuniverſität Jena näher getreten, trieb mit Loder Anatomie und ward von Büttner in botaniſchen Unterſuchungen unterſtützt. Die oſteologiſchen Studien, deren erſten Keim wir ſchon in der Mitarbeit an Lavaters „Phyſiognomik“ erkennen, worin faſt alles, was von Thierſchädeln geſagt iſt, Goethen angehört, führten ihn im März 1784 zu der Entdeckung, daß der Menſch ebenfalls einen Intermaxillarknochen habe, den man bisher nur in der Knochenbildung der Thiere glaubte nachweiſen zu können. Goethe legte ſeine Anſicht in einer beſondern Abhandlung der gelehrten Welt vor, ohne für ſie viel Beifall zu finden, bis nachmals die Naturforſchung ſie beſtätigt hat. Die Anſprüche, welche Oken auf die Priorität der Entdeckung erhoben hat, ſind als beſeitigt anzuſehen.

Digitized by Google

Still und ernſt war Goethe geworden, allein ſein Herz um ſo inniger und wärmer. In ſeinem Leben gab es kaum einen andern Zeitraum, in welchem ſein Gemüth in ſolchem Maße den höchſten Genuß in der Hingabe an die erwählten Freunde fand. Seine Liebe zu Frau von Stein beſtand in ungetrübter Harmonie, beglückt durch das Gefühl ewiger Dauer; ihren Sohn Fritz liebte und erzog er wie ſeinen Sohn. Mit Herder, von deſſen Umgang er in den erſten Jahren — mehr durch Herders als durch ſeine Schuld — fern gehalten war, verband ihn ſeit 1781 wieder die herzlichſte Freundſchaft. Auf die erſten Bände von Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ iſt viel von Goethes Geiſt und Naturforſchung übergegangen, und nicht minder gibt manche goethiſche Dichtung von Herders Einfluß Kunde. Wäre das religiös-didaktiſche Fragment „die Geheimniſſe“ vollendet worden, ſo beſäßen wir das vollgültigſte Zeugnis für Goethes liebevolle Anerkennung der herder'ſchen Humanitätsidee. Herder und Frau von Stein, das Publicum, an das ſich der Dichter bei allen ſeinen Arbeiten zunächſt wandte, ſollten ſpeciell über den „Geheimniſſen“ als Schutzgeiſter walten. Goethe wollte in dieſer Dichtung, von der wir nur einen vielverſprechenden Eingang beſitzen, an zwölf trefflichen Männern „die verſchiedenſten Denk- und Empfindungsweiſen, welche in dem Menſchen durch Atmoſphäre, Landſtrich, Völkerſchaft, Bedürfnis, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden,“ zur Anſchauung bringen. Alle beſtreben ſich, die Idee der höchſten humanen Ausbildung zu verwirklichen, und haben ſich daher einen Oberen, Humanus, erwählt. „Hier würde ſich dann gefunden haben,“ — ſo fährt der Dichter in der Erörterung ſeines Entwurfes fort — „daß jede beſondere Religion einen Moment ihrer höchſten Blüthe und Frucht erreiche, worin ſie jenem obern Führer und Vermittler ſich angenaht, ja ſich mit ihm vollkommen vereinigt. Dieſe Epochen ſollten in jenen zwölf Repräſentanten verkörpert und

Digitized by Google

fixiert erſcheinen, ſo daß man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, ſie zeige ſich auch in noch ſo wunderbarer Geſtalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müßte gefunden haben.“ Auch jetzt noch vermochte Goethe die Myſtik eines Lavater in Ehren zu halten; allein er war an dem Charakter des einſt ſo hoch verehrten Mannes irre geworden und zog ſich gleichwie Herder von ihm zurück; ihr letztes Wiederſehen zu Weimar im Sommer 1786 war ein Scheiden für immer.

Knebel, der unwandelbar treue Herzensfreund, theilte mit Goethe noch lebhafter als Herder die Liebe zu mineralogiſchen und geologiſchen Unterſuchungen. Mit ihm machte Goethe mehrere mineralogiſche Excurſionen durch den Thüringer Wald und in's Fichtelgebirge. Einen beſonders reichen Stoff für dieſe Studien fand er in Karlsbad, welches er zum erſten Male 1785 zur Stärkung ſeiner Geſundheit beſuchte, von dort aus die benachbarten Gebirgsgegenden durchſtreifend. Im folgenden Jahre wiederholte er dieſen Badeaufenthalt, den der Herzog mehrere Wochen hindurch mit ihm theilte, und benützte die Muße zur Redaction einer Geſammtausgabe ſeiner Werke, deren Verlag Göſchen in Leipzig übernommen hatte. Die Zuſammenſtellung der erſten Bände gieng leicht von ſtatten, indem Herder ihm bei der Reviſion treulich zur Seite ſtand. In den vollendeten Werken wurden abſichtlich nur ſelten bedeutende Veränderungen angebracht; den „Werther“ hatte Goethe ſchon vor einigen Jahren völlig umgearbeitet, eine mit der Haupthandlung parallel laufende Epiſode kunſtvoll eingewoben, durch mehrere neu hinzutretende Briefe die Stimmung ſeines Helden inniger motiviert, das Verhältnis zwiſchen Lotte und ihrem Gatten veredelt und der Darſtellung eine höhere, gleichmäßige Würde mitgetheilt. Für die fragmentariſchen Dichtungen wollte er noch die Muße nutzen, zu der ihm die Reiſe nach Italien Ausſicht bot.

Seit längerer Zeit hatte Goethe der Ausführung dieſes

Digitized

Lieblingsplans, der ihn schon in seinen Jugendjahren beschäftigt hatte, sich entgegengesehnt. Jetzt war für ihn die geeignetste Epoche gekommen, die Last der Geschäfte von sich zu werfen und eine Zeit lang ganz seinem Genius zu leben. Sogar der Herzog, der ihm bereitwillig den erforderlichen Urlaub bewilligt hatte, war über die Einzelheiten in dem Plane seines Freundes nicht unterrichtet. Um nicht durch eine hemmende Gesellschaft dem eigentlichen Zweck seiner Reise entzogen zu werden, hatte er den Freunden seinen Entschluß verheimlicht und verrieth seine Absicht erst, als er den Boden Italiens betreten hatte. In der Frühe des 3. Septembers 1786 verließ er Karlsbad und reiste unter angenommenem Namen im strengsten Incognito, ohne auch nur einen Bedienten mitzunehmen, rasch über München durch Tyrol, hochbeglückt, als ihm zwischen den fruchtprangenden Ufern des Gardasees die Sonne Italiens entgegenlächelte.

Wie der Jüngling mit offenem Auge, Genuß und Entzücken aus allem Schönen in sich aufnehmend, in die Welt geblickt, wie sein jugendfrischer Geist nach allen Seiten hin seine Kräfte geübt und Nahrung aus den verschiedenartigsten Gebieten des menschlichen Wissens geschöpft hatte, so tritt uns Goethe auf Italiens Boden verjüngt entgegen. Die lebendige Empfänglichkeit ist noch die nämliche, aber die Lehrjahre sind abgeschlossen; er ist geheilt von allen falschen Bestrebungen und richtet mit klarem Bewußtsein den Blick auf das Ziel, das er in jenen Lehrjahren als für ihn bestimmt, als seinen Geistesanlagen angemessen erkannt hat. Ueber sein Gemüth breitet sich die schönste Harmonie des Daseins, dem heitern, von sanftem Farbenduft umwebten Himmel des Südens vergleichbar. Die Reize der Natur wie des bewegten Volkslebens, die dort aufgehäuften vollendeten Schöpfungen der Kunst, alles wirkt zusammen, seinen Geist in beständiger Spannung und Thätigkeit zu erhalten und seinen dichterischen Sinn zum Urquell des Schönen hinzuführen. Selbst für die mit hohem Ernst

Digitized by Google

begonnenen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen nützt er jede ihm dargebotene Gelegenheit, den Kreis ſeiner Anſchauung und Forſchung zu erweitern. An einer Fächerpalme im botaniſchen Garten zu Padua (ſie iſt jetzt mit der Inſchrift palma di Goethe bezeichnet) entwickelt ſich ihm klarer der Gedanke, bei dem er in ſeiner „botaniſchen Philoſophie“ ſtecken geblieben war, daß man ſich alle Pflanzengeſtalten aus einer Urpflanze entwickeln könne, der Gedanke der Metamorphoſe der Pflanze, an den ſeitdem alle ſeine botaniſchen Unterſuchungen anknüpfen. Wie weit er indeß die Peripherie ſeiner Geiſtesthätigkeit ziehen mag, der größte Gewinn fällt doch der Poeſie zu: erſt auf italieniſchem Boden unter der Fülle der antiken Kunſtſchätze ſchwindet allmählich, aber nun auch völlig der Zweifel, der Goethe von Jugend auf geplagt hatte, ob er mehr zum bildenden oder dichtenden Künſtler geboren ſei; jetzt erkennt er die Poeſie als die eigentliche Naturbeſtimmung ſeines Genius.

Seine „Iphigenie“ begleitete ihn auf dem Wege nach Rom. Wiederholt hatte er während der letzten Jahre verſucht, das Gedicht, das ſeinem innerſten Weſen nach die Harmonie der rhythmiſch gebundenen Rede forderte, in Verſen erklingen zu laſſen. Nie war es ihm zur Zufriedenheit gelungen. Jetzt ſtellte ſich die lang geſuchte Form wie von ſelbſt ein. Am Gardaſee ſchrieb er die erſten Zeilen der metriſchen Umarbeitung. In Venedig wie in Rom widmete er dieſer ſeelenvollen Dichtung die ruhigen Morgenſtunden, bis das Gewühl des Tages ihn in's Volksleben zog oder im Anſchauen der Kunſtſchätze beſchäftigt hielt und ermüdete. Auf einige Zeit ward die Arbeit in Bologna unterbrochen durch die Ausbildung des Entwurfs einer „Iphigenie in Delphi“, welche Iphigeniens Zuſammentreffen mit der leidenſchaftlichen Elektra, die den Bruder getödtet glaubt, zu ſchildern hatte. Doch trat bald der neue Plan wieder in den Hintergrund; auch er wäre wahrſcheinlich nur bis zu einem Bruchſtücke ge-

Digitized by Google

diehen wie „Elpenor“ und bald hernach die „Nauſikaa“, an die den Dichter nur ein vorübergehendes Intereſſe feſſelte.

Auf der Fahrt nach Rom, dem vornehmſten Zielpunkt ſeiner Reiſe, vermochte nur Venedig, das durch ſeine Lage, ſeine alterthümlichen Prachtbauten und ſeine unerſchöpflichen Meiſterwerke der Kunſt auch auf unſern Dichter eine überwältigende Anziehungskraft ausübte, ihn ſo lange feſtzuhalten, daß er ein umfaſſendes Bild der vormaligen Königin des Meeres mit ſich forttrug. Florenz berührte er nur flüchtig, um ſich für die Rückreiſe ein ſorgfältigeres Studium ſeiner Kunſtſchätze vorzubehalten. Am Abend des 29. October betrat er das erſehnte Rom und verſenkte ſich mehrere Monate hindurch mit ganzer Seele in das Anſchauen ſeiner Herrlichkeiten, beglückt in dem Gedanken, gleich einem Neuling in der Kunſt umzulernen; von allen Anforderungen an das gegenwärtige Rom abſehend, war er ſtets nur bemüht, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben“. Von der Klarheit und Befriedigung, in welcher er jetzt lebte, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Kenntnisreiche Freunde wie der Maler Wilhelm Tiſchbein und Karl Philipp Moritz, der Verfaſſer des autobiographiſchen Romans „Anton Reiſer“, giengen ihm bei ſeinen antiquariſchen Studien fördernd an die Hand oder verſchönerten ihm wie die Malerin Angelica Kaufmann durch ihren Umgang den Aufenthalt. Das beliebte Incognito war nicht mehr feſtzuhalten. In Folge der Bekanntſchaft mit römiſchen Dichtern ward der Verfaſſer des „Werther“ am 4. Januar 1787 mit einem ſchmeichelhaften Diplom in die Dichtergeſellſchaft der Arcadia aufgenommen.

Wie in Venedig pflegte er auch in Rom die Frühſtunden der „Iphigenie“ zu widmen und gelangte mit Anfang des Januar zum Abſchluß, ſo daß er dies ſein „Schmerzenskind“ an die Freunde in der Heimath abſenden konnte; denn mehr für dieſen erwählten Kreis als für die deutſche Nation hatte er ſich der

Digitized by Google

Mühe der Umarbeitung unterzogen. Jedoch vermochten sich auch die seinem Geiste Vertrauteren in die neue metrische Form nicht gleich zu finden; es hatte fast den Anschein, als hätten sie die Dichtung lieber in dem früheren Prosagewande zu sich zurückkehren sehen. Für die Nachwelt kann es darüber keinen Zweifel geben, daß das Drama erst durch die neue Bearbeitung jene klassische Gestalt erhalten hat, vermöge deren es als eines der vollendetsten Denkmale von Goethes Dichtergeiste für alle Folgezeit dauert. Erst jetzt hatte der ideale Gehalt, die aus den Tiefen des Gemüths geschöpfte Innigkeit der Empfindung den entsprechenden Ausdruck, die reine Plastik der Charakterdarstellung erhalten. Neben dem weiblichen Ideal der Iphigenie, die als eine heilige, besänftigende Macht durch die Gewalt der Wahrheit alles Streitende versöhnt und schlichtet, treten uns hochherzige Männercharaktere entgegen, kämpfend mit dem Geschick und siegend über seinen Widerstand und über sich selbst. Dem Schauspiel fehlt der dramatische Zug, der die Tragödie des Euripides belebt, wie der starre, aller Sentimentalität abgewandte Sinn der Antike; das seelische Moment ist durch Goethe erst in die Dichtung gekommen. Aber der christlich-germanische Geist, der sich über dieselbe ausbreitet, vermählt sich mit der vollendeten Formenschönheit der hellenischen Kunstwelt. Die Sprache fließt in so melodischen Tönen dahin, wie die deutsche Dichtung sie Jahrhunderte hindurch nicht gekannt hatte.

Nachdem Goethe im Februar noch die römische „Carnevalsthorheit" durchlebt hatte, reiste er in Tischbeins Gesellschaft nach Neapel und fühlte sich hier — noch glücklicher jetzt als in Rom — durch die Herrlichkeit der umgebenden Natur in das freudigste Entzücken versetzt.

„Neapel ist ein Paradies," äußerte er; „jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso; ich erkenne mich kaum, ich scheine mir ein ganz anderer Mensch."

Digitized

Die üppige Pflanzenwelt, die ſtets wechſelnde Fläche des Meers, die Farbenpracht des Himmels, das rege, überall Heiterkeit und Lebensgenuß athmende Volksleben, alles dies erfüllte mit immer neuen Bildern ſeine empfängliche Phantaſie. Den Veſuv, der um dieſe Zeit in unruhiger Bewegung war, beſtieg er mehrmals und machte in Geſellſchaft von Freunden Ausflüge nach Päſtum und zu den Ueberreſten von Herculanum und Pompeji. Bei ſeinen Uebungen im Zeichnen, auf das er während ſeines Aufenthalts in Italien einen mehr als dilettantiſchen Fleiß verwandte, bediente er ſich der Leitung des Malers Philipp Hackert, deſſen ſtrenges Urtheil ihn anſpornte, ſich des Techniſchen noch mehr als bisher zu bemächtigen. Zwanzig Jahre ſpäter ſetzte er dem inzwiſchen verſtorbenen berühmten Landſchaftsmaler durch ſeine Biographie ein pietätvolles Denkmal der Freundſchaft und Verehrung, die ihn ſtets für Hackert beſeelt hatte.

In Begleitung eines jungen deutſchen Landſchaftsmalers, Namens Kniep, ſegelte Goethe in den letzten Märztagen nach Palermo ab, um durch einen Beſuch des geprieſenen Sicilien ſeiner italieniſchen Reiſe den eigentlichen Schlußſtein zu geben. In den köſtlichen Frühlingstagen, die er in Palermo und vor allem in deſſen nächſter Umgebung zubrachte, fand er faſt Campaniens Reize noch übertroffen. Die heiterſten Stunden verlebte er in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede. Geſchmückt mit der üppigſten Fülle von blüthenreichen Oleandern, Citronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Baſſins, worin Gold- und Silberfiſche ſpielten, unterbrochen wurden, umſpült von der plätſchernden Welle des dunkeln Meers, während über Land und See der glanzvolle Duft des wolkenloſen Aethers ſchwebte, erſchien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetiſche Welt. Er eilte, ſich einen Homer zu kaufen; die Odyſſee war ihm kein Gedicht mehr, ſie ſchien ihm die Natur ſelbſt zu ſein. „Taſſo“, deſſen Plan er während

Digitized by Google

der Ueberfahrt, selbst während der Plage der Seekrankheit durchdacht hatte, trat jetzt in seiner Vorstellung zurück. In seiner productiven Phantasie verwandelten sich die homerischen Schilderungen von der glücklichen Insel der Phäaken in ein Drama; er entwarf die „Nausikaa", eine „dramatische Concentration der Odyssee", die er im Geiste ganz durchgearbeitet hatte, ohne mehr als einige wenige Scenen niederzuschreiben. Mit nicht minder gespannter Geistesthätigkeit verfolgte er in Betrachtung der reichen Pflanzenwelt seine botanischen Ideen. Was er früher nur vermuthet und mit dem Mikroskop gesucht hatte, glaubte er in der Pflanzenwelt des Südens mit bloßen Augen als eine zweifellose Gewißheit zu sehen. Nachdem er die Insel durchkreuzt und rings umkreist hatte, am meisten verweilend bei den Ueberresten griechischer Bauwerke, begab er sich zum Fuße des Aetna, auf dessen Ersteigung er der frühen Jahreszeit halber verzichten mußte. Messina hatte sich noch nicht wieder aus den Trümmern erhoben, in welche das furchtbare Erdbeben von 1783 die schöne Stadt verwandelt hatte. Am 11. Mai schiffte er sich hier zur Rückreise nach Neapel ein.

Nach einer gefahrvollen dreitägigen Fahrt, auf der das Schiff, an dessen Bord er sich befand, nahe daran war, an den Felsen von Capri zu scheitern, ankerte er wieder in der Bucht von Neapel. Dort verweilte er noch zwei Wochen und fuhr am 3. Juni „durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, daß weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb". In Rom, wo er am 6. Juni wieder anlangte, war er jetzt heimisch genug, um nicht mehr blos im Anschauen zu leben; jetzt gab er dem lebhaft sich regenden Triebe zur technischen Ausübung der bildenden Kunst Raum: er bemühte sich, „das Handwerk der Sache zu lernen" und „seine kleinen Talente ganz durchzuarbeiten". Besonders förderlich wurde ihm dabei der Umgang mit Heinrich Meyer aus Stäfa bei Zürich,

Digitized by Google

einem Kenner der Kunſtgeſchichte und Anhänger der winckelmann'ſchen Kunſtideen; dieſen huldigte auch Goethe mehr und mehr. Das Schönheitsideal der Griechen ward nach Winckelmanns Auffaſſung das Grundprincip ſeiner Anſichten von der bildenden Kunſt wie ſeiner eignen theoretiſchen und praktiſchen Beſtrebungen und gab in gleichem Maße ſeiner Poeſie die entſchiedne Richtung zur antiken Behandlung und Form.

Unter dieſen Umſtänden war es eine ſchwere Aufgabe, den faſt in allen Theilen vollendet vorliegenden „Egmont“ nochmals ſo durchzuarbeiten, daß dieſe dramatiſche Dichtung ihm in der jetzigen Epoche ſeines Geiſtes genügte. Wir können die frühere Handſchrift nicht vergleichen; doch läßt ſich aus Goethes Aeußerungen ſchließen, daß er mit dieſem Werke eine bedeutende Umgeſtaltung vorgenommen habe. In einem ſeiner Briefe aus Rom macht er die Bemerkung, kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüths und mit mehr Gewiſſenhaftigkeit vollbracht als dieſes; er wiſſe, was er hineingearbeitet habe. Namentlich die beiden letzten Acte, die ſich durch ihre ſtiliſtiſche Form und überhaupt durch ihren ganzen Kunſtcharakter von der erſten Hälfte des Dramas unterſcheiden, laſſen auch jetzt noch die ſpäteren Zuthaten des Dichters erkennen. Im September konnte er die Handſchrift an die Freunde in Deutſchland abſenden. Auch dies Mal hatte er es nicht allen recht machen können. Schillers Recenſion, ſo berechtigt ſein Tadel auch in mancher Hinſicht war und von Goethe, der dem Freunde die Bühnenbearbeitung ſeines Dramas überließ, ſpäter auch anerkannt wurde, war doch Beweis genug, wie kühl ſich ſelbſt ebenbürtige Geiſter einem goethiſchen Meiſterwerk gegenüber vernehmen ließen. Doch geſtand der ſonſt ſchwer zu befriedigende Herder, ihn habe dies Drama Scene für Scene in ſeiner dieſen, männlich gedachten Wahrheit faſt zu Boden gedrückt. Mit tiefen Worten trifft er gerade den Kern des Stücks. Es weht in allen ſeinen Theilen die vom Gefühl der Freiheit und perſön-

Digitized by Google

lichen Würde, von dem Bewußtſein reiner Zwecke getragene Männlichkeit. Der Held iſt mehr ein liebenswürdiger Menſch denn ein großer politiſcher Charakter, eine edle Natur, welche auf das Intriguenſpiel, das ihn umgarnt, und die Tyrannenlaune ſtolz herabſieht und dem Tode kühn in's Auge blickt. Ohne daß er ſelbſt in ſeinem Weſen die geringſte Anlage zum Tragiſchen aufweiſen kann, wird ſein Geſchick tragiſch durch die Verhältniſſe, in die er hineingeſtellt iſt. Ein biederes, thätiges Volk tritt vor uns in den entſcheidendſten Momenten, wo es ſich um ſeine höchſten Güter, um ſeine Selbſtändigkeit und ſeine von den Ahnen ererbten Rechte handelt; dagegen führt uns Clärchens Liebe in die trauliche Welt des Gemüths, in die der Widerſtreit der Leidenſchaften nicht hineinreicht, bis auch dieſe in das allgemeine Geſchick verſchlungen und zertrümmert wird. Es verbindet ſich in dieſer dramatiſchen Dichtung die lebensvolle, jugendfriſche Auffaſſung geſchichtlicher Begebenheiten, welche Goethe in der früheren Epoche eigen war, mit der Idealität und klaren künſtleriſchen Behandlung, welche die italieniſchen Kunſtſtudien in ihm ausgebildet hatten.

In den Herbſt- und Wintermonaten widmete Goethe ſeine poetiſche Muße der Umgeſtaltung ſeiner ältern Singſpiele „Erwin und Elmire“ und „Claudine von Villa Bella“, welche in ihrer erſten, flüchtig hingeworfenen Form keineswegs den Anforderungen, genügen konnten, die er jetzt bei der Herausgabe ſeiner Schriften an ſich ſtellte. Die lieblichen Lieder wurden beibehalten; aber der Dialog ward durchweg umgearbeitet und erhielt metriſche Form. Gleichwohl möchte man faſt wünſchen, die darauf gewandte Mühe wäre einem größeren und anziehenderen Stoff zu Theil geworden. In „Erwin“ vermochte die kunſtvoll herausgebildete Form die Schwächen in der urſprünglichen Anlage der Handlung nicht zu verbergen. Höheren poetiſchen Werth hat das Singſpiel „Claudine“, über das der heitere Himmel, die

Digitized by Google

warme Sommernacht Siciliens ſich ausbreitet; doch konnte auch hier das Beſtreben des Dichters, einen Anfangs rein äußerlichen Vorgang innerlich zu motivieren und mehr in das Seelenleben zu verlegen, nicht gelingen. Ferner wurde zu der kleinen Dichtung „Künſtlers Erdenwallen“ im Tone des Hans Sachs aus der Frankfurter Zeit, deren beabſichtigte Umgeſtaltung unterblieb, eine der Form nach grundverſchiedne Fortſetzung „Künſtlers Apotheoſe“ hinzugefügt. Auch an die kleineren lyriſchen Gedichte ward die beſſernde Hand gelegt. Die Fauſtdichtung konnte jedoch auf dem Boden Italiens, wo Goethe die heiterſte Befriedigung fühlte, nicht gedeihen; gleichwohl ſuchte er den Faden wieder auf und fügte die Scene der Hexenküche hinzu; in der Ausgabe ſeiner Schriften mußte er den „Fauſt“ als Fragment mit bedeutenden Lücken in den Anfangsſcenen und dem ſchauervoll unverſöhnlichen Abſchluß durch die Kirchenſcene erſcheinen laſſen. Unter dieſen dichteriſchen Beſchäftigungen war der Zug zur Poeſie ſtets mächtiger in ihm geworden, ſo daß er gegen das Ende ſeines zweiten Aufenthalts in Rom ſich zu dem Geſtändnis genöthigt ſah: „Täglich wird mir's deutlicher, daß ich eigentlich zur Dichtkunſt geboren bin, und daß ich die nächſten zehn Jahre, die ich höchſtens noch arbeiten darf, dieſes Talent excolieren und noch etwas Gutes machen ſollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längern Aufenthalt in Rom werde ich den Vortheil haben, daß ich auf das Ausüben der bildenden Kunſt Verzicht thue.“

Noch einmal ſah er das römiſche Carneval an und bemühte ſich, von den Herrlichkeiten der Oſterwoche eine deutliche Anſchauung aller Einzelheiten zu gewinnen. Zögernd entſchloß er ſich zur Abreiſe. Gegen Ende des April 1788 nahm er ſchmerzlich Abſchied, einem Verbannten gleich, der von dem Theuerſten ſich losreißen muß; ihn begleitete, wie er ſelbſt ſich äußerte, auf der

Digitized by Google

Heimreiſe „der ſchmerzliche Zug einer leidenſchaftlichen Seele, die unwiderſtehlich zu einer unwiderruflichen Verbannung hingezogen wird“. Das Drama „Torquato Taſſo“, deſſen Plan er bereits vollſtändig entworfen hatte, begleitete ihn auf dem Rückwege in die Heimath und nahm die wehmüthige Stimmung in ſich auf, die den Dichter beim Abſchied von Italien erfüllte. Ein Theil wurde in Florenz gedichtet, wo er den größten Theil ſeines Aufenthalts in den dortigen Luſt- und Prachtgärten zubrachte. Ueber Mailand nahte er ſich den Alpen, beſuchte die Ufer des Comer Sees und kehrte durch die öſtliche Schweiz auf vaterländiſchen Boden zurück. Am Abend des 18. Juni langte er in Weimar wieder an.

Goethe war in Italien über ſeine Talente und Zwecke völlig in's Klare gekommen. Er war daher entſchloſſen, in ſeine früheren Geſchäftsverhältniſſe nicht wieder einzutreten, ſondern nur eine ſolche Stellung zu wählen, die ſeine geiſtige Thätigkeit nicht beſchränkte und für ſeine Studien die erforderliche Muße gewährte. In dieſer Abſicht eröffnete er von Neapel und Rom aus zart, doch entſchieden dem Herzog ſeine Wünſche. „Nehmen Sie den beſten Dank“, ſchrieb er am 27. Mai 1787, „für Ihre Geſinnungen, daß Sie mich ſo gütig erleichtern wollen. Wie jetzt unſere Sachen ſtehen, können Sie es ohne Nachtheil der Geſchäfte; ja, ich werde Ihnen mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun laſſen, was niemand als ich thun kann, und das Uebrige andern auftragen. Mein Verhältnis zu den Geſchäften iſt aus meinem perſönlichen zu Ihnen entſtanden; laſſen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen nach ſo manchen Jahren aus dem bisherigen Geſchäftsverhältnis entſtehn. Ich bin zu allem und jedem bereit, wo und wie Sie mich brauchen wollen. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu ſpielen gedenken; ich will gern jeder Zeit meine Meinung ſagen . . . . . Schon ſehe ich, was mir die Reiſe genützt, wie

ſie mich aufgeklärt und meine Exiſtenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, ſorgen Sie ferner für mich und thun Sie mir mehr wohl, als ich ſelbſt kann, als ich wünſchen und verlangen darf. Geben Sie mich mir ſelbſt, meinem Vaterlande, geben Sie mich Sich ſelbſt wieder, daß ich ein neues Leben und ein neues Leben mit Ihnen anfange! Ich lege mein ganzes Schickſal zutraulich in Ihre Hände. Ich habe ſo ein großes und ſchönes Stück Welt geſehen, und das Reſultat iſt, daß ich nur mit Ihnen und in dem Ihrigen leben mag." Wiederholt ſprach er ſich noch in dieſem Sinne dem Herzog gegenüber aus. Im September ſchrieb er ihm, froh des verlängerten Urlaubs: „Wie ſehr dank' ich Ihnen, daß Sie mir dieſe Muße geben und gönnen! Doch da einmal von Jugend auf mein Geiſt dieſe Richtung genommen hat, ſo hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen." Einen Monat vor der Abreiſe aus Rom, am 17. März 1788, bekannte er dem fürſtlichen Freund: „Ich darf wohl ſagen: ich habe mich in dieſer anderthalbjährigen Einſamkeit ſelbſt wiedergefunden. Aber als was? — Als Künſtler! Was ich ſonſt noch bin, werden Sie beurtheilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes, wirkendes Leben jene fürſtliche Kenntnis, wozu die Menſchen zu brauchen ſind, immer mehr erweitert und geſchärft, wie mich jeder Ihrer Briefe deutlich ſehen läßt; dieſer Beurtheilung unterwerfe ich mich gern. Nehmen Sie mich als Gaſt auf, laſſen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Exiſtenz ausfüllen und des Lebens genießen, ſo wird meine Kraft wie eine neu geöffnete, geſammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe nach Ihrem Willen leicht dahin oder dorthin zu leiten ſein. Ihre Geſinnungen, die Sie mir vorläufig in Ihrem Brief zu erkennen geben, ſind ſo ſchön und für mich bis zur Beſchämung ehrenvoll! Ich kann nur ſagen: Herr, hie bin ich, mach' aus deinem Knecht, was du willſt! Jeder Platz, jedes Plätzchen, die Sie mir aufheben, ſollen

Digitized by Google

mir lieb ſein; ich will gerne gehen und kommen, niederſitzen und aufſtehen."

Karl Auguſt wußte, was ihm ein jeder der Seinen galt; er wollte nicht ſchuld ſein, daß der Dichtergenius verloren gehe, um als ein Rad in der Maſchine der öffentlichen Verwaltung zu dienen. Dem bisherigen geheimen Aſſiſtenzrath Schmidt, dem Couſin und Jugendfreund Klopſtocks, welcher ſchon als Vertreter Goethes die Geſchäftsangelegenheiten des Präſidiums übernommen hatte, wurde das Amt eines Kammerpräſidenten übertragen, dabei jedoch Goethe das Recht vorbehalten, „um in beſtändiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben", den Seſſionen von Zeit zu Zeit, ſo wie es ſeine Geſchäfte erlauben würden, beizuwohnen und ſeinen Sitz auf dem für den Herzog beſtimmten Stuhle zu nehmen. Goethe behielt nur die Bergbaucommiſſion und übernahm nach und nach die Oberaufſicht über die Landesanſtalten für Wiſſenſchaft und Kunſt in Weimar, Jena und Eiſenach. Durch ſeine Fürſorge für die Univerſität Jena, für die öffentlichen Bibliotheken, Zeichenſchulen, ſowie ſeit dem Mai 1791 durch die Leitung des Weimarer Theaters hat er ſich ein Verdienſt erworben, deſſen ſegensreiche Wirkung weit über die Grenzen des weimariſchen Landes hinausreichte.

Goethe war in Italien ein anderer geworden, mehr vielleicht, als er ſich ſelbſt geſtehen mochte. Den alten Verhältniſſen konnte er ſich nicht mehr mit der früheren Liebe und Zufriedenheit hingeben; ein Unbehagen verfolgte ihn und machte ihn wortkarg und verſchloſſen gegen die gewohnte weimariſche Umgebung, welche ſein Entzücken über Italien, ſeine nach dem Süden gerichtete Sehnſucht und die neuen Errungenſchaften ſeiner geiſtigen Bildung nicht zu theilen vermochte und ſich durch ein offenes Wort nicht ſelten verletzt fühlte. Er zog ſich mehr auf ſich ſelbſt zurück, weil er ſich nicht verſtanden glaubte, und ſuchte die größere Befriedigung in der Fortſetzung ſeiner in Italien lieb gewonnenen

Studien, welche ihm eine Menge neuer, unabsehbarer Aufgaben gestellt hatten. Als eine der schwierigsten trat zu diesen die Untersuchung der Farbenbildung, nachdem ihm die Unhaltbarkeit der Theorie Newtons bis zur Evidenz eingeleuchtet hatte.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr fand sich ein häusliches Glück bei ihm ein, wie er es sich gerade in seiner jetzigen Lage wünschte. Johanna Christiane Sophia Vulpius (1764—1816), die Tochter eines weimarischen Beamten, war ein Mädchen von lebhaftem Wesen, einfacher Natürlichkeit und in ihrer Jugendblüthe, wenn auch nicht schön, doch durch Liebreiz gewinnend. Goethe ward bei der ersten, zufälligen Annäherung so von ihr angezogen, daß er mit ihr in ein vertrautes Verhältnis trat; vom 13. Juli 1788 datierte er seinen „Ehestand", obschon seine Verbindung nach bürgerlicher und kirchlicher Ordnung nicht dafür gelten konnte. Ihm schien sein häusliches Verhältnis die Welt nichts anzugehen („unsre Zufriedenheit bringt keine Gefährde der Welt"); genug für ihn, daß er sie, wie er gegen Herder äußerte, leidenschaftlich liebte. Christiane ward Goethes treue Gehilfin bei seinen botanischen und chromatischen Arbeiten, sie bereitete ihm eine angenehme Häuslichkeit; im höchsten Sinne geistig an ihm herangebildet hat sie sich nicht. Die Welt vermochte allerdings lange nicht dem Dichter oder gar seiner Gattin die Verletzung der öffentlichen Sitte zu verzeihen; wie das klatschsüchtige und tadellustige Weimar schon zuvor das ideale Verhältnis zu Frau von Stein durch allerlei böswillige Erfindungen beschimpft hatte, so traf auch jetzt vornehmlich Christiane mancher Vorwurf und Spott, und Goethe, der keine Verachtung der Geliebten duldete, sah sich genöthigt, Verhältnisse, die Jahre gedauert und ihn innig beglückt hatten, darum zu lösen. Von den Kindern, die ihm die „kleine Freundin" schenkte, blieb nur der älteste Sohn August, welcher am Weihnachtstage 1789 geboren wurde, am Leben. Das Glück der Honigmonate dieser Liebe schildern die

Digitized by Google

„römiſchen Elegien“, welche dieſen Namen ſowohl wegen der antiken Form, die durch die naive und darum ſittlich reine Behandlung des Sinnlichen geboten war, als wegen des Schauplatzes, wohin die Handlung verlegt iſt, erhalten haben; wie fern römiſche Erinnerungen damit verſchmolzen ſind, iſt ſchwer zu entſcheiden.

Die Befriedigung, die Goethe in dem häuslichen Liebesglücke fand, mußte ihn entſchädigen für die Löſung des innigen Freundſchaftsbundes zu Charlotte von Stein, welche dieſe ſchwere Probe nicht wie manche frühere, leichtere Irrungen zu beſtehen vermochte. Nachdem im Sommer 1789 der Bruch erfolgt war, ließ ſich das vorige Verhältnis nicht wieder herſtellen, wenn auch in einer ſpäteren Lebensperiode eine verſöhnliche Annäherung wieder ſtattfand. Herder war um dieſe Zeit in Italien. Die Freundſchaft mit ihm beſtand noch einige Jahre fort und ward durch Goethes Halbehe keineswegs geſtört. So lange Goethe von Weimar abweſend war, trug Herder ſogar wiederholt Sorge für die zurückbleibende Familie. Freilich aber hatte der Aufenthalt in Italien auf Herder ganz anders als auf den jüngeren Freund, der ihm vorangegangen war, gewirkt; dazu begannen jetzt Mißmuth und Kränklichkeit auf ſeinem Gemüthe zu laſten; und ſo mußten die geiſtigen Richtungen beider mehr und mehr aus einander gehen: Herder konnte Goethen das nicht mehr ſein, was er ihm früher geweſen war. Schillers Bekanntſchaft hatte Goethe bald nach ſeiner Rückkehr von Italien gemacht; allein damals trennte ſie eine allzu weite Kluft von einander, der Jahre ſowohl als der geiſtigen Bildung, als daß eine innigere Gemeinſchaft für's erſte möglich geweſen wäre. Indeß wußte Goethe den Werth Schillers ſo weit anzuerkennen, daß er bereitwillig die Hand bot, als es galt, ihn als Lehrer der Geſchichte für die Univerſität Jena zu gewinnen.

Das Schauſpiel „Torquato Taſſo“ wurde mitten in dieſem Wechſel von frohen und trüben Erlebniſſen ſeinem Abſchluß

entgegengeführt, das Drama eines mit sich selbst kämpfenden Dichtergemüths, die Wertherdichtung des Mannes. Die Subjectivität des Verfassers, so groß auch deren Antheil an diesem Werke ist, verschwindet jedoch vor der objectiven Haltung der dramatischen Behandlung. Indem Goethe die weiche Natur des leidenden Tasso, der sich ihm als Prototyp des echten Poeten überhaupt darbietet, mit treuer Benützung der historischen Ueberlieferung darstellt, verschmilzt er mit der Individualität desselben die leidenschaftlich erregten Momente des eignen Herzens. Gleichwohl spricht die beschwichtigende Stimme des verständigen, welterfahrenen Antonio ebenso in seiner eignen Brust, und wir haben das Urbild dieses Charakters nicht in Goethes Umgebung zu suchen; am wenigsten ist an Herder zu denken. Die Seele des Werkes sind vornehmlich die edlen Frauencharaktere, bei denen sich des Dichters Meisterhand in Darstellung der Weiblichkeit auf's neue glänzend bewährt hat. Die dramatische Handlung ist nicht reich und gelangt kaum zu einem genügenden Abschluß; sie entfaltet sich mehr in epischer Weise als Gemälde einiger Stunden aus dem Leben eines Dichters. Um so tragischer ist der Ausgang des Dramas: während sonst der physische Untergang des Helden die sittlich-geistige Lösung herbeiführt, wirkt Tassos schwarze Phantasie, die sich zerstörend gegen sich selbst richtet, in's Unabsehbare weiter. Tasso, indem er die Zustände rings um sich mißkennt, dichtet sich selbst sein tragisches Loos; wohin ihn sein schauerlicher Wahn führt, wird von Goethe nur mit verschleierten Worten angedeutet. Uebrigens hat kaum irgend ein anderes goethisches Werk eine solche Formvollendung; einen gleichen Schmelz und Wohlklang der Sprache hat der Dichter nie wieder erreicht.

Während die künstlerische Phantasie Goethes sich unter dem Frühlingshimmel Italiens ergieng, beschäftigte er sich zugleich damit, die dort gewonnenen Anschauungen von Natur, Volksleben

Digitized by Google

und Kunſt zur Darſtellung zu bringen. Der längere Verkehr mit dem aus Italien zurückkehrenden Moritz, der im Winter 1788 auf 1789 in ſeinem Hauſe wohnte, trug nicht wenig dazu bei, ſeinen Geiſt im geliebten Süden feſtzuhalten. Nach und nach trat eine Reihe einzelner Schilderungen nebſt Beiträgen zur Theorie der Kunſt an's Licht; ſie ſind jetzt unter die italieniſchen Reiſebriefe eingeſchaltet. Am ausführlichſten iſt das Gemälde des römiſchen Carnevals ausgefallen, ein Muſter von klarer, objectiver Schilderung eines Volksfeſtes. An die erſchöpfende Darſtellung der geſammten italieniſchen Reiſe gieng Goethe erſt im zweiten Jahrzehnt unſers Jahrhunderts; die Geſchichte dieſer Reiſe, nach dem Tagebuch und den Briefen bearbeitet, die er aus Italien an die Weimarer Freunde ſchrieb, ſollte damals eine Art von zweiter Abtheilung zu „Dichtung und Wahrheit“ werden. Der hohe Werth dieſes Werkes beruht nicht minder in der unvergleichlichen und von keinem ſpätern Schriftſteller mehr erreichten Schilderung Italiens als in der unmittelbaren Darſtellung des Umſchwungs, der ſich während der Reiſe in Goethe vollzog.

Wie er aber mitten im bunten Gewühl des italieniſchen Lebens nie der naturwiſſenſchaftlichen Studien vergeſſen hatte, ſo kehrte er auch jetzt von der Beſchreibung dieſes vielgeſtaltigen Treibens ſtets wieder zur ewig gleichen Natur zurück. Die Reſultate ſeiner Pflanzenbeobachtungen ſtellte er in dem „Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären,“ zuſammen (1790); „mit dieſem Werkchen“, ſchrieb er an Knebel, „fange ich eine neue Laufbahn an, in welcher ich nicht ohne manche Beſchwerlichkeit wandeln werde.“

Im Frühling 1790 ſah Goethe das obere Italien noch einmal wieder, indem er der heimreiſenden Herzogin Amalia bis Venedig entgegenzureiſen veranlaßt wurde. Er betrachtete es jedoch nunmehr mit mehr nüchternem Sinne als das erſte Mal; ſeine Sehnſucht war jetzt umgekehrt nach Norden gerichtet, wohin

Digitized by Google

ihn ein „großer Magnet“ zurückzog. Die von dem Dichter selbst als frech bezeichneten „venetianischen Epigramme“ sprechen die wechselnden Stimmungen und Zeitvertreibe während jener Wochen aus. Mit diesen und den fast gleichzeitigen „römischen Elegien“ beginnt die früher schon öfters versuchte antike Form die goethische Lyrik eine Zeit lang zu beherrschen. Im Gefolge der Herzogin traf er seinen Freund Heinrich Meyer, den er die Hoffnung hatte für Weimar zu gewinnen und sich zum treuen Gefährten für die zweite Hälfte seiner Lebenswanderung zu erwerben. Gemeinschaftlich erfreuten sie sich des Genusses der Kunstschätze von Mantua, worauf Goethe durch Tyrol und über Augsburg und Nürnberg nach Weimar zurückreiste.

Nach den friedlichen Tagen in Italien erwarteten ihn gar bald die Zerstreuung, Spannung und Mißstimmung, welche im Gefolge der gewaltigen Zeitereignisse näher und näher traten. Schon im Sommer 1790, als er kaum aus Italien heimgekehrt war, berief ihn der Herzog nach Schlesien, um ihn dem stockenden häuslichen Stillleben zu entreißen. Karl August wohnte daselbst als Verbündeter Preußens dem preußischen Feldlager bei, mit welchem eine Demonstration gegen Oesterreich beabsichtigt ward, die bald hernach mit einer Verbindung gegen das revolutionäre Frankreich endete. Goethe hielt sich von dem militärischen Lärm und Schaugepränge fern und widmete seine Muße osteologischen Untersuchungen. Die Naturstudien boten ihm jetzt ein Heilmittel gegen den stürmischen Drang des äußern Lebens. In dieser Hinsicht war ihm ein Ausflug nach Galizien sehr willkommen, der ihm Gelegenheit bot, die Bergwerke von Tarnowitz und die Salinen von Wieliczka zu besuchen. In Weimar dagegen traten ihm die optischen Studien wieder näher. Er beobachtete einzelne Farbenphänomene, durch die ihm die newton'sche Farbentheorie widerlegt zu sein schien. Die in den Jahren 1791 und 1792 erschienenen Beiträge zur Optik wurden jedoch

Digitized by Google

von den Fachgelehrten eben so kalt wie seine früheren naturwissenschaftlichen Aufsätze aufgenommen, was den Verfasser indeß nicht irre machte, auf dem betretenen Wege fortzugehen.

Obwohl die Naturforschung von jetzt an mit immer größeren Aufgaben an ihn herantrat und ein wichtiger Theil seines Geisteslebens ward, so vermochte sie doch nicht so viel über ihn, um ihn der poetischen Production völlig zu entziehen. Zwischen beiden fand fortan die lebhafteste Wechselwirkung statt. Es drängte Goethe, die Zeitereignisse, so störend sie auch in die Harmonie seiner geistigen Existenz eingriffen, dramatisch zu verarbeiten. Die Geschichte des berüchtigten Halsbandprocesses, der auf die Fäulnis der höheren Gesellschaftskreise Frankreichs bis in die Nähe des Thrones ein grelles Licht warf, hatte der Dichter lange mit sich herumgetragen und sie Anfangs als Oper, dann als Lustspiel behandelt. Der „Großkophtha“ (1791) — so nannte sich der Betrüger Cagliostro, der im Mittelpunkte des niedrigen Intriguenspiels steht — konnte freilich diejenigen nicht befriedigen, welche an Schilderungen goethischen Seelenlebens gewöhnt waren. Die Lustspiele „der Bürgergeneral“ und „die Aufgeregten“ sind ebenfalls neben den politischen Epigrammen ein Beweis, wie sehr sich die das Zeitalter bewegenden Ideen auch in seine friedliche poetische Welt eindrängten. Den Enthusiasmus des idealen Liberalismus konnte er nicht theilen; er sah nur den Umsturz des Bestehenden, ohne an der Aussicht auf eine schönere Gestaltung der Zukunft sich erfreuen zu können. Zu dem Volke als Masse hatte er kein Vertrauen. Doch blieb sein Urtheil gemäßigt und von servilem Aristokratismus nicht minder entfernt.

Im Jahre 1792 trat Goethe dem Herde der Revolution nahe genug, um zu erkennen, wie er selbst in jenen Tagen aussprach, daß eine neue Epoche der Weltgeschichte beginne. Auf dem verhängnisvollen Feldzuge der verbündeten Oester-

Digitized by Google

reicher und Preußen, an welchem Karl August als Chef eines preußischen Armeecorps Theil nahm, lernte er als Begleiter seines fürstlichen Freundes die Ereignisse des Kriegs und das Lagerleben aus eigner Erfahrung kennen, Anfangs ein Zeuge des siegestrunkenen Vordringens auf französischem Boden und der Uebergabe von Verdun, bis mit der Kanonade von Valmy an die Stelle der leichtsinnigen Hoffnung die Niedergeschlagenheit trat und der unglückselige Rückzug beschlossen wurde. Goethes eigne Mühseligkeiten, die seinen Gleichmuth nicht erschütterten, dünkten ihm gering gegen das schmerzliche Gefühl, daß gegen so viele Leiden menschliche Hilfe ohnmächtig war. Gewaltsam suchte er seinen Geist von dem Gegenwärtigen abzuziehen und wandte sich zur Beobachtung der Farbenerscheinungen und zur weitern Entwicklung seiner optischen Theorie als einem Anker der Rettung. Gegen die Mitte des October gelangte er auf deutschen Boden zurück und begab sich über Luxemburg und Trier, dessen Alterthümer ihm einen neuen Stoff zu belehrender Betrachtung gaben, an den Rhein, an dessen Ufern er vor kurzem die Freunde unter ganz anderen Aussichten und Hoffnungen verlassen hatte. Schon näherte sich das Kriegsgetümmel diesen bisher so friedlichen Landschaften, welche bestimmt waren, auf lange Zeit der Schauplatz blutiger Kriege zu sein. Goethe, von den schrecklichen Bildern der letzten Ereignisse verfolgt, fühlte ein lebhaftes Verlangen „aus der fremden, gewaltsamen Welt an Freundesbrust“. Von Coblenz aus fuhr er den Rhein hinab und besuchte Friedrich Heinrich Jacobi, den Freund seiner Jugend, in seinem idyllischen Pempelfort bei Düsseldorf. Zwar hatte die vormals geträumte Geistesgemeinschaft sich im Lauf der Jahre nicht bewährt, und das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden ward durch die Verschiedenheit ihrer geistigen Richtung einige Male gestört; allein ihr Gemüth zog sie doch immer wieder zu einander hin, und ihr Wiedersehen schloß den Bund auf's neue: konnten auch die Miß-

Digitized by Google

verſtändniſſe in heiterer Geſelligkeit und offenem Gedankenaustauſch nicht immer ausgeglichen werden, ſo daß es Goethe nicht ſelten vorzog, die disharmonierenden Saiten lieber gar nicht erklingen zu laſſen, ſo wurden doch die alten Erinnerungen durch die Liebe wieder beſiegelt. Wochen lang ließ ſich der Dichter von den zarten Aufmerkſamkeiten ſeines gaſtlichen Freundes feſſeln und fühlte ſich darauf durch ein gleiches Verlangen nach ſanften Menſchen zu einem Beſuche bei der Fürſtin Gallitzin in Münſter bewogen, deren Bekanntſchaft er in Weimar gemacht hatte. Geſpräche über Religion, die im Verkehr mit der frommen Fürſtin in erſter Linie ſtanden, ſchienen jetzt ſeinem Gemüthe unendlich wohl zu thun, und die Schilderungen Italiens, die ſtets der geſpannteſten Theilnahme begegneten, verſetzten ihn noch einmal in die Tage friedlichen Genuſſes. Nach dem Abſchied von Münſter begleitete ihn noch die Fürſtin bis auf die erſte Station, indem ſie ſich zu ihm in den Wagen ſetzte. Noch einmal tauſchten ſie ihre Religionsanſichten gegenſeitig aus, und ſie trennte ſich von ihm mit dem Wunſche, ihn, wo nicht hier, doch dort wiederzuſehen.

Voll Sehnſucht eilte Goethe der Stille ſeines Hauſes wieder entgegen. Er fand den Neubau desſelben in ſeiner Abweſenheit durch die Güte des Herzogs ſehr gefördert und hatte zugleich die Freude, ſeinen Freund Heinrich Meyer als Haus- und Tiſchgenoſſen bei ſich aufnehmen zu können. Am wenigſten konnte er gerade jetzt geneigt ſein, auf eine Anfrage wegen Uebernahme einer Stelle im Frankfurter Rath anders als ablehnend zu antworten; der Gedanke lag ihm jetzt fern, ſein geliebtes Weimar mit irgend einer andern deutſchen Stadt zu vertauſchen. Noch einmal riefen ihn jedoch die Kriegsunruhen an den Rhein zurück. Im nächſten Frühling begab er ſich zu ſeinem Herzoge in das Lager vor Mainz und war Augenzeuge der Verwüſtung des Bombardements und des Abzugs der franzöſiſchen Beſatzung.

Digitized

Mit dem Ende dieſes Feldzugs legte der Herzog zum großen Schmerze ſeines Armeecorps ſein Commando nieder, und dadurch wurde auch Goethe den friedlichen Beſchäftigungen wieder ganz zurückgegeben. Die großartige Darſtellung der beiden Kriegsjahre theilte er faſt dreißig Jahre ſpäter als neuen Abſchnitt aus ſeiner Autobiographie dem deutſchen Publicum mit.

Selbſt die Zeit der Unruhen und des Mißmuths hatte nicht vorübergehen können, ohne ein poetiſches Denkmal zu hinterlaſſen. Das altdeutſche ſatiriſche Epos „Reineke Fuchs“ war Goethe durch die Zeitwirren lieb geworden; er ſah in deſſen humoriſtiſchen Bildern ſich ebenfalls eine verworrene Zeit voll Liſt und Gewaltthat abſpiegeln. Seine Umarbeitung in Hexametern, deren zwölf Geſänge 1794 als zweiter Band ſeiner „neuen Schriften“ (Berlin bei Unger, 1792—1800) erſchienen, änderte zwar durchweg den naiven Ton der Erzählung; allein der tüchtige Kern der Dichtung bewährte ſich auch in der gemeſſeneren und würdevolleren antik-modernen Form, durch die es unſrer Literatur auf's neue angeeignet ward.

Um dieſelbe Zeit war Goethen in Folge der Uebernahme der Bühnenintendanz ſein Roman „Wilhelm Meiſters Lehrjahre“ wieder näher getreten. Obgleich Plan und Tendenz dieſer Dichtung aus einer früheren Lebensperiode erwachſen waren, ſo hatte er doch den Faden nicht aus ſeiner Hand gleiten laſſen und ihn ſelbſt mit der Bildungsſchule, die er in Italien fand, in Verbindung erhalten. War bisher die poetiſche Welt, mit der er die Proſa des geſellſchaftlichen Lebens in Contraſt und Conflict zu ſetzen beabſichtigte, vornehmlich durch den theatraliſchen Dilettantismus vermittelt worden, indem er die Bildungsgeſchichte ſeines Helden durch dieſen hindurchführte, ſo zeigten ſich dem Dichter jetzt andere Probleme, andere Zwecke des geiſtigen Lebens. In dem Momente, wo er wiederum Hand an ſeinen Roman legte, konnte er ſich kaum verhehlen, daß die Formen

Digitized by Google

des socialen Lebens, in denen sich seine Schilderungen bewegt hatten, einem unvermeidlichen Umsturz entgegen giengen. Der Roman erhielt daher einen weit objectiveren Charakter, als von vorn herein beabsichtigt war; er wurde zu einer Darstellung vielseitiger Ausbildung für die Welt und durch die Welt. Der Dichter führt den begabten, strebsamen Jüngling, an dessen Geschicken er uns Theilnahme einflößt, durch eine Reihe sich stufenweise steigernder Lebensverhältnisse, wodurch er das Gemälde manchfacher gesellschaftlicher Verhältnisse sowie die verschiedenartigsten männlichen und weiblichen Charaktere an unsern Blicken vorüberziehen läßt. Das Ziel, bei welchem Wilhelm Meister am Ende seiner Lehrjahre nach einer langen Reihe von Verirrungen anlangt, bezeichnet Schiller treffend in dem großen Briefe vom 8. Juli 1796: „Er tritt von einem leeren und unbestimmten Ideal in ein bestimmtes, thätiges Leben, aber ohne die idealisierende Kraft dabei einzubüßen." Zugleich breitet diese umfangreiche Dichtung, die in eben dem Maße episch ist wie „Werther" lyrisch, einen Schatz von Lebensbeobachtungen und ästhetischen Erörterungen vor uns aus, und um ihren künstlerischen Werth zu vollenden, kleidet sich Erzählung wie Lehre in das Gewand eines meisterhaften Stils, der mit jedem Reiz der Anmuth geschmückt ist. Bis 1796 ward Goethes Thätigkeit hauptsächlich bei diesem Werke festgehalten. Doch drängten sich zu gleicher Zeit so ausgedehnte geistige Anforderungen an ihn heran, daß ihm diese Jahre wie ein neuer Lebensfrühling erschienen, worin unverhofft Blüthe auf Blüthe emporkeimte. Der anregenden Freundschaft ausgezeichneter Männer gebührt davon ein großer Antheil.

Der herzliche Verkehr mit Herder, der trotz der principiellen Verschiedenheit mancher Anschauungen nicht gelitten hatte, wurde etwa seit 1795 immer lauer und lässiger, als sich neue Freunde zeigten, die sich Herders Sympathien nicht gewinnen konnten.

Digitized by Google

Die Richtung ſeiner Studien ſowie ſeine amtliche Stellung veranlaßten Goethe, die wiſſenſchaftlichen Beziehungen zu der Univerſität Jena zu pflegen. Er nutzte ſeinen häufigen Aufenthalt in Jena, um mit der beſcheidenen Lernbegierde eines Neulings von den Vorträgen bedeutender Naturforſcher, des Anatomen Loder, des Botanikers Batſch, des Chemikers Göttling, zu lernen; er ließ dort den botaniſchen Garten anlegen und förderte die naturhiſtoriſchen Sammlungen und Apparate. Damals ward der innige Freundſchaftsbund mit Wilhelm und Alexander von Humboldt geſchloſſen, von deren hohem geiſtigen Gehalt und tiefer wiſſenſchaftlicher Gründlichkeit Goethe ſich in ſeinem Streben ſtets ermuntert und gefördert fühlte. Indeß um in ihm den poetiſchen Genius wach zu halten und das Band zwiſchen Poeſie und Wiſſenſchaft herzuſtellen, ward ihm im günſtigſten Momente die Freundſchaft Schillers geſchenkt.

Jahre waren vergangen, ſeit die beiden zum erſten Mal in dem Hauſe der Frau von Lengefeld in Rudolſtadt wenige Monate nach Goethes Rückkehr aus Italien 1788 mit einander zuſammengetroffen waren. Die erſte Bekanntſchaft wirkte nach keiner Seite hin anziehend. Schiller war damals nicht in der Faſſung, von Goethe lernen zu wollen, und ſuchte ihn daher auch in Weimar, wo er den nächſten Winter verlebte, nur ſelten auf. Goethe, den Tendenzen der Sturm- und Drangperiode längſt entfremdet, konnte den Weg, den Schiller in ſeinen Jugendwerken betreten hatte, nicht billigen. Gleichwohl wußte er den Ernſt, der in allen ſeinen Productionen herrſchte, zu ſchätzen und wirkte daher mit dahin, daß Schiller durch eine Anſtellung an der Landesuniverſität dem weimariſchen Staate erhalten blieb. Schiller ward durch die Philoſophie Kants und Fichtes, durch welche er ſich mit dem redlichſten Fleiße hindurcharbeitete, noch mehr in dem einſeitigen Idealismus beſtärkt, der dem goethiſchen Genius nicht gerecht zu werden vermochte. Ein Geſpräch mit Goethe

Digitized by Google

bei deſſen Beſuch in Jena im October 1790 hatte die Verſchiedenheit ihrer Denkweiſe auf's neue ſchlagend dargethan. Doch der Augenblick, wo ſie einander näher rückten, war nicht mehr ſo fern, wie ſie damals glaubten. Schiller, mit dem „Wallenſtein" beſchäftigt, wandte ſich aus der Höhe der Abſtraction mehr und mehr zu poetiſcher Auffaſſung des realen geſchichtlichen Lebens zurück und ſtand mit dem Plan zur Herausgabe der „Horen" an dem Eingang einer neuen Bildungsepoche. Der Wunſch, Goethe als Mitarbeiter für ſeine Zeitſchrift zu gewinnen, beſtimmte den jüngeren Dichter zu einem freundlicheren Entgegenkommen, das von Goethe ſogleich erwidert ward. Als in den zukunftreichen Stunden im Juli 1794, da ſie den tieferen Schacht ihrer Ideen zum erſten Mal einander öffneten, ſich die Geiſter ganz erkannt und lebendig erfaßt hatten, hielten ſie in treuer Liebe an einander feſt, und Goethe hat die Verehrung für Schiller bis an's Ende ſeiner Tage bewahrt. Das ahnte ſchon Goethe klar nach jenem erſten, gehaltvollen Ideenaustauſche, indem er Schillers Freundſchaftsworte mit dem Geſtändnis erwiderte, daß auch er von den Tagen jener Unterredungen eine neue Epoche rechne.

Ihrem Weſen nach einander entgegengeſetzt, traten die beiden Größten unſerer Literatur zum Lebensbunde zuſammen, ſich einander zu ergänzen, ohne die Eigenart ihrer Naturen aufzugeben. Goethe gieng von der ſinnlichen Anſchauung aus, aber er ſuchte die Idee, die als letztes Geſetz über der unbegrenzten Fülle der einzelnen Erſcheinungen waltet; er faßte das Beſondere ſo tief, daß es ihm zum Symbol des Allgemeinen wurde. Schiller gieng von der Idee aus, ohne aber je die Manchfaltigkeit der Erfahrung aus den Augen zu verlieren; er ſtellte das Abſtracte ſinnlich dar, er ſuchte zu dem Allgemeinen, das er als philoſophiſcher Forſcher erkannt hatte, als Künſtler das Beſondere. Jetzt brachte er durch ſeine Ideenkraft Goethes ſtockende Anſchauungen in

Digitized by Google

fruchtbare Bewegung; dieſer gab ihm hinwieder Objecte für ſeine Ideen. Zärtlich geſtaltete ſich das perſönliche Verhältnis zwiſchen beiden. Wie zu einem älteren Bruder ſah Schiller zu Goethe hinauf, und dieſer liebte in jenem bald den einzigen Freund, der fähig und willig war, in allen Beziehungen ſeines Strebens ihm Verſtändnis und Theilnahme entgegenzubringen.

Im September kam Schiller nach Weimar und wohnte zwei Wochen in Goethes Hauſe. Wie viel hatten ſich jetzt die beiden Wanderer zu ſagen, die gleichſam am Ziel der Reiſe in glücklicher Stunde zuſammentrafen! Hatte Schiller noch vor wenig Jahren Goethes Philoſophie den Vorwurf gemacht, ſie hole zu viel aus der Sinnenwelt, ſo ſpendete er nun, als er ſeine Urtheile über „Wilhelm Meiſter“ entwickelte, dem Realismus Goethes die wärmſte Anerkennung und begleitete die Dichtung Schritt vor Schritt mit dem eindringenden Studium einer liebevollen Begeiſterung. Um den „Horen“ eine freundſchaftliche Thätigkeit zu widmen, bearbeitete Goethe neben dem „Wilhelm Meiſter“ einen kleinen Novellenkranz, den er als „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderten“ einkleidete und mit dem zauberhaft ſchönen, vielfach gedeuteten Mährchen von der Erlöſung der verzauberten Lilie ſchloß. Der Zuſammenhang mit den Zeitereigniſſen war bei dieſen „Unterhaltungen“ eben ſo wenig als bei dem kurz vorher im Anſchluß an Rabelais entworfenen Fragment einer „Reiſe der Söhne Megaprazons“ zu verkennen. Die Ueberſetzung der Lebensbeſchreibung des Benvenuto Cellini, zu der Goethe durch die erneuerte Beſchäftigung mit italieniſcher Kunſtgeſchichte geführt wurde, ward ebenfalls für die „Horen“ beſtimmt. Zu Goethes poetiſchen Beiträgen, den „römiſchen Elegien“ und didaktiſchen Epiſteln, traten bald noch die lieblichen Gaben hinzu, welche er zu Schillers Muſenalmanach beiſteuerte.

Während unſere Dichter durch ihr Zuſammenwirken und

Digitized by Google

durch den Beifall der in ihren Augen urtheilsfähigsten Freunde sich zu muthigem Selbstgefühl gestärkt und im idealen Streben gehoben fühlten, sahen sie rings um sich in der größeren literarischen Welt so viel Engherzigkeit und Mißgunst, so viel Anmaßung der Mittelmäßigkeit und Protection der Schwäche, daß der Unwille über das seichte Treiben und die Gedankenlosigkeit der Masse zuletzt dahin gedrängt ward, das lange beobachtete stolze Schweigen zu brechen. Goethe, der seit der venetianischen Reise sich häufig der kurzen epigrammatischen Form bedient hatte, um einem Unbehagen Luft zu machen, warf zuerst gegen Schiller den Gedanken hin, man solle in einer Reihe von Epigrammen über die literarischen Wortführer des Tags Gericht halten, und fügte sogleich einige Distichen, die er nach einem Buche des Martial als Xenien, als Gastgeschenke bezeichnete, zur Probe bei. Schiller ergriff diesen Plan mit der ihm eigenen Energie. Seit dem Ende des Jahres 1795 ward mit heimlicher Freude das Feuerwerk vorbereitet, das im Herbst 1796 mit dem neuen Jahrgang des Musenalmanachs über den nichts ahnenden Häuptern losgelassen werden sollte. Literarische Urtheile, persönliche Invectiven, Sprüche der Lebensweisheit und ästhetische Maximen, alles ward in der schlagenden Kürze der Monodisticha fixiert. Goethe gab schließlich dem Wunsche Schillers nach, die „unschuldigen" Epigramme von den satirischen zu trennen, welche letzteren demnächst unter der besonderen Aufschrift „Xenien" den Schluß des Musenalmanachs ausmachten. Ein gewaltiger Sturm erhob sich in der literarischen Welt, und selbst die sonst so rücksichtslosen Polemiker Herder und Voß, so wenig sie sich über persönliche Angriffe zu beklagen hatten, schüttelten entrüstet das Haupt. Goethe ward bei dem ganzen Vorgang als das böse Princip angesehen, indem man Schiller für den Verführten hielt; gleichwohl waren Schillers „Xenien" ungleich schärfer und schnitten tiefer ein in das faule Fleisch der Tagesliteratur.

Digitized by Google

Auf die Fluth von Gegengeschenken der plumpsten und gröbsten Art erwiderten die verbündeten Freunde nichts und ließen das Unwetter, das sie vorausgesehen hatten, gelassen austoben und vorüberziehen. Sie wußten, daß sich am besten durch neue poetische Schöpfungen antworten lasse. Goethe forderte im November 1796 den jüngeren Genossen geradehin dazu heraus: „Nach dem tollen Wagestück mit den ‚Xenien' müssen wir uns blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere proteische Natur zu Beschämung aller Gegner in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Vom Epigramme wandten sie sich zur epischen Dichtung und begannen jene Reihe klassischer Balladen und Romanzen, welche dem Jahre 1797 den Namen des Balladenjahrs, dem Musenalmanach auf 1798 den Beinamen des Balladenalmanachs gaben. Von Goethes Dichtungen ist vor allen „der Zauberlehrling", „die Braut von Korinth" und „der Gott und die Bajadere" zu erwähnen. Zugleich hatte er in der Idylle „Alexis und Dora" einen höchst glücklichen Versuch gemacht, die antike Form für die halb epische Darstellung anzuwenden. Dadurch fand er den Uebergang zu dem Epos „Hermann und Dorothea", dessen Composition ihn seit dem Herbst 1796 beschäftigte; im Ausgang des folgenden Frühjahrs vollendet, erschien das Werk als Taschenbuch auf 1798.

Mit dieser Dichtung hatte Goethe nicht blos nach dem Urtheil der Freunde, sondern dem der ganzen Nation den Kranz des Epikers mit dem des lyrischen und dramatischen Dichters verflochten. Deutsches Volksleben und deutsche gemüthliche Familiensitte, friedliche häusliche Verhältnisse und erschütternde Weltereignisse schließen sich zu einem epischen Gesammtbilde an einander, in welchem sich das tiefste dichterische Gefühl mit der vollendeten Kunstfertigkeit plastischer Behandlung vereinigt. Mag sich auch nach der idyllischen Seite hin die Schilderung volksthümlicher Sitte an Voſſens „Luise" anlehnen, so öffnet sich doch in Goethes

Digitized by Google

Darſtellung eine größere Weltbühne, und das häusliche Stillleben iſt nur die Folie der weltbewegenden Geſchicke der Geſammtheit, welche ihre Wirkung bis in das Innere des Familienlebens erſtrecken. Eine wenig bedeutende Epiſode aus der älteren Emigrationsgeſchichte der Salzburger Proteſtanten liefert dem Dichter den Stoff, den er aber in die inhaltsreichen und folgenſchweren Zeiten der Gegenwart verſetzt und ſo das großartige Bild der franzöſiſchen Revolution zum Hintergrund ſeines Gemäldes gewinnt.

Während ſich Schiller jetzt mit ſeiner ganzen Kraft dem Drama hingab, für das er ſich nach einigem Schwanken mit richtiger Selbſterkenntnis entſchied, verſenkte ſich Goethe in das Studium des griechiſchen Epos, für welches Friedrich Auguſt Wolfs homeriſche Unterſuchungen und Voſſens Ueberſetzungen das allgemeinſte Intereſſe erregt hatten. Epiſche Entwürfe folgten einander raſch; doch fand er kein ſo glückliches Sujet wieder wie „Hermann und Dorothea“, das er, durch Wolf endlich von dem Namen des einen, göttergleichen, keinen Nebenbuhler duldenden Homeros befreit, als letzter der Homeriden zu behandeln unternommen hatte. Die „Achilleis“, welche ſich an die Ilias als Fortſetzung anſchloß, rückte nicht über den erſten Geſang hinaus, obſchon der Plan des Ganzen bis in's Einzelne durchdacht war; denn der Dichter vermochte den ſpröden Stoff, der ſeiner Individualität und den Zeitintereſſen allzu fern lag, nicht mit Wohlbehagen zu bewältigen. Glücklicher war die Wahl des „Wilhelm Tell“; doch dieſen Stoff gab er auf und überließ ihn Schiller für die dramatiſche Behandlung. Goethe vermochte nicht wie Schiller bei einem einzigen Werke unabläſſig auszudauern; ſondern der Umfang ſeiner geiſtigen Thätigkeit zog ihn in raſchem Wechſel von einem Problem zum andern hinüber, und ſtets war es ihm mehr um die Freude des Schaffens als um die Vollendung des Angefangenen zu thun.

Im Sommer 1797 unternahm Goethe seine dritte Reise nach der Schweiz, um mit Heinrich Meyer, der sich zwei Jahre in Italien aufgehalten hatte, zusammenzutreffen. Seine Absicht, in Begleitung des kenntnisreichen Freundes noch einmal Italiens Boden zu betreten, kam nicht zur Ausführung; jedoch verweilte er lange mit ihm in seiner Heimath am Züricher See, und vor den Studien antiker Kunst trat für's erste alles andere in den Hintergrund. Aus den Erörterungen der wieder vereinigten Freunde erwuchs das Project einer kunstgeschichtlichen Zeitschrift, der „Propyläen"; den Verlag übernahm der betriebsame Buchhändler Cotta in Tübingen, bei dem Schillers „Horen" und Musenalmanache herauskamen und mit dem nun auch Goethe auf seiner Hinreise in nähere Verbindung getreten war. Sie erschien von 1798 bis 1800, mußte aber wie kurz zuvor die „Horen" wegen Mangels an Unterstützung von Seiten des Publicums eingehen. Goethe lieferte mehrere Beiträge, unter andern die Abhandlungen über „Laokoon", über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, die in Briefen und Dialogen abgefaßte Kunstnovelle „der Sammler und die Seinigen". Er war wie Meyer ein warmer Vertreter der winckelmann'schen Kunstansichten. Sein Bemühen, die Kunstbestrebungen der Gegenwart auf diese Grundlage zurückzuführen, rief auch die weimarischen Preisbewerbungen nach vorgeschriebenen Aufgaben und die Kunstausstellungen in's Leben; sie wurden bis 1805 fortgesetzt. In diesem Jahre gab er im Verein mit Meyer und Wolf die Abhandlungen „Winckelmann und sein Jahrhundert" heraus, gleichsam als Abschluß seiner theoretischen und praktischen Bemühungen für die bildende Kunst, die er erst auf einer spätern Stufe und unter andern Gesichtspunkten wieder aufnahm. In großen Zügen schilderte Goethe selbst darin Winckelmann nach seiner menschlichen Entwicklung, während die beiden Freunde die Charakteristik des Künstlers und des wissenschaftlichen Forschers

Digitized by Google

lieferten. Wenn auch einſeitig in der Vorliebe für die antike Plaſtik, ſelbſt in Bezug auf die Malerei, befangen, trug Goethe dennoch zur Wiederbelebung der deutſchen Kunſt, für die ein neues Zeitalter begann, ſehr viel bei.

Obwohl ſeine Thätigkeit dieſe Jahre hindurch faſt ganz auf Poeſie und Kunſt gerichtet zu ſein ſchien, ward doch dadurch die Naturforſchung nicht verdrängt. Die Farbenlehre ward mehr und mehr erweitert und vervollſtändigt; er begann zugleich eine Materialienſammlung zur Geſchichte der Farbenlehre anzulegen. Die Poeſie knüpfte auch hier wieder an und bewährte ſich als der Mittelpunkt, worin die Radien des weiten Kreiſes ſeiner geiſtigen Intereſſen und Beſchäftigungen zuſammenliefen. Das frühere Project eines großen Naturgedichts zog ihn auf's neue an; die didaktiſche Elegie „Metamorphoſe der Pflanzen" ließ die zarte Behandlung erkennen, mit der er die wunderbaren Geſetze der Natur in das Bereich der poetiſchen Auffaſſung und Darſtellung zu ziehen verſtand.

Vor allem aber widmete Goethe — auch in Folge der dramatiſchen Arbeiten Schillers — dem weimariſchen Theater die intenſivſte Wirkſamkeit. Mit weiſer Benützung der ihm zu Gebote ſtehenden Mittel ſuchte er ſein Publicum mehr und mehr für die höhern Gattungen des Dramas empfänglich zu machen und die Schauſpieler für ihren künſtleriſchen Beruf ſowohl zu begeiſtern als auszubilden. Die Elegie „Euphroſyne", eine Perle goethiſcher Lyrik, welche er dem Andenken der früh verſtorbenen, talentvollen Schauſpielerin Chriſtiane Becker geb. Neumann widmete, iſt ein ſchönes Zeugnis, wie ſehr er das ſtrebende Talent zu fördern und zu ehren wußte. Mit Iffflands Gaſtſpiel und der erſten Aufführung von „Wallenſteins Lager" von Schiller, womit das erweiterte Theater eröffnet wurde, begann im Jahre 1798 eine neue Epoche der weimariſchen Bühne. Schiller griff mit belebender Kraft auch hier mit ein, beſonders ſeitdem er im

Digitized by Google

December 1799 Weimar zu seinem Wohnorte gewählt hatte. Das Bestreben der beiden Dichter war dahin gerichtet, die deutsche Bühne mehr und mehr einer idealen Klassicität anzunähern. Von nationalen Tendenzen gänzlich absehend, suchte man das Beste verschiedener Zeiten und Völker zur Anschauung zu bringen, „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixieren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könnte". In Folge dieses Universalismus des Geschmacks fand auch die französische Tragödie wieder Beachtung, weßhalb Goethe sich der Bearbeitung von Voltaires „Mahomet" und „Tancred" unterzog.

Eine so lebhafte Thätigkeit für die dramatischen Aufführungen konnte nicht ohne Rückwirkung auf Goethes Productivität bleiben. Schon 1797 nahm er den „Faust" wieder auf und füllte mehrere Lücken des Fragments aus; in den nachfolgenden Jahren rückte schon die Bearbeitung der „Helena" ihrer Lösung entgegen. Allein sie ward durch einen andern dramatischen Plan wieder zurückgedrängt, bei dem es von vorn herein auf die Ausdehnung zu einer Trilogie abgesehen war, „die natürliche Tochter" („Eugenie"). Als der Dichter im Jahre 1801 dieses im December 1799 entworfene Drama auszuarbeiten begann, schienen die Revolutionsbewegungen geschlossen zu sein. Daher wollte er in einer großen Tragödie zusammenfassen, wie er in der gewaltsamen Zeit die Ereignisse beobachtet und aufgefaßt hatte; das Entstehen und die Fortentwicklung der großen Weltbegebenheiten sollte mit Entfernung des blos historisch Zufälligen als eine höhere symbolische Handlung zur Darstellung gelangen. Nur das erste Stück der beabsichtigten Trilogie, welches genau genommen nur die ausführliche Exposition der Haupthandlung enthält, ward in den ersten Monaten des Jahres 1803 vollendet. Der Dichter verlor das Interesse an seinem Werk. Die Anerkennung, welche ihm von den nächsten Freunden, dieses Mal auch von Herder, zu

Digitized by Google

Theil ward, konnte ihn nicht für die überaus laue Aufnahme entſchädigen, die das Stück beim Publicum fand. Ueberdies ward ſeine Thätigkeit bald nach andern Richtungen hin abgelenkt. Auch in ſeiner fragmentariſchen Geſtalt wird man dieſem Drama eine hohe Vollendung der dramatiſchen Kunſtform zugeſtehen. Die im ſchönſten rhythmiſchen Gleichmaß dahinfließende Sprache hat die Reinheit und den Wohlklang ſeines „Taſſo“ bewahrt, und das im Dialog ſehr hervortretende ſententiöſe Element enthält das gediegene Gold einer idealen Auffaſſung der höchſten Verhältniſſe des menſchlichen Daſeins. Allein die epiſche Breite, mit der ſich die Handlung entfaltet und langſam von der Stelle rückt, die Abſchwächung des Intereſſes durch die abſichtliche Tilgung alles hiſtoriſch Greifbaren, aller entſchiedenen Charakteriſtik, entzieht dem Stücke das äußere dramatiſche Leben, und einzelne leidenſchaftlich ſchöne Scenen aus der Gemüthswelt vermögen dafür keinen vollen Erſatz zu geben.

Mancherlei Unangenehmes und Schmerzliches brachten die nächſten Jahre. Die Univerſität Jena, eine kurze Glanzepoche hindurch unter Deutſchlands Hochſchulen durch wiſſenſchaftlichen Geiſt hervorleuchtend, erlitt durch den Abgang mehrerer bedeutender Profeſſoren unerſetzliche Verluſte und wurde noch überdies in Folge von Schütz' Verſetzung nach Halle durch die Verlegung der allgemeinen Literaturzeitung des angeſehenſten Organs der wiſſenſchaftlichen Kritik beraubt. Goethe betrieb die Gründung einer jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung (ſeit 1804) neben der halliſchen und erwies ſich dem jungen Unternehmen durch mehrere kritiſche Aufſätze, unter denen die Recenſion der voſſiſchen Gedichte vor allen erwähnenswerth iſt, förderlich. Zu ſeinem lebhafteſten Bedauern vermochte er nicht den von ihm ſehr hoch geſchätzten Voß dem weimariſchen Lande zu erhalten. Im Frühling des Jahres 1805 ſchied Schiller dahin; ſein letzter Brief an Goethe ſprach dieſem noch den Beifall aus für die An-

merkungen, die er dem aus der Handschrift übersetzten Dialog von Diderot „Rameaus Neffe“ beigegeben hatte. In Schiller verlor Goethe den Freund, mit dessen geistiger Thätigkeit das eigne Streben auf's innigste verwachsen war; als Dichter hat er niemals einen Freund von gleichem anregenden Einflusse wiedergefunden. Das bürgerlich herzliche Verhältnis, das ihn mit dem Musikdirector Zelter in Berlin verband, hat ihm durch gemüthvolle, warme Theilnahme den Abend des Lebens erquickt, aber für sein geistiges Schaffen war es von untergeordneter Bedeutung.

Im folgenden Jahre zog der Kriegssturm über das nördliche Deutschland, das eine geraume Zeit hindurch den Welterschütterungen nur aus der Ferne zugesehen hatte. Nach den Schlachten bei Auerstädt und Jena ward Weimar um so weniger verschont, als der Herzog durch die Uebernahme eines Commandos im preußischen Heere sich persönlich die Ungnade des übermüthigen Siegers zugezogen hatte. Goethes Haus, in welchem Marschall Ney einquartiert war, blieb von der Plünderung verschont; die Gefahr der Schreckenstage zog über Verhoffen glücklich an ihm vorüber. Doch die Unsicherheit der nächsten Verhältnisse drängte ihn jetzt zu dem Entschlusse, seine Verbindung mit Christiane Vulpius durch die kirchliche Trauung am 19. October zu einer legitimen Ehe zu machen. Der Herzog behielt sein Land und kehrte bald darauf unter dem Jubel der Seinen in seine Residenz zurück. Allmählich war der gewohnte Gang des gesellschaftlichen und geistigen Lebens wieder hergestellt. Nur kurze Zeit genoß die Herzogin Amalia der Rückkehr ruhiger Verhältnisse; sie starb im April des folgenden Jahres.

Goethe blieb seinem Vorsatze getreu, von seinem geistigen Dasein zu retten, was er könne. Den Vorsatz, durch die Vollendung des schillerischen „Demetrius“ dem geschiedenen Freunde ein großartiges künstlerisches Denkmal zu setzen, mußte er bei

Digitized by Google

dem grundverschiedenen Charakter ihrer dramatischen Begabung bald aufgeben; in dem Epilog zu Schillers „Glocke“ (aus dem August 1805), der durch spätere Zusätze zu einer Apotheose des Verstorbenen umgestaltet ward, feierte er den Freund und Dichter, indem er ihn mit seinem unablässigen Streben in das Ewige darstellte. Gleichzeitig arbeitete er an der Redaction einer Sammlung seiner Werke, welche zwischen 1806 und 1808 bei Cotta in Tübingen in zwölf Bänden erschien, und brachte den ersten Theil des „Faust“ für diese Ausgabe zum Abschluß. In denselben Jahren ließ er den Druck der Farbenlehre anfangen. Die Vollendung des umfangreichen Werks sowie die Anfertigung der Zeichnungen, welche demselben beigegeben werden sollten, nahm mehrere Jahre hindurch seine Thätigkeit vorzugsweise in Anspruch. Mehrmals wurde ein längerer Aufenthalt in Jena dazu benützt, das wissenschaftliche Material zu vervollständigen. Im Jahre 1810 konnte er endlich diese anstrengende Arbeit als eine vollbrachte Lebensaufgabe für abgeschlossen erklären. Der Widerspruch der Physiker, welche sich mit scharfer Polemik seiner Farbentheorie entgegenstellten, machte ihn nicht irre; er getröstete sich einer vorurtheilsfreieren Nachwelt. Ihn beglückte dabei das Bewußtsein, durch diese Arbeit zu einer Cultur gelangt zu sein, die er sich auf anderem Wege schwerlich verschafft hätte. Den zweiten Band des Werkes füllte die Geschichte der Farbenlehre, eine der großartigsten Leistungen des älteren Goethe, nach dem Urtheil des Physiologen Johannes Müller „zugleich eine Geschichte des Geistes in der Naturbetrachtung“, wie denn Schiller schon in dem flüchtigen Entwurfe von 1798 „viele bedeutende Züge einer allgemeinen Geschichte der Wissenschaft und des menschlichen Denkens“ entdeckt hatte.

Auch in anderer Hinsicht war dem alternden Dichter die Erforschung der Naturgesetze ein Bedürfnis und eine Erquickung geworden; sie war das friedliche Asyl, in das sich sein Geist von dem Getümmel der Weltereignisse, welche die gesetzliche Ordnung

Digitized by Google

zerrütteten, zurückziehen konnte. Neben den Farbenstudien wurden in jenem Jahre auch die botanischen und osteologischen Untersuchungen wieder aufgenommen; 1808 gründete er das osteologisch-zoologische Cabinet in Jena. Zu mineralogischen Forschungen lud ihn das Thal der Eger ein, indem er von 1806 bis 1813 fast Jahr für Jahr die Sommermonate in Karlsbad zubrachte. An diese Badereisen knüpften sich zugleich sehr viele anziehende und belehrende Bekanntschaften, aus denen oft dauernde freundschaftliche Beziehungen und wissenschaftliche Verbindungen erwuchsen. In der Muße des Badelebens, unter geselliger Aufheiterung und schöner Naturumgebung, suchte ihn auch die immer getreue Muse der Poesie am willigsten auf. Aus der Beobachtung des socialen Lebens gestaltete sich seit 1807 der Plan zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren". In novellistischer Form begann er leidenschaftliche Verwicklungen gesellschaftlicher Verhältnisse darzustellen; das Ganze sollte nur durch eine ideelle Einheit zusammengehalten werden. Er selbst hatte ungeachtet der zunehmenden Jahre noch nicht so mit der lebensfrischen Welt, die sich um ihn bewegte, abgeschlossen, daß er gegen leidenschaftliche Aufwallung des Gemüths gesichert war. Zwar ist die angebliche Liebesschwärmerei, mit welcher der „Briefwechsel Goethes mit einem Kinde", d. h. der mehr als zwanzigjährigen Bettina Brentano, nachmaligen Frau von Arnim, das Publicum eine Zeit lang getäuscht und unterhalten hat, in's Gebiet des Romans zu verweisen; warme Neigung flößte ihm dagegen Minna Herzlieb zu Jena ein, die Pflegetochter des Buchhändlers Frommann, später mit dem Professor Walch verheirathet: in das Geheimnis einer Charade hat der Dichter den Namen der Geliebten gehüllt. Sein Liebesgefühl hat die anmuthigen Sonette des Jahres 1807 und 1808 hervorgerufen. Der schmerzliche Kampf der Resignation spricht aus dem Drama „Pandora" und dem Roman „die Wahlverwandtschaften".

Digitized by Google

Der Dichter hat ſelbſt dies Bekenntnis nicht zurückgehalten. Er äußerte, daß „Pandora“ ſowohl als die „Wahlverwandtſchaften“ das ſchmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, daß an dieſem letzteren Roman niemand eine tief leidenſchaftliche Wunde verkenne, die im Heilen ſich zu ſchließen ſcheue, ein Herz, das zu geneſen fürchte, daß er darin wie in einer Grabesurne ſo manche herbe Geſchicke tief bewegt niedergelegt habe. In „Pandora“, welche als Bruchſtück 1810 veröffentlicht wurde, ſollte die aus lebendigſter Erinnerung des genoſſenen Glücks quellende Sehnſucht nach dem Schönen und die allen Widerſtreit der Leidenſchaft verklärende Hoffnung der Wiederkunft des Glückes ſymboliſch dargeſtellt werden. Die Formengewalt Goethes bekundet ſich dabei in dem bunten Wechſel der verſchiedenartigſten antiken und modernen Metren. In den „Wahlverwandtſchaften“ ſchildert der Dichter den tragiſchen Conflict der Leidenſchaft mit den Geſetzen ſittlicher Verhältniſſe, eine Darſtellung von ſo objectiver, epiſcher Klarheit, eine ſo einheitlich in ſich geſchloſſene, in allen Theilen kunſtvoll angelegte Compoſition, daß dieſer Roman im Hinblick auf ſeine formale Vollendung nur mit dem „Werther“ und mit „Hermann und Dorothea“ verglichen werden kann. Indem er aber die Geneſis und den Verlauf eines Seelenleidens zeichnet, war er trotz der zu Grunde liegenden ſittlichen Tendenz mancher Mißdeutung wie einſt „Werthers Leiden“ ausgeſetzt. Eigne Erlebniſſe, künſtleriſch umgeſtaltet, verſchmolz der Dichter mit den charakteriſtiſchen Grundbeſtrebungen der Zeit, in der er ſchrieb; ſo erklärt ſich auch, daß auf dem Ganzen eine ſchwüle Luft liegt, welche die poetiſche Erhebung niederhält und das Gemüth elegiſch beengt.

Froher wird unſere Theilnahme erregt, wenn uns Goethe in den bald darauf folgenden Schilderungen „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ in die aufquellende Kindheit, in die aufſtrebende, von allen Wonnen des friſchen, hoff-

nungsreichen Daseins umrauschte Jugend einführt und Freuden wie Schmerzen des jungen Liebelebens mit den lebhaftesten Farben der Erinnerung malt. Es ist nicht blos eine biographische Schilderung, sondern zugleich ein Gemälde der Cultur und Literatur jener Zeitepoche, in die seine erste Bildung und sein erstes literarisches Auftreten fiel. Die Versenkung in die Vergangenheit war ihm damals — die drei ersten Bände erschienen von 1811 bis 1814 — um so mehr ein Bedürfnis, als von neuem die Weltereignisse mit gewaltigen Erschütterungen drohten, denen er mit sorglichem Gemüth entgegensah.

Daß sich Deutschland unter eine fremde Gewalt beugen mußte, hat Goethe mit seiner Nation schmerzlich empfunden; in seinem Leben wie in allen seinen Werken, die in der Periode der nationalen Schmach entstanden, fühlt man den Druck, der auf ihm als gutem, wahrhaft deutsch gesinntem Patrioten lastete. Allein er gehörte nicht zu den von kühnem Enthusiasmus beseelten Geistern, welche eine baldige Befreiung hofften, nicht zu den energisch fortdrängenden, zum politischen Handeln berufenen Charakteren, welche unablässig thätig waren, den Tag der Erhebung vorzubereiten. Für sich suchte er ein Asyl in stiller Geistesbeschäftigung und sah für sich keine Stelle in der Lenkung der Geschicke seines Vaterlandes. Napoleons Persönlichkeit und Herrschergröße hatte ihm sichtlich imponiert, als er während des Congresses zu Erfurt im Herbst 1808 zu ihm beschieden ward; der mächtige Herrscher hatte seinen Zweck, die literarischen Größen Deutschlands zu seinen Bewunderern zu machen, klug berechnet. Der Beginn des Befreiungskampfes von 1813 erfüllte Goethe nicht mit Siegeshoffnung. Er war viel zu sehr überzeugt, daß auf allen Gebieten der Natur und der menschlichen Geschichte nur durch ein ruhiges Bilden wahres und dauerndes Heil entstehen könne, als daß er von der gewaltsamen Erhebung gegen die kräftig gesicherte Macht Gutes zu erwarten wagte. Er ver-

Digitized by Google

hielt ſich gegenüber den Ereigniſſen, welche rings um ihn die Flamme der Begeiſterung anfachten, leidend und ſchweigſam, ſo daß ſeine ſcheinbare Theilnahmloſigkeit oft als ein Mangel an patriotiſcher Geſinnung ausgelegt worden iſt. Allein wer dem Dichter näher trat und Gelegenheit hatte, in das Innerſte ſeiner Seele zu blicken, mußte bekennen, daß ſein Herz warm für das Vaterland ſchlage. „Glauben Sie ja nicht," — äußerte er in dem inhaltreichen Geſpräch mit dem Hiſtoriker Luden bald nach Napoleons Rückzuge aus Deutſchland — „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, dieſe Ideen ſind in uns, ſie ſind ein Theil unſers Weſens, und niemand vermag ſie von ſich zu werfen. Auch liegt mir Deutſchland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutſche Volk, das ſo achtbar im einzelnen und ſo miſerabel im ganzen iſt. Eine Vergleichung des deutſchen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weiſe hinwegzukommen ſuche, und in der Wiſſenſchaft und in der Kunſt habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man ſich darüber hinwegzuheben vermag: denn Wiſſenſchaft und Kunſt gehören der Welt an, und vor ihnen verſchwinden die Schranken der Nationalität; aber der Troſt, den ſie gewähren, iſt doch nur ein leidiger Troſt und erſetzt das ſtolze Bewußtſein nicht, einem großen, ſtarken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derſelben Weiſe tröſtet auch nur der Glaube an Deutſchlands Zukunft. Ich halte ihn ſo feſt als Sie, dieſen Glauben; ja, das deutſche Volk verſpricht eine Zukunft und hat eine Zukunft." Das endlich bezeichnete er als die Pflicht jedes einzelnen, „nach ſeinen Talenten, ſeiner Neigung und ſeiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu ſtärken und durch dasſelbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, ſo auch, und vorzugsweiſe, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, ſondern wenigſtens

Digitized

hierin voraufſtehe, damit der Geiſt nicht verkümmere, ſondern friſch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, ſondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht". Das Feſtſpiel „des Epimenides Erwachen" war nicht eine Frucht der Begeiſterung, ſondern ward durch eine von Berlin aus an Goethe ergangene Aufforderung veranlaßt; politiſche Poeſie war nicht ſeine Sache. Ein im engeren Sinn ſo zu nennendes preußiſches Gelegenheitsſtück zur Feier der Wiederkehr des Königs nach Berlin, wie Iffland es ſich wohl zunächſt bei der erſten Anfrage gedacht hatte, konnte Goethe, dem die Berliner Verhältniſſe fremd waren, nicht ſchreiben. Dagegen faßte er den Moment in ſeiner allgemeinen Bedeutung für Deutſchland und Europa auf und ſchuf ſo in wenigen Wochen ſein allegoriſches Feſtſpiel, deſſen künſtleriſcher Werth jedoch nur im Zuſammenhang mit der muſikaliſchen Compoſition vollauf gewürdigt werden kann.

Lebendiger fühlen wir den verjüngenden Frühlingshauch, womit die von den freudigſten Hoffnungen erfüllte Befreiungszeit auch ſein geiſtiges Daſein erfriſchte, in der Schilderung ſeiner Reiſen in die Rhein-, Main- und Neckargegenden während der Jahre 1814 und 1815, wo er ſeine Vaterſtadt nach langer Trennung im Feſtſchmuck der Octoberfeier zum erſten Mal wiederſah, und vor allem in den Liedern des „weſtöſtlichen Divans", welche größtentheils in dieſen Jahren entſtanden. Im Frühling 1813 war ihm die Ueberſetzung ſämmtlicher Gedichte des Perſers Hafis von Joſeph von Hammer zugekommen; Goethe fühlte das Bedürfnis, ſich „durch eigene Production mit ihm in Verhältnis zu ſetzen". Die alte Welt um ihn war in Trümmer zerfallen; er ſuchte verjüngendes Leben im „reinen Oſten". Aber als deutſcher Dichter nahte er dem Orient. Wie er weit davon entfernt war, die Sprach- und Reimkünſte der arabiſch-perſiſchen Poeſie ſklaviſch nachzuahmen, ſo ſollten ihm die morgenländiſchen Formen

Digitized by Google

und Anſchauungen überhaupt nur dazu dienen, ſein von chriſtlich-germaniſcher Bildung erfülltes Innere um ſo freier in neuen Weiſen unter halb verhüllender Maſke auszuſprechen. Ein inniges Herzensverhältnis trat dazu. In Marianne von Willemer geb. Jung (1784—1860), der geiſtvollen Gattin eines Frankfurter Freundes, fand Goethe die Suleika, deren Zauberreize er in mehr und mehr ſich häufenden Liedern pries, die er mit ſeinem Geiſte ſo durchdrang, daß er ſie als mitſchaffende Genoſſin bei der Zuſammenſtellung der Gedichte des „Divans“ anerkannte. Jetzt waren die Erinnerungen an frohe Zeiten wieder neu belebt; er begann die Schilderung ſeiner italieniſchen Reiſe, von der in den Jahren 1816 und 1817 zwei Theile erſchienen. Zugleich unternahm er (ſeit 1816) eine neue Zeitſchrift unter dem Titel „Kunſt und Alterthum“, welche ihn in einer lebendigeren Wechſelbeziehung zu den Beſtrebungen der Mitlebenden erhielt. Im folgenden Jahre begründete er die bis 1824 fortgeſetzte Zeitſchrift „Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie; Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereigniſſe verbunden“. Mancher früher ſchon entſtandener Aufſatz naturwiſſenſchaftlichen Inhalts wurde hier abgedruckt; die mehrfach eingeſtreuten Aeußerungen über ſein Leben, ſeine geiſtige Entwicklung, ſein Wollen und Thun dienten zur Ergänzung ſeiner ſonſtigen autobiographiſchen Bekenntniſſe.

Eine freundliche Herbſtſonne hatte dieſer gehobenen Lebensepoche geleuchtet und in der Vaterſtadt wie an den Ufern des Rheins alle Jugenderinnerungen wieder wach gerufen. Die nächſten Jahre brachten wenig poetiſche Anregung und manche ernſte, ſchwere Tage. Der Tod ſeiner Frau am 6. Juni 1816 hat Goethe tiefer gebeugt, als man nach der Natur dieſes Verhältniſſes hätte erwarten mögen. Aus dem Schmerze an ihrem Sterbelager erkennt man, daß es in einer aufrichtigen Liebe wurzelte, und lernt es milder beurtheilen. Für Goethes häus-

Digitized by Google

liches Leben war es ein großer Gewinn, daß im folgenden Jahre sein Sohn sich verheirathete und er in seiner Schwiegertochter Ottilie eine Pflegerin für sein Alter fand, die auch auf seine geistigen Beschäftigungen einzugehen fähig war.

Der Leitung des Theaters war er in den letzten Jahren überdrüssig geworden, da er vielfach mit einer Opposition zu kämpfen hatte, die ihm seine Bemühungen verleidete, besonders da die Sängerin Caroline Jagemann, verheirathete Frau von Heygendorff, ihren Einfluß beim Herzog oft dazu benützte, die Entscheidung der Intendanz zu umgehen. Eine erwünschte Gelegenheit, dieser Stellung sich ganz zu entheben, gab ihm 1817 die gegen seinen ausdrücklichen Willen durchgesetzte Aufführung des Melodramas „der Hund des Aubry", welche er, weil ein dressierter Pudel darin eine Rolle zu spielen hatte, für eine Entweihung der Bühne hielt. Seine Amtsthätigkeit beschränkte sich jetzt auf die wissenschaftlichen Institute, die unter seiner Leitung standen; besonders beschäftigte ihn in den nächsten Jahren die Erweiterung und Umgestaltung der jenaischen Bibliothek. Der dadurch veranlaßte häufige und längere Aufenthalt in Jena wurde zu mancherlei wissenschaftlichen Arbeiten benützt. Selbst den „westöstlichen Divan" übergab er nicht wie seine früheren Dichtungen ohne wissenschaftliche Erläuterungen der Oeffentlichkeit, sondern stattete die Ausgabe von 1819 mit Abhandlungen über morgenländische Poesie und Cultur aus, welche auf's neue den treffenden Blick bekundeten, mit dem er gleichwie Herder die Poesie in allen ihren Formen erfaßte.

Er hatte sein siebzigstes Lebensjahr geschlossen; doch für seinen rastlos strebenden Geist schien die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen zu sein. Je rascher seine Lebenszeit ihrem naturgemäßen Endziel nahte, desto kostbarer war sie ihm geworden. Er entzog sich mehr und mehr der Zerstreuung nach außen und fühlte sich am glücklichsten in der Einsamkeit seines Studier-

Digitized by Google

zimmers, um ganz seinen geistigen Beschäftigungen zu leben, seine Forschungen zu erweitern und zu wirken, so lange es Tag war. Einige Jahre hindurch wiederholte er noch die Sommerausflüge in die böhmischen Bäder. Marienbad sagte ihm jetzt mehr zu als das geräuschvolle Karlsbad. Dort fand er volle Genesung nach der schweren Krankheit, welche ihn im Beginn des Jahres 1823 so heftig befallen hatte, daß in der gefahrvollen Krisis ihm wie den Seinen die Hoffnung auf Genesung fast verschwunden war. Und noch einmal sollte er erfahren, daß in seinem Dichterherzen die Liebe eine ewige Jugendfrische bewahre. Die bezaubernde Anmuth der jugendlichen Ulrike von Lewezow riß ihn in den leidenschaftlichen Kampf zwischen Liebe und Entsagung hinein, welchen er so oft mit allen seinen Entzückungen und Schmerzen durchempfunden und dichterisch dargestellt hatte. Die „Trilogie der Leidenschaft“ ist uns als poetisches Denkmal dieser letzten Liebesneigung unsers Dichters geblieben; die elegische Zueignung einer neuen Ausgabe des „Werther“ ward zum Abschluß seiner Liebeslyrik und fast seiner lyrischen Dichtung überhaupt. In dieser Zeit gieng er auch wieder an die Fortsetzung seiner autobiographischen Schilderungen: der vierte Theil von „Dichtung und Wahrheit“, der Darstellung des Liebesverhältnisses zu Lili gewidmet, entstand; die Geschichte ward bis zu dem Zeitpunkte geführt, wo mit der Reise nach Weimar die entscheidende Wendung seiner Lebensschicksale eintrat.

In das Gedächtnis jener glücklichen Zeit führten ihn auf die sinnigste Weise die Jubelfeste des Jahres 1825 zurück. Am 3. September ward der fünfzigste Jahrestag der Regierungsübernahme durch Karl August, am 3. October das goldene Vermählungsfest des verehrten Fürstenpaars gefeiert. Am 7. November schloß sich daran Goethes Dienstjubiläum, das ihm die zahlreichsten Beweise warmer Liebe und ungeheuchelter Verehrung von nah und fern brachte. Laut dem officiellen Glückwunschschreiben achtete

es der Großherzog als eine der höchsten Zierden seiner Regierung, den Jugendfreund für immer gewonnen zu haben, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit ihn bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet habe und dessen umsichtigem Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen er den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke.

Geräuschlos flossen die letzten Lebenstage des Dichters dahin; enger wurde der Kreis, in den sich sein Dasein zusammenschloß. Bei Hofe und in geselligen Zirkeln erschien er nur selten noch; Badereisen lockten ihn nicht mehr hinaus. Seine Freude fand er in seiner stillen „Einsiedelei", in der er Tag und Nacht beschäftigt war, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben waren. In müßigen Stunden waren ihm seine beiden Enkel und der Besuch auserwählter Freunde die liebste Aufheiterung. Seine geistige Thätigkeit bezeichnete er als testamentlich. Das Ordnen und Ergänzen seiner dichterischen Arbeiten und wissenschaftlichen Materialien war ihm jetzt eine Hauptangelegenheit. Nachdem bereits 1815—1819 eine zweite Auflage seiner Werke bei Cotta erschienen war, redigierte er nun eine neue Sammlung seiner sämmtlichen Schriften als Ausgabe letzter Hand (seit 1827) und gab seinen Briefwechsel mit Schiller heraus (1828—1829), den Werth der Gabe selbst am wenigsten unterschätzend, die er den Deutschen, ja den Menschen überhaupt hier bot. Seine letzte Kraft richtete er noch auf die Vollendung der „Wanderjahre" und den zweiten Theil des „Faust", die beiden dichterischen Hauptwerke seiner letzten Lebensperiode.

Indem er in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" das sociale Leben und die nach allen Seiten sich verbreitende Thätigkeit zum praktischen Wirken für die Menschheit zum Gegenstande genommen hatte, deutete diese Dichtung wie der „Faust" in Beziehung auf das innere geistige Leben auf ein Unendliches,

Digitized by Google

das sich einer streng geschlossenen künstlerischen Behandlung entzog. Die „Wanderjahre“, die nach manchfacher Umgestaltung erst in der Ausgabe letzter Hand ihre endgültige Form erhielten, sind daher eine nicht völlig durchgearbeitete Sammlung fragmentarischer Darstellungen; allein wie viel man auch, besonders in Vergleich mit den „Lehrjahren“, daran als Dichtwerk vermissen mag, so läßt doch der tiefe Ideengehalt, welcher über die Bildung und praktische Thätigkeit unsers Jahrhunderts in vielseitigster Lebensbeobachtung und Betrachtung sich verbreitet, auch dieses Werk als einen würdigen Abschluß seines reichen geistigen Schaffens erscheinen. Muster der Erzählungskunst sind die darin eingefügten Novellen, die zum größern Theil schon in einer etwas frühern Zeit entstanden.

In höhere Regionen des Geistes geleitet uns der zweite Theil des „Faust“, welcher kurz vor des Dichters letztem Geburtstage 1831 abgeschlossen wurde. In den beiden Theilen des „Faust“, seiner genialsten Schöpfung, hat Goethe sein tiefstes inneres Leben, seine Auffassung des Endlichen und Unendlichen, des Menschen Irren und Streben zu poetischer Anschauung gebracht, mit plastischer Klarheit im ersten, mit gedankenschwerer Allegorie in dem ausgedehnteren zweiten Theile. Der Gedanke, die alte Volkssage vom Doctor Faust dramatisch zu verarbeiten, war von verschiednen Dichtern des vorigen Jahrhunderts gehegt worden, und Goethe konnte auf bedeutende Vorgänger und gleichzeitige Rivalen hinblicken, als er sich dieser Idee bemächtigte. Er faßte sie tiefer als alle Gleichstrebenden. Der Gegensatz von Genuß und sittlicher That ward allmählich zum leitenden Grundgedanken seines Gedichts. Faust, dem vor allem Wissen ekelt, weil sein dem Höchsten zugewandter Geist sein Ziel nicht finden kann, stürzt sich in die Lüste des Sinnenlebens, unermüdet von einer Stufe zur andern forteilend. Unbefriedigt von ihrem Genuß, dessen Durchkosten ihn vielmehr mitten in die erschütterndsten tragischen Verwicklungen des menschlichen Seins geführt hat,

Digitized

wendet sich Faust zur sittlichen That, zunächst auf geistigem Gebiete, indem er die Verbindung der antiken und modernen Welt vollzieht, dann aber in rein äußerlicher, praktischer Weise, für das sinnliche Wohl der Menschheit wirkend, indem er nicht mehr titanenhaft über die dem Menschen gesetzten Schranken hinausstrebt, innerhalb derselben aber für die weiteste Ausbreitung menschlichen Seins und menschlicher Cultur unablässig thätig ist. Indem er so „immer strebend sich bemüht", wird er der Erlösung fähig; wenn er im Gefühl seines unermeßlichen sittlichen Wirkens befriedigt die Fortdauer dieses höchsten Glückszustandes herbeiwünscht, ist sein irdisches Leben allerdings dem ursprünglichen Vertrag mit Mephistopheles gemäß abgelaufen; aber die Absicht, in der er nunmehr diesen Wunsch, nicht um zu genießen, sondern um zu wirken, ausspricht, ist völlig verändert: Fausts unsterbliches Theil ist gerettet.

Manches irdische Band fiel nach und nach von Goethe ab. Am 14. Juni 1828 schied sein Fürst und Jugendfreund; im Februar 1830 folgte ihm die edle Luise nach. Frau von Stein war bereits im Januar 1827 gestorben. Goethes einziger Sohn fand im October 1830 in Rom sein Grab. Die heftige Gemüthserschütterung brachte den achzigjährigen Greis dem Tode nahe. Doch erholte er sich noch einmal wieder, und sein letztes Lebensjahr beglückte ihn noch durch das Gefühl rüstiger Gesundheit und geistiger Kraft. Die Geburtstagsfeier in Ilmenau war ein lichter Sonnenblick beim Scheiden des letzten Sommers seines Lebens. Die Liebe, die ihn dort zu erfreuen bemüht war, empfand er mit freudiger Rührung. Zum letzten Mal betrat er die Stelle, wo er als blühender Mann 1783 das Nachtlied des Wanderers „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" an die Wand des Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn geschrieben hatte, und seine Thränen sprachen es aus, daß er die Bedeutung der Worte „Warte nur, balde ruhest du auch!" tief empfand.

Digitized by Google

Den Winter verlebte er in Wohlſein und gewohnter Thätigkeit, ſo daß man ſein Leben noch einige Jahre erhalten zu ſehen hoffen durfte. Eine Anfangs unbedeutend ſcheinende Erkältung, die er ſich am 15. März 1832 zugezogen hatte, nahm plötzlich in der Nacht vom 19. auf den 20. eine bedenkliche Wendung. Beim Erwachen gegen Mitternacht empfand er eine von den Händen aus ſich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der ſich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Bruſt geſellte. Es gelang dem Arzte, die ſchmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu machen, wenn auch bald die Hoffnung, ihn retten zu können, aufgegeben werden mußte. Mit dem nächſten Tage ſanken die Kräfte mehr und mehr. Er blieb auf ſeinem Lehnſtuhle und unterhielt ſich noch bei vollem Bewußtſein mit den Seinigen. Eine Ahnung ſeines nahen Todes ſcheint er nicht gehabt zu haben. Am 22. März ſchwand die Klarheit des Bewußtſeins mehr und mehr, die Sprache wurde mühſamer, das Auge matter. Zum Bedienten ſagte er: „Macht doch den zweiten Fenſterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme" — die letzten verſtändlichen Worte, die man von ihm vernahm. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erſt höher, dann ſo, wie die Kräfte ſanken, immer tiefer, zuletzt auf die über ſeine Kniee gebreitete Decke. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er ſich ohne das geringſte Merkmal von Schmerz in die linke Ecke des Lehnſtuhls und entſchlummerte ſo ſanft, daß es lange währte, ehe die Umſtehenden die Gewißheit hatten, daß Goethe ihnen entriſſen ſei. Die Leiche bewahrte noch die heiteren, würdigen Züge als ein Zeichen, daß das Leben ohne ſchmerzlichen Kampf von ihm Abſchied genommen. Am 26. März ward er der Beſtimmung Karl Auguſts gemäß in der Weimarer Fürſtengruft unter dem Chorgeſange ſeines von Zelter componierten Logenliedes „Laßt fahren hin das allzu Flüchtige ꝛc." beigeſetzt.

Digitized

Mit gleichem Rechte wie auf Leſſing laſſen ſich auf Goethe die Worte Shakeſpeares anwenden: „Er war ein Mann! .... Ich werde nimmer ſeines Gleichen ſehn.“ Aehnlich bezeichnete Napoleon mit den Worten „Voilà un homme!“ den Eindruck, welchen Goethes ausgezeichnete Perſönlichkeit auf ihn gemacht hatte. Die Natur hatte ihn ſtets als ihren Liebling behandelt und ihm zu den reichen Gaben des Geiſtes eine ſchöne, kräftige Geſtalt verliehen. In der Blüthe der Jugend gewann ihm ſeine von Geiſt und Anmuth belebte Schönheit ſchnell die Herzen. Würdevoll und Ehrfurcht gebietend blieb ſeine äußere Erſcheinung bis in's höchſte Alter; die Jahre furchten nicht die hohe, klare Stirne noch löſchten ſie das Feuer ſeines geiſtbelebten Auges.

Es war eine durchaus geſunde, edle Natur. Wahrheit und Offenheit waren der Grundzug ſeines Charakters. Er verſchmähte die Maſke der Heuchelei und bemühte ſich nicht anders zu ſcheinen, als er war. Zum geſchmeidigen Hofmanne iſt er nie geworden. Doch lehrten ihn die Erfahrungen des Lebens, daß deſſen vielfach verſchlungene Verhältniſſe oft die Pflicht auferlegen, mit Gefühlen und Meinungen zurückzuhalten und in Aeußerungen vorſichtig zu ſein. Es konnte daher nicht fehlen, daß Goethe, ſo mittheilend er von Natur war, unter Umſtänden ſchweigſam und abgemeſſen erſchien. Er mochte lieber ablehnen als heucheln, lieber an ſich halten als ſich zur Unzeit und gegen ſolche, die er ſeines Vertrauens nicht würdig hielt, öffnen. Wo er den Zwang, den ihm die Verhältniſſe auferlegten, abſtreifen konnte, offenbarte ſich die Tiefe und Wärme ſeines reichen Gemüths, das eben ſo liebefähig als liebebedürftig war.

Die Weichheit und Erregbarkeit ſeines Innern riß ihn nicht ſelten bis zur Leidenſchaft fort. Sie bereitete ihm manche ſchmerzliche Erfahrung und reuige Selbſtanklage. Es zieht ſich deßhalb durch ſein ganzes Leben der Kampf männlicher Selbſtbeherrſchung gegen die leidenſchaftlichen Aufwallungen des Herzens; wir be-

Digitized by Google

greifen, weßhalb Entsagung ihm ein Wort voll tiefen Sinnes und die Grundidee so vieler seiner größern Dichtungen ward. Für den Zauber weiblicher Schönheit und Anmuth blieb er bis in's späte Alter empfänglich. Frauenliebe war ihm der edelste Gehalt seines Seelenlebens; in der reinen Weiblichkeit schien ihm nach seinem eignen Ausspruche das Ideal des Menschlichen zur Erscheinung zu gelangen. Charakteristisch ist für ihn zugleich als Dichter, daß er weit mehr von weiblicher Milde und Grazie als von eigentlicher Schönheit angezogen ward.

Die Freundschaft schätzte Goethe als eines der theuersten Güter des Lebens. Hatte er den Kern im Freunde mit Liebe und Vertrauen erfaßt, so ließ er sich durch einzelne Verletzungen und Schwankungen nicht irre machen. Die Duldsamkeit, womit er an Männern, deren Geist und Charakter seine Anerkennung und Achtung besaß, Launen und Härten ertrug, zeigt uns sein Gemüth im Lichte der edelsten Humanität. Nur wo diese Achtung aufhörte oder die Lebensbahnen weit und immer weiter aus einander giengen, zog er es vor, das Band schonend aufzulösen, anstatt künstliche Verhältnisse fortzusetzen, in denen man sich und andere betrügt, ohne Gewinn für Geist und Leben. Daher hielt er sich auch möglichst von hohlen und oberflächlichen Menschen fern, die weder etwas geben konnten noch von ihm lernen wollten. Wo er aber eine tüchtige Natur, ein strebsames Talent wahrnahm, bezeigte er sich hilfreich und dienstfertig. Immer war er bereit, das Gute zu fördern und das Vortreffliche anzuerkennen. Milde im Urtheil war ihm stets eigen; sie leuchtete gleich den sanften Strahlen der Abendsonne vor allem über die letzten Abschnitte seines Lebens. Neid war seiner Seele fremd. Die schönste Wonne des Daseins dünkte ihm der Wetteifer und das Zusammenwirken mit großen Geistern.

Ausbildung der geistigen Anlagen war ihm die Krone menschlicher Thätigkeit; sie galt ihm als Bürgschaft eines unend-

Digitized by Google

lichen, unvergänglichen Fortwirkens. Die Flamme, die in der Prometheusseele des geisteskräftigen Jünglings zum Entzücken der Welt emporloderte, durchleuchtete und erwärmte auch des Mannes Brust bis zum letzten Scheideblick des Lebens. Noch kurz vor seiner irdischen Vollendung äußerte er, daß ihm Gedanken aufgiengen, um derentwillen es sich lohne, das Leben noch einmal von vorn anzufangen. Es wurzelte zugleich dies geistige Streben in einer echten Religiosität, die nur von denen verkannt werden kann, denen die Form höher gilt als das Wesen.

Die letzte und vollste Blüthe eines Geistes, der überall in der Welt der Erscheinung das Gesetz aufzufinden bemüht war, der die sinnliche und geistige Welt in eine ideale Einheit zusammenfaßte, mußte die Poesie der Wahrheit sein, nicht der gemeinen, die nur die äußere Erscheinung wahrnimmt, sondern der idealen, welche, über das Zufällige erhaben, die Menschheit und das Individuum in ihrer reinen, „gottgedachten" Gestalt, in ihren ewigen, unwandelbaren Verhältnissen zu Gott und Natur auffaßt. In diesem Sinne bezeichnet Goethe selbst die Aufgabe der Poesie als die Darstellung eines harmonischen innern Lebens, in welchem die irdischen Conflicte gelöst und versöhnt sind.

Wissenschaft und Kunst sind in der Geschichte der geistigen Entwicklung Deutschlands immer Hand in Hand gegangen und haben sich namentlich in unserer nationalen Literatur zu innigem Vereine verbrüdert. So begründete auch Goethe, dessen Wesen und Wirken die ganze Fülle des modernen Geisteslebens umspannte, neu und kräftig dauernd den Bund zwischen der Wissenschaft und der Poesie. Es war kein Gebiet des Wissens, das ihm völlig fremd geblieben wäre. Ohne wie Schiller der Philosophie zur Bestimmung seines Lebensweges und seiner Geistesrichtung zu bedürfen, hat er in mehreren Epochen seines Strebens mit vollster Hingabe die speculativen Systeme der verschiedensten Philosophen studiert und vornehmlich an allen ästhetischen Fragen und Unter-

Digitized by Google

ſuchungen auch in theoretiſcher Hinſicht regſten Antheil genommen. Den Aufgaben der Theologie widmete er von Jugend auf ſein volles Intereſſe. Mit der Jurisprudenz verknüpfte ihn ſein amtlicher Beruf; hiſtoriſch-philologiſche Studien füllten einen großen Theil ſeiner Mußeſtunden aus. Vor allem aber zog es ihn ſtets zur Betrachtung und Erforſchung der Natur. Seine vielſeitigen, ſelbſt in den Bereich der Medicin einſchlagenden naturhiſtoriſchen Unterſuchungen wurden nicht von einer zufälligen Liebhaberei als unterhaltende Nebenbeſchäftigungen heterogener Art hervorgerufen; ſondern ſein Genius verfolgte in ihnen auf einer anſcheinend abſchweifenden Bahn doch die gleiche Richtung wie in ſeinen dichteriſchen Schöpfungen. Das Buch der Natur war ihm theuer, weil es ihm in demſelben Maße, als ſein Auge es tiefer durchſchaute, deſto mehr erhabene Geſetze offenbarte und er auf allen Blättern desſelben einen ewig großen Gehalt erkannte. Wie ſeine Poeſie die verworrenen menſchlichen Leidenſchaften und Beſtrebungen auf die höhere, verſöhnende Idee der Menſchheit zurückzuführen ſuchte, ſo fühlte ſich ſein Geiſt auf gleiche Weiſe in der Erforſchung der Natur gehoben, wenn es ihm gelang, in der unendlichen Mannigfaltigkeit das einfache Grundgeſetz zu entdecken, das die ſchaffende Kraft der Natur auch dann noch leitet, wenn ſie in verſchwenderiſcher Fülle gleichſam ſpielend ihre Bildungen ausſchüttet.

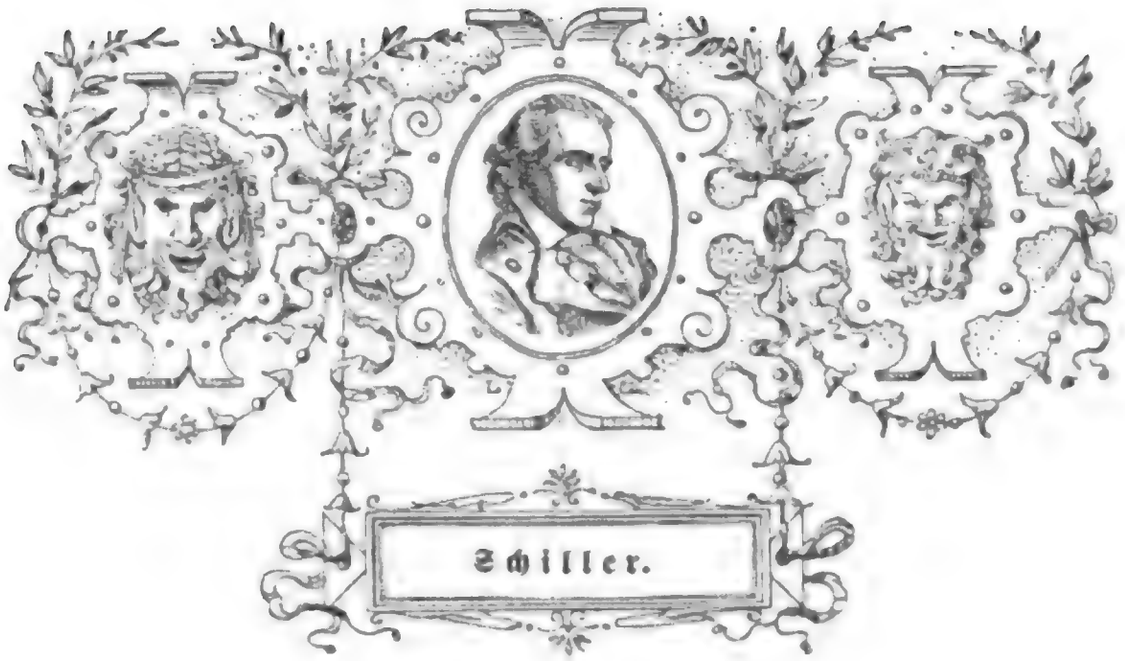
Solch ein einfaches Grundgeſetz waltet ſtets auch über der künſtleriſchen Darſtellung, womit Goethe, ſei es in Verſen oder in Proſa, ſeine Meiſterwerke ausgeſtattet hat. In dem kleinſten lyriſchen Gedichte wie in den umfaſſenden Schilderungen bewegten Lebens ſtellt er ſich ſtets die Forderung, daß ſeine Darſtellung ein Bild gebe, daß die einzelnen Theile ſich um einen Mittelpunkt zuſammenſchließen und zu einem Ganzen runden. Dadurch erhalten ſeine Werke das ſchöne Ebenmaß der Form, indem alle Einzelheiten als nothwendige Glieder des Ganzen

Digitized by Google

erſcheinen, dadurch jene unerreichte Klarheit des Ausdrucks, der ſich dem anmuthigen Körper als ein zartes, durchſichtiges Gewand anſchmiegt. In ſeinen Dichtungen, beſonders denen der mittleren Periode, verleugnet ſich nicht die Verehrung der antiken Plaſtik, für deren Anerkennung in Kunſt und Poeſie er auf's thätigſte bemüht war.

Die Wirkſamkeit eines ſolchen Genius beſchränkt ſich nicht auf den engen Raum eines Zeitalters. In vielen tauſend Adern ſtrömt das geiſtige Leben, von dem ſeine Werke erfüllt ſind, der ernſten Nachwelt zu, und mit jedem neuen Geſchlecht, das von den Früchten hoher Geiſtesbildung vergangener Jahrhunderte ſich nährt, lebt er ſein unſterbliches Daſein fort.

„Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn."



Fünftes Capitel.

Schiller.

Goethe und Schiller sind ein seltenes, in der Geschichte der Poesie einziges Beispiel, wie zwei hochbegabte Männer, welche durch ihren Lebensgang, ihre geistige Anlage, Richtung und Entwicklung so weit von einander verschieden waren, daß sie als Gegensätze angesehen werden können, sich auf der Höhe ihres Strebens zusammenfinden, ihre Verschiedenheiten, sich gegenseitig ergänzend, ausgleichen und ihre geistige Vereinigung durch innige Freundschaft und neidlosen Wetteifer befestigen. Während Goethes Leben dem naturgemäßen Wachsthum der Pflanze gleicht, die, höher und höher emporstrebend, frei nach allen Seiten ihre Blüthen und Früchte tragenden Zweige ausbreitet, bis ihre ausgewachsene Krone die Vollendung ihrer Bildung zeigt, so bietet uns Schiller stets das Bild eines Ringens und Kämpfens gegen die einengende Außenwelt, als müsse er dieser den Boden und die freie Luft erst mühsam abgewinnen

Digitized by Google

und manchfache Hinderniſſe entfernen, bis auch er ein freies, ſeiner Natur gemäßes Daſein ſich geſchaffen habe. Nicht als ob Goethe der Kampf erſpart worden wäre. Aber es war mehr eine Selbſtüberwindung im Widerſtreit von Leidenſchaft und Pflicht, der Sieg des freudig vorwärts ſchreitenden Daſeins über die Sehnſucht, wodurch die Reſignation zur Dichtung ſich geſtaltet. In ſo fern hat Goethes Leben von vorn herein eine epiſche Anlage, während Schillers Lebensgang mehr den Eindruck einer dramatiſchen Handlung macht, die im begünſtigten Fortſtreben zum Ziele zuletzt einen verſöhnenden Abſchluß erhält.

Schiller wurde zu Marbach am Neckar 1759 am 10. November, demſelben Tage, der uns einſt Luther beſcherte, geboren und erhielt in der Taufe Tags darauf die Vornamen Johann Chriſtoph Friedrich.

Johann Kaspar Schiller (1723—1796), der Vater unſeres Dichters, war zur Zeit ſeiner Verheirathung Wundarzt und Barbier zu Marbach; ſeine Frau war die Tochter eines dortigen Gaſtwirths und Bäckers, der ſpäter verarmte und ſchließlich die Stelle eines Thorwärters erhielt. Schon während der vierziger Jahre hatte Johann Kaſpar Schiller als Feldſcher in der kaiſerlichen Armee gegen die Franzoſen in den Niederlanden gedient. Als er den Umſturz der Vermögensverhältniſſe ſeines Schwiegervaters herannahen ſah, trachtete er, von Marbach wegzukommen und trat 1753 als Fourier in ein würtembergiſches Regiment. Beim Auszug in den ſiebenjährigen Krieg 1757 wurde er zum Fähnrich und Adjutanten daſelbſt ernannt, 1758 zum Lieutenant befördert. Nur während kurzer Unterbrechung konnte er jetzt mit ſeiner Familie, die in Marbach zurückblieb, zuſammen ſein. Als ihm ſein einziger Sohn geſchenkt wurde, befand er ſich im Felde der preußiſchen Armee des Herzogs von Braunſchweig gegenüber im Heſſiſchen unweit Fulda. Erſt mit dem Ende des folgenden Jahres kehrte er vom Kriegsſchauplatz zu dauerndem Aufenthalt in die

Digitized by Google

Heimath zurück. Seine Garnison war zunächst Urach, dann Cannstadt, darnach meistens Ludwigsburg. 1761 wurde er zum Hauptmann befördert und Ende 1763 auf Werbung nach Schwäbisch-Gmünd geschickt. Seinen Aufenthalt nahm er jedoch in dem benachbarten würtembergischen Grenzorte Lorch an der Rems, wo seine Familie sich noch um eine Tochter vermehrte, so daß der Knabe jetzt zwischen zwei Schwestern heranwuchs. Drei jüngere Schwestern, von denen die beiden ersten schon als Kinder starben, folgten in den nächsten Jahren.

In Lorch erwachte zuerst das Geistesleben des begabten Knaben. Die herrliche Lage und Umgebung des Ortes prägte sich seiner Phantasie tief ein. Bei dem Pfarrer Moser erhielt er den ersten Unterricht, der mit dem Deutschen sogleich die Elemente der lateinischen Sprache verband. Sein Lehrer und Vorbild, dem er mit inniger Liebe zugethan war, erweckte in ihm den Trieb, ebenfalls Geistlicher zu werden, und dies entsprach den Wünschen der Eltern. Dem Vater blieb es in lebhafter Erinnerung, wie es dem Kinde Freude gemacht habe, mit Käppchen und schwarzer Schürze bekleidet, von einem Stuhl herab einige Bibelstellen in der Weise der Prediger vorzutragen.

Als Schillers Vater in den letzten Tagen des Jahres 1766 nach Ludwigsburg zurückkehrte, eröffnete sich dem Knaben eine neue Welt. Er wohnte zum ersten Mal Theatervorstellungen bei, welche von der Prachtliebe des Herzogs Karl Eugen glänzend ausgestattet waren. Sein Nachahmungstrieb ward lebhaft erregt. Er verfertigte sich ein Puppentheater, führte mit den ältern Schwestern dramatische Scenen auf und machte schon Entwürfe zu Schauspielen. Indeß wurde das Lernen darüber nicht vergessen. Er besuchte die lateinische Schule zu Ludwigsburg und erwarb sich durch seinen Fleiß das Lob der Lehrer. Neben der lateinischen Sprache wurde — freilich in gar spärlichem Maße — auch die griechische, ja selbst die hebräische betrieben. Unter

Digitized

der Anleitung des Magisters Jahn, eines gewandten Versificators, sonst aber kaltsinnigen und mürrischen Lehrers, erwarb sich Schiller große Gewandtheit in lateinischen Versübungen, und Virgil wurde sein Lieblingsdichter. Durch Zilling, einen orthodoxen Eiferer, erhielt er den Unterricht in der Religion zur Vorbereitung auf die Confirmation, deren Feier am Osterfest 1772 statt fand. In kindlicher Gleichgültigkeit ausgelassen seine freien Stunden vergeudend, ließ der Knabe das Fest herankommen. Als die Mutter ihm aber in ernster Mahnrede die Wichtigkeit dieses Tages vorhielt, zog er sich in die Einsamkeit zurück und verfaßte sein erstes, selbständig ausgearbeitetes deutsches Gedicht, welches die Empfindungen schilderte, die der bevorstehende Tag in ihm hervorrief.

Es war die Meinung des Vaters, daß Schiller nach einer der würtembergischen Klosterschulen abgehen sollte, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten. Da trat der Herzog dazwischen und vereitelte die theologischen Pläne. Schiller wurde ein Zögling der herzoglichen Militärakademie.

Der erste Plan zur Errichtung dieser Anstalt, die zuletzt nach ihrem Gründer den Namen „hohe Karlsschule" trug, entstand im Jahre 1770. Herzog Karl bedurfte bei seinen zahlreichen Bauten in Stuttgart, Ludwigsburg und auf dem neu angelegten Lustschloß Solitude viele Künstler und Handwerker, die er meistentheils aus der Fremde herbeirufen und mit großen Kosten unterhalten mußte. Er hoffte sich deren in seinen eigenen Landeskindern nachbilden zu können und errichtete zu dem Ende auf der Solitude nahe der Hauptstadt Stuttgart zunächst für verwaiste und arme Soldatenkinder eine Schule, in der sie außer in den gewöhnlichen Fächern der Volksschule in verschiednen technischen Fertigkeiten, namentlich in den bildenden Künsten, unentgeltlich unterwiesen wurden. Erfreut über das rasche Gedeihen der Anstalt, erweiterte sie der Herzog schon 1771 zu einer „militärischen Pflanzschule"

Digitized by Google

für Söhne von Officieren, gemeinen Soldaten und „rechtschaffenen Bürgern“. Die Lehrfächer wurden vermehrt, alte und neue Sprachen in den Lehrplan aufgenommen und, um Beamte zu bilden, auch Lehrer für die Forstwirthschaft und Jurisprudenz, später sogar für die Medicin angestellt. Daneben errichtete er eine „Ritterakademie“ für „Cavaliersſöhne“, welche ihre Berechtigung zum Eintritt durch Stammbaum und Ahnenprobe nachweisen mußten. Bürgerliche „Eleven“, die bei einer Preisaustheilung vier Preiſe bekommen hatten, erhielten, indem ihnen ein akademiſcher Orden ertheilt wurde, den Namen „Chevaliers“. Da der Herzog die Sorge für die geſammte Ausbildung und den Lebensunterhalt der Zöglinge übernommen hatte, ſo waren dieſe verpflichtet, ſich künftig den Dienſten des herzoglich-würtembergiſchen Hauſes zu widmen und ohne des Herzogs Erlaubnis nicht aus denſelben zu treten; ſeit 1774 wurde darüber von den Zöglingen ein ſchriftlicher Revers ausgeſtellt.

Es herrſchte eine ſtrenge Disciplin. Die Zöglinge, in einem Gebäude vereinigt, ſtanden unter beſtändiger Aufſicht, ähnlich wie in jenen ſächſiſchen Fürſtenſchulen, in denen Klopſtocks und Leſſings Jugend gebildet ward, nur daß in der würtembergiſchen Anſtalt ein militäriſcher Pedantismus Kleidung und Stundenordnung regelte. Uebrigens waren tüchtige Lehrer, meiſtens noch in den Jahren rüſtiger Jugendkraft, berufen worden. Ein einſichtsvoller Intendant ſtand an der Spitze, und durch Vielſeitigkeit des Unterrichts ſowie durch den Sporn des Ehrgeizes und Wetteifers ward ein reges geiſtiges Leben geweckt. So beengend und geiſttödtend der Pedantismus der Anſtalt auch geweſen ſein mag, ſo gefährlich die militäriſche Dreſſur, die zur unbedingten Gefügigkeit gegen den Herzog hinſtrebte und in gewiſſer Hinſicht auf eine ſchmeichleriſche Verehrung desſelben hinauslief, für die ſittliche Bildung des Charakters werden konnte, doch iſt Schiller der Karlsſchule eine treffliche geiſtige Erziehung ſchuldig geworden; er war ein

fleißiger Schüler und hat bis zu seinem nachmaligen Bruch mit dem Herzog für sie und ihren Stifter nur Worte des wärmsten Dankes geäußert.

Der mehrmals dringend wiederholte Wunsch des Herzogs, den talentvollen Knaben unentgeltlich in die Pflanzschule aufzunehmen und für seine Ausbildung wie für seine Beförderung zu sorgen, hatte den Vater bewogen, daß er die Aussicht, seinen Friedrich die Laufbahn eines Theologen betreten zu sehen, aufgab. Seine beschränkten Vermögensumstände ließen ihm kaum noch eine Wahl. Im Januar 1773 trat der junge Schiller in die Karlsschule mit dem Entschluß, sich der Jurisprudenz zu widmen. Für's erste blieben noch die alten Sprachen die Hauptsache. Er hatte sich im Lateinischen gründliche Kenntnisse angeeignet; auch in der griechischen Sprache erwarb er sich gegen Ende des Jahres einen Preis. Die Elemente der juristischen Studien zogen ihn nicht sehr an, da sich sein Sinn schon der poetischen Literatur zugewandt hatte.

Bald darauf trat für die Eltern Schillers eine unerwartete Veränderung ein. Der Vater hatte sich die Langeweile des Garnisonlebens durch landwirthschaftliche Beschäftigungen zu vertreiben gesucht und in Ludwigsburg eine Baumschule gegründet. Seine Beobachtungen über Bodencultur hatte er in einer besondern Schrift dargestellt. Herzog Karl, dadurch neuerdings auf die Tüchtigkeit des Mannes aufmerksam gemacht, ernannte ihn im December 1775 zum Vorgesetzten bei der herzoglichen Hofgärtnerei auf der Solitude und übertrug ihm namentlich die Aufsicht über die weitläufigen Baumpflanzungen bei dem Schlosse.

Der junge Schiller sollte die Freude, wieder mit Eltern und Geschwistern zusammenleben zu dürfen, nicht genießen. Wenige Wochen vorher war die Pflanzschule nach Stuttgart verlegt worden, nachdem sie bereits 1773 zum Rang einer herzoglichen Militärakademie erhoben und in ihrem Plan wieder bedeutend er-

Digitized by Google

weitert worden war. Es fanden jetzt auch Zöglinge gegen Kostgeld eine Aufnahme. Der Ruf der Karlsakademie stieg so sehr, daß aus allen Theilen Deutschlands, ja im eigentlichsten Sinne aus allen Ländern Europas Jünglinge zu ihr gesandt wurden. Da auch das medicinische Fach in den Studienplan aufgenommen ward, so entschied sich Schiller aus freiem Antriebe für dieses und erwarb sich durch seinen Fleiß und seine tüchtigen Kenntnisse viele Auszeichnungen.

Innige Jugendfreundschaft pflegt die Frucht der Abgeschlossenheit solcher Lehranstalten zu sein. Auch über Schillers Jugend leuchtete ihr freundliches Gestirn; er war auf der Karlsakademie nicht im mindesten vereinsamt. Er fand dort seinen treuen Friedrich Wilhelm von Hoven wieder, der sich schon in Ludwigsburg an ihn angeschlossen hatte und zugleich mit ihm das medicinische Studium erwählte. Die nächsten im engen Bunde der Freundschaft waren Petersen und Scharffenstein, die eine gleiche Liebe zur Poesie beseelte; später traten Haug, dessen Vater Schillers hochverehrter Lehrer war, Zumsteeg und Danneker hinzu, Jünglinge voll idealen Strebens, die durch die Vielseitigkeit ihrer geistigen Interessen auf einander belebend und bildend wirkten; die Dichtkunst nahm unter diesen nicht die letzte Stelle ein.

Schiller hieng bei seinem Eintritt in die Pflanzschule noch mit großer Verehrung an Klopstock. Solange die Anstalt sich auf dem Schloß Solitude befand, scheint auch von neuerer deutscher Poesie außer dem „Messias“ und den klopstockischen Oden wenig in seine Hände gekommen zu sein. Erfüllt von Begeisterung für die Messiade und die Prophetensprache der lutherischen Bibelübersetzung, wagte er sich in seinem vierzehnten Jahre an ein größeres episches Gedicht, dessen Held Moses war. Doch gewaltiger ergriff ihn bald darauf das Drama, das sich in jener Epoche mit hinreißender Gewalt die jungen dichterischen Talente

Digitized

dienſtbar machte. Gerſtenbergs Tragödie „Ugolino“ hatte die Kraftſprache der jungen deutſchen Genies, welche an Shakeſpeare die Schilderung der Leidenſchaft zu lernen begannen, durch ein effectvolles Beiſpiel eingeführt; ſie hatte auf Schillers Phantaſie eine mächtige Wirkung ausgeübt. Schon in ſeinem dreizehnten Jahre hatte er ein Trauerſpiel „die Chriſten“ geſchrieben, deſſen Stoff wahrſcheinlich aus der Geſchichte der erſten Chriſtenverfolgungen genommen, vielleicht mit dem Inhalt eines ſonſt genannten dramatiſchen Jugendgedichts „Abſalom“ von Schiller identiſch war. Jetzt, als mit der Verpflanzung der Militärakademie nach Stuttgart die ganze Literatur der Sturm- und Drangperiode ihm bekannt wurde, wuchs nur ſeine Neigung zum Drama. An Klopſtocks Stelle wurden jetzt Shakeſpeare und Oſſian, Leſſing und Goethe, Klinger und Leiſewitz ſeine Lieblinge, die ihn ganz der dramatiſchen Poeſie zu eigen machten. Daß mehrere Zöglinge der Karlsakademie ſich für die Bühne ausbildeten, mochte dabei nicht ohne Einfluß ſein. Der Selbſtmord eines Studenten lieferte ihm den Stoff zu einem Drama „der Student von Naſſau“. Als Nachahmung von Leiſewitz' Trauerſpiel „Julius von Tarent“, das die tiefſten Eindrücke in ihm zurückließ, entſtand eine Tragödie, die der Geſchichte des Hauſes Medici entnommen war und die Verſchwörung der Pazzi behandelte, weßhalb ſie ſchwerlich „Cosmus von Medici“, eher „Lorenzo von Medici“ betitelt ſein konnte.

Alle dieſe Jugendverſuche ſind verloren gegangen oder abſichtlich von dem Dichter vernichtet worden; aus dem letztern Drama nahm er einzelne Züge und Gedanken ſpäter in die „Räuber“ herüber. Einige lyriſche Ergüſſe in der Dithyrambenſprache Klopſtocks oder Schubarts, welche gerade damals die Odenpoeſie beherrſchte, traten ſeit 1776 in dem „ſchwäbiſchen Magazin von gelehrten Sachen“ an die Oeffentlichkeit, „der Abend“ und „der Eroberer“, die Schiller ſelbſt unter ſeine Gedichte nicht aufgenommen hat. Mehrmals hatte er Gelegenheit, ſeine rhe-

Digitized by Google

toriſche Wortfülle in akademiſchen Feſtreden glänzen zu laſſen; der 10. Januar, der Geburtstag der Reichsgräfin Franziſca von Hohenheim, der nachmals zum Rang einer Gemahlin erhobenen Geliebten des Herzogs, die Schiller und ſeine Commilitonen ſchwärmeriſch verehrten, gab dem jungen Dichter wiederholt Anlaß, in Reden von der Freundſchaft eines Fürſten, von der Güte, Leutſeligkeit und Freigebigkeit, von den Folgen der Tugend oder in enthuſiaſtiſchen Gedichten, die von dankbarer Verehrung überfloſſen, dem Herzog und ſeiner Favoritin feurige Huldigungen darzubringen.

Indeß vernachläſſigte Schiller ſeine wiſſenſchaftlichen Studien nicht. Neben mediciniſchen Werken zogen ihn philoſophiſche Schriften in vorzüglichem Grade an und entſchieden ſeine mit der Poeſie Hand in Hand gehende Richtung zu philoſophiſcher Speculation. Damals beſchäftigten ihn vornehmlich Rouſſeau und Ferguſon, Mendelsſohn und Sulzer. Großartige Charaktere lernte er im Plutarch kennen, an deſſen Hand er zuerſt das Gebiet der Geſchichte betrat. Als er im Jahre 1779 in der an Hallers Reſultate anknüpfenden, dieſelben aber theilweiſe bekämpfenden Abhandlung „Philoſophie der Phyſiologie“, von der ſich ein Bruchſtück des erſten Capitels erhalten hat, einen Beweis von der Reife ſeiner mediciniſchen Studien gegeben hatte, hoffte er aus der Akademie entlaſſen zu werden. Allein der Herzog hielt ihn noch ein Jahr zurück, weil er nach dem Durchleſen der Diſſertation im Einklang mit dem Urtheil der zum Gutachten aufgeforderten Examinatoren glaubte, das ſtürmiſche Feuer des Jünglings durch die Fortſetzung der gelehrten Studien „dämpfen“ zu müſſen, „ſo daß er alsdann einmal,“ — ſo drückte er ſich aus — „wenn er fleißig zu ſein fortfährt, gewiß ein recht großes Subjectum werden kann.“

Gerade durch die Verlängerung ſeiner Studienzeit ward Schiller nur noch mehr zur Poeſie zurückgeführt. In dem letzten

Digitized by Google

akademiſchen Jahre verfaßte er den „verlorenen Sohn“; dies war der anfängliche Titel der „Räuber“. Eine Erzählung Schubarts im „ſchwäbiſchen Magazin“ gab wohl den erſten Anſtoß dazu und lieferte den Stoff. Nach Schillers eignen Worten verdankte er die Grundzüge ſeines Hauptcharakters dem Plutarch, von dem Rouſſeau gerühmt hatte, daß er „erhabene Verbrecher“ zum Vorwurf ſeiner Schilderung wähle, und dem Cervantes, deſſen „ehrwürdiger Räuber“ Roque aus dem „Don Quixote“ jedermann bekannt ſei. Er ſelbſt wies auf die ſhakeſpeariſche Manier hin, nach welcher er die verſchiednen Züge zu einem neuen, wahren und harmoniſchen Charakter unter ſich amalgamiert habe. Aber auch einzelne Motive entlehnte er aus Shakeſpeare, wie ſolche ihm zahlreich die geſammte Literatur des Sturms und Drangs lieferte. Dazu fand er die Vorbilder zu mehreren Charakteren des Dramas in ſeiner Umgebung auf der Karlsſchule. Die erſten Anfänge der Bearbeitung reichen bis 1777 hinauf. Es ſollte ein Effectſtück werden, wie keines noch dageweſen; „wir wollen ein Buch machen,“ ſagte er zu Scharffenſtein, „das aber durch den Schinder abſolut verbrannt werden muß.“ Auch mit ſeinem mimiſchen Darſtellungstalent machte Schiller um jene Zeit eine Probe. Der Beſuch Goethes und Karl Auguſts in der Akademie während der Schweizer Reiſe am 14. December 1779 hatte auf die Zöglinge und vornehmlich auf Schiller einen ſo gewaltigen Eindruck gemacht, daß ſie auf ſeinen Vorſchlag am nächſten Geburtstag des Herzogs (11. Februar) den „Clavigo“ aufzuführen beſchloſſen. Schiller hatte ſich die Titelrolle vorbehalten. Das leidenſchaftliche Ungeſtüm, womit er declamierte und agierte, war eben ſo charakteriſtiſch für den Dichter der „Räuber“, wie es den Freunden ein Gegenſtand ergötzlicher Erinnerung blieb.

Gegen den Schluß des Jahres 1780 wurde Schiller aus der Akademie entlaſſen. Er verfaßte zu dem Ende eine lateiniſch geſchriebene, ſtreng mediciniſche Probearbeit „über den Unter-

Digitized by Google

ſchied der entzündlichen und Faulfieber", die jedoch als zu raſch hingeworfen von der Prüfungscommiſſion nicht zum Druck zugelaſſen wurde, und nach freier Wahl die deutſche Abhandlung „Verſuch über den Zuſammenhang der thieriſchen Natur des Menſchen mit ſeiner geiſtigen", der die Anerkennung zu Theil ward, durch den Druck an die Oeffentlichkeit zu gelangen. Schiller verſuchte darin im Contraſt mit ſeiner ſpäteren Philoſophie eine Apologie der Sinnlichkeit, die er als den erſten Sporn zur Thätigkeit und den erſten Leiter zur Vollkommenheit bezeichnete. Es ſind die philoſophiſchen Präliminarien zu der ſinnlichen Gluth ſeiner Jugenddichtungen. Im Gegenſatz zu der beliebten Trennung von Körper und Geiſt ſuchte er zu beweiſen, daß die thieriſche Natur mit der geiſtigen ſich durchaus vermiſcht und daß auf dieſer Vermiſchung die Vollkommenheit des Menſchen beruht. In der Zueignung an den Herzog ſprach er in Worten des wärmſten Dankes von der „ruhmvollen" Anſtalt, von „dem Stifter ſeines Glücks", „der ſeine Größe darein ſetzt, ein Lehrer unter ſeinen Schülern, ein Vater unter ſeinen Söhnen zu wandeln"; in dem „Zuſammenfluß aller dieſer glücklichen Fügungen" erkennt er die Wege einer höhern Vorſicht und ſieht dadurch den Grund zu dem Glück ſeines ganzen Lebens gelegt. Daſſelbe überſchwängliche Lob brachte er in einer wenige Monate ſpäter verfaßten „Ode auf die glückliche Wiederkunft unſers gnädigſten Fürſten" ſeinem Wohlthäter dar, der ihm in der That während ſeines Aufenthaltes in der Militärakademie ein beſonderes Wohlwollen ſtets bewahrt hatte:

Sag', Ausland, ſchielſt du nicht mit neid'ſchen Blicken
Auf Würtembergs glückſel'ge Hütten her?
Trügt ihr nicht gern die Ketten, Republiken,
Wär' euer Herrſcher — er?

An eine Flucht aus der Anſtalt oder an einen Bruch mit dem Herzog dachte Schiller bis dahin nicht im entfernteſten.

Digitized by Google

Er erhielt eine Anstellung als Militärarzt ohne porte-épée bei einem in Stuttgart stationierten Grenadierregiment. Die praktische Medicin zog ihn jedoch wenig an, und der mechanische Kreislauf seiner täglichen Berufsgeschäfte, so unbedeutend dieselben auch sein mochten, ward ihm bald drückend. Er suchte daher einen Ersatz in dem Umgang mit Freunden, der indeß nicht blos geistiger Art blieb. Nach dem Uebergange aus dem Zwange der Militärakademie zu einer ungebundenen Lebensweise gerieth er leicht in den Rausch sinnlicher Vergnügungen. Sein Umgang mit einer Hauptmannswittwe, Luise Dorothea Vischer (1751—1816), bei der er zur Miethe wohnte, war von jenen leidenschaftlichen Aufwallungen begleitet, welche uns die später zum Theil unterdrückten oder verkürzten Oden an Laura aufbewahren, wenn auch manches darin mehr auf Rechnung der Phantasie als der Wirklichkeit zu setzen sein mag. Treffend charakterisiert Schillers nachmalige Schwägerin Caroline von Wolzogen jene gefahrvolle Periode in dem Leben unsers Dichters: „Sinnentaumel, jugendliche Thorheit übten auch nach der so lang entbehrten Freiheit ihre Macht, und Finanzverlegenheiten, ihre natürliche Folge, führten oft sehr trübe Stimmungen für unsern Freund herbei. In einer Stadt, die zu allen Lebensgenüssen einlud, in der das frühere Beispiel des Herrschers das Band der Sitte, besonders in der Hofwelt, sehr locker gemacht hatte, und wo die Familien, in denen alte Zucht und Ordnung herrschte, sich in strenger Zurückgezogenheit hielten, mußten dem Jünglingsalter manche Klippen drohen. Die Nähe der Familie, die auf der Solitude wohnte, und an der er immer mit herzlicher Liebe hieng, der Wunsch, ihre Erwartungen von ihm nicht zu täuschen, besonders eine Warnung im weichen Liebeston der Mutter hielt den jugendlichen Leichtsinn in Schranken und stellte das Gleichmaß wieder her."

Sein Trauerspiel ward inzwischen vollendet. Es drängte ihn, damit an die Oeffentlichkeit zu treten. Als ersten und wich-

Digitized by Google

tigſten Grund der Herausgabe nannte er dem Freunde Peterſen ſeine Geldverlegenheit, den „allgewaltigen Mammon“; dann aber wünſchte er auch von dem Publicum, „dem unbeſtochnen Richter“, zu erfahren, was für ein Schickſal er als Dramatiker, als Autor zu erwarten habe; endlich erwähnte er noch einen dritten, „ganz echten“ Grund, die Poeſie „hinwegzuräumen“, die ſeinem Plane, Profeſſor der Phyſiologie oder Medicin zu werden, hinderlich ſei. Da kein Verleger ſich zu einem Honorar von fünfzig Gulden für das Erſtlingswerk des unbekannten Dichters erbieten wollte, ſo ließ es Schiller auf eigne Koſten drucken, wozu Freunde das Geld vorſchoſſen. Im Sommer 1781 erſchien die erſte Ausgabe der „Räuber“, ohne ſeinen Namen. Schon im Beginn des nächſten Jahres folgte die zweite. Das Titelblatt nannte dies Mal den Namen des ſchnell berühmt gewordenen Dichters; die Vignette ſtellte, gleichſam als Zeichen des kühner gewordenen Jugendmuthes, einen zornig aufſteigenden Löwen dar mit der Inſchrift „in tyrannos“.

Um einen Buchhändler in ſein Intereſſe zu ziehen, hatte Schiller während des erſten Drucks einen Theil der Aushängebogen an den Buchhändler Schwan in Mannheim geſchickt. Dieſer las das Stück dem Intendanten des Mannheimer Theaters, Freiherrn Wolfgang Heribert von Dalberg vor, worauf an Schiller die Aufforderung ergieng, ſein Drama, um es auf dem Mannheimer Theater zur Aufführung bringen zu können, bühnengerechter zu geſtalten. Der Dichter verſtand ſich dazu, manche grelle Stelle zu ſtreichen, das allzu gedehnte Raiſonnement abzukürzen und die Handlung an das Ende des Mittelalters zu verlegen, um nicht durch die Beziehung auf die Gegenwart zu mißliebigen Deutungen Anlaß zu geben. Mit lebhafter Freude erfüllte ihn endlich die Nachricht, daß „die Räuber“ in Mannheim zur Aufführung gelangten. Ohne Urlaub reiſte er heimlich mit Peterſen hin — die Reiſekoſten wurden ihm aus der Theater-

Digitized by Google

kasse erstattet — und sah unerkannt mit klopfendem Herzen der ersten Vorstellung am 13. Januar 1782 zu. Die ausgezeichnete Darstellung, in der vor allen Iffland als Franz Moor glänzte, riß die zahlreich versammelten Zuschauer zu rauschendem Beifall hin und machte auf den jungen Dichter den tiefsten Eindruck. „Ich glaube," schrieb er einige Tage darauf an Dalberg, „wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen."

Daß in dem grellen Gemälde von Rohheit und Bosheit, welches „die Räuber" uns vorführen, vielfach der gute Geschmack, oft auch die natürliche Wahrheit verletzt war, erkannte Schiller selbst und sprach sich in der Selbstanzeige seines Stückes schonungslos darüber aus. Allein es strömte darin eine jugendfrische, echt dramatische Kraftfülle, welche den dichterischen Genius ankündigte. Zugleich hatte er hier, während die übrigen Dichter des Sturms und Drangs sich gewöhnlich nur gegen eine einzige Seite der bestehenden Mißverhältnisse kehrten, die verschiednen revolutionären Elemente zusammengefaßt und den Streitruf gegen die gesammte sittliche und sociale Welt erklingen lassen. Daher war die erste Wirkung gewaltig; vor allem ward die Jugend davon hingerissen. Schnell verbreitete sich das titanenkühne Drama durch Bühnenvorstellungen und Abdrücke über ganz Deutschland; selbst die Angriffe der Kritik, von Schiller noch verstärkt durch jene anonyme Selbstkritik, die bei aller Strenge im einzelnen doch die Genialität des Verfassers außer Frage ließ, dienten nur dazu, die Aufmerksamkeit der Nation auf das neu aufsteigende dramatische Meteor zu lenken. Herzog Karl war zwar erfreut, aus seiner Anstalt einen gefeierten Dichter hervorgehen zu sehen; allein Schillers Drama sowie die lyrischen Dichtungen, welche nebst der Operette „Semele" und mehreren treffenden Epigrammen die „Anthologie auf das Jahr 1782" (mit dem Druckorte „Tobolsko" bezeichnet) veröffentlichte, konnten seinem ästhetischen Geschmack so

Digitized by Google

wenig entſprechen, als ihre ſittlich-geſellſchaftliche Tendenz, die kühn alle geltenden Schranken überflog, dem autokratiſchen Fürſten revolutionär ſcheinen mußte. Noch hoffte er den jungen Dichter auf eine beſſere Bahn leiten zu können; er ließ ihn zu ſich kommen und warnte ihn in väterlichem Tone vor den Verſtößen wider den richtigen Geſchmack, wie er ſie in ſeinen dichteriſchen Producten finde. Allein dem Verlangen, er ſolle ihm ſeine Dichtungen vor dem Druck zur Kritik vorlegen, wollte Schiller nicht entſprechen. Seine Weigerung wurde der erſte Grund zu der Mißſtimmung des Herzogs gegen ſeinen ſonſt mit Liebe gepflegten Zögling, den er ſich zu beſonderer Dankbarkeit glaubte verpflichtet zu haben.

Bald ſollte Schiller mehr Beweiſe der Ungnade erhalten. Als er ohne Urlaub im Mai eine zweite Reiſe nach Mannheim gewagt hatte, die dem Herzog verrathen ward, erhielt er von ihm die ſchärfſten Verweiſe mit dem Befehl, ſich jedes Verkehrs mit dem Auslande zu enthalten, und ward, indem der Herzog perſönlich ihm den Degen abforderte, zu vierzehntägigem Arreſt verurtheilt. In der Einſamkeit ſeiner Haft entſtand der Plan zu „Cabale und Liebe“; die Grundlinien zu dieſem grellen Hofgemälde hat der würtembergiſche Hof hergegeben. Daneben beſchäftigte den Dichter ſchon ſeit einiger Zeit das „republicaniſche“ Trauerſpiel „Fiesco“, deſſen Stoff er bereits aus der Militärakademie mitbrachte. Mit ſeinem Freund Peterſen und ſeinem früheren Lehrer Abel zuſammen gab er 1782—1783 das „würtembergiſche Repertorium der Literatur“ heraus, zu dem er einen Aufſatz über das gegenwärtige deutſche Theater, einige anonyme Recenſionen und halb poetiſche, halb philoſophiſch-moraliſche Erzählungen und Dialoge beiſteuerte.

Neben Schillers eigenmächtigen Reiſen hatten den Herzog beſonders mancherlei mißwollende Zuträgereien gereizt; die armſeligen Angriffe einiger Graubündner, welche durch ein ſatiriſches

Wort in den „Räubern“ ſich in ihrer Vaterlandsliebe gekränkt ſtellten, nahmen darunter die erſte Stelle ein. Gerade als Schiller ſeiner Beſtimmung zum Dichter ſich klar bewußt geworden war, ergieng an ihn der ſtrenge Befehl, bei Feſtungsſtrafe ſich auf ſeinen Beruf als Arzt zu beſchränken und keine Schriften außer im mediciniſchen Fache drucken zu laſſen. Man ſprach von beſſerer Erziehung, deren er bedürfe, und was dieſes Wort in des Herzogs Munde bedeute, lehrte Schillern das Schickſal des unglücklichen Schubart, den er mehrmals in ſeinem Gefängniſſe auf dem Asperg beſuchte, wo er um ſeiner „Erziehung“ willen zehn Jahre lang gefangen gehalten ward.

Schiller befand ſich in größter Bedrängnis. Vergebens ſuchte er die Aufhebung des Vernichtungsurtheiles, das mit dieſer Drohung gegen ſein poetiſches Talent ausgeſprochen war, durch eine Bittſchrift zu erwirken: die Annahme wurde von dem Herzog in den härteſten Ausdrücken abgeſchlagen. Seine nicht unbeträchtliche Schuldenlaſt war durch den Selbſtverlag der Anthologie noch geſtiegen; nur durch poetiſche Arbeiten konnte er hoffen ſie zu verringern. So drängte alles ihn fort in die Luft der Freiheit, wo er wieder ganz Dichter ſein konnte und keinen andern Richter zu fürchten hatte als das Publicum. Kein Wunder, daß ſeine Mißſtimmung nicht nur ſeinen Geiſt niederdrückte, ſondern auch ſeinen ſittlichen Charakter zu trüben begann; er wurde hart und abſtoßend in ſeinem Benehmen, auch gegen Freunde, bitter im Urtheil über andere, nur bemüht, den eignen Ruhm hervorzuheben.

Die frühere Verehrung des Herzogs hatten die letzten Erfahrungen merklich abgeſchwächt. Die Bande der Dankbarkeit aber, die ihn an ſeinen einſtigen Wohlthäter feſſelten, wollte er nur im äußerſten Nothfall gewaltſam zerreißen. Zunächſt verſuchte er ſie friedlich zu löſen. Er wandte ſich vertrauensvoll an Dalberg, ſchilderte ihm mit eindringlichen Worten ſeine trau-

Digitized by Google

rige Situation, die nicht unglücklicher sein könne, erinnerte ihn an die Hoffnungen, die ihm durch Wort und Händedruck seines Gönners bei seinem Besuch in Mannheim eröffnet seien, und bat ihn um seine Verwendung beim Herzog, indem auf diesem Wege sicherlich seine Entlassung aus dem herzoglichen Dienste zu erlangen sein werde. Dalberg zögerte indeß, vielleicht aus Furcht, durch die Beschützung des in Ungnade gefallenen Dichters seinen persönlichen Beziehungen zum würtembergischen Hofe zu schaden. Schiller überwand endlich alle Bedenklichkeiten und entschloß sich, durch einen kühnen Schritt sich selbst die Freiheit zu verschaffen, dem Zwange der Heimath durch die Flucht sich zu entziehen.

Nur wenige Vertraute wurden in das Geheimnis gezogen. Die Mutter und die ältere Schwester billigten seinen Entschluß; dem Vater blieb er verschwiegen, damit dieser nöthigen Falls sein Ehrenwort geben könne, er habe um die Flucht des Sohnes nicht gewußt. Frau Henriette von Wolzogen (1745—1788), welche während des Aufenthaltes ihrer Söhne auf der Karlsschule nach Stuttgart gezogen war und Schiller ein besonderes Wohlwollen bewies, bot ihm, falls seine Aussichten auf Mannheim vereitelt werden sollten, eine Zufluchtsstätte auf ihrem Gute bei Meiningen an. Sein Freund Andreas Streicher, einer seiner wärmsten Verehrer, den ihm die Dichtkunst zugeführt hatte, stand im Begriff, eine Reise nach Hamburg anzutreten, um sich unter Bachs Leitung für die Musik auszubilden. In ihm erhielt er für seine gefahrvolle Wanderschaft einen Gefährten, der für's erste mit seinem Reisegelde bereitwillig aushalf. Andere Freunde übernahmen die Bürgschaft für die in Stuttgart gemachten Schulden. Jetzt, da der Plan unwiderruflich gefaßt war, kehrte mit der Entschlossenheit die heitere Stimmung zurück; er arbeitete fleißig an seinem „Fiesco", der bestimmt war, ihm zu einer neuen Existenz den Weg zu bahnen.

Im September 1782 wurden in Stuttgart und auf den

Digitized by Google

benachbarten herzoglichen Schlöſſern glänzende Feſte zum Empfange des Großfürſten Paul von Rußland und ſeiner Gemahlin, einer Nichte des Herzogs, gefeiert. Schiller konnte hoffen, in dieſen Tagen der Zerſtreuungen des Hofes am wenigſten beachtet zu ſein. Am 17. September, Abends 10 Uhr, fuhr er unter dem Namen eines Dr. Ritter mit ſeinem Freunde Streicher, der ſich bei der Thorwache als Dr. Wolf ausgab, aus dem Eßlinger Thore hinaus, um auf einem Umwege auf die Ludwigsburger Landſtraße zu gelangen. Wie froh ſchlug das Herz, als die würtembergiſche Grenze erreicht war! Am 19. langten die Freunde in Mannheim an.

Schiller richtete ſogleich ein Schreiben an den Herzog Karl, worin er ſich wegen ſeiner Entweichung entſchuldigte, um die Aufhebung des Befehls, keine andern als mediciniſche Schriften drucken zu laſſen, eindringlich bat und ſich zur Rückkehr bereit erklärte, wenn ihm das fürſtliche Wort gegeben werde, daß keine Strafe über ihn verhängt werden ſolle. Der Herzog ließ ihm darauf nur in allgemeinen Ausdrücken Verzeihung zuſagen, was nicht genügen konnte, um Schiller zur Rückkehr zu bewegen. Aus Furcht, ergriffen und ausgeliefert zu werden, hielt er ſich Anfangs möglichſt verborgen. Doch der Herzog verzichtete auf weitere Schritte wider ihn und machte eben ſo wenig den Vater für das Vergehen des Sohnes verantwortlich.

Dalberg war in jenen Tagen bei den Stuttgarter Hoffeſten zugegen. Es ließ ſich wohl erwarten, daß der Flüchtling bei ihm keine offenen Arme finden werde. Den Mannheimer Schauſpielern las Schiller den „Fiesco“ vor, auf deſſen Erfolg ſeine nächſte Hoffnung geſetzt war. Allein er erntete mit ſeiner ſchwäbiſchen Ausſprache und ſeiner gleichmäßig hochtrabenden Declamation ſo wenig Beifall, daß die Verſammlung blos bis zum Ende des zweiten Actes aushielt. Man ließ ihm nur noch die ſchwache Ausſicht, daß man den „Fiesco“ demnächſt eingehender prüfen und zur Aufführung bringen werde.

Digitized by Google

Um möglichen Nachforschungen über seinen Aufenthalt zu entgehen, machte er mit Streicher eine Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Von hier aus wandte er sich an Dalberg mit der dringenden Bitte um einen Geldvorschuß auf sein Trauerspiel, damit er seine in Stuttgart hinterlassenen Schulden bezahlen und die nothwendigsten Ausgaben bestreiten könne. Nach einigen Tagen erfolgte von dem Regisseur Meier die Erwiderung, Dalberg könne sein Gesuch nicht erfüllen, weil „Fiesco" in der jetzigen Gestalt für die Bühne unbrauchbar sei; ehe er sich weiter erklären könne, müsse eine Umarbeitung vorgenommen werden. Gleichwohl blieb die Mannheimer Bühne noch des Dichters einzige Hoffnung. Er wanderte mit Streicher, dessen kleine Baarschaft wie unverdrossene Freundschaft sein Trost in jenen kummervollen Tagen war, über Mainz und Worms nach Oggersheim bei Mannheim, wo er eine Zeit unerkannt als Dr. Schmidt lebte. Eifrig arbeitete er hier an seinem Trauerspiel „Cabale und Liebe" oder, wie es Anfangs genannt war, „Luise Millerin", das während der Reise eine festere Gestalt in seinem Geiste gewonnen hatte, und gab dem „Fiesco" eine andere Form. Nach mehreren Tagen bangen Harrens erhielt er die abermalige Entscheidung, daß „Fiesco" auch in der neuen Bearbeitung nicht angenommen werden könne. Unter diesen Umständen mußte er froh sein, als der Buchhändler Schwan sich zur Uebernahme des Verlags erbot. Das geringe Honorar (etwa elf Louisd'or) mußte die im Gasthofe aufgelaufene Schuldenrechnung tilgen, und es blieb nur so viel übrig, um die Kosten für die Postreise nach Thüringen zu bestreiten. In Worms nahm er Abschied von dem wackern Streicher und langte in den ersten Decembertagen in Bauerbach bei Meiningen, dem Gute seiner freundlichen Beschützerin, unter dem Namen Dr. Ritter an. Nach einigen Wochen kam Frau von Wolzogen auf kurzen Besuch und sorgte für die gastliche Einrichtung des geheimnisvollen Fremdlings.

Digitized by Google

Dem Drucke der Sorgen enthoben und in der ländlichen Einsamkeit von keiner Zerstreuung gehemmt, konnte Schiller sich jetzt ausschließlich seiner poetischen Thätigkeit überlassen. Er brachte im Januar 1783 sein bürgerliches Trauerspiel zu einem vorläufigen Abschluß — die eigentliche Vollendung zog sich bis in den Sommer hinein — und war sogleich zu einer neuen dramatischen Arbeit entschlossen, zu der er einen historischen Stoff suchte. Maria Stuart, Friedrich Imhof, Konradin zogen ihn an. Seine Entscheidung fiel endlich zu Gunsten des Don Carlos aus, auf dessen Süjet er zuerst durch Dalberg aufmerksam gemacht war. Indem er zu seinen Zwecken die Meininger Bibliothek benützte, gewann er die Freundschaft des Bibliothekars Reinwald, der an allem, was ihn betraf, auf's innigste Theil nahm. Durch den Umgang mit Schiller gewann der schon in Jahren vorgerückte wackere Mann eine Neigung zu dessen ältester Schwester Christophine, wodurch die nachmalige Verbindung mit ihr eingeleitet wurde.

Es war eine kurze glückliche Zeit, welche Schiller in dem reizend gelegenen Bauerbach verlebte; noch nach vielen Jahren nannte er sie die schönste seines Lebens. Er fühlte sich unendlich wohl im Verkehr mit wenigen edlen Menschen; diese mußten ihn, wie er sich äußerte, mit dem ganzen Geschlecht wieder versöhnen, mit welchem er sich beinahe überworfen hätte. Der Frühling führte ihm seine verehrte Freundin nebst ihrer Tochter Charlotte (1766—1794) wieder zu, welche im Winter nur durch einen flüchtigen Besuch ihren Gast willkommen geheißen hatten. Das blühende Mädchen, welche schon in Stuttgart seine Neigung gewonnen hatte, flößte jetzt, wo die Seele des jungen Dichters sich freudiger öffnete und sich idyllischen Träumen hinzugeben geneigt war, das Gefühl leidenschaftlicher Hingebung ihm ein, wie er es in dieser Reinheit noch nie empfunden hatte. „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund," schrieb er an ihren

Digitized by Google

Bruder Wilhelm von Wolzogen, „ich beneide Sie um dieſe liebenswürdige Schweſter. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unſchuldig, die ſchönſte, weichſte, empfindſamſte Seele, und noch kein Hauch des allgemeinen Verderbniſſes am lautern Spiegel ihres Gemüths — ſo kenn' ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, der eine Wolke über dieſe ſchuldloſe Seele zieht!" Selbſt vor der Mutter vermochte er die Kühnheit ſeiner Wünſche nicht zu verbergen. In einem Briefe vom 30. Mai, den er freilich zuletzt ſelbſt als „toll" entſchuldigte, während einer kurzen Entfernung derſelben von Bauerbach ſchrieb er an ſie: „Mit meinen vormaligen Planen iſt es aus, beſte Freundin, und weh mir, wenn das auch von meinen jetzigen gelten ſoll. Daß ich bei Ihnen bleibe und wo möglich begraben werde, verſteht ſich. Ich werde es auch wohl bleiben laſſen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage ſchon unerträglich ſind. Nur das iſt die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückſeligkeit gründen kann. Aber gründen will ich ſie oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit der ungeheuerſten Hinderniß, und ich weiß es, ich überwinde ſie." Manchmal erſchien ihm das Bild eines auf ſtiller Häuslichkeit gegründeten Lebensglückes ſo reizend, daß er bereit war, was er ſeinem Fürſten nicht hatte opfern wollen, dem Dichterruhm um der Geliebten willen zu entſagen. Allein abgeſehen von der Scheidewand, welche die Standesvorurtheile des Adels zwiſchen beiden errichteten, gehörte Lottens Herz ſchon einem andern. Die Mutter zeigte ihm, um ihn zu heilen, das Tagebuch, welches die Geſtändniſſe des liebenden Mädchens enthielt. Dadurch ward Charlotte ihm nur noch liebenswerther: ſeine Liebe wurde feuriger durch ihre Hoffnungsloſigkeit; dazwiſchen gab es Momente, wo ihm eine Ausſicht aufdämmerte, den Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen. In dieſer Epoche begann er den „Don Carlos" als ein Gemälde hoffnungsloſer Liebesgluth.

Digitized by Google

Gegen den Sommer 1783 sah Frau von Wolzogen Schillers Entfernung von Bauerbach für nothwendig an; sie drängte ihn auf zarte Weise zur Abreise, und bei einer Unterredung mit ihr auf einem Spaziergange im Walde sah auch Schiller endlich ein, daß man sich trennen müsse. Reinwald brachte Reisen nach Gotha und Weimar oder nach Berlin in Vorschlag. Eine unerwartete Einladung Dalbergs, dem Schiller gerade jetzt brauchbar war, zog ihn wieder nach Mannheim. Im Juli reiste er hinüber, noch lange sehnsüchtig nach Bauerbach zurückblickend. Erst als er von dort die Nachricht von der Ankunft seines Nebenbuhlers erhielt, war sein Entschluß gefaßt, in der Ferne zu bleiben.

Ein neuer Schauplatz für sein dramatisches Talent schien sich ihm bei der Mannheimer Bühne darzubieten. Dalberg, der sich ihm so lange kalt verschlossen, fand er jetzt „ganz Feuer"; seine Versprechungen eröffneten ihm lockende Aussichten. Im August schloß er mit ihm einen Contract, worin er sich verpflichtete, bis Ende August 1784 mit Ausnahme der heißesten Sommerzeit in Mannheim zu bleiben. Indessen versprach er dem Theater drei neue Stücke zu liefern, „Fiesco", Luise Millerin" und noch ein drittes. Dafür erhielt er ein Gehalt von dreihundert Gulden, wovon ihm gleich zweihundert ausbezahlt wurden, ferner von einem jeden Stücke die Einnahme einer beliebig zu bestimmenden Vorstellung. Später verzichtete er hierauf, indem die Summe seines Gehalts auf fünfhundert Gulden festgesetzt ward. Zugleich behielt er sich das Recht vor, seine Stücke drucken oder verlegen zu lassen.

Schillers dramatische Poesie erhielt wieder neues Leben. Er legte die letzte Hand an seine fast vollendeten Trauerspiele. „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua" kam am 11. Januar 1784 in prachtvoller Ausstattung auf die Bühne. Die Hauptrollen waren vortrefflich besetzt, und mehrere Scenen fanden großen Beifall. Jedoch die Wirkung des Ganzen entsprach den

Digitized by Google

Erwartungen des Dichters nicht; er glaubte, daß die Mannheimer seinen „Fiesco“ nicht verstanden hätten, weil in ihren Adern kein römisches Blut fließe und republicanische Freiheit hier zu Lande ein leerer Schall sei. Allein die Ursache lag tiefer in der mangelhaften Anlage und dem unnatürlichen, gespreizten Pathos des ganzen Dramas.

Wie Schiller die Grundzüge im Charakter seines Karl Moor einem Ausspruch Rousseaus über Plutarch verdankte, so zog ihn Rousseaus Urtheil, daß in der neuern Geschichte vornehmlich Fiesco Plutarchs Pinsel verdient hätte, vermuthlich zu diesem Stoffe hin. Hatte er in den „Räubern“ das „Opfer einer ausschweifenden Empfindung“ zum Vorwurf genommen, so wählte er jetzt ein „Opfer der Kunst und Cabale“, einen politischen Helden, bei dem er aber, um ihn unsrer menschlichen Empfindung nahe zu bringen, die Staatsaction aus dem Herzen herauszuspinnen versuchen mußte. Schon der untragische Ausgang der geschichtlichen Verschwörung des Fiesco durch einen Zufall forderte, daß die historische Ueberlieferung abgeändert werde; die eigenthümliche psychologische Motivierung der Charaktere und Handlungen bestimmte den Dichter, auch sonst häufig von der Geschichte abzuweichen. Dagegen verfuhr er mit Ort und Zeit nicht mehr so willkürlich wie in den „Räubern“, deren Tendenzen übrigens zum großen Theil auch den „Fiesco“ beherrschten. Das technische Geschick des Dramatikers verrieth sich auch hier in der künstlichen Verschlingung der manchfachsten Fäden. Aber die Einheit des Interesses ist nicht durchweg gewahrt. So sehr der Dichter auch selbst es hervorhob, daß Fiesco „der große Punkt dieses Stücks“ sei, „gegen welchen sich alle darin spielende Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken“, so war sein eignes Interesse doch mindestens eben so sehr dem Verrina zugewandt, und so wurde diese Rolle breiter und bedeutender ausgeführt, als für die Einheit der Handlung

Digitized by Google

zuträglich war, wie denn die rhetorische Breite der Darstellung besonders in den Episoden der dramatischen Wirkung des Ganzen schadet. In der Bühnenbearbeitung wurde vieles gekürzt, manche grelle Stelle gemildert, manches Verschrobene in der Erfindung und im Ausdruck vereinfacht, durch die Abänderung des Schlusses aber die innere Wahrheit der Dichtung schwer geschädigt.

Bald darauf konnte Schillers bürgerliches Trauerspiel, das durch Iffland den Titel „Cabale und Liebe" erhielt, zur Bühnenvorstellung vorbereitet werden. Der Eindruck der ersten Aufführung am 9. März 1784 war groß und gewaltig. Nach dem zweiten Act erhoben sich die Zuschauer von ihren Sitzen und brachen in lauten Beifallssturm aus. In diesem Drama entfaltete sich eine ähnliche dramatische Kraft wie in den „Räubern", und die grellen Schlaglichter, die es auf die damaligen Zustände Deutschlands warf, trugen nicht wenig zu dem Erfolge desselben bei. Wieder waren hier alle revolutionären Tendenzen der Sturm- und Drangzeit in ein großes Gesammtbild zusammengefaßt, und zwar in ein Bild, das Schiller nicht, wie es bei den „Räubern" oft der Fall gewesen, frei in seiner Phantasie schaffen mußte, sondern wozu ihm seine eigne Erfahrung vielfach die Grundlagen und Originale bot. Schon dadurch wurde seine Darstellung, so craß und widerlich sie einem geläuterten Kunstsinn erscheinen mag, weitaus lebensfrischer und lebenswahrer. Zu der staunenswerthen, in dieser einseitigen Weise von Schiller kaum wieder erreichten technischen Vollendung des Bühnenstücks trat für die Mannheimer Aufführung noch der Vorzug hinzu, daß einzelne Rollen schon bei der Conception des Dramas gewissen Schauspielern des dortigen Theaters vom Verfasser angepaßt waren.

Der Dichter erhielt um diese Zeit die Auszeichnung, in die kurpfälzische deutsche Gesellschaft zu Mannheim aufgenommen zu werden, wobei ihm der Umstand von Wichtigkeit war, daß er dadurch kurpfälzischer Unterthan ward. Er verfaßte als Societäts-

Digitized by Google

mitglied die Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“, deren spätere Aufschrift „die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“ schon erkennen läßt, in wie hohem Grade er für das Drama die sittliche Tendenz und Wirkung in Anspruch nahm.

Mannheim brachte dem Dichter wieder die sonnigen Tage des Ruhms; aber es hatte auch tiefe Schatten. Der feurige, leicht hingerissene Jüngling befand sich bald wieder mitten in dem Rausch von Genüssen, die doch, wie er später reuig bekennen mußte, nie bis auf den Grund des Herzens giengen, das dabei kalt und leer blieb. Mitten in diesem Taumel der Freude schrieb er am 19. Januar 1784 den merkwürdigen Brief an seinen Jugendfreund Zumsteeg, worin er seine Abneigung gegen eine eheliche Verbindung aussprach. „Mein Schicksal,“ hieß es darin, „so sehr ich auch wirklich damit zufrieden bin, ist doch nur ein angenehmer Traum meiner Jugend, den ich nie entschlossen war ewig zu machen. Mein jetziges Leben taugt unvergleichlich für meine vierundzwanzig Jahre; aber wird es mich auch im dreißigsten noch reizen? Vielleicht darf ich mir einen kleinen Anspruch auf das, was man Glück heißt, erlauben. Bedenke selbst, wie mich eine Heirath von der Bahn zu demselbigen ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewisse Capricen; doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht; denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würde jetzt noch keine Frau glücklich machen.“ An diese Zeit dachte Schiller ohne Zweifel, als er sechs Jahre später an seine Braut und deren Schwester mit liebenswürdiger Offenheit die Worte schrieb: „Bei diesem Mannheim fällt mir ein, daß ihr mir doch manche Thorheit zu verzeihen habt, die ich zwar vor der Zeit, eh' wir uns kannten, begieng, aber doch begieng! Nicht ohne Beschämung würde ich euch auf dem Schauplatz herumwandeln sehen, wo ich

Digitized by Google

als ein armer Thor mit einer miserabeln Leidenschaft im Busen herumgewandelt bin.“ Der Gegenstand seiner Liebesneigung scheint einigen Andeutungen zufolge eine Schauspielerin gewesen zu sein. Vielleicht fand Schiller in ihr das Vorbild zu seiner Prinzessin Eboli. Auch er entriß sich wie sein Don Carlos den Sirenentönen der Versuchung. Der angeborene sittliche Adel seiner Seele arbeitete sich stets aus dem Strudel der Sinnlichkeit wieder muthig empor. Es gilt von ihm das Wort, das er im neunten seiner „Briefe über Don Carlos“ ausspricht: „Dann nur, wenn wir den Jüngling glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen sehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hindernisse zusagen, die sich ihm auf der kühnen Reformantenbahn entgegenwerfen werden; dann nur, wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bei dem heftigen Blut der Jugend der Versuchung haben Trotz bieten sehen, können wir ganz sicher sein, daß sie dem reifen Manne nicht gefährlich mehr sein wird.“

Nachdem Schiller im Frühjahr 1784 mit einigen hervorragenden Mitgliedern der Mannheimer Schauspielergesellschaft nach Frankfurt gezogen war und dort lustige Tage verlebt hatte, fiel wie auf einmal ein Lichtstrahl höheren Daseins in seine Seele und entzündete wieder das reine Feuer, das im Gewühl der Vergnügungen eine Zeit lang ohne Nahrung geblieben und in sich zusammengesunken war. Die Bilder der lange vernachlässigten, fast vergessenen Freunde steigen wieder auf, und seine Briefe an sie werden zu reuigen Anklagen und wehmüthigen Selbstbekenntnissen. Auch Bauerbachs gedenkt er mit erneuter Sehnsucht nach dem Frieden, den er in den liebebeseelten Tagen glücklicher Abgeschiedenheit empfunden hat; er fühlt wieder ein Verlangen, das häusliche Glück, das er wenig Monate vorher weit von sich gewiesen hatte, gründen zu können. „Sie werden lachen, liebste Freundin,“ schreibt er unter dem 7. Juni an Frau von Wolzogen,

Digitized by Google

„wenn ich Ihnen gestehe, daß ich mich schon eine Zeit lang mit dem Gedanken trage zu heirathen. Nicht als wenn ich hier schon gewählt hätte, im geringsten nicht; ich bin in diesem Punkte noch so frei wie vorhin — aber eine öftere Ueberlegung, daß nichts in der Welt meinem Herzen die glückliche Ruhe und meinem Geist die zu Kopfarbeiten so nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen könne, hat diesen Gedanken in mir hervorgebracht. Mein Herz sehnt sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme. Die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten mir Heiterkeit in meinen Geschäften geben und meine Seele von tausend wilden Affecten reinigen, die mich ewig herumzerren. Auch mein überzeugendes Bewußtsein, daß ich gewiß eine Frau glücklich machen würde, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machen kann, dieses Bewußtsein hat mich schon oft zu dem Entschlusse hingerissen."

Noch einmal stieg ihm der Gedanke an die Hand Charlottens auf, den er aber alsbald wieder als einen „närrischen Einfall" abwies. Allmählich ward Lottens Bild durch Margarethe, die Tochter des Buchhändlers Schwan, verdrängt, die dem Dichter eine zärtliche Neigung einflößte. Sie war ein sehr schönes Mädchen mit großen, ausdrucksvollen Augen und von lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Im gastfreien Hause des Vaters, das ein Vereinigungspunkt für Gelehrte und schöne Geister war gewann sie schon in früher Jugend eine ausgezeichnete Bildung, lernte aber auch die Kunst, diese Vorzüge geltend zu machen. Schiller, im Familienzirkel aufgenommen, schien auf sie Eindruck zu machen, obgleich er ernst und zurückhaltend in seinem Betragen war. Er las ihr Scenen aus seinen Stücken vor, wie er sie eben vollendet hatte. Der Vater war bei diesen Unterhaltungen immer gegenwärtig. Das Verhältnis blieb indeß mehr ein freundschaftliches. Eine Verbindung mit ihr mochte Schiller wünschens-

Digitized by Google

werth erſcheinen, ohne daß ſie ihm eine heftige leidenſchaftliche Neigung einflößte.

Einen ſolchen Charakter trug in weit höherm Grade das derſelben Zeit entſtammende Verhältnis zu Charlotte von Kalb (1761—1843), der Gattin des in franzöſiſchen Dienſten ſtehenden Heinrich von Kalb, welcher ſie während ſeines Garniſonlebens in Landau ihren Aufenthalt in Mannheim nehmen ließ. Die erſte Begegnung mit dem jungen Dichter hatte auf die geiſtreiche, zu idealer Schwärmerei geneigte Frau einen tiefen Eindruck gemacht. Das innige Verhältnis, das ſich im vertrauten Umgang entſpann, blieb, ſo rein und ideal es war, nicht ohne leidenſchaftlich erregte Momente. „Don Carlos“ wurde das Denkmal ſowohl der leidenſchaftlichen Kämpfe wie der idealen Seelenerhebung, die aus dieſem Bunde hervorgieng. Auf die Königin Eliſabeth übertrug Schiller nach ſeinem eignen Geſtändnis die Züge der geliebten Frau, welche ſelbſt in der Freundeswärme des Marquis Poſa redet.

Durch Frau von Kalb wurde Schiller nach und nach dem Verkehr mit Schauſpielern entriſſen und mit den höhern Geſellſchaftskreiſen bekannt. Dieſer Umſtand und ſeine Unentſchiedenheit in der Wahl des Stoffes zu einem neuen Drama — denn noch hatte er ſich, im Frühling 1784, nicht definitiv dem „Don Carlos“ zugewandt — machten ihm ſeine bisherige Stellung bald überdrüſſig. Er faßte den Entſchluß, ſich wieder mit Eifer den mediciniſchen Studien zu widmen und, wie auch ſein Vater dringend anrieth, ſich dadurch eine ſichere Stellung in der Welt zu verſchaffen. Er war zu der Einſicht gekommen, daß die Poeſie das Leben nicht ganz auszufüllen vermöge, daß ſie neuen Reiz für ihn haben würde, wenn er ſie nur als Erholung gebrauchte und ihr nur ſeine reinſten Augenblicke widmete. Da Dalberg ſeinen Plan gut hieß, ſo drang er mit inſtändiger Bitte in ihn, für ein mediciniſches Studienjahr ihm die nöthigen Mittel zu

Digitized by Google

verſchaffen, indem er nachmals durch dichteriſche Leiſtungen ſie zu vergüten verſprach. „Ich ſtehe“, heißt es am Schluß des beredten Bittſchreibens, „auf dem Scheideweg. Alles, mein ganzes Schickſal vielleicht, hängt jetzt von Ihnen ab. Kann es Ihnen ſchmeicheln, das Glück eines jungen Mannes zu gründen und die Epoche ſeines Lebens zu machen, die Wünſche ſeines Herzens, ſeiner Familie, ſeiner Freunde, ja Ihre eigene mit eins zu erfüllen, kann dies Bewußtſein Ihnen ſüße ſein, ſo erwarte ich alles von Ihrer Entſchließung, und wenn ich es je dahin bringe, der Welt wichtig zu werden, ſo weiß ich auch gewiß, daß ich denjenigen nicht vergeſſe, dem ich alles, alles ſchuldig bin.“ Allein Dalberg, der ſich in ſeinen Erwartungen von Schiller getäuſcht ſah und nun auch erkannte, daß er auf das dritte der verſprochenen Dramen vorläufig verzichten müſſe, antwortete ablehnend und ließ gelegentlich ein Wort von Projectmacherei fallen. Um nichts günſtiger wurden Schillers Vorſchläge zur Herausgabe einer „Mannheimer Dramaturgie“ aufgenommen, für die er ſich eine jährliche Gratification von fünfzig Ducaten aus der Mannheimer Theaterkaſſe ausbedungen hatte.

Bald verſchwanden alle dieſe hin und her ſchwankenden Entwürfe, als er ſich im Auguſt wieder mit freudiger Begeiſterung zum „Don Carlos“ wandte und ſich gleichſam auf Eingebung ſeines dichteriſchen Gefühls zur metriſchen Form entſchloß. Das volle Bewußtſein ſeiner Beſtimmung als Dichter lag in den Worten, die er am 24. Auguſt an Dalberg richtete: „Carlos iſt ein herrliches Süjet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfang, Carlos, Philipp, die Königin und Alba, öffnen mir ein unendliches Feld. [Marquis Poſa gehörte alſo noch nicht unter die Hauptcharaktere.] Ich kann mir es jetzt nicht vergeben, daß ich ſo eigenſinnig, vielleicht ſo eitel war, um in einer entgegengeſetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantaſie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäumen zu wollen,

Digitized by Google

da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann als in keinem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in anderen übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin. Es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem ‚Carlos' sehr viel Würde und Glanz geben wird." Daneben dachte er, Tragödien von Corneille und Racine, von Crébillon und Voltaire, ja selbst shakespearische Stücke, den „Macbeth" und „Timon", für die Bühne zu bearbeiten und seine „Räuber" fortzusetzen. So schrieb er verheißungsvoll an Dalberg: „Nach dem ‚Carlos' gehe ich an den zweiten Theil der ‚Räuber', welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß." Der Dichter ward es sich selbst bewußt, daß er am Eingang einer neuen Epoche stand, wo die Harmonie sittlicher Idealität seine Dichtung zu beherrschen anfieng.

Gleichwohl ward Schiller gerade jetzt durch die drückende Schuldenlast nur allzu sehr an das Irdische gemahnt. Sein Stuttgarter Bürge, den die Gläubiger drängten, ward in Mannheim auf der Flucht verhaftet. Ein Darlehen von Schillers Hauswirth half der augenblicklichen Verlegenheit ab. Um jedoch diesen peinlichen Zustand völlig zu beseitigen und Freundeshilfe nicht länger ungebührlich in Anspruch zu nehmen, entschloß er sich zu einem literarischen Unternehmen, von dem er die besten Erwartungen hegte. Am 11. November 1784 trat er vor das Publicum mit der Ankündigung einer Zeitschrift, die ebenfalls vom Theater ausgehn, jedoch über das gesammte Gebiet der Künste und Wissenschaften sich erstrecken sollte, der „rheinischen Thalia". In allgemeinen Umrissen schilderte er seine Jugendgeschichte; vertrauensvoll warf er sich als „Weltbürger, der keinem

Digitized by Google

Fürsten dient," der Menschheit in die Arme. „Das Publicum", schrieb er, „ist mir jetzt alles, mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich jetzt an; vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürchte ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fessel zu tragen als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appellieren als an die menschliche Seele..... Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war als seine Werke — und gerne gestehe ich, daß bei Herausgabe dieser ‚Thalia' meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publicum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

Der Winter vergieng unter literarischen Vorbereitungen. Inzwischen verweilte der Herzog Karl August von Weimar zum Besuche in Darmstadt. Ihm, dem Beschützer dichterischer Talente, der einst an Goethes Seite in der Karlsschule dem Jünglinge gegenübergestanden und sein Bild ihm eingeprägt hatte, wünschte Schiller sich vorzustellen, und dringend rieth auch Frau von Kalb zu der Reise. Der Fürst bezeigte ihm eine warme Theilnahme, ließ sich von ihm den ersten Act des „Don Carlos" vorlesen und ertheilte ihm den Titel eines herzoglich-weimarischen Raths, ein Vorzeichen künftiger Huldbeweise. Ihm ward das im März 1785 erscheinende erste Heft der „Thalia" gewidmet, und der Autor durfte es, ohne der Schmeichelei beschuldigt zu werden, aussprechen, daß der Beifall des edelsten von Deutschlands Fürsten ihm Muth gebe, für die Ewigkeit zu arbeiten.

Indeß war Schiller der Aufenthalt in Mannheim, wo der Horizont schwer und drückend auf ihm lag „wie das Bewußtsein eines Mordes", mit jedem Tage unerträglicher geworden. Er sehnte sich fort. Plötzlich dämmerte ihm eine Hoffnung auf Be-

Digitized by Google

freiung von einer Seite entgegen, von wo er sie am wenigsten erwartet hatte. Die erste Anknüpfung des Fadens, an welchem die neue Wendung seines Schicksals hieng, schildert uns ein Brief an Frau von Wolzogen vom 7. Juni 1784: „Vor einigen Tagen widerfährt mir die herrlichste Ueberraschung von der Welt. Ich bekomme Packete aus Leipzig und finde von vier ganz fremden Personen Briefe voll Wärme und Leidenschaft für mich und meine Schriften. Zwei Frauenzimmer, sehr schöne Gesichter, waren darunter. Die eine hatte mir eine kostbare Brieftasche gestickt, die gewiß an Geschmack und Kunst eine der schönsten ist, die man sehen kann; die andere hatte sich und die drei andern Personen gezeichnet, und alle Zeichner in Mannheim wundern sich über die Kunst. Ein Dritter hatte ein Lied aus meinen ‚Räubern' in Musik gesetzt, um etwas zu thun, das mir angenehm wäre. Sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die blose, reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grund, als mir für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Producte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größre Belohnung als der laute Zusammenruf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. — Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben und sich freuten, mich zu kennen, daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt, dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängnis."

Die, welche auf so sinnige Weise unsern Dichter erfreuten,

Digitized by Google

waren Christian Gottfried Körner (1756—1831), nachmals Oberappellationsrath in Dresden, und Ludwig Ferdinand Huber (1764—1804). Die Freundinnen, deren Hände sich bemüht hatten, waren Körners Braut, Minna Stock, und deren ältere Schwester Dora. Schiller antwortete nicht so rasch, wie ein solches Liebeszeichen verdient hatte. Erst als der Entschluß sich in ihm befestigte, Mannheim zu verlassen, wandte er sich an Körner, um mit dem verspäteten Danke, dessen Verzögerung er den „unglückseligen Zerstreuungen“ schuld gab, deren Andenken ihm in diesem Augenblicke noch Wunden schlage, dem unbekannten Freunde seine drückende Lage zu schildern. Um ihn daraus zu befreien und seine Abreise möglich zu machen, erbot sich Körner zu allem, was nur die uneigennützigste Freundschaft gewähren konnte. Schillers Contract mit dem Theater war längst abgelaufen; weder er noch Dalberg hatte Lust, ihn zu verlängern: von dieser Seite war der Dichter frei. Bald langten nun auch gegen den März 1785 die zur Deckung seiner Hauptschulden nöthigen Wechsel aus Leipzig an. Rasch in neuen Entwürfen, ergriff der weimarische Rath Schiller jetzt den Gedanken, sich auf der Universität Leipzig der Rechtswissenschaft zu widmen; nach einem Jahr eifrigen Studiums hoffte er eine Anstellung an einem der kleinen sächsischen Höfe suchen zu können. Scherzend sagte er daher im Scheiden zu seinem Freunde Streicher, mit dem er in Mannheim wieder zusammengetroffen war, er werde nicht eher an ihn schreiben, als bis er Minister geworden sei. So freudig blickte er in die Zukunft, als er sich wieder von der Luft der Freiheit angeweht fühlte. Der Abschied von Frau von Kalb war ein Moment leidenschaftlicher Aufregung. In der Unterredung, da er zuerst die Möglichkeit einer Trennung andeutete, sprach er, von Erregung überwältigt, zum ersten Mal zu ihr im vertraulichen Du, das sie ihm zurückgab. „Die Wahrhaftigkeit“, fuhr sie fort, „kennt kein Sie; die Allseligen sind Ein

Digitized by Google

Du, das Du ist der ewigen Verbindung Siegel!“ In der Scheidestunde selbst weinten sie nicht, und keine Klage berührte weiter die Lippen. „Wir fühlen beide,“ sagte Schiller, „wer eine Seele sein nennt auf dem Erdenrund, der scheidet nie!“ Leichter scheint dem Dichter die Trennung von den andern Mannheimer Bekannten geworden zu sein. Manche unter ihnen, die seinem Herzen einst nahe standen, waren ihm nach und nach fremder geworden. „Ich habe keine Seele hier,“ schrieb er an Körner, „keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation.“ Darnach kann der Abschied von Margarethe Schwan nicht besonders wehmüthig gewesen sein. Doch überreichte sie dem Freunde ein schönes Andenken, und man versprach, sich in Briefen von einander Nachricht zu geben. In den ersten Tagen des April befand sich Schiller auf der Reise nach Leipzig, mit der ein neuer Abschnitt seines Lebens und seiner Dichtung begann.

Die jugendlichen Jahre des Sturms und Drangs waren mit dem Mannheimer Aufenthalt für Schiller abgeschlossen. Unvollendet brachte er aus ihnen seinen „Don Carlos“ mit nach Sachsen. Die Jahre, in denen er an dem Drama bis zum endgültigen Abschluß desselben arbeitete, bezeichneten für den Dichter die Umkehr von den falschen oder unreifen Bestrebungen und Idealen des Jünglings zu edler, voll ausgereifter Männlichkeit. Im Kampf mit dem Druck des alltäglichen Lebens, unter dem Zwang der äußern Verhältnisse war der kühn emporstrebende Dichter mit dem in der Tiefe seiner Seele wohnenden Ideal nicht ohne eigne Schuld in manche leidenschaftliche Verirrung gerathen, und es bedurfte der großartigen sittlichen Kraft, die Schillers innerstes Wesen beseelte, um in diesem hin und her wogenden Gewühl die göttliche Flamme des Edeln und Schönen zu bewahren und geläutert aus den Gefahren hervorzugehn. So waren auch den

Digitized by Google

Jugenddichtungen Schillers manchfach unreine Stoffe beigemiſcht. Wie in ſeinem Jugendleben ideale Begeiſterung und ſtürmiſcher Genuß des Augenblicks eng zuſammengrenzten und ſein ſittlicher Charakter erſt nach und nach durch Selbſtbeherrſchung und Mäßigung eine feſte Baſis fand, um ſich zu einem harmoniſchen Ganzen zu geſtalten, ſo ſteht auch in ſeinen erſten dichteriſchen Schöpfungen neben erhabener Idealität die ſtürmiſche Wildheit, die ſich nicht ſelten in's Rohe verliert, neben tief empfundenen Seelengemälden der unverhüllte Ausbruch lüſterner Sinnlichkeit, die durch einen gewiſſen mediciniſchen Beigeſchmack noch verletzender wird.

In den lyriſchen Gedichten, die von dem gereiften Poeten entweder gänzlich aus den Sammlungen ſeiner Schriften ausgemerzt oder doch von Grund aus umgeſtaltet, gereinigt und gemildert worden ſind, finden ſich die erhabenſten Gedanken, die tiefſten Empfindungen wie Trümmer eines Kunſtwerks zwiſchen rohen Maſſen verſtreut. Selbſt des Dichters nachmalige Strenge hat nicht vermocht, eines vom andern zu trennen und aus den verſchont gebliebenen Strophen ein ſchönes Ganzes zu formen.

Ebenſo iſt in Schillers dramatiſchen Jugendwerken nicht weniger die geniale Kraft, das dramatiſche Feuer anzuerkennen, als ſie durch Uebertreibung, durch eine bis zur Rohheit und Caricatur geſteigerte Unnatur den gebildeten Geſchmack zurückſtoßen. Schiller ſtellt ſich auf ſeiner erſten dichteriſchen Bildungsſtufe durchaus als ein Zögling ſeiner Zeit dar, welcher von ſeinen dichtenden Zeitgenoſſen keineswegs als eine ſich nur aus ſich herausbildende Individualität losgetrennt werden darf. Alle Elemente der Sturm- und Drangperiode bis zu ihren größten Excentricitäten finden ſich bei ihm zuſammen, und erſt, indem er ſich allmählich über ſeine Zeit emporſchwang, gelangte er zu der Selbſtändigkeit, die ihn befähigte, ſich von ihren Fehlern frei zu machen.

Nach einer mühſeligen Reiſe auf moraſtigen Wegen kam

Digitized by Google

er am 17. April 1785 in Leipzig an. Es erschien ihm wie der rosige Morgen, und so waren auch seine Hoffnungen. Statt wie in Mannheim allein zu wohnen und für alles Kleinliche der häuslichen Einrichtung Sorge tragen zu müssen, wünschte er eine hilfreiche Fürsorge zu finden, die alles Unangenehme von ihm fern halte, und einen wahren Herzensfreund, der ihm stets zur Hand sei wie sein Engel, dem er seine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen könne, nicht erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen müsse. Körner, von dem er hoffte, daß er ihm dieser Freund sein werde, traf er noch nicht dort, da derselbe seiner Anstellung und häuslichen Einrichtung wegen sich noch einige Monate in Dresden aufhalten mußte. Durch Briefe ward schon der engere Freundschaftsbund geschlossen. „Wenn Sie", schrieb Schiller, „mit einem Menschen vorlieb nehmen wollen, der große Dinge im Herzen herumgetragen und kleine gethan hat, der bis jetzt nur aus seinen Thorheiten schließen kann, daß die Natur ein eigenes Project mit ihm vorhatte, der in seiner Liebe schrecklich viel fordert und bis hierher noch nicht einmal weiß, wie viel er leisten kann, der aber etwas anderes mehr lieben kann als sich selbst und keinen nagenderen Kummer hat, als daß er das so wenig ist, was er so gern sein möchte — wenn Ihnen ein Mensch wie dieser lieb und theuer werden kann, so ist unsere Freundschaft ewig, denn ich bin dieser Mensch. Vielleicht, daß Sie Schillern noch eben so gut sind wie heute, wenn Ihre Achtung für den Dichter schon längst widerlegt sein wird."

Inzwischen schaute sich Schiller in den müßigen Wochen, die ihm jetzt gewährt waren, die neue Welt, in die er sich versetzt sah, etwas näher an. Er machte Bekanntschaften mit Literaten, Buchhändlern und Schauspielern. Er ward als eine Celebrität angestaunt, und manche waren verwundert, daß ein Mensch, der „die Räuber" gemacht hatte, „wie andere Muttersöhne aussehen solle; wenigstens rund geschnittene Haare, Courierstiefeln

Digitized by Google

und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet.“ In seinem stürmischen Kopfe durchkreuzten sich noch seltsamlich die Entwürfe für die Zukunft, für ihn, der selten in die Vergangenheit, sondern stets vorwärts schaute, die eigentliche Poesie des Lebens. Bei der Langsamkeit seiner dramatischen Production mußte ihm von Zeit zu Zeit das Bedürfnis fühlbar werden, sich neben der Poesie eine gesicherte Existenz zu gründen. Die Neigung zur Jurisprudenz war ein flüchtiger Traum gewesen. In Leipzig zog es ihn wieder zu den medicinischen Studien, und sowie dieser Vorsatz bei ihm fest stand, entschloß er sich zu dem unter den jetzigen Umständen fast unbegreiflichen Schritt, bei dem Buchhändler Schwan um die Hand seiner Tochter anzuhalten. „Meine Aussichten“, heißt es in dem beredten Schreiben vom 24. April, „sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegengehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein.“ Der Brief schloß mit den Worten: „Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben.“ Schwan wies in milder Form diesen Antrag zurück, in welchem doch ziemlich verständlich die Aufforderung lag, auf einige Jahre für den künftigen Schwiegersohn die Kosten der akademischen Studien zu übernehmen; seine Tochter, schrieb er, passe bei der Eigenart ihres Charakters nicht zu Schillers Gattin. Schiller hat keine leidenschaftlich warme Liebe für sie empfunden; sonst würde er sie, die ihn wirklich geliebt zu haben scheint, nicht sogleich aufgegeben und ohne das geringste Zeichen seines Andenkens gelassen haben. Sie fühlte sich tief gekränkt und soll ihren Schmerz gegen Freunde frei geäußert haben. Als ein

Digitized by Google

reuiges Bekenntnis mögen wir es ansehen, wenn er drei Jahre später in einem Briefe an Schwan den Gruß der Tochter mit den Worten erwiderte: „Also steh' ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene."

Schillers glückliche Stimmung erlitt, wie aus den Briefen an Körner hervorgeht, durch die Vereitelung seines Heirathsantrags keine Einbuße. Für sein Herz fand er den vollsten Ersatz in dem Entzücken der Freundschaft, womit ihn Körners Nähe erfüllte. Am 1. Juli schloß er ihn zum ersten Mal in seine Arme. Sie besiegelten ihren Freundschaftsbund mit dem Gelöbnis, auf dem Wege zur Vollkommenheit einander hilfreich zur Seite zu stehen und den höchsten Zwecken eines thätigen Lebens vereint entgegenzustreben. Die Sommermonate verlebte der Dichter in dem freundlichen Gohlis bei Leipzig, wo das „Schillerhaus" noch jetzt als eine Stätte der Erinnerung in Ehren gehalten wird. Hier genoß er den heitersten Umgang mit der Natur und mit Freunden, hier fand er Stunden der Dichterweihe, welche uns sein begeistertes Lied „an die Freude" verkündigt. Körners hochherzige Uneigennützigkeit nahm die drückenden Sorgen von ihm. Sobald er verheirathet und in Dresden häuslich eingerichtet war, zog Schiller gegen die Mitte des Septembers ihm nach und ward auf längere Zeit sein Gast, abwechselnd in der Stadt oder im Gartenhause des körner'schen Weinbergs bei dem Dorfe Loschwitz an der Elbe.

Der tägliche Umgang mit Körner und seiner fein gebildeten Familie war für Schiller von dem wohlthätigsten Einfluß. An ihm fand er zum ersten Mal einen Freund, der ihm durch hohe geistige Bildung, durch die Ruhe und Festigkeit seines Charakters imponierte und daher dem Ungestüm die weise Mäßigung, den phantastischen Kraftsprüngen das besonnene Urtheil entgegensetzte. Er fand in ihm einen Mann von vielseitigem Wissen, der den

Digitized by Google

Hang zu philoſophiſcher Speculation mit ihm theilte, aber mehr die Klarheit des Verſtandes walten ließ und ſchon damals ſich mit Kants philoſophiſchen Schriften vertraut zu machen begann. Schiller bedurfte der Philoſophie, um wieder einen Halt zu gewinnen, nachdem er in der Epoche der „Räuber“ mit der chriſtlichen Weltanſchauung völlig gebrochen hatte. In den „philoſophiſchen Briefen“ zwiſchen Julius und Raphael, welche größtentheils während des Umgangs mit Körner verfaßt ſind, ſowie in den gleichzeitigen Oden, der ſtürmiſch-wilden „Freigeiſterei der Leidenſchaft“ (ſpäter bedeutend verkürzt und „der Kampf“ betitelt) und dem düſtern Gegenſtück derſelben, der Phantaſie „Reſignation“, tritt uns das Ringen des Zweifels mit dem dichteriſchen, an rouſſeau'ſche Doctrinen ſich anlehnenden Pantheismus klar vor Augen. Wir gewahren den lebendigen Drang ſeines Innern, der ihn nach und nach zum eifrigen Studium der kantiſchen Philoſophie unwiderſtehlich hinzog.

Die Arbeit an der „Thalia“ ward fleißig fortgeſetzt. Schiller lieferte unter anderm dazu Ueberſetzungen nach franzöſiſchen Originalen, Gedichte, Erzählungen, ſo den „Verbrecher aus verlorener Ehre“ nach der in Schwaben allbekannten Geſchichte vom Sonnenwirth. „Don Carlos“, oder, wie Schiller anfänglich ſchrieb, „Dom Carlos, Infant von Spanien“, deſſen erſte Hälfte bis zum achten Auftritt des dritten Acts gleichfalls bereits in der „Thalia“ bekannt gemacht war, konnte jetzt in ſorgenfreier Muße und mit friſcher Geiſteskraft zu Ende geführt werden. Der Dichter brachte jedoch, wie er ſelbſt bekannte, zu den letzten Acten „ein ganz anders Herz“ mit; ſo ſehr hatte ihn in kurzem die veränderte Lebensluft, die er jetzt athmete, umgewandelt. Carlos mit ſeiner leidenſchaftlichen Verworrenheit, ſeinem bald trotzigen, bald verzagten Widerſtreben gegen die ihn einengenden Verhältniſſe trat zurück, und Marquis Poſa erhielt den erſten Platz mit der weltbürgerlichen Idee, mit dem muthig vorwärts ſchauenden Vertrauen auf

Digitized by Google

die Zukunft einer vollkommneren Menschheit, wo Freiheit und Staatswohl Hand in Hand gehen. Der Dichter vergaß die engen Grenzen der Bühne und ließ dem Drange, der sein Inneres erwärmte, freien Lauf. Als „Don Carlos“ 1787 erschien, war das Publicum nicht wenig befremdet, den Verfasser der „Räuber“ kaum noch wiederzuerkennen. Zwar ist in jenem weit ausgesponnenen Drama, dessen erste Scenen übrigens der früheren Form gegenüber 1787 merklich verkürzt erschienen, der Zusammenhang der Handlung noch häufig unterbrochen und gestört, das rhetorische Pathos macht sich über Gebühr breit, und in der Zeichnung der Charaktere stoßen wir auf mancherlei Widersprüche; allein der poetische Hauch, der das Ganze durchdringt, kommt aus der Tiefe einer großen Dichterseele, die ehrfurchtsvoll nach der Menschheit Höhen emporblickt, die in sittlicher Größe, Charakterstärke, uneigennützigem Wirken für das Ganze und Aufopferungsfähigkeit ihr Ideal erkennt.

Auf ein Familiengemälde hatte es der Dichter des „Don Carlos“ ursprünglich abgesehen: aus dem Verhältnis des Sohnes zu dem königlichen Vater und der Stiefmutter, die er selbst schon als Braut zu begrüßen gehofft, sollte der tragische Gehalt des Stückes hergeleitet werden. Allmählich verdrängte aber eine andere Idee diesen ersten Plan. Schiller hat sich selbst am klarsten und erschöpfendsten darüber ausgesprochen. Als mehrere unverständige Recensionen des Dramas erschienen, schrieb er 1788 für Wielands „deutschen Mercur“ seine „Briefe über Don Carlos“. Besonders bekämpfte er darin die Ansicht, als ob er in dem Marquis Posa blos das Ideal eines Freundes habe aufstellen wollen: Posa ist der Weltbürger, der den Prinzen vornehmlich deßhalb liebt, weil er in ihm den Fürsten erblickt, der seine Wünsche für die Menschheit zu erfüllen verspricht. Nicht ein Gemälde der Liebe oder der Freundschaft wollte Schiller aufstellen, sondern einen Fürsten vorführen, „der das höchste mögliche Ideal bürger-

Digitized by Google

licher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter dereinſt wirklich machen ſollte", einen Prinzen, in dem der künftige große Mann ſchlummert, den aber ſein feuriges Blut vorerſt noch hindert, es wirklich zu ſein. Unter Leiden, im Kampf mit der größten innerlichen Leidenſchaft, der Liebe, ſollte dieſer Fürſt ſich gebildet haben unter dem leitenden Einfluß eines gleichſtrebenden Freundes. Reifer, gefeſtigter, wenn auch durch ſeinen Enthuſiasmus bisweilen zu verhängnisvoller Schwärmerei fortgeriſſen, ſteht Poſa dem noch ringenden und zweifelnden Carlos gegenüber; das Intereſſe des Dichters, das urſprünglich ganz dem letztern gehört hat, neigt ſich im weitern Verlauf mehr und mehr dem Marquis zu, dem Schiller ſeine politiſchen Ideen in den Mund legt.

Der Dualismus des Stücks, das Schwanken zwiſchen Carlos und Poſa, iſt durchaus charakteriſtiſch für des Dichters damalige Lebensepoche. Wie er in ſeinen ſchönſten Momenten ſich als einen Poſa fühlt, ſo ſinkt er zu Zeiten noch zu der Rolle des Carlos zurück, wenn er die Briefe an Frau von Kalb mit feurigen Liebesergüſſen füllt oder von einer reizenden Coquette, dem Fräulein Marie Henriette Eliſabeth von Arnim, ſich zu einer heftigen Leidenſchaft hinreißen läßt. Er hatte ſie zuerſt auf einem Maskenballe kennen gelernt. Er näherte ſich ihr und ward freundlich von ihr aufgenommen. Nachher ſah er ſie mehrmals in Geſellſchaft der Schauſpielerin Sophie Albrecht und durfte ſie auch in ihrem Hauſe beſuchen. Ihr wie der Mutter — der Vater, ein ſächſiſcher Officier, war geſtorben — ſchmeichelte die Eroberung des berühmten Dichters. Daß ſie ein tieferes Gefühl für ihn empfunden habe, iſt kaum recht glaublich; denn ſinnlichen Augen konnte die damalige Erſcheinung des Dichters nicht behagen; auch Sophie Albrecht ſpricht von ſeiner reizloſen Geſtalt, wobei die dürftige Kleidung und vernachläſſigte Toilette nicht einmal den beſcheidenſten Anforderungen des Schönheitsſinnes entſprochen habe. Vergebens ſuchten ſeine Freunde das unwürdige Verhältnis

Digitized by Google

zu lösen. Während das Mädchen ihn mit wohl berechneter Sprödigkeit quälte und sogar werthvolle Geschenke, die von den Vorschüssen auf den „Don Carlos“ bestritten werden mußten, von ihm annahm, empfieng sie heimlich an Abenden, wo sie ihn fern zu halten wußte, begünstigtere Anbeter. Wie ernst Schiller dennoch dies Verhältnis auffaßte, wie wenig er den Betrug durchschaute, beweist ein an die Geliebte am 2. Mai 1787 gerichtetes Gedicht, das von mehreren, die er ihr widmete, allein erhalten ist; es schließt mit den Worten:

Dich zu verdienen will ich streben;
Dein Herz bleibt mir, wenn du das meine kennst.

Gleichwohl scheint ihm durch das Bemühen der Freunde noch vor seiner Trennung von Dresden sein Irrthum klar geworden zu sein. Ihr Bild schwebte ihm ohne Zweifel bei der Darstellung der Griechin im „Geisterseher“ vor, in der er nach seinem eigenen Geständnis eine abgefeimte Betrügerin zeichnen wollte. Charakteristisch äußerte sich Schiller mit Bezug auf diese Griechin in einem Brief an seine Braut aus dem Februar 1789: „Sonst glaube ich übrigens doch, daß sich auch .... noch Fälle denken lassen, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst als ein inneres Ganze auch ohne Moralität imponieren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt so zu sagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht blos unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind. Dies kommt indessen meiner Griechin nicht zu gute, die nicht in dem Grade lieben wird — aber der Leser braucht sich auch nicht mehr für sie zu interessieren, sobald ihm die Augen aufgegangen sind. Was sie thut, muß sie vorher thun.“

Im Juli 1787 reiste Schiller nach Weimar. Dorthin zog ihn die Aussicht auf den bildenden Verkehr mit den hervor-

Digitized by Google

ragendſten Geiſtern der Nation und die Gunſt eines Fürſten, der ihm ſchon einen Beweis ſeines Wohlwollens gegeben hatte, am meiſten jedoch die dringende Einladung ſeiner Freundin Charlotte von Kalb, die ſeit kurzem Weimar zu ihrem Aufenthalt gewählt hatte und bereits in den erſten Zirkeln der Reſidenz heimiſch war. Sie erwartete Schiller mit krankhafter Spannung der Sehnſucht. „Ihre Seele“, ſchrieb Schiller an Körner, „hieng nur noch an dieſem Gedanken und — als ſie mich hatte, war ihre Empfänglichkeit für Freude dahin. Ein langes Harren hatte ſie erſchöpft, und Freude wirkte bei ihr Lähmung.“ Doch war das Verhältnis beider bald mit der früheren Innigkeit hergeſtellt, als hätte er ſie erſt geſtern verlaſſen. Seine freien Stunden waren für's erſte nur ihr gewidmet. Mit ihr gieng er ſpazieren; ſie ſorgte für ſeine Einrichtung und führte ihn in die weimariſchen Geſellſchaftskreiſe ein. Bald kehrte ihr in dem Umgange mit ihm die volle Heiterkeit zurück, die bis an Muthwillen ſtreifte. Doch ſagte ſich Schiller ſchon in jener Epoche des noch erregteren Gefühls: „In Charlottens Gemüth iſt übrigens mehr Einheit als in dem meinigen, wenn ſie ſchon wandelbarer in ihren Launen und Stimmungen iſt. Lange Einſamkeit und ein eigenſinniger Hang ihres Weſens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer und feſter gegründet, als bei mir der Fall ſein konnte mit dem ihrigen.“ Die Liebe, mit der ſich ihre Seele an die ſeinige anklammerte, mußte auf die Dauer etwas Anſpruchsvolles, Drückendes für den inzwiſchen zu größerer Selbſtändigkeit und ſtolzerem Selbſtgefühl gereiften Dichter haben. Schon im nächſten Jahre trat allgemach eine immer größere Erkaltung ein. Er ſah ein, daß der Einfluß der phantaſtiſchen Frau nicht günſtig auf ihn geweſen ſei, und zog ſich mehr und mehr von ihrem Umgange zurück. „Ich habe“, ſchrieb er im März 1789 darüber an Körner, „einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich

Digitized by Google

mein Verhältnis zu ihr wie zu allen übrigen Menschen blindlings unterwerfen muß. Alle romantische Luftschlösser fallen ein, und nur, was wahr und natürlich ist, bleibt stehen."

Schiller war nicht der Mann der Gesellschaft, am wenigsten damals. Den Kreisen des Hofes blieb er fern; selbst in den ästhetischen Zirkeln der Herzogin Amalia in Tiefurt machte seine Erscheinung nur geringen Eindruck. Die Berühmtheiten Weimars und der Universität Jena lernte er zwar kennen — Goethe war in Italien —; doch in einen innigeren Verkehr trat er nur mit Wieland, der seiner geistigen Natur nach auf unsern Dichter kaum mehr anregend einwirken konnte. Er wünschte in Schiller einen Mitarbeiter zum „deutschen Mercur" zu gewinnen, vielleicht auch einen Eidam; wenigstens wurde im Briefwechsel mit Körner eine mögliche Heirath mit Wielands zweiter Tochter in Erwägung gezogen; Schiller ward jedoch schließlich, als auch der verständigere Freund entschieden abrieth, der Meinung, er habe keine Neigung mehr zum Heirathen. Seine dichterische Stimmung ward in Weimar so wenig belebt, daß er fast ganz in wissenschaftliche Beschäftigungen hinein gerieth. Er fühlte die Nothwendigkeit, seinen Ideenkreis zu erweitern, den er durch fortwährendes Producieren zu erschöpfen fürchtete. Zwar setzte er den in Dresden entworfenen Roman „der Geisterseher", dem die abenteuerlichen Schicksale Cagliostros zu Grunde lagen, gelegentlich fort, jedoch ohne für diese Arbeit eine warme Begeisterung zu hegen. Am lebhaftesten zog ihn seit den Vorarbeiten zum „Don Carlos" die Geschichte an. Er beschloß, auf jene Materialien und die weltbürgerliche Idee seines „Carlos" gestützt, eine ausführliche Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung zu schreiben. Schon in Dresden hatte er an dieses Werk gedacht; jetzt arbeitete er, durch Körners mißfällige Aufnahme des Planes nicht abgeschreckt, den Anfang aus, der alsbald mit dem Beginn des Jahres 1788 erschien. Als es

Digitized by Google

ſich allmählich zeigte, daß das Werk Fragment bleiben werde, lieferte Schiller noch einige ſelbſtändigere Nachträge in der Biographie des Grafen Egmont und in der Geſchichte der Belagerung Antwerpens. Kleinere Recenſionen, die er für die allgemeine Literaturzeitung ſchrieb, berührten gleichfalls meiſtens das hiſtoriſche Gebiet.

Die in Zurückgezogenheit unter anhaltenden Arbeiten verlebten Wintermonate unterbrach nur eine erheiternde Reiſe nach Meiningen, wo er die an Reinwald verheirathete Schweſter und in Bauerbach Frau von Wolzogen und ihre Kinder wiederſah. Aber alle die Plätze, die vor vier Jahren erſt gleichſam magiſch auf ſeine Phantaſie und Empfindung wirkten, hatten jetzt ihre Sprache an ihn verloren. In Begleitung Wilhelms von Wolzogen nahm er den Rückweg über Rudolſtadt. Von dem Freunde ward er zu der mit Wolzogen verwandten Familie von Lengefeld geführt. Frau von Lengefeld war nach dem Tode ihres Gemahls mit ihrer jüngſten Tochter Charlotte (22. November 1766 — 9. Juli 1826) nach der kleinen Reſidenz gezogen, um in der Nähe ihrer älteſten Tochter Caroline (1763—1847) zu ſein, welche dort an den Herrn von Beulwitz verheirathet war; dieſe ward in zweiter Ehe die Gattin Wilhelm von Wolzogens, der ihr ſchon damals ſeine Neigung gewidmet hatte. In der ſanften Gemüthlichkeit dieſes fein gebildeten Familienkreiſes fühlte ſich Schiller ſehr wohl und heimiſch. Beim Abſchiede von der ihm theuer gewordenen Familie ſprach er die Abſicht aus, den nächſten Sommer im Thale von Rudolſtadt zu verleben.

Charlotte, welche zu einer Hofdamenſtelle ausgebildet wurde, traf im Beginn des folgenden Jahres wieder in Weimar mit Schiller zuſammen. Er lieh ihr Bücher, und mit kleinen Billets, die dieſen beigelegt wurden, entſpann ſich jener Briefwechſel, welcher, an die einzelnen Vorgänge des täglichen Lebens anknüpfend, uns eine ergiebige Quelle für die biographiſche Kenntnis dieſer

Digitized by Google

Periode eröffnet, zugleich aber einen tiefen, erfreulichen Einblick in das Geistes- und Gemüthsleben Schillers und der beiden befreundeten Schwestern gestattet.

Charlotte hatte, wie ihre Schwester berichtet, eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. „Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blickte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig, aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftszeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzensverhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind." Sie hatte viel gelitten durch eine unglückliche Neigung; kurz ehe sie Schiller in Rudolstadt zum ersten Mal besuchte, hatte sich der Geliebte, den seine Dienstverhältnisse über die See nach einem andern Welttheile riefen, von ihr getrennt. Die Entsagung hatte ihrem Wesen eine ideale Ruhe gegeben, zu der kaum die Worte des Stammbuchblattes zu passen schienen, das ihr der Dichter im April 1788 bei ihrem Scheiden von Weimar überreichte; etwas verschönert, nahm er es in den Musenalmanach für 1796 auf unter der Ueberschrift „Einer jungen Freundin in's Stammbuch". Sie hatte Schiller eine warme Zuneigung eingeflößt, die von leidenschaftlicher Erregtheit fern blieb, wenn sie auch den ernsteren Gedanken an eine Bedeutung für die Zukunft nicht ausschloß; er gestand ihr, seit sie Weimar verlassen habe, sei die Erinnerung an sie ihm seine liebste Gesellschaft gewesen.

Schiller hatte den Winter meistens in einer gedrückten Stim-

Digitized by Google

nung verlebt; er hatte Momente von Verzagtheit, wo er klagte, daß alle Triebe zu Leben und Thätigkeit in ihm abgenützt ſeien, wobei denn der Wunſch wiederkehrte, durch eine eheliche Verbindung ſein Daſein zu „erfriſchen“. Um ſo willkommener war der erſehnte Frühling (1788), der ihn nach Rudolſtadt rief. Seine Freundinnen hatten für ihn eine ländliche Wohnung in dem nahe gelegenen Dorf Volkſtedt ausgeſucht. Schon die Ausſicht von ſeinem Zimmer auf das anmuthige Thal, auf die längs den Krümmungen der Saale ſich hinziehenden bewaldeten Höhen war ganz geeignet, das Gemüth des Dichters zu erheitern; noch tieferen Einfluß übten Freundſchaft, Mittheilung und Umgang. Wenn er Tags über ſeine einſamen Stunden auf die Ausarbeitung ſeines Romans und ſeines Geſchichtswerks gewandt hatte, ſo erwarteten ihn die gemüthvollen Abende im Kreiſe der lengefeld'ſchen Familie, mit der alles, was in Rudolſtadt Geiſt und Bildung beſaß, in enger Beziehung ſtand. Was er ausgearbeitet hatte, wurde hier vorgeleſen und gab Stoff zu belebender Unterhaltung. „Schiller wurde ruhiger, klarer,“ berichtet Caroline von Wolzogen, „ſeine Erſcheinung wie ſein Weſen anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens, die er bis dahin nicht ganz verbannen konnte, abgeneigter.“ Dadurch ward er mehr und mehr befähigt, der Poeſie der Griechen näher zu treten und ihre Meiſterwerke auf ſich wirken zu laſſen. Es zog ihn jetzt ein lebhafter Enthuſiasmus zu ihnen hin, welcher in der das untergegangene Alterthum verherrlichenden Hymne „die Götter Griechenlands“ einen ſo panegyriſchen Ausdruck erhielt, daß Friedrich Stolberg öffentlich für die chriſtliche Cultur in die Schranken treten zu müſſen glaubte. In dem befreundeten Kreiſe las Schiller die Ueberſetzung der homeriſchen Odyſſee von Voß und einige griechiſche Tragödien in Uebertragungen vor. Seine damals verfaßten „Briefe über Don Carlos“, einige Scenen zu dem ſchon früher entworfenen Drama „der Menſchenfeind“,

Digitized by Google

deſſen Grundidee von der Erinnerung an eigne Erlebniſſe dem Dichter eingegeben worden zu ſein ſcheint, und die Recenſion von Goethes „Egmont“ ſind Beweiſe, daß er fortfuhr, über dramatiſche Behandlung nachzudenken, wie ſehr ſie zugleich noch den einſeitigen idealiſtiſchen Standpunkt verrathen, von dem er ſich noch nicht loszureißen vermochte.

Es war dies für das künftige Verhältnis zu Goethe, der gegen den Sommer aus Italien zurückgekehrt war, keine günſtige Vorbedeutung. Schiller blickte mit Bewunderung und Verehrung, aber nicht mehr wie einſt in den Räumen der Karlsſchule mit Begeiſterung auf ihn; ja zeitweiſe war ihm die Wärme, mit der er Männer und Frauen rings um ſich über den vom Glück begünſtigten Nebenbuhler reden hörte, ſo drückend geworden, daß er ſich eines neidiſchen Gefühls kaum erwehren konnte und gegen Körner offen bekannte, er denke an Goethe mit einer „ganz ſonderbaren Miſchung von Haß und Liebe“ und habe bei ſeinem Namen jene unheimliche Empfindung, wie ſie Brutus und Caſſius dem Cäſar gegenüber gehabt haben müßten: „Ich könnte ſeinen Geiſt umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.“ Schiller war Egoiſt, wenn auch in einem idealen Sinne; er vermochte nur zu herrſchen, nicht ſich unterzuordnen. Von Goethes Seite fehlte es nicht an freundlicher Annäherung; er äußerte mit einem Gruße an Schiller, er würde ihn auf der Rückreiſe von Italien beſucht haben, wenn er gewußt hätte, daß er ſo nahe am Wege wohne, und ſprach ſich ſogar über die ſtrenge Beurtheilung des „Egmont“ nach Schillers eignem Geſtändnis „mit ſehr viel Achtung und Zufriedenheit“ aus. Die beiderſeitigen Freunde und Freundinnen wünſchten ſehr eine Zuſammenkunft der beiden Dichter herbeizuführen. Am 7. September 1788 kam Goethe in Begleitung von Herder und Frau von Stein zum Beſuch der auch ihm befreundeten lengefeld'ſchen Familie herüber und traf hier mit Schiller zuſammen. Man hatte von Goethe freund-

Digitized by Google

lichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Aeußerungen erwartet. Dieser blieb im Bewußtsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Meister gegenüber ein kalter, schweigsamer Beobachter. Schon der erste Anblick Goethes hatte die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief heruntergestimmt. So war es denn erklärlich, daß er zu dem Geständnis an Körner gelangte: „Im ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Aehnlich lauteten seine mündlichen Aeußerungen.

Nachdem Schiller in Rudolstadt noch die ersten Herbstmonate verlebt hatte, während deren der erste Band seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande im Druck vollendet wurde, begab er sich gegen die Mitte des Novembers nach Weimar zurück. Der Briefwechsel mit den beiden Schwestern, deren Umgang ihm die Tage von Rudolstadt so genußreich gemacht hatte, setzte den geistigen Verkehr mit ihnen eifrig fort. Wenn sich sein Herz im geheimen auch schon wiederholt für Charlotte hatte entscheiden wollen und die Leidenschaft für sie sich bald noch lebhafter steigerte, so hatte die geistvollere Caroline ihn nicht minder angezogen, und sein Gefühl schien vorerst auf beide Schwestern gleichmäßig vertheilt. Er correspondierte mit beiden im Tone der

Digitized by Google

wärmſten und reinſten Freundſchaft; er mochte ſie nicht getrennt denken, weil er dann immer eine, wo nicht beide, entbehren müſſe. Neben dieſer „herzlichen, vernünftigen Freundſchaft", wie er ſein Verhältnis zu Charlotten gegen Körner bezeichnete, hatten noch immer allerlei Heirathspläne Platz, die jedoch, ſo ernſt auch Schiller die Sache behandelte, von vorn herein alle kein Anrecht auf Verwirklichung hatten. Manche unerquickliche Erörterungen gab es darüber in den Briefen an Körner, welche alle darauf hinauskamen, daß Schiller ſich einen gewiſſen ſorgenfreien Wohlſtand wünſchte, der nicht von den Producten ſeines Geiſtes abhängig ſei, wie er es am ſchlagendſten ſeinem Freunde freilich ſcherzend ausſprach: „Könnteſt du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftauſend Thalern verſchaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachieren könnte, ſo wollte ich dir in fünf Jahren — eine Fridericiade, eine klaſſiſche Tragödie und, weil du doch ſo darauf verſeſſen biſt, ein halb Dutzend ſchöner Oden liefern."

Der Winter verfloß ihm in Weimar unter anhaltender literariſcher Beſchäftigung. Er ſetzte den „Geiſterſeher" fort, der bruchſtückweiſe in der „Thalia" erſchien; durch ſeinen Stoff, welcher dem Hang der Zeit zum Glauben an geheime Künſte entgegenkam, wie durch die lebendige, dramatiſch gehaltene Darſtellung erwarb er ſich einen großen Kreis von Leſern. Die neu erwachte Liebe zur griechiſchen Tragödie veranlaßte Schiller, Euripides' „Iphigenie in Aulis" und einige Scenen der „Phönicierinnen" mit Hilfe einer lateiniſchen Ueberſetzung zu verdeutſchen; vornehmlich als dramaturgiſche Studien waren dieſe Nachbildungen für den Schauſpieldichter, der ſich immer mehr dem klaſſiſchen Ideal zu nähern begann, von Werth. Zum „deutſchen Mercur", in deſſen Redaction er eine Zeit lang Wieland unterſtützte, lieferte er kleinere hiſtoriſche Anekdoten ſowie die der würtembergiſchen Zeitgeſchichte entnommene Erzählung „Spiel des Schickſals". Die gehaltvollſte poetiſche Arbeit

Digitized by Google

war das ebenfalls für den „Mercur“ bestimmte Lehrgedicht „die Künstler“, worin er seine Ideen von der culturhistorischen Bedeutung der Kunst in einer schönen poetischen Form zusammenfaßte und schon die leitenden Gedanken seiner nachmaligen philosophischen Abhandlungen erkennen ließ. Besonders angeregt zu solchen Erörterungen wurde er im Umgange mit dem damals in Weimar weilenden Moritz, dem Freunde Goethes, und mit Knebel. Goethe besuchte er nur selten und kam ihm nicht näher, obwohl er rühmen mußte, daß Goethe Interesse für ihn beweise und „die Götter Griechenlands“ sehr günstig beurtheilt habe; um seinetwillen wünschte er seinem Lehrgedichte die möglichste Vollendung zu geben. Seltsam wechselte mit diesem Streben nach dem Beifall des Unvergleichlichen dann wieder der Unwille über den Günstling des Glücks, so daß er in einem Briefe an Körner in die herben Worte ausbrach: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat.“

Inzwischen war er einer gesicherten bürgerlichen Existenz, nach der er sich so sehr sehnte, daß er manchmal den Gedanken wieder ergriff, sich zur Medicin zurückzuwenden, ohne sein Zuthun um einen Schritt näher gerückt. Da Eichhorn den Lehrstuhl der Geschichte an der Universität Jena mit einer Göttinger Professur vertauschte, so hoffte man durch Schiller, der für seine Befähigung zu geistvoller Behandlung der historischen Wissenschaft in der niederländischen Geschichte ein glänzendes Zeugnis abgelegt hatte, einen Ersatz zu finden. Sobald man seiner Stimmung sich vorläufig versichert hatte, schrieb Minister von Voigt an den in Gotha verweilenden Herzog Karl August, welcher die Sache mit den übrigen thüringischen Höfen in's Reine brachte und Goethe den Auftrag ertheilte, die nöthigen Verhandlungen über Schillers Berufung abzuschließen. Goethe hatte nach Schillers eigenen Worten die Anstellung auf das lebhafteste befördert und

Digitized by Google

machte dem angehenden Docenten, der sich nicht verhehlte, daß mancher Student wohl mehr Geschichte als er wisse, mit dem „docendo discitur“ Muth.

Wenn auch Schiller den Verlust seiner Unabhängigkeit und literarischen Muße beklagte, weil er voraussah, daß er, um sich des neuen Faches zu bemächtigen, mehrere Jahre „jeder andern Thätigkeit absterben und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen Schriften herumwühlen“ mußte, was denn doch eine Uebertreibung war, so konnte er doch nicht umhin, die jenaische Professur als eine günstige Wendung seines Schicksals anzuerkennen, weil er durch sie in „eine gewisse Rechtlichkeit“ komme und zu einer geachteten Stellung gelange, die ihm für seine fernere literarische Thätigkeit nothwendig sei. Zuletzt war der Gewinn doch auf Seiten seiner poetischen Productivität. Denn erst mußte Schiller durch die Vorbereitungsschule der historischen und philosophischen Studien hindurchgehen, um Reales und Ideales in seinem Geiste harmonisch zu verarbeiten und dadurch zu der höchsten Stufe seiner dramatischen Dichtung zu gelangen.

Am 26. Mai 1789 eröffnete Schiller in Jena seine akademischen Vorlesungen als außerordentlicher Professor der Philosophie unter ungewöhnlichem Zulauf der Studierenden mit der Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?“, in welcher er mit glänzender Beredsamkeit die universelle Humanitätsbildung über die in beschränktem Kreise sich bewegenden Facultätsstudien erhob. Um genügende Zeit für die Vorbereitung zu haben, las er Anfangs nur an zwei Tagen in der Woche Einleitung in die Universalgeschichte. Im zweiten Semester trug er vor einem kleinen Hörerkreis Universalgeschichte des Mittelalters und der neueren Zeit vor und behandelte in öffentlicher, zahlreich besuchter Vorlesung die Geschichte der Römer. Er fühlte gar bald, wie wohl es ihm that, „Facta einzustudieren“, wenn er gleich dabei einräumte, die Gegenstände

Digitized by Google

müßten es sich gefallen lassen, was sie unter seinen Händen würden, indem die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie sei. Allerdings behandelt Schiller die Geschichte nicht mit kritischem, sondern mit poetisch-philosophischem Geiste. Daher steht er in inniger Berührung mit Herder; beide beziehen die geschichtliche Entwicklung auf die Idee der Menschheit. Allein Herder geht mit dem Interesse eines Naturforschers auf die Nationalität ein; er stellt ihre Grundzüge zu einem Gemälde zusammen und führt uns deren im Fortlauf der Geschichte eine Reihe vor, damit wir in allen die rein menschliche Natur wieder erkennen. Schiller erscheint die Humanität als das Product des idealen Vernunftstrebens; er sieht in der Nationalität eine Schranke, über welche die Vernunft uns erheben muß. In seinem Streben für Befreiung des Geistes hieng er daher mit besonderer Vorliebe an dem Zeitalter der Reformation. Diesen seinen philosophisch-historischen Standpunkt bezeichnen uns am klarsten die Worte im Brief vom 13. October 1789 an Körner: „Das vaterländische Interesse ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorgieng, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für Eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“ Deßhalb stehen alle historischen Schriften Schillers, sofern nicht die Schilderung einzelner Begebenheiten für ihn als dramatischen Dichter einen besonderen Reiz hat, in Beziehung zur philosophischen Cultur der Gegenwart. Man erkennt dies schon in den einzelnen Abhand-

Digitized by Google

lungen, die aus seinen historischen Vorträgen erwuchsen und in der „Thalia" 1790 veröffentlicht wurden, „die Sendung Moses'" und „etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde". Beide Aufsätze sind nur der geistigen Auffassung und Darstellung nach Schillers Eigenthum; stofflich ist er theils von Kant, mehr aber von dessen Schüler Reinhold abhängig, der eben über die hebräischen Mysterien als Grundlage der freimaurerischen Ceremonien und Zeichen geschrieben hatte. Der Aufsatz über die Gesetzgebung des Lykurgos und Solon hingegen rührt auch in der Form beinahe ganz von seinem früheren Lehrer Nast in Stuttgart her.

Schiller söhnte sich nach und nach mit seinem Gelehrtenleben in Jena aus. Tüchtige Männer gewann er zu Freunden, unter ihnen Griesbach, Schütz und Reinhold. Indeß klagte er, daß es seinem Herzen an Nahrung und einer beseelenden Berührung fehle. Sein Verlangen nach einer Verbindung mit Charlotte von Lengefeld, zu der er sich immer mächtiger hingezogen fühlte, ward lebhafter, und Charlotte erkannte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Im Juli 1789 kamen die beiden Schwestern auf der Durchreise nach dem Bade Lauchstädt durch Jena und trafen mit Schiller im griesbach'schen Hause zusammen. Sie sahen ohne Zweifel einer Erklärung von seiner Seite entgegen; doch war er schweigsam und zurückhaltend. Die fremde Umgebung verschloß ihm den Mund; auch glaubte er in Charlottens Benehmen nicht Wärme genug zu bemerken. Er gestand nachmals selbst, er habe ihr Unrecht gethan; die stille Ruhe ihrer Empfindung habe er verkannt und einem abgemessenen Betragen zugeschrieben, das seine Wünsche von ihr entfernen sollte. Allein er sandte ihr einen schwermüthigen Brief nach Lauchstädt nach, der sein beklommenes Herz verrieth. Caroline kam den Liebenden zu Hilfe; sie veranlaßte Schiller nach Lauchstädt zu

Digitized by Google

kommen. Noch zögerte ſein Geſtändnis auf den Lippen. Ein langes, peinliches Stillſchweigen brach endlich; Charlotte bekannte ihm ihre Liebe und verſprach ihm ihre Hand. „Es war ein ſchneller und doch ſo ſanfter Uebergang. Was wir einander geſtanden, waren wir einander längſt; aber erſt jetzt genieße ich alle unſre vergangenen Stunden. . . . . Die Gegenwart iſt leer und traurig um mich herum — und in ungebornen Fernen blühen meine Freuden.“ In ſolchen zärtlichen Geſtändniſſen ergieng ſich jetzt die beredte Sprache ſeiner Briefe an die Verlobte. Mit den Liebesverſicherungen verband ſich auch hier ſtets die ernſte, philoſophiſche Lebensbetrachtung, und ſelten floß die anmuthige Lyrik einer jugendlichen Liebe ein. So konnte es geſchehen, daß die gleichzeitig an Caroline oder an beide Schweſtern zugleich gerichteten Briefe die nämliche feurige Sprache hingebender Liebe redeten, und Charlotte auf Augenblicke an der Neigung ihres Verlobten irre ward. Er ſuchte ſie mit der etwas ſpitzfindigen Erklärung zu beruhigen: „Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte — aber ich wünſchte nicht um alles, daß dieſes anders wäre, daß du anders wäreſt als du biſt. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß ſich in meiner Liebe entfalten, und mein Geſchöpf mußt du ſein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen. Hätten wir uns ſpäter gefunden, ſo hätteſt du mir dieſe ſchöne Freude weggenommen, dich für mich aufblühen zu ſehen.“

Als Karl Auguſt Schillern ein Gehalt von zweihundert Thalern und der Herzog von Meiningen ihm den Hofrathstitel verlieh, gab auch die Anfangs bedenkliche Mutter ihre Zuſtimmung zu dem ehelichen Bunde, der am 22. Februar 1790 ganz in der Stille zu Wenigenjena die kirchliche Weihe erhielt. Die ſegens-

Digitized by Google

reiche Einwirkung der trefflichen Gattin auf Schillers Charakter und geiſtiges Sein, das in die ſchönſte, blüthenreichſte Periode ſeiner Entwicklung trat, verſchloß ſich in die Stille des Hauſes, erwies ſich dort aber um ſo intenſiver. „Was für ein ſchönes Leben“, ſchrieb Schiller in den Maientagen ſeiner Ehe an Körner, „führe ich jetzt! Ich ſehe mit fröhlichem Geiſte um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende ſanfte Befriedigung außer ſich, mein Geiſt eine ſo ſchöne Nahrung und Erholung. Mein Daſein iſt in eine harmoniſche Gleichheit gerückt; nicht leidenſchaftlich geſpannt, aber ruhig und hell giengen mir dieſe Tage dahin.“ Dieſe Worte erfüllten ſich mehr und mehr, je inniger das Leben und ſelbſt die Tage des Leidens ſie an einander ketteten, und auch das geiſtige Mitwirken und Fortſchreiten war nach Charlottens Aeußerung ein Band, das ſie immer feſter verknüpfte.

Schiller übernahm in den erſten Jahren ſeiner jenaiſchen Profeſſur eine große Laſt von Arbeiten; allein ſeine angeſtrengte Geiſtesthätigkeit gab ihm Freude und Selbſtbefriedigung; er fühlte ſein inneres Wachſen und vergaß allzu ſehr die Rückſicht auf ſeine Geſundheit. Es war ſchon keine geringe Mühe, ſich in Beſitz des für ſeine Vorleſungen nöthigen hiſtoriſchen Materials zu ſetzen; dazu kam noch im Sommer 1790 ein äſthetiſches Collegium über die Theorie der Tragödie, wobei er den „König Oedipus“ des Sophokles zu Grunde legte. Zugleich nöthigten ihn die erweiterten Bedürfniſſe zu manchen ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen um des Erwerbs willen. Den früheren Plan einer „Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen und Verſchwörungen“, von der 1788 ein Band erſchienen war, nahm er nicht wieder auf; dagegen begann er 1790 eine „allgemeine Sammlung hiſtoriſcher Mémoires vom zwölften Jahrhundert bis auf die neueſten Zeiten“, in drei Bänden, deren höheren Geſichtspunkt die vortreffliche einleitende

Digitized by Google

Abhandlung mit dem ſpäteren Titel „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ erkennen ließ. Von den „Mémoires“ ſelbſt, die zum größten Theil verkürzende Ueberſetzungen aus dem Lateiniſchen oder Franzöſiſchen waren, bearbeitete Schiller ebenſo wie zuvor bei der Geſchichte der Rebellionen nur wenige; dagegen ſchrieb er für jene Sammlung noch eine „univerſalhiſtoriſche Ueberſicht der merkwürdigſten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiſer Friedrichs I.“ Daneben nahm ihn die Herausgabe der freilich etwas ermatteten „Thalia“ in Anſpruch. Für den „hiſtoriſchen Kalender für Damen“, der bei Göſchen herauskam, übernahm er es 1790, die Geſchichte des dreißigjährigen Krieges zu ſchreiben. Er förderte dieſe Arbeit raſch und mit friſchem Muthe; nur ein kurzer Herbſtausflug nach Rudolſtadt war der Erholung gegönnt Das Werk, in gewiſſem Sinne die erſte hiſtoriſche Darſtellung des großen Religionskrieges für ein weiteres Publicum, füllte drei Jahrgänge des „Kalenders“ von 1791 bis 1793.

Bald nach ſeiner Rückkehr von Rudolſtadt erhielt Schiller einen Beſuch von Goethe, der von Dresden zurückkam und ihm Grüße von Körner brachte. Ihre Unterhaltung über äſthetiſche Probleme führte die beiden großen Geiſter noch um keinen Schritt näher. Schiller fand an Goethes Philoſophie kein Gefallen: „Sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt iſt ſeine Vorſtellungsart zu ſinnlich und betaſtet mir zu viel. Aber“ — fügte er doch in eben dem Briefe an Körner anerkennend hinzu — „ſein Geiſt wirkt und forſcht nach allen Directionen und ſtrebt, ſich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.“ Goethe ſchien auf's neue eingeſehen zu haben, daß eine „ungeheure Kluft“ zwiſchen ihren Denkweiſen klaffe und keine Vereinigung zu hoffen ſei. Es blieb daher auch das Zureden gemeinſchaftlicher Freunde, namentlich des damaligen erzbiſchöflich-mainziſchen Coadjutors von Dalberg, vergeblich.

Digitized by Google

Schiller befand sich im Januar 1791 in Erfurt zum Besuch bei dem eben genannten hoch gebildeten Freunde, dessen Gunst er in ausgezeichnetem Grade genoß, als er plötzlich bei einer Abendgesellschaft von einem heftigen Fieber befallen wurde. Als er, einigermaßen hergestellt, nach Jena zurückgekommen war, ergriff ihn eine schwere Brustkrankheit. Die Gefahr ward gehoben, allein er gelangte nicht wieder zum Besitz der völligen Gesundheit. Ein rheumatischer Schmerz spannte sich über die Brust aus und beklemmte den Athem, so daß ihm oft die Sprache versagte. Bei schmerzhaftem Husten warf er mehrmals Blut aus. Krampfanfälle kehrten noch häufig wieder, als schon die Genesung vorgerückt war. In dieser Zeit des Kummers und der Sorge bewährte seine Charlotte die ganze Liebenswürdigkeit ihres edlen Gemüths; „ihr liebes Leben und Weben um mich herum," äußerte er gegen Körner, „die kindliche Reinheit ihrer Seele und die Innigkeit ihrer Liebe gibt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand unmöglich wäre."

Seine akademischen Vorlesungen mußte er vor der Hand aufgeben. Er erheiterte sich durch Besuche in Rudolstadt und Erfurt beim Coadjutor und gebrauchte eine Cur in Karlsbad. Allmählich konnte er seine schriftstellerischen Arbeiten wieder aufnehmen, wobei er sich durch Dictieren die Anstrengung etwas erleichterte. Bald blickten auch poetische Pläne wieder freundlich dazwischen. Der Versuch, einige Gesänge der Aeneide in achtzeiligen Stanzen zu übersetzen, zog ihn auf's neue an und erweckte in ihm größere epische Entwürfe. Früher hatte er sich Friedrich den Großen zum Helden erwählt; jetzt fesselte ihn die Gestalt Gustav Adolfs, welche der Mittelpunkt seines historischen Werkes geworden war; die Ereignisse von der Leipziger bis zur Lützener Schlacht schienen ihm für eine epische Behandlung vorzüglich geeignet zu sein. Dann zog es ihn wieder zum

Digitized by Google

Drama; er erneute den Vorsatz, Aeschylos' „Agamemnon" zu übersetzen. Indeß machten ihm häufig wiederkehrende Krankheitsanfälle gar sehr fühlbar, daß er sich eine Zeit lang aufregende Arbeiten versagen müsse. Wenn dabei die Sorge für sein künftiges Auskommen sich aufdrängte, so wandte ein günstiges Geschick, das schon mehrmals in entscheidenden Augenblicken des Lebens ihm unverhofft hilfreiche Arme geöffnet hatte, auch diese von seinem Haupte weg und gewährte ihm Muße zur Herstellung und Stärkung seiner physischen und geistigen Kräfte.

Während Schiller zu Karlsbad seine Gesundheit kräftigte, gelangte zum fernen Sunde die Nachricht von seinem Tode. Einige seiner wärmsten Verehrer, der Dichter Jens Baggesen, Minister Graf Ernst von Schimmelmann und ein dritter Freund nebst ihren Frauen waren gerade im Begriff, sich nach dem Seebad Hellebäk zu fröhlicher Feier Schillers und heiterem Genuß seiner Poesie zu begeben, als die Trauerkunde anlangte; statt des Festes vereinigte man sich sogleich zu einer Todesfeier zum Andenken an den früh geschiedenen Dichter. Die Beschreibung von diesen Liebesbeweisen, welche Schiller durch einen Brief Baggesens an Reinhold mitgetheilt bekam, hatte ihn tief ergriffen. Allein eine rührendere Ueberraschung stand ihm noch bevor. Am 13. December 1791 erhielt er aus Kopenhagen ein Schreiben des Grafen von Schimmelmann und des Herzogs Christian Friedrich von Holstein-Augustenburg, den gleichfalls Baggesen zum Verehrer des Dichters von „Don Carlos" gewonnen hatte; beide Freunde boten ihm darin auf drei Jahre ein jährliches Geschenk von tausend Thalern an, damit er sich ganz der zu seiner völligen Erholung nöthigen Ruhe überlassen könne. Durch die edelmüthige, zarte Weise, in der dieses Geschenk gegeben wurde, war Schiller die Annahme der willkommenen Hilfe erleichtert, und heiterer konnte er jetzt in die Zukunft blicken.

Für das nächste Jahr nahm noch die Beendigung der Ge-

Digitized by Google

schichte des dreißigjährigen Krieges seine Thätigkeit sehr in Anspruch. Die Ereignisse der zweiten Hälfte desselben drängte er kurz zusammen, da nach dem Tode Gustav Adolfs und Wallensteins ihn das dramatische Interesse nicht mehr für seine geschichtliche Arbeit erwärmte. Seine geistige Richtung hatte sich überdies schon einem andern wissenschaftlichen Gebiete zugewendet. Die kantische Philosophie war eine weltbewegende Macht geworden und trat ihm näher und näher. Körner hatte ihr seit langem ein anhaltendes Studium gewidmet; in Schillers Umgebung fand sie begeisterte Verkündiger, namentlich an Reinhold, der damals noch zu seinen vertrauten Freunden zählte. Schiller war entschlossen, das neue philosophische System ganz zu durchdringen, und wenn es ihm auch Jahre kosten sollte. Mit ästhetischen Forschungen bereits vertraut, knüpfte er vor allem seine ästhetische Begriffsentwicklung an Kants „Kritik der Urtheilskraft“ und legte seine Theorie des Schönen in einer Reihe von Abhandlungen nieder, welche größtentheils in der seit 1792 erscheinenden „neuen Thalia“ an's Licht traten. Zunächst gehören dahin „über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „über die tragische Kunst“ (1792), beide Aufsätze aus den akademischen Vorträgen über die Theorie der Tragödie herausgewachsen, „über Anmuth und Würde“, „vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger kantischen Ideen“, „zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände“ (1793) und „über das Erhabene“ (erst 1801 gedruckt). Schillers genialer Blick drang über die Schranken des kantischen Systems hinaus, indem er dasselbe ergänzte. Kant hatte das Sittengesetz in seiner unantastbaren Heiligkeit aufgestellt, dabei aber den unversöhnlichen Gegensatz zwischen Vernunft und Sinnlichkeit, zwischen Pflicht und Neigung gelassen. Schiller suchte die Kluft zu überbrücken: bei dem Menschen soll die Pflicht zur freien Neigung werden.

Digitized by Google

In dieſem Einklang von Vernunft und Sinnlichkeit beſteht die Schönheit wie in der Unterjochung der ſinnlichen Triebe durch die Moral die Erhabenheit; Anmuth iſt der Ausdruck einer ſchönen, Würde der Ausdruck einer erhabenen Seele.

Schillers äſthetiſche Abhandlungen bilden die Grundlage, auf der von Auguſt Wilhelm Schlegel an die neue Aeſthetik fortgebaut hat. Es freute ihn, ſeine äſthetiſchen Ideen ſich klarer zu machen, indem er im Winter 1792 auf 1793 nochmals vor einem kleinen Zuhörerkreis auf ſeiner Studierſtube philoſophiſche Vorleſungen hielt. Mit dieſen ſchloß er ſeine akademiſche Lehrthätigkeit. Seitdem gehörte ſein Leben ſeinem ſchriftſtelleriſchen Wirken an.

Philoſophie und Poeſie waren die beiden Schweſtern, zwiſchen denen ſeine Liebe ſchwankte, wie denn dieſer Dualismus ſein ganzes Leben begleitet hat. Manchmal zog es ihn zum „Wallenſtein“, deſſen erſte Idee mit ſeinem letzten Geſchichtswerke entſtanden war. Allein noch ward das Drama von dem ſpeculativen Drange niedergehalten, bis er nach redlichem Mühen auf dem Felde der Theorien um ſo feuriger zu der Liebe ſeiner Jugend zurückkehrte. Die politiſche Revolution hat ihn nur auf Momente gefeſſelt. Mehr mit banger Sorge als mit froher Begeiſterung verfolgte er den Verlauf der revolutionären Bewegung. Zu derſelben Zeit, als die franzöſiſche Nationalverſammlung 1792 für den Dichter der „Räuber“ das Bürgerdiplom ausfertigte — à monsieur Gille, publiciste allemand —, wandte er ſich ſchon mit Unwillen von dem republicaniſchen Treiben in Frankreich ab. Kaum konnte er der Verſuchung widerſtehen, mit beredtem Wort die Sache Ludwigs XVI. zu führen. Nach deſſen Hinrichtung mochte er keine franzöſiſche Zeitung leſen; ſo ekelten die „elenden Schinderknechte“ ihn an. Doch blieb der Gang der großen, welterſchütternden Ereigniſſe nicht ohne Gewinn für den dramatiſchen Dichter.

Digitized by Google

Mit dem Frühling 1793 bezog er eine freundliche Gartenwohnung, wo er, mit dichterischen Arbeiten beschäftigt, schöne Frühlingstage genoß und seine Gesundheit stärkte. Manches vereinigte sich, ihn gerade jetzt zu dem Entschluß einer Reise in die Heimath zu bewegen, zu der ihn eine lebhafte Sehnsucht hinzog. Ein Besuch seiner Mutter und seiner jüngsten Schwester in Jena während des verflossenen Herbstes fachte dieses Verlangen nur noch mächtiger an. Im Anfang des August 1793 machte er sich mit seiner Gattin auf den Weg; am 8. langte er in Heilbronn an. Von hier aus richtete er ein Schreiben an den Herzog Karl, das seine Ehrerbietung und Dankbarkeit aussprach. Wie dieser bereits im voraus geäußert hatte, „ignorierte" er die Anwesenheit Schillers und gab keine Antwort. Aber der Vater erhielt Freiheit und Urlaub, um mit seinem Sohn zusammensein zu können. Es war ein freudenreiches Wiedersehen. „Die Meinigen", schrieb Schiller an Körner, „fand ich wohlauf und, wie du denken kannst, sehr vergnügt über unsere Wiedervereinigung. Mein Vater ist in seinem siebenzigsten Jahre das Bild eines gesunden Alters. . . . . Er ist in ewiger Thätigkeit, und diese ist es, was ihn gesund und jugendlich erhält. Meine Mutter ist auch von ihren Zufällen frei geblieben und wird wahrscheinlich ein hohes Alter erreichen. Meine jüngste Schwester [Nanette] ist ein hübsches Mädchen geworden und zeigt viel Talent; die zweite Schwester [Luise] versieht die Wirthschaft sehr gut und führt jetzt in Heilbronn meine Oekonomie." Im September zog er nach Ludwigsburg, wo er den Winter über blieb und die Seinen in der Nähe hatte. Hier ward ihm die erste Vaterfreude geschenkt, indem ihm am 14. September sein ältester Sohn Karl geboren wurde. In Stuttgart verweilte er nur selten. Er traf hier mehrere Freunde seiner Jugend. Dannecker modellierte damals die vortreffliche Büste des Dichters. Einer seiner Jugendfreunde, der Arzt von Hoven, gibt uns mit wenig Zügen ein

Digitized by Google

treffendes Bild ſeiner damaligen Erſcheinung: „Sein jugendliches Feuer war gemildert; er hatte weit mehr Anſtand in ſeinem Betragen; an die Stelle ſeiner vormaligen Nachläſſigkeit in ſeinem Anzuge war eine anſtändige Eleganz getreten, und ſeine hagere Geſtalt, ſein blaſſes, kränkliches Ausſehen vollendeten das Intereſſe ſeines Anblicks bei mir und allen, die ihn vorher näher gekannt hatten. Leider war der Genuß ſeines Umgangs ſehr oft durch ſeine Kränklichkeit, heftige Bruſtkrämpfe, geſtört; aber in den Stunden des Beſſerbefindens, in welcher Fülle ergoß ſich der Reichthum ſeines Geiſtes! wie liebevoll zeigte ſich ſein weiches, theilnehmendes Herz! wie ſichtbar drückte ſich in allen ſeinen Reden und Handlungen ſein edler Charakter aus! wie anſtändig war jetzt ſeine ſonſt etwas ausgelaſſene Jovialität, wie würdig waren ſelbſt ſeine Scherze! Kurz er war ein vollendeter Mann geworden.“ In Tübingen beſuchte er ſeinen Lehrer Abel und machte die Bekanntſchaft des unternehmenden Buchhändlers Cotta, welche für die Zukunft bedeutende Folgen hatte. Cotta wünſchte ihn für die Redaction der von ihm projectierten „allgemeinen Zeitung“ zu gewinnen. Schiller war Anfangs ſehr geneigt, auf das Anerbieten einzugehen, lehnte es aber ſpäter ab, weil ein derartiges Unternehmen eine ununterbrochene Thätigkeit verlangte, auf die er bei ſeinem ſchwankenden Geſundheitszuſtande nicht rechnen konnte, und weil er damals eben im Begriffe ſtand, von der Geſchichte und Philoſophie ſich den Rückweg zur Poeſie zu bahnen. Dagegen gefiel ihm der Plan, die „neue Thalia“ eingehen zu laſſen und eine Monatsſchrift nach einem größern Maßſtabe in Cottas Verlage herauszugeben; es war die erſte Idee der „Horen“.

Als Schiller im Mai 1794 nach Jena zurückgekehrt war, gieng er mit Lebhaftigkeit an die Ausführung ſeines literariſchen Unternehmens, auf das er jetzt ſeine Exiſtenz gründen wollte. Er hoffte auf die Unterſtützung der ausgezeichnetſten ſchriftſtelleriſchen Talente Deutſchlands. „Sie wird ſich“ — ſo charakteri-

Digitized by Google

ſiert er den Plan ſeiner neuen Monatsſchrift in einem unter dem 13. Juni an die bedeutendſten Schriftſteller gerichteten Schreiben — „über alles verbreiten, was mit Geſchmack und philoſophiſchem Geiſte behandelt werden kann, und alſo ſowohl philoſophiſchen Unterſuchungen als hiſtoriſchen und poetiſchen Darſtellungen offen ſtehen. Alles, was entweder blos den gelehrten Leſer intereſſieren oder was blos den nicht gelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeſchloſſen ſein; vorzüglich aber und unbedingt wird ſie ſich alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht.“ Mit dieſer Ankündigung ergieng zu gleicher Zeit ein Brief an Goethe, worin dieſer erſucht ward, das Unternehmen durch ſeine Theilnahme und ſeinen Rath zu unterſtützen. Goethe ſagte ſeine Mitwirkung bereitwillig zu, indem er zugleich äußerte, daß eine nähere Verbindung mit ſo wackern Männern manches, das bei ihm in's Stocken gerathen ſei, wieder in einen lebhaften Gang bringen werde; es werde ſchon eine intereſſante Unterhaltung ſein, ſich über die Grundſätze zu vereinigen, nach welchen man die eingeſendeten Schriften zu prüfen habe.

Wenige Wochen darauf traf Schiller mit Goethe in einer Sitzung der jenaiſchen naturforſchenden Geſellſchaft zuſammen. Beim Herausgehen entſpann ſich ein Geſpräch zwiſchen ihnen. Schiller bemerkte, wie eine ſo zerſtückelte Art, die Natur zu behandeln, den Laien, der ſich gern darauf einließe, keineswegs anmuthen könne. Dies veranlaßte Goethe zu der Aeußerung, daß es noch eine andere Weiſe geben könne, „die Natur nicht geſondert und vereinzelt vorzunehmen, ſondern ſie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Theile ſtrebend, darzuſtellen“. Er gieng darauf weiter in eine Erörterung ſeiner Naturphiloſophie und ſeiner Pflanzentheorie ein; das Geſpräch wurde noch auf Schillers Zimmer fortgeſetzt. Ein freundliches Geſtirn hatte dieſer Stunde geleuchtet; das Band, das die großen Geiſter vereinigte, war unauflöslich geſchlungen. Bei wiederholtem Zuſammenſein offenbarte

Digitized by Google

sich mehr und mehr eine unerwartete Uebereinstimmung in allen Hauptideen. Schiller gestand, daß diese Unterhaltungen seine ganze Ideenmasse in Bewegung gesetzt hätten. In dem ausführlichen Briefe vom 23. August, den Goethe als das angenehmste Geschenk zu seinem Geburtstag betrachtete, versuchte er „mit freundschaftlicher Hand die Summe der goethischen Existenz zu ziehen"; indem er so seine Ansicht von der geistigen Entwicklung des ihm so sehr entgegengesetzten Dichters anschaulich darzulegen sich bemühte, kam er dem lange mißverstandenen Genossen immer näher. Ende Augusts konnte er schon die vorahnenden Worte aussprechen, die sich auf's schönste erfüllen sollten: „Unsre späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut, den Zufall machen zu lassen, als ihm durch zu viele Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältnis zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher als gerade jetzt mit Nutzen zusammenführen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, so viel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerm Gewinn, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben."

Neben Goethe war ihm um diese Zeit in Wilhelm von Humboldt, der schon früher mit Schiller bekannt war und, durch ihn angezogen, seit dem Februar 1794 sich über ein Jahr lang in Jena aufhielt, ein geistesverwandter Freund beschieden, durch dessen kunstphilosophische Ansichten, die auf eine vielseitige wissenschaftliche Bildung und einen feinen Tact für alles Edle und Schöne sich gründeten, sein Ideenkreis angeregt und erweitert ward. In dessen Gesellschaft verlebte er im September zwei Wochen

Digitized by Google

in Weimar als Goethes Gast, eine Zeit täglicher, inhaltsreicher Unterhaltungen. Einigen Einfluß auf seine philosophische Richtung gewann auch der Umgang mit Fichte, der 1794 seine Lehrthätigkeit an der Jenaer Universität begann; von Reinhold, der zur gleichen Zeit einen Ruf nach Kiel annahm, hatte Schiller sich zurückgezogen.

Auf dem jetzt erreichten Höhepunkt seiner ästhetischen Speculation entstanden die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die er dankbar an den Herzog von Augustenburg richtete, die philosophische Introduction der „Horen", deren erstes Heft im Januar 1795 ausgegeben wurde. Auch in dieser reifsten unter seinen philosophischen Arbeiten gieng Schiller von der gleichen, jetzt bedeutend vertieften Grundidee aus, welche in seiner gesammten ästhetischen Forschung waltet: der sinnlich gefangene Mensch gelangt durch die Schönheit zur geistigen Freiheit. Daran schlossen sich in gewissem Sinne als Fortsetzung und Ergänzung der ästhetischen Briefe die Aufsätze „von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten", „über die Gefahr ästhetischer Sitten" und „über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten". Den Schlußstein des ästhetischen Gebäudes bildete die umfassende Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung", worin Schiller den in seiner eignen und Goethes dichterischer Individualität hervortretenden Dualismus theoretisch mit treffenden Hinblicken auf die Geschichte der Poesie erörterte. Zu der philosophischen Reife des Inhalts, wie sie schon die ästhetischen Briefe aufgewiesen hatten, trat hier die höchste Vollendung der künstlerischen Form, wodurch diese Schrift einzig unter Schillers speculativen Arbeiten dasteht. Selbst die ästhetischen Briefe sind im Stil noch etwas ungleichartig, und oft wird in ihnen der letzte Gedanke des Verfassers erst bei wiederholtem, aufmerksamstem Lesen klar.

Stoff und Form der Abhandlung über naive und sentimen-

Digitized by Google

talische Dichtung mußten Schiller von der ästhetischen Speculation zur Poesie wieder zurückführen. Das sorgfältige Studium des unter seinen Augen entstehenden „Wilhelm Meister“ und die begeisterte, tief eingehende Beurtheilung der realistischen Schilderung des Dichters vervollständigte und vollendete die innere Umwandlung, in der der Genius der Poesie die philosophischen Bande durchbrach und bald in seiner vollen Schö erkraft zur Erscheinung kam. Den endgültigen Bruch mit der Speculation bezeichnet das schlagende Geständnis an Goethe im Brief vom 7. Januar 1795: „Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie peinlich mir das Gefühl oft ist, von einem Product dieser Art in das philosophische Wesen hineinzusehen. Dort ist alles so heiter, so lebendig, so harmonisch aufgelöst und so menschlich wahr, hier alles so strenge, so rigid und abstract, und so höchst unnatürlich, weil alle Natur nur Synthesis und alle Philosophie Antithesis ist. Zwar darf ich mir das Zeugnis geben, in meinen Speculationen der Natur so treu geblieben zu sein, als sich mit dem Begriff der Analysis verträgt; ja vielleicht bin ich ihr treuer geblieben, als unsre Kantianer für erlaubt und für möglich hielten. Aber dennoch fühle ich nicht weniger lebhaft den unendlichen Abstand zwischen dem Leben und dem Raisonnement — und kann mich nicht enthalten, in einem solchen melancholischen Augenblick für einen Mangel in meiner Natur auszulegen, was ich in einer heitern Stunde blos für eine natürliche Eigenschaft der Sache ansehen muß. So viel ist indeß gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph ist nur eine Caricatur gegen ihn.“ Er bezeichnete es mit als das schönste Glück seines Daseins, daß die Vollendung des goethe'schen Romans noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und er noch aus dieser reinen Quelle schöpfen könne.

Den Gegensatz von Wissenschaft und Kunst, von Philosophie und Poesie, den Schiller in jener Briefstelle an den Weimarer

Digitized by Google

Freund hervorhob, entwickelte er poetisch in der tief empfundenen Elegie „Natur und Schule“, der er 1800 bei der Sammlung seiner Gedichte den Titel „der Genius“ gab. Sie gehörte zu den ersten Versuchen, womit er 1795, ein Verwandelter, das Gebiet der Poesie wieder betrat. In rascher Folge schlossen sich andere lyrische Gedichte an, die meistens noch an die Grundgedanken seiner Philosophie anknüpften, unter ihnen vor andern hervorragend „die Ideale“, von Goethe besonders geliebt, eine künstlerisch idealisierte Autobiographie Schillers in lyrisch-elegischer Gestalt, und „das Reich der Schatten“, später „das Reich der Formen“, zuletzt „Ideal und Leben“ betitelt, eine poetisch vergeistigte Darstellung der ästhetischen Grundanschauung Schillers von der Versöhnung des Gegensatzes zwischen Ideal und Wirklichkeit. Die „Elegie“, nachmals „der Spaziergang“ überschrieben, ein welthistorisches Bild der zur höchsten Culturentwicklung emporstrebenden Menschheit, zeigte den verjüngten Dichter schon in klassischer Vollendung. Zugleich ward die Herausgabe eines Musenalmanachs (zuerst für das Jahr 1796) eine äußere Anregung, dem lyrischen Triebe zu folgen. „Die Macht des Gesanges“ eröffnete, bezeichnend für die Wiederkehr des Dichters zur Poesie, mit erhabenen Klängen den Almanach, den die lyrische Muse des Herausgebers reich ausgestattet hatte. Entschlossen, daß Poesie künftig sein „Geschäft“ sein solle, sann er über manchfache Entwürfe zu größern Dichtungen. Den Plan zum „Wallenstein“ hatte er schon einige Jahre mit sich herumgetragen; allein wie zögernd und voll Mißtrauen in seine Dichterkraft er noch 1794 an dies Werk gieng, beweist sein bescheidenes Urtheil über sich selbst in einem Briefe an Körner: „Vor dieser Arbeit ist mir ordentlich angst und bange; denn ich glaube mit jedem Tag mehr zu finden, daß ich eigentlich nichts weniger vorstellen kann als einen Dichter, und daß höchstens da, wo ich philosophieren will, der poetische Geist mich überrascht. Was soll ich thun? Ich

Digitized by Google

wage an dieſe Unternehmung ſieben bis acht Monate von meinem Leben, das ich Urſache habe ſehr zu Rath zu halten, und ſetze mich der Gefahr aus, ein verunglücktes Product zu erzeugen. Was ich je im Dramatiſchen zur Welt gebracht, iſt nicht ſehr geſchickt, mir Muth zu machen, und ein Machwerk wie der ‚Don Carlos‘ ekelte mich nunmehr an, wie ſehr gern ich es auch jener Epoche meines Geiſtes zu verzeihen geneigt bin. Im eigentlichſten Sinne des Worts betrete ich eine mir ganz unbekannte, wenigſtens unverſuchte Bahn; denn im Poetiſchen habe ich ſeit drei, vier Jahren einen völlig neuen Menſchen angezogen.“ Seit der Zeit waren die dichteriſchen Schwingen gewachſen und der Muth neu belebt. Neben dem „Wallenſtein“ zog ihn ein neues dramatiſches Sujet an, „die Malteſer“, deſſen Gedanke ihm ſchon vor einigen Jahren aufgeſtiegen war; mit ſeiner Grundidee von dem unbedingten Gebote der Pflicht, das ſich hier zum tragiſchen Schickſal geſtaltet, mußte dieſer Stoff recht eigentlich ſeiner dichteriſchen Eigenthümlichkeit entſprechen, und er beſchäftigte Schillers Geiſt auch noch nach der Vollendung des „Wallenſtein“; doch gelangte die Tragödie, in der er von dem Gebrauch des Chors eine beſondere Wirkung hoffte, niemals zur Ausführung.

Vorläufig konnte ſich ihm aber noch die Frage aufdrängen, ob er nicht mehr zum epiſchen Dichter geboren ſei; ſtatt der hiſtoriſchen Stoffe ſchien ſich ihm ein romantiſcher, der bereits gefunden war, dazu zu eignen. Humboldt, dem er die Frage vorlegte, entſchied für das Drama. „Verglichen mit der dramatiſchen,“ ſchrieb dieſer, „halte ich die epiſche Poeſie nicht ſo fähig, Ihre ganze Stärke zu entwickeln. Ueberhaupt ſcheint mir die dramatiſche die höchſte Frucht des Dichtergenies, und ich halte Sie einmal für dieſe völlig geboren, in ſo fern Sie Sich nur auf eine gewiſſe Gattung beſchränken. An ſich braucht auch das eigentlich Epiſche überhaupt, nicht aber die große Epopöe, eine leichtere, lachendere, mehr malende Phantaſie, als Ihnen in Ver-

Digitized by Google

gleichung mit der Tiefe der Ihrigen eigen scheint. Gewiß würden Sie auch hier mit großer Würde auftreten; aber Sie würden eine Ihnen selbst nachtheilige Wahl treffen." Endlich entschied sich Schiller für den „Wallenstein"; doch rückte Anfangs auch jetzt noch die Arbeit langsam vor, weil ihm die Bewältigung des rohen Stoffes viele Mühe kostete, zumal er sich eine objective, realistische Behandlung zur Aufgabe machte: Goethe sollte mit ihm zufrieden sein.

Außer häufig wiederkehrenden Krankheitsanfällen brachte ihm das Jahr 1796 manches Traurige, wenn gleich auch wieder eine Vaterfreude: am 11. Juli wurde ihm sein Sohn Ernst geboren. Nanette, die blühende jüngste Schwester, erlag im März einem epidemischen Fieber. Man fürchtete auch für die zweite Schwester, die indeß glücklich genas. Bald darauf erkrankte auch der Vater, zu dessen Pflege auf Schillers Wunsch die älteste Schwester hinüberreiste. Er erbot sich, alle Kosten zu tragen, damit nicht die Eltern aus ängstlicher Sparsamkeit eine heilsame Maßregel zu ihrer Gesundheit versäumten. Der Vater starb nach einem langwierigen Krankenlager am 7. September. Schiller widmete ihm rührende Worte kindlicher Pietät. Der Mutter schrieb er — froh, daß es ihm noch vergönnt sei, den Seinigen „etwas sein zu können" —: „Alles, was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen, muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so viel schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoß ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen." Sie starb im Jahre 1802.

Zu all diesem kam noch eine Menge von Verdrießlichkeiten, welche dem Herausgeber der „Horen" und des Musenalmanachs bereitet wurden. Die Manuscriptvorräthe erschöpften sich mit dem ersten Jahrgange, und schon in diesem verdanken wir die

Digitized by Google

meiſterhafte Schilderung der Belagerung von Antwerpen nur einer plötzlichen Verlegenheit des Redacteurs. Eine ſolche wiederholte ſich noch mehrmals, da die Mitarbeiter ihre Zuſagen nur zum Theil erfüllten. Den tiefſten Unwillen aber erregte das neidiſche Anbellen der ganzen Meute alter literariſcher Coterien, welche ſich durch den glänzenden Erfolg, den die Zeitſchrift Anfangs beim Publicum fand, in ihrer behaglichen Exiſtenz geſtört und bedroht ſahen oder, unfähig dem hohen Fluge der verbündeten Geiſter Schillers und Goethes zu folgen, ihrer Enttäuſchung in lauten Worten des Aergers Luft machten. Das ſchal gewordene Leipziger Literatenthum wie der nicolai'ſche Rationalismus, frömmelnde Orthodoxie wie ſchulmäßiger Kantianismus, alles zerrte an dem Philoſophen und Dichter zugleich, während das Mittelmäßige fortwährend mit lautem Schall ſich geprieſen ſah. Da gerieth Goethe auf die Idee der „Xenien" und ſandte dem Freunde als Probe einige ſatiriſche Epigramme auf deutſche Zeitſchriften. Schiller ergriff die Sache ſogleich mit Ernſt und Gründlichkeit, indem er das geſammte dermalige literariſche Treiben vor das Gericht der unerbittlichen Kritik zog. Goethe ſpielte mehr humoriſtiſch mit ſeinem Unmuth über die ſchwachmüthige Menge und die Miſère der Literaturzuſtände. Schiller ſtand in friſchem Kraftgefühl auf dem eben erſt errungenen höheren Standpunkte, von dem herab er eine ganz neue Bahn vor ſich ſah und daher ſelbſt ſeine eignen früheren Leiſtungen ſo ſtreng beurtheilte, daß er den „Don Carlos" ein Machwerk nennen konnte. Seines Rechts und ſeiner Freiheit ſich bewußt, warf er ſtürmiſch und rückſichtslos alles vor ſich nieder, was ſich den höheren Beſtrebungen ſeines Geiſtes in den Weg ſtellte. Dadurch wurde der Xenienkampf eine große That, welche für den Einzug der Geweihten die Stufen des Tempels reinigte. Mit der dichteriſchen Abfertigung verbanden ſich die „unſchuldigen" Diſtichen, der epigrammatiſche Ausdruck der von den richtenden Freunden

Digitized by Google

errungenen Ansichten von Leben und Kunst, gereifte Urtheile über die höchsten Aufgaben des Denkens und Dichtens, die durch anmuthige, und zugleich kernhafte Form um so schlagender und tiefer wirkten. Das Eigenthum beider wurde durch einander gemischt, jedoch stellte man die satirischen Epigramme unter der speciellen Aufschrift „Xenien" als eine abgesonderte Gruppe an den Schluß des Almanachs. Der unvermuthete Angriff rief eine leidenschaftliche Gegenwehr der Getroffenen hervor. Wenn man in Goethe, obschon man ihn für den Anstifter hielt, den adeligen Geheimrath etwas schonender behandeln zu müssen glaubte, so entlud sich um so rücksichtsloser die gemeinste Schmähung über Schillers Haupt. Eine gewaltige Fluth von „Gegengeschenken" schwoll gegen die „Xenien" an; aber sie verlief sich nach dem ersten Sturm in immer schwächeren Wellen. Der Gegenkampf war ein verächtliches Schauspiel der Ohnmacht. Die beiden Meister blieben Beherrscher des Stroms, gerüstet zu freudiger Fahrt und des Beifalls der Besten gewiß. Schon war der Zeitpunkt gekommen, wo das jüngere Geschlecht, wo die Tieck und Schlegel sich ihnen anschlossen und die Kritik der „Xenien" fortsetzten, indeß die Meister mit neuen dichterischen Schöpfungen die Nation mehr und mehr zu sich heranbildeten. Das Band zwischen beiden war durch den Kampf nur um so enger geschlungen. Oft kam Goethe auf mehrere Wochen nach Jena herüber, wo auch Wilhelm von Humboldt den Winter über wieder verweilte, eine einflußreiche Wiedervereinigung.

Zugleich gewann mit dem neuen Frühling Schillers häusliche Existenz an Annehmlichkeit. Er kaufte eine Gartenwohnung, in welche er am 2. Mai 1797 einzog. Am Ende des Gartens erbaute er sich ein kleines Gartenhaus, um dort recht ungestört arbeiten zu können, die Werkstatt seines rastlosen, oft nächtlichen Schaffens, die Wiege seiner größten Dichtung, des „Wallenstein", der ihn jetzt als die vorzüglichste Lebensaufgabe beschäftigte. Mit

Digitized by Google

äſthetiſchen Theorien hatte er ſich nur allzu lange abgemüht. Er entſagte nunmehr der philoſophiſchen Proſaarbeit und ließ die „Horen“, für die er das Intereſſe verloren hatte, wie denn auch die Theilnahme des Publicums an dieſer Monatsſchrift immer geringer wurde, mit dem dritten Jahrgange eingehen. Statt philoſophiſcher Lehrgebäude wurden Sophokles, Homer und Shakeſpeare ſeine Lieblingslectüre, und „ein Kunſtgriff des Handwerks“ galt ihm jetzt mehr als abſtracte Erörterungen.

Da Goethe ſich der Richtung zum Epos hingegeben hatte, ſo blieb die Rückwirkung auf Schiller nicht aus. Nicht nur dehnte ſich der Entwurf des „Wallenſtein“ in epiſcher Breite aus: manchmal zog ihm noch eine epiſche Neigung durch den Sinn, und dieſer verdanken die poetiſchen Erzählungen, welche als Balladen und Romanzen bezeichnet ſind, ihr Entſtehen. „Der Taucher“, „der Handſchuh“, „der Ring des Polykrates“, „Ritter Toggenburg“, „die Kraniche des Ibycus“, ganz unter Goethes Einfluß entſtanden, „der Gang nach dem Eiſenhammer“ gehören dem „Balladenjahr“ 1797 an; „der Kampf mit dem Drachen“, „die Bürgſchaft“ wurden ſchnell nach einander im Auguſt des folgenden Jahres verfaßt. In dieſen populärſten Gedichten Schillers feſſelt die Kunſt maleriſcher Schilderung, die mitunter an rhetoriſcher Ueberfülle leidet, im Bunde mit dramatiſcher Lebendigkeit, während die hohe ſittliche Idee, von der ein jedes getragen wird, das Gemüth erwärmt und erhebt.

Als im Herbſte 1797 der neue Jahrgang des Muſenalmanachs, den er dies Mal mit der eignen Gabe ſo reich ausgeſtattet hatte, erſchienen war, konnte er ſich mit ungetheilter Anſtrengung, die nur durch oft wiederkehrende Anfälle ſeiner Krankheit unterbrochen ward, zum „Wallenſtein“ wenden. Den Gang des Stücks hatte er bereits in detailliertem Entwurfe verzeichnet; einige Theile waren ausgearbeitet, doch trotz der beim „Don Carlos“ gemachten Erfahrung auf Humboldts Rath und, weil

Digitized by Google

das Werk „im ſtrengen Sinne für die theatraliſche Vorſtellung“ beſtimmt war, in Proſa. Indeß zeigte ihm die innere Dichterſtimme bald den richtigen Weg. Im Spätherbſt 1797 entſchloß er ſich raſch, dem Stücke eine metriſche Form zu geben und das Vorhandene demgemäß umzuſchmelzen. Entſchieden ſprach ſich auch Goethe dahin aus, daß ein dramatiſches Werk als ſelbſtändige Dichtung nothwendig rhythmiſch ſein müſſe. Schiller fühlte es gar bald, wie ganz anders ſich ſeine Dichtung im metriſchen Gewande geſtaltete. Jetzt erſt wagte er es, ſein Drama eine Tragödie zu nennen. An Goethe ſchrieb er: „Seitdem ich meine proſaiſche Sprache in eine poetiſch-rhythmiſche verwandle, befinde ich mich unter einer ganz andern Gerichtsbarkeit als vorher; ſelbſt viele Motive, die in der proſaiſchen Ausführung recht gut am Platz zu ſtehen ſchienen, kann ich jetzt nicht mehr brauchen: ſie waren blos gut für den gewöhnlichen Hausverſtand, deſſen Organ die Proſa zu ſein ſcheint; aber der Vers fordert ſchlechterdings Beziehungen auf die Einbildungskraft, und ſo mußte ich auch in mehreren meiner Motive poetiſcher werden.“ Damals hoffte er noch, den Stoff in fünf Acte zuſammendrängen zu können; allein das Drama ſchwoll ihm unter den Händen in die Breite. Goethe, der des Freundes Arbeit mit ermuthigender Theilnahme und mit ſtets bereitem Rath begleitete und alle Theile des Stücks in längeren Conferenzen mit ihm beſprach, gab ihm ſchon im December 1797 den Rath, einen Cyclus von Stücken daraus zu machen, wozu ſich der Dichter denn auch zuletzt entſchließen mußte. Das Vorſpiel „die Wallenſteiner“ oder, wie der Titel endgültig feſtgeſetzt wurde, „Wallenſteins Lager“ war, als ein ſelbſtändiges dramatiſches Gemälde ſchon eher abgeſondert, im Frühſommer 1797 entworfen worden und wurde gegen den Herbſt 1798 abgeſchloſſen. Die Capuzinerpredigt wurde zuletzt eingeſchoben. Schiller hatte auf Goethes dichteriſchen Beiſtand gerechnet; dieſer aber vermochte ſich in den Ton, den er als Jüngling ſo oft und

Digitized by Google

ſo glücklich angeſchlagen hatte, nicht mehr zu finden. Um den Freund in die rechte Stimmung zu bringen, ſandte er ihm einen dicken Band Predigten des Abraham a Santa Clara; ſie dienten dem Dichter zum Vorbild, an das er bisweilen Wort für Wort ſich anſchloß. Die erſte Aufführung des „Lagers“ fand zur Einweihung des erweiterten, neu ausgebauten Weimarer Theaters am 12. October ſtatt. Ein meiſterhafter Prolog leitete die Dichtung ein und bezeichnete die neue Aera des Dramas, die, „an des Jahrhunderts ernſtem Ende“ beginnend,

„Wo ſelbſt die Wirklichkeit zur Dichtung wird,“

auch den Dichter kühn mache, die alte Bahn zu verlaſſen und die Zuſchauer

„aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu verſetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in der wir ſtrebend uns bewegen.“

Die Generalprobe wurde im Theatercoſtüm gehalten. „Wir waren“ — erzählt Schillers Schwägerin Caroline, welche, damals bereits mit Wilhelm von Wolzogen vermählt, in Weimar lebte — „mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe allein gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, dieſe ſo ganz eigenthümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu ſehen. Der Wallone erſchien uns wie eine beinah homeriſche Geſtalt, die das Edle des neuern Kriegslebens plaſtiſch darſtellte. Die Ahnung des großen Ganzen, das dieſem Lebensgemälde folgen würde, gab dem Vorſpiel einen geheimnisvollen Reiz. Es war ein ſchöner Abend. Schiller war ſehr gerührt über unſre Freude, und Goethes herzlicher Antheil äußerte ſich höchſt liebenswürdig.“ Die Vorſtellung übertraf alle Erwartungen, und das Publicum war voll Begeiſterung. Nur ein ſo einſeitiger Idealiſt wie Jean Paul und der damals ſchon mißmuthig an der deutſchen Poeſie verzweifelnde Herder konnten über das Stück

Digitized by Google

ſich ärgern. So begreifen wir denn Schillers Worte in einem liebevollen Briefe an Goethe: „Ihnen das fertige Werk vorzuleſen und Ihrer Zufriedenheit gewiß zu ſein, war im Grund meine beſte Freude; denn bei dem Publicum wird einem das wenige Vergnügen durch ſo viele Mißtöne verkümmert.“

Raſtlos arbeitete er während des Winters an den faſt ſchon vollendeten übrigen Theilen des „Wallenſtein“. Gegen Ende des Jahres 1798 waren „die Piccolomini“ fertig. Er hatte nicht blos weiter auszuführen, ſondern auch und zwar vornehmlich bei dem dritten Stücke, „Wallenſteins Tod“, zu verkürzen; denn er ſah ein, daß ihm das Drama zu ausführlich gerathen war. Anfangs gehörten die erſten beiden Acte von „Wallenſteins Tod“ bis zum letzten Zwiegeſpräch zwiſchen Octavio und Max noch zu den „Piccolomini“. Die urſprünglichen fünf Acte des letzten Theiles mußten daher ſehr zuſammengedrängt werden; freilich mußte manche ſchöne Einzelheit geopfert werden, doch hat der Reichthum und die Lebendigkeit der Handlung nur dabei gewonnen. Ueber die Behandlung des Aſtrologiſchen ward ſich der Dichter erſt jetzt klar. Goethes tiefſinnige Deutung der zu geheimnisvollen Ahnungen ſich neigenden menſchlichen Natur gab ihm den rechten Fingerzeig, ſo daß es Schiller zu dem Ausrufe drängte: „Es iſt eine rechte Gottesgabe um einen weiſen und ſorgfältigen Freund.“

Mit Anfang des Jahres 1799 zog er mit ſeiner ganzen Familie auf fünf Wochen nach Weimar, wo er durch Goethes Fürſorge eine „niedliche und bequeme“ Wohnung im Schloſſe erhielt. Unter ſeiner perſönlichen Mitwirkung ward die Darſtellung der „Piccolomini“ vorbereitet, welche am 30. Januar zum Geburtstage der regierenden Herzogin ſtattfand. Im März konnte er den „Wallenſtein“ für abgeſchloſſen erklären. „Wallenſteins Tod“ wurde am 20. April in Weimar zum erſten Mal aufgeführt und erwarb ſich in noch höherem Grade als „die

Digitized by Google

Piccolomini" den enthuſiaſtiſchen Beifall der Zuſchauer, der bald in ganz Deutſchland widerhallte. Schiller hatte ſich eine Stelle unter den größten dramatiſchen Dichtern aller Zeiten errungen. „Schillers ‚Wallenſtein' iſt ſo groß", äußerte Goethe mehr als ein Vierteljahrhundert ſpäter zu Eckermann, „daß in ſeiner Art zum zweiten Mal nicht etwas Aehnliches vorhanden iſt."

Mit der Vollendung des „Wallenſtein" warf der Dichter eine Laſt von ſich, die ihn wahrhaft niedergedrückt hatte, zumal unter körperlichen Leiden, wo er einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder ſechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen mußte. Noch kurz vor der Beendigung ſchrieb er an Goethe, wenn er erſt der wallenſteiniſchen Maſſe los ſei, werde er ſich als einen ganz neuen Menſchen fühlen. Mit dem „Wallenſtein" hatte Schiller die ältere Epoche ſeiner Dichtungen definitiv überwunden und den Sieg des Dichters über den Philoſophen errungen. Jetzt war der Zwieſpalt vollſtändig gelöſt. Selbſt wo den Dichter noch der abſtracte Idealismus fortzureißen ſcheint, wo wir uns in die Sphäre des Carlos und Poſa verſetzt glauben, wie bei Max Piccolomini, der dorthin beſſer zu paſſen ſcheint als auf die Kriegsbühne, die uns das wallenſteiniſche Lager vor die Augen bringt, ſelbſt da leiten den Dichter höhere künſtleriſche Rückſichten, die den realiſtiſchen Sinn des wahren Dramatikers ſtets bekunden. Thekla und Max, die, in dem reinen Aether ihrer Liebe ſchwebend, an der eigentlichen Handlung gar keinen Antheil nehmen, ſtehen zwiſchen den feindſelig gegen einander wirkenden Parteien, indem ſie durch ihren Zuſammenhang mit ihnen die politiſchen Abſichten und Actionen derſelben unſerm menſchlichen Intereſſe näher bringen. In Max ſpiegelt ſich die lichte Seite von Wallenſteins Charakter wieder; weil es Max' Vater iſt, ergreift uns Octavios Verrath des Freundes um ſo ſchmerzlicher; weil der Liebenden tragiſches Schickſal dadurch entſchieden iſt, rührt uns Wallenſteins Abfall

Digitized by Google

vom Kaiser um so tiefer. Von nun an — und das ist es, was Schiller mit ganzer Willenskraft, mit Anstrengung vollbracht hat — zwang er sich zu concreter, realistischer Darstellung; ja er hatte recht eigentlich den Stoff des „Wallenstein“ statt der „Malteser“ gewählt, weil jener eine solche vorwiegend realistische Behandlung forderte und ihn zwang, seinen idealistischen Hang zu bekämpfen. Gerade in dem Hauptcharakter zeigte sich, durch Wallensteins Hang zu astrologischem Glauben bedeutsam hervorgehoben, das Schwanken zwischen Realem und Idealem noch am auffälligsten. Diesen innern Zwiespalt hat der Dichter noch durch die Schicksalsidee verstärkt, welche er erst nachträglich hineinarbeitete, um die tragische Wirkung zu vertiefen. Aber von der Schicksalsmacht der antiken Tragödie war Schiller weit entfernt: Wallenstein beschwört aus freiem Entschluß das Schicksal selbst über sich herauf, das ihn schließlich umstrickt, wie er aus den Sternen nur liest, was er in ihnen suchen und finden will. Ja selbst wo wir ein Uebermaß des Idealismus erkennen, ergreift uns der Dichter durch die Poesie seines Innern, seine edle Gesinnung, sein zartes und hohes Gefühl, seine inhaltsvollen Gedanken und Betrachtungen. Ein erhabener Geist webt in dem Ganzen:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Gleich nach der Aufführung des „Wallenstein“ unternahm Schiller eine neue dramatische Arbeit, „Maria Stuart“, einst schon für den Jüngling neben dem „Don Carlos“ ein anziehendes Sujet. Rasch ward schon in den Sommermonaten 1799 das Drama gefördert. Während er sich im September einige Ruhe gönnte, wandte er sich zur lyrischen Poesie, um den Musenalmanach mit einigen kleinen Beiträgen auszustatten, und vollendete das schon vor mehreren Jahren entworfene Lied von der Glocke, in welchem der dramatische Dichter dem lyrisch-

Digitized by Google

didaktiſchen die Hand reichte. Bald nachdem ihm im October ſeine älteſte Tochter (Caroline) geboren wurde, ſetzte ihn eine langwierige Krankheit ſeiner Frau, der er die treueſte, unermüdlichſte Pflege widmete, längere Zeit außer geiſtiger Thätigkeit. Er war jetzt feſt entſchloſſen, den geſunderen Aufenthalt in Weimar zu wählen, wohin ihn längſt angenehme Freundſchaftsverhältniſſe ſowie das Bedürfnis, ſein dramatiſches Talent durch beſtändiges Anſchauen von Bühnenvorſtellungen zu beleben, hinzogen. Der Univerſität Jena hatte er, obwohl er im März 1798 zum ordentlichen Profeſſor ernannt worden war, doch während der letzten Jahre nur dem Namen nach angehört. Aus Rückſichten auf den Weimarer Hof und die Rudolſtädter Freunde hatte er 1795 einen zweimaligen Ruf an die Univerſität Tübingen ausgeſchlagen; von dem Herzog hatte er damals das Verſprechen erhalten, er werde im Fall der Noth ſein bisheriges Gehalt verdoppeln. Jetzt erinnerte Schiller ihn an ſein Wort, und Karl Auguſt gewährte dem Dichter nicht nur die Entlaſſung von der Univerſität, ſondern bewilligte ihm auch noch eine Gehaltszulage von zweihundert Thalern; nach einer ſonſt nicht verbürgten Angabe Goethes ſoll er ſich ſogar bereit erklärt haben, dieſe Summe zu verdoppeln, falls Schiller durch Krankheit verhindert ſein ſollte zu arbeiten. Am 3. December 1799 zog Schiller mit ſeiner Familie nach Weimar hinüber.

Es erwarteten ihn dort die angenehmſten Lebensverhältniſſe, welche ihn an die neue Heimath ſo ſehr feſſelten, daß trotz der bedeutenden Koſten des Aufenthaltes nichts ihn von Weimar wieder hinwegzulocken vermochte. Seine Geſundheit befeſtigte ſich; ſein Einkommen war groß genug, daß er keinen Wunſch häuslicher Behaglichkeit ſich zu verſagen brauchte. Er fand dort auch Wilhelm von Wolzogen und ſeine geliebte Schwägerin Caroline. Das Freundſchaftsverhältnis zu Goethe dauerte trotz manchen neidiſchen Cabalen ungetrübt fort. Die beiden Dichterheroen

Digitized by Google

verband sowohl die fortgesetzte poetische Production wie das Bemühen, die Kunstleistungen des Weimarer Theaters zu fördern. Beim Einstudieren der Rollen wirkte Schiller vornehmlich für das innere Verständnis, während Goethe sein Augenmerk am meisten auf die äußere Darstellung richtete. Nur in Folge eines so hochherzigen Strebens konnte sich eine Pflanzschule von dramatischen Künstlern bilden, die sich weit über das handwerksmäßige Treiben der Schauspielergesellschaften erhoben. „Man muß es selbst gesehen und gehört haben," sagt der Kanzler Friedrich von Müller, „wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihrer Namen sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten." Mehrere Redactionen deutscher Dramen und Nachdichtungen ausländischer Stücke wurden durch das Bedürfnis des Theaterrepertoriums veranlaßt. So hatte Schiller schon 1796 Goethes „Egmont" für das Theater eingerichtet; 1801 folgte Lessings „Nathan", 1802 „Iphigenie auf Tauris", 1805 unter Vossens Beihilfe „Othello". Gleichzeitig mit „Maria Stuart" bearbeitete Schiller den „Macbeth" Shakespeares auf Grund der Uebersetzung Eschenburgs für die Bühne. Seine eigne neue Tragödie ward im Juni 1800 vollendet und sogleich mit bestem Erfolg in Weimar aufgeführt.

Der Dichter hatte in „Maria Stuart" den großartigen historischen Standpunkt verlassen, auf den er sich im „Wallenstein" gestellt hatte. „Neigung und Bedürfnis", schrieb er vor dem Beginn der Arbeit an Goethe, „ziehen mich zu einem frei phantasierten, nicht historischen und zu einem blos leidenschaft-

Digitized by Google

lichen und menſchlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrſcher habe ich vor jetzt herzlich ſatt.“ Er faßte daher die Geſchichte der Maria mehr vom ſentimentalen als vom hiſtoriſchen Geſichtspunkte auf. Das Ringen der beiden Mächte jenes Zeitalters, des Proteſtantismus und des Katholicismus, jene großen Momente, von denen die neuere Geſchichte getragen wird, hat uns der Dichter nicht veranſchaulicht; es ließ ſich eine hiſtoriſche Tragödie daraus geſtalten, die an Größe der Idee und der Handlung dem „Wallenſtein“ nicht nachſtand. Freilich hätte Schiller dann weiter zurückgreifen müſſen, ſtatt mit Marias Verurtheilung anzufangen. Aber der kirchliche Gegenſatz diente ihm nur als Hebel, nicht als Zweck der Handlung. Nach euripideiſcher Manier hatte er es auf vollſtändige Darſtellung menſchlicher Zuſtände abgeſehen. Es fehlt dem Stück an einem mehr oder weniger idealiſierten Helden; immer wieder mahnt der Dichter an die verbrecheriſche Vorgeſchichte Marias, deren ganzes Sein und Thun in dem Drama unter dem Einfluß ihres Schuldbewußtſeins ſteht, und nie vergißt er, in Eliſabeth die „königliche Heuchlerin“ zu ſchildern, obwohl er die Motive, nach denen ſie handelt, (wie auch meiſt bei ihrer Gegnerin) als zwingende Nothwendigkeit erſcheinen läßt. Die Meiſterſchaft des dramatiſchen Dichters iſt bei dieſer Tragödie, die im Grund nur aus einem breit ausgeführten fünften Acte beſteht, auf die äußerſte Höhe getrieben. Die menſchliche Theilnahme des Dichters neigt ſich gegen ſeine hiſtoriſche Ueberzeugung auf die Seite Marias und ihrer Parteigenoſſen; unſer volles Intereſſe feſſeln jedoch nur Nebenperſonen, ein Talbot und ſelbſt ein Mortimer, weil er, obgleich ein fanatiſierter Zögling der Jeſuiten, im ungezähmten Drang des Herzens handelt.

Langſamer als die „Maria“ wurde ſeit dem Sommer 1800 „die Jungfrau von Orléans“ ausgearbeitet; ſie führte den Dichter in's neue Jahrhundert hinüber, deſſen erſte Stunde er

Digitized by Google

in ernsten Gesprächen mit Goethe begrüßte. In dieser „romantischen“ Tragödie verließ Schiller in noch höherem Grade den Boden geschichtlicher und realer Wahrheit, dem bei diesem Stoffe allerdings kein wahrer Poet treu bleiben konnte, um den Versuch zu machen, ein modernes Drama durch die Romantik zu beleben und für die Zauberwelt des religiösen Wunderglaubens einen Platz auf der Bühne zu gewinnen. Sein neues Drama glänzt mit blendenden Farben, die Sprache erklingt in lyrischen Tönen aus dem Munde der Heldin; es sind effectvolle Schilderungen nicht gespart, und selbst der äußere Glanz, mit welchem das Stück auf der Bühne erscheint, trägt zur Glorie desselben bei. Wie der Geschichte gegenüber, so bedient sich Schiller auch, was den Wechsel von Ort und Zeit betrifft, im Gegensatz zu der eng geschlossenen Composition der „Maria Stuart“ und selbst des „Wallenstein“ aller Freiheiten der shakespearischen Bühne. Durch die wunderbar eigenartige Begründung der Schuld in dem Charakter der Jungfrau kommt künstlerische Einheit in den äußerlich zerfallenden Stoff, wie dadurch die menschlichen Triebkräfte allem übernatürlichen Beiwerk zum Hohn zu den entscheidenden Motoren der Handlung erhoben sind. Keine weichlich-sentimentale Schwärmerei entstellt das Drama, dessen Held ein Weib ist; ein männlich-kräftiger Kriegston schallt mit ehernem Pathos aus allen Scenen wieder. Die Gestalt Johannas, die der skeptische Geist des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer makellosen Reinheit nicht zu erfassen vermochte, ward von Schiller zum ersten Mal wieder in all ihrer himmlischen Glorie hergestellt als Symbol des mit der Gottheit vereinigten echt Menschlichen. So sprechen uns denn auch vor allem die Scenen mächtig an, in denen der Dichter die Begeisterung eines unterdrückten Volkes für die Wiedererkämpfung der verlorenen Ehre ausspricht, wo er die Macht des religiösen Glaubens in seiner Verbindung mit der Liebe zum Vaterlande verherrlicht, gleichsam prophetisch die

Digitized by Google

Zeit der Unterdrückung und Befreiung ſeines deutſchen Vaterlandes vorahnend, die er nicht mehr erleben ſollte.

Der erſten Aufführung in Weimar wurden Hinderniſſe bereitet, die in perſönlichen Verhältniſſen des Herzogs von Weimar ihren Grund hatten. Nachdem Schiller im Auguſt und September 1801 bei ſeinem Körner einige genußreiche Wochen in Dresden und Loſchwitz, den Orten ſchöner Jugenderinnerungen, zugebracht hatte, wohnte er in Leipzig, das dieſes Mal mit der Aufführung der weimariſchen Bühne zuvorkam, am 17. September der erſten Vorſtellung ſeiner „Johanna“ bei, enthuſiaſtiſch begrüßt von der allgemeinen Verehrung. Tags darauf nahm er wehmüthigen Abſchied von ſeinem Freunde, der ihn mit ſeiner Familie nach Leipzig begleitet hatte.

Den Winter über war ſeine dichteriſche Thätigkeit manchfach getheilt. Zunächſt wandte er ſich zu der Bearbeitung von Gozzis „Turandot“, mit deren Aufführung man den Geburtstag der Herzogin Luiſe zu feiern beabſichtigte. Eine proſaiſche Ueberſetzung des Originals von Werthes bildete die Grundlage, auf der Schiller ſeine vielfach erweiternde und vertiefende Umdichtung aufbaute. Daneben beſchäftigte ihn längere Zeit der Plan des „Warbeck“. Kleinere lyriſche Productionen wurden durch das goethiſche „Mittwochskränzchen“ hervorgerufen, das ſich ſchon ſehr bald in Folge der von Kotzebue veranſtalteten und geſcheiterten Demonſtrationen zu Schillers Verherrlichung auflöſte. Gegen das Frühjahr beſchäftigte ihn die Einrichtung ſeiner neuen Wohnung, welche er vor kurzem gekauft hatte. Um dieſe Zeit wurde die Aufführung von Goethes „Iphigenie“ vorbereitet und vielfach zwiſchen den beiden Freunden erörtert. Sicherlich trug Schillers anhaltende Beſchäftigung mit dem goethiſchen Drama dazu bei, die Wahl für die „Braut von Meſſina“ zu entſcheiden, welche ſeit dem Auguſt 1802 ihn in angeſpannter dichteriſcher Thätigkeit erhielt. Am Sylveſterabend las er das

Digitized by

fertige Werk im Kreiſe der Seinen vor und verſprach, heiter in die Zukunft blickend, jeden Jahresſchluß mit einer neuen Tragödie zu feiern. Im Laufe des folgenden Monats legte er noch die letzte Hand an das Drama, das im März auf der Weimarer Bühne erſchien.

Schiller fürchtete, daß er in ſeinen letzten Tragödien die Poeſie allzu ſehr der Bühnenwirkung untergeordnet habe; er machte es ſich ſpäterhin zum Vorwurf, daß er ſich in der Berührung mit dem Publicum nicht immer rein erhalten habe. Daher ſtellte er ſich dies Mal die Aufgabe, auf die einfachſte Handlung ſich zu beſchränken und im engen Raum, aber durch conſequente Durchführung der tragiſchen Idee die höchſte Wirkung zu erreichen. Ein erneutes Studium der griechiſchen Tragiker gieng der „Braut von Meſſina“ voraus und hat in derſelben viele Spuren zurückgelaſſen. „Der Sinnende, der alles durchgeprobt,“ wie ihn Goethe in dem großen Maſkenzug zum 18. December 1818 nannte, wollte Form wie Idee der griechiſchen Tragödie mit einem romantiſchen Stoff harmoniſch verſchmelzen; daher wagte er auch den bisher noch mißglückten Verſuch auf's neue, den Chor der Griechen auf die Bühne zu bringen und dieſe dadurch zu erweitern. Allerdings hatte der Chor oder vielmehr die Chöre der „Braut“ — denn es ſind zwei feindliche Parteien, die thätig in die Handlung eingreifen — mit dem Chor der alten Tragödie wenig gemein, und indem Schiller für die Aufführung die Reden des Chores auf die einzelnen Glieder desſelben vertheilte, gab er ſelbſt die Abſichten auf, die er urſprünglich mit dem Chor verfolgt hatte. Die Schickſalsidee tritt in der „Braut“ ſchroffer hervor als in den übrigen Tragödien Schillers; aber der Dichter hat das blind waltende Fatum in eine rächende Nemeſis verwandelt. Ueberhaupt aber kam es Schiller bei all dem vorzüglich auf die Form der Tragödie an, die er hier in ihrer ganzen Reinheit als ein

Digitized by Google

glücklicher Nebenbuhler der antiken Tragiker erneut zu haben glaubte. Die Urtheile der Zeitgenoſſen waren getheilt. Während die nähern Freunde wie Goethe, Humboldt, Körner, Iffland von der Schönheit des Werkes entzückt waren, nannte Tieck „die Braut von Meſſina“ die größte Verirrung Schillers und meinte, ſie ſei es vorzüglich geweſen, die unſere Bühne aus allen Fugen gerückt habe. Ohne Zweifel überragt „die Braut“ alle andern Dramen unſers Dichters durch ihre hohe Schönheit der einzelnen Theile, durch ihren Reichthum der erhabenſten Poeſie, die in die klangvollſte, ſelten zum falſchen Pathos greifende Sprache gekleidet iſt.

Schiller ſtand jetzt auf der Höhe des Ruhms. Die Stimmen des Neides waren völlig verhallt; Zeichen der liebevollſten Verehrung wurden ihm von der ganzen Nation dargebracht. Die Verleihung des Reichsadels, welche der Herzog im September 1802 erwirkt hatte, konnte daneben kaum in Anſchlag kommen; doch war ſie dem Dichter wegen der Zukunft ſeiner Familie lieb, ſowie auch durch die Hinwegräumung einiger Etiquetteſchranken ſeine Beziehungen zu den Kreiſen des Hofes ſeitdem enger wurden. Den größten Lebensgenuß bereitete ihm ſeine geiſtige Thätigkeit, die in den letzten Jahren durch körperliche Beſchwerden ſeltener unterbrochen wurde. Vorſtudien zu einem neuen dramatiſchen Werke, dem „Wilhelm Tell“ — denn „die Malteſer“ wurden auf's neue bei Seite gelegt —, beſchäftigten ihn ſchon neben der „Braut von Meſſina“. In der Pauſe nach der Beendigung ſeiner Tragödie bearbeitete er, um einem Wunſche des Herzogs nachzukommen, frei in Proſa die franzöſiſchen Luſtſpiele des Picard, „der Paraſit“ und „der Neffe als Onkel“. Nebenarbeiten von originalerem Charakter waren die meiſterhaften Dichtungen „der Graf von Habsburg“, der die Reihe der inzwiſchen durch „Hero und Leander“ (1801) und „Kaſſandra“ (1802) vermehrten Balladen abſchloß, und „das Siegesfeſt“, urſprünglich zu einem geſelligen Liede edleren Stiles be-

Digitized by Google

ſtimmt, beide durch dramatiſche Lebendigkeit wie durch erhabene Lyrik ausgezeichnet. Eine Sammlung ſeiner kleinen Gedichte hatte er bereits in den letzten Jahren redigiert und durch die Form, in der er ſeine Jugendverſuche, „die wilden Producte eines jugendlichen Dilettantism", jetzt erſcheinen ließ, einen Beweis von der Strenge gegeben, mit der er ſeine erſte dichteriſche Periode beurtheilte. Als er auch an die älteren dramatiſchen Werke die beſſernde Hand legen wollte, erkannte er bald die Unmöglichkeit, ſie ſeinen jetzigen Geſchmacksanforderungen anzunähern. Er ließ ſie daher in der Sammlung ſeiner dramatiſchen Werke, deren Beginn er noch erlebte, in ihrer erſten naturwüchſigen Geſtalt erſcheinen, und nur „Don Carlos" wurde in der neuen Redaction hin und wieder überarbeitet und verkürzt.

Zu dem Stoff des „Wilhelm Tell" war Schiller durch Goethe geführt worden, der ihn epiſch hatte behandeln wollen. Goethe, der auf die Geſtaltung dieſes Dramas einen bedeutendern Einfluß als auf die kurz vorangegangenen ausgeübt hat, belebte ſeine Phantaſie durch die anſchaulichen Schilderungen der Scenerie und der Volksſitte des Alpenlandes, welches Schiller nie mit eignen Augen geſchaut hatte. Tſchudis Schweizer Chronik, mit deren Erzählung ſich auch Goethe früher ſehr vertraut gemacht hatte, daneben Johannes von Müllers ſchweizeriſche Geſchichte und andere ältere Schweizer Chroniken waren die Werke, aus denen Schiller alles Hiſtoriſche in ſeinem Drama ſchöpfte; in den vortrefflichſten Theilen des Dialogs war deren treuherzige Sprache ſein Vorbild, das er nur in einigen rhetoriſch ausgeſchmückten Scenen nicht immer zum Vortheil ſeiner Dichtung verlaſſen hat. Wenn man der Quelle einzelner eingewebter Züge und charakteriſtiſcher Zeichnungen landſchaftlicher Eigenthümlichkeit nachgeht, ſo bewundert man die Sorgfalt, mit der Schiller ſich zu dieſem dramatiſchen Werke ausrüſtete. Wo der Dichter an der realen Baſis feſtgehalten hat, ſteht er in ſeiner ganzen Meiſterſchaft vor

Digitized by Google

uns; die ersten beiden Acte gehören zu dem Vollendetsten, das Schiller überhaupt geschaffen hat. Jene Freiheitsidee, welche sich in den „Räubern“ tumultuarisch Luft macht und sich im „Don Carlos“ zu idealer Schwärmerei veredelt, erscheint hier in der Würde gereifter Männlichkeit als treue Beschützerin des häuslichen Herdes, als Bewahrerin des Rechts und der reinen Sitte. So ward Schillers „Tell“ in der That „ein rechtes Stück für das ganze Publicum“, dem deutschen Volke für die Jahre harter Prüfung ein heiliges Vermächtnis. In der Zeit, da das deutsche Volk der tiefsten Schmach entgegengieng, stellte der Dichter das heldenmäßige Ringen eines edlen Volkes mit seinen Unterdrückern dar. Nicht Tell als einziger Held, sondern das ganze zur Freiheit sich durchkämpfende Volk sollte verherrlicht werden. Erst gegen die Mitte des Dramas drängen sich die manchfachen Verletzungen des Volkes in Tells Sache zusammen. Die Schwierigkeit des Stoffes, die in der Nothwendigkeit lag, diese beiden Handlungen sebständig neben einander zu führen, hat Schiller für sich noch bedenklich erhöht, indem er mit dem Liebespaare Rudenz und Bertha eine dritte Handlung beifügte: durch die Einheit des Interesses wird die dramatische Geschlossenheit der außerordentlich kühnen Composition gewahrt.

Im December 1803 brachte ihm die Anwesenheit der Frau von Staël, welche in Weimar den größten Theil der Materialien zu einer Schilderung der deutschen Literaturzustände zu sammeln beabsichtigte, manche unerwünschte Störung. Nicht ohne Bitterkeit beklagte er den nothwendigen Verkehr mit dem „beweglichsten, streitfertigsten und redseligsten“, freilich auch „gebildetsten und geistreichsten weiblichen Wesen“, bei dem man sich „ganz in ein Gehörorgan verwandeln“ müsse. Die geistvolle Französin konnte ihm nichts geben; sie bestärkte ihn nur in seiner Deutschheit. „Tell“ wurde unter diesen Zerstreuungen im Februar 1804 zu Ende gebracht. Bei der ersten Aufführung am 17. März waren

Digitized by Google

die Frau von Staël und Johannes von Müller zugegen. Dem berühmten Schweizer Historiker ward im letzten Act durch den Mund der Eidgenossen eine freundliche Begrüßung ausgesprochen. Der begeisterte Beifall, mit dem das neue Werk aufgenommen wurde, fand in den Herzen aller Deutschen einen Widerhall, vor allem auch in Berlin, wo Schillers dramatische Arbeiten vom „Wallenstein" an sich der wärmsten Aufnahme erfreuten, während sie unter Ifflands Leitung in glänzenden Darstellungen vorgeführt wurden.

Um so bereitwilliger folgte Schiller einer Einladung Ifflands, um im Frühjahr einige Wochen in der preußischen Hauptstadt zu verweilen. Mehrere seiner Dramen wurden auf dessen Veranstaltung jetzt möglichst vollkommen aufgeführt; der Dichter fühlte sich von den Leistungen der Schauspieler in hohem Grade befriedigt. Allgemeine Verehrung empfieng ihn. Auch der Hof, vorzüglich die hochgebildete Luise, gab ihm Beweise der huldvollsten Anerkennung. Man wünschte ihn für Berlin zu gewinnen und ließ ihm eine Stelle in der Akademie mit einem Jahrgehalt von dreitausend Thalern nebst freiem Gebrauch einer Hofequipage antragen. Als jedoch Schiller nach Weimar heimgekehrt war, fühlte er sich zu eng an die gewohnten Verhältnisse gefesselt, um das allerdings lockende Anerbieten zu ergreifen, zumal es ihm zweifelhaft schien, ob selbst ein so ansehnliches Einkommen für das Leben in der großen Residenz ausreichend sei. Dankbarkeit und Liebe hielten ihn in Weimar zurück; der Herzog vermehrte ihm sein Gehalt um vierhundert Thaler. Wenn er früh dahinscheiden sollte, wie er sich nicht verhehlen konnte, so wußte er, daß seine Familie nicht verlassen sein würde.

Im Juli 1804 zog Schiller auf einige Zeit nach Jena wegen der bevorstehenden Niederkunft seiner Frau, die ihn bald darauf mit seiner jüngsten Tochter Emilie, der um die Schillerforschung hoch verdienten nachmaligen Freifrau von Gleichen-Rußs-

wurm, beschenkte. Bei einer Spazierfahrt durch das Dornburger Thal zog er sich eine heftige Erkältung und eine Fieberkrankheit zu, welche seinen Gesundheitszustand auf bedenkliche Art veränderte. Krankheitsanfälle wiederholten sich seitdem häufig und ließen eine gewisse Schwäche zurück, die zugleich seiner geistigen Productivität Stillstand gebot. Gegen den Herbst erst genas er einigermaßen wieder. Nach langem Schwanken zwischen mehreren dramatischen Plänen wandte er sich jetzt entschieden zu einem schon früher entworfenen Trauerspiel, dessen Stoff er der russischen Geschichte entlehnte, dem „Demetrius", in welchem sich die Idee des zurückgelegten „Warbeck" wiederholte. Nach den sorgfältigsten Vorbereitungen und Studien aus einer kaum übersehbaren Masse von Quellschriften rückte die Dichtung selber langsam weiter. Schwer war es vor allem, den ungeheuren Stoff zum Kunstwerke zu ballen. Endlich entschloß sich Schiller, das Vorspiel, dessen Ausführung er bereits begonnen, fallen zu lassen und den Zuschauer mitten in die Handlung hineinzuführen.

Andere Arbeiten lenkten ihn von diesem Hauptwerke wieder ab. Auf Goethes Andringen verfaßte er zum Empfange der Großfürstin Maria Paulowna, welche mit ihrem jungen Gemahl, dem Erbprinzen Karl Friedrich von Weimar, am 9. November 1804 ihren festlichen Einzug in Weimar hielt, Anfang Novembers in wenig Tagen das Festspiel „die Huldigung der Künste", worin er in ernstem Sinne die erhabenen Ideen des Schönen mit dem festlichen Anlaß verband. Die kleine, gehaltvolle Dichtung gewann ihm das Herz der liebenswürdigen Fürstin, der sie Thränen der Rührung und Freude entlockt hatte. Von ihrer huldvollen Anhänglichkeit wurden dem Dichter noch in den letzten Tagen seines Lebens manche glückliche Augenblicke bereitet.

Da ihm zu anhaltender Geistesanstrengung Kraft und Muth fehlte, so griff er wie zu einer Nebenbeschäftigung zu der keineswegs leichten Uebersetzung von Racines „Phädra", mit deren

Digitized by Google

Aufführung die Bühne den 30. Januar feſtlich begieng. Unter den Krankheitsanfällen der rauheren Jahreszeit ſchwand der letzte Reſt ſeiner phyſiſchen Kräfte dahin. In einigen lichtern Augenblicken arbeitete er am „Demetrius“, deſſen letzte Fragmente kurz vor ſeinem Ende geſchrieben ſind. Sehnſuchtsvoll blickte er dem Frühling entgegen, von dem er Geneſung hoffte, und entwarf Reiſepläne für die ſchönere Jahreszeit; bald zog es ihn nach dem Norden, um über das Meer, das er noch nie geſehen hatte, ſeine Blicke ſchweifen zu laſſen, bald nach der Schweiz, um die herrliche Natur, die ſeine Phantaſie im „Tell“ gemalt hatte, in der Wirklichkeit zu genießen. Auch Goethe litt während des Winters an einer langwierigen Krankheit, ſo daß ſie, beide an ihr Zimmer gefeſſelt, ihre gewohnten Unterhaltungen entbehren mußten. Der jüngere Voß erzählt, wie er nie ohne Rührung an jenes wehmüthige Wiederſehen zurückdenken könne, als nach einer längeren Krankheitsperiode Schiller, der ſich zuerſt wieder erholt hatte, in Goethes Zimmer trat. Sie fielen ſich um den Hals und drückten ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kuſſe aus. Am 29. April ſahen ſie ſich zum letzten Mal. Schiller ſtand im Begriff, in's Theater zu gehen. Goethe ward durch ſein Unwohlſein, das ihn noch die nächſten Wochen an das Haus feſſelte, abgehalten, ihn dahin zu begleiten. Vor Schillers Hausthüre nahmen ſie Abſchied, nicht ahnend, daß es der letzte ſei. Am Schluſſe des Stückes befiel ihn ein heftiges Fieber; doch äußerte es ſich nicht beunruhigender als frühere Krankheitsanfälle.

In den erſten Tagen blieb ſein Kopf noch frei; er empfieng den Beſuch von Freunden auf ſeinem Zimmer; doch bat man ihn, ſich ruhig zu verhalten, da das Sprechen ihn anſtrengte und ſeinen Huſten verſchlimmerte. Am 6. und 7. Mai traten heftige Beklemmungen und Krämpfe hinzu; er fieng an, abgebrochen zu ſprechen, und hin und wieder ſtellten ſich Fieberphantaſien ein. Mit ſeinem „Demetrius“ waren ſeine Gedanken

Digitized by Google

häufig beschäftigt. Am 8. nahmen die Kräfte zusehends ab; er war still und schlummerte viel. Seine jüngste Tochter ließ er noch vor sein Krankenlager bringen und betrachtete sie mit Freude. Als seine Schwägerin Caroline gegen Abend zu ihm vor's Bette trat und ihn fragte, wie es gehe, drückte er ihr die Hand mit den Worten: „Immer besser, immer heitrer." Er wünschte, daß man den Vorhang öffne, weil ihn verlangte die schöne Frühlingsabendsonne zu sehen. Es war zum letzten Scheidegruß. Kaum hatte er ein Gefühl seines nahen Endes; doch bat er Gott, ihn vor einem langsamen Dahinsterben zu bewahren. Seine Bitte ward erfüllt. Am 9. Mai schwand die Besinnung; er sprach nur unzusammenhängende Worte, häufig Latein. Geduldig ließ er alles mit sich geschehen; die Seinen schien er nicht mehr zu erkennen; er sah sie mit irrem Blick an. Seine Gattin kniete am Bett; er drückte ihr noch die Hand. Plötzlich — Abends sechs Uhr — fuhr es wie ein elektrischer Schlag über sein Gesicht, dann sank sein Haupt zurück, und die vollkommenste Ruhe verklärte seine Züge, wie eines sanft Schlummernden. Schiller war nicht mehr.

Die Trauer war allgemein, so weit der Klang deutscher Dichtung vernommen ward. Ein Leben war dahingeschieden, das noch vor kurzem durch die Fülle seines Schaffens die Bewunderung der ganzen Nation gewesen war. Und doch mochte man es auch ein beneidenswerthes Loos nennen, auf der Höhe des Ruhms, in der vollen Frische männlicher Kraft, gleichsam am erreichten Ziele zu sterben; denn was Schiller auch noch zu leisten vermocht hätte, daß er über die Stufe, auf der seine letzten Dichtungen stehen, hinausgehen könne, vermochte man sich nicht vorzustellen.

Um die Mitternachtsstunde vom 11. zum 12. Mai fand das Leichenbegängnis statt. Es war von der Familie dem Range des Verstorbenen gemäß angeordnet. Noch kurz vorher erboten

Digitized by Google

ſich einige Freunde und Verehrer, ſtatt der gedungenen Träger die Leiche zu ihrer Ruheſtätte zu tragen, in die ſie ohne Rede und Geſang, doch unter volltönenden Nachtigallenliedern eingeſenkt ward. Der Himmel war Anfangs umwölkt; doch als der Sarg vor der Gruft niedergeſenkt ward, zerriß der Wind die Wolkenhülle, und der Mond beleuchtete den Sarg, der mit Schillers Namen bezeichnet war. Nach mehr als zwanzig Jahren ſammmelte man die längſt zerfallenen Gebeine, die aus der Maſſe der mit ihnen in dem nämlichen Gewölbe modernden Ueberreſte kaum noch erkennbar waren, und ſetzte ſie in einem nach Goethes Zeichnung angefertigten Sarge, einer Anordnung des Herzogs zufolge, in der weimariſchen Fürſtengruft bei, wo der Staub unſerer beiden größten Dichter, wie das Leben ſie in neidloſer Freundſchaft vereint hatte, jetzt neben einander ruht.

„Ich bin ein Menſch geweſen, und das heißt ein Kämpfer ſein“ — dieſe Worte des goethiſchen „Divan“ finden auf Schillers Leben ihre vollſte Anwendung. Leben und Welt kamen ihm von vorn herein nicht freundlich und fördernd entgegen. Nicht ausgeſtattet mit den Gaben des Glücks, nicht mit äußern Vorzügen, welche leicht die Wege öffnen und die Herzen gewinnen, mußte er durch die Kraft des geiſtigen Strebens ſich Bahn brechen, mußte Hinderniſſe überwinden, die bald in den Verhältniſſen, bald in der eignen Perſönlichkeit lagen, und erſt durch die Kraft des Wollens dahin gelangen, „den Widerſtand der ſtumpfen Welt zu beſiegen“, der er nicht nachgiebig, ſondern mit dem Bewußtſein ſeiner moraliſchen Würde und ſeiner menſchlichen Berechtigung entgegentrat. Faſt noch mehr will es bedeuten, daß er in eben dem Maße den Kampf mit ſich ſelbſt beſtand, der Leidenſchaft in der eignen Bruſt den Sieg abgewann und ſein ſittliches Daſein, das in ſeiner Jugend von manchen Gefahren bedroht war, zu einer immer reineren Harmonie läuterte.

Der Menſch und der Dichter giengen bei ihm wie bei allen

Digitized by Google

Heroen der Poeſie auf's innigſte Hand in Hand; beide werden daher auch nur dem ganz verſtändlich, der Schillers Lebensereigniſſe und geiſtige Schöpfungen als die Manifeſtationen eines fortſchreitenden Entwicklungsganges von der leidenſchaftlichen Zerfahrenheit zur beſonnenen Selbſtbeherrſchung, von der Verworrenheit zur Klarheit auffaßt. Aus der Indignation über die Schwäche und Verderbnis der ihn umgebenden Welt, aus dem ungeſtümen Gegendruck wider die einengenden Schranken des Daſeins, aus dem trüben Gewirr der Leidenſchaften und aus düſterer Reſignation erhebt ihn mehr und mehr das Ideal der ſittlichen Freiheit und der echten Menſchlichkeit, die Begeiſterung für menſchliche Würde und Größe. Was er in der Gegenwart nicht findet, ſucht er im Buche der Geſchichte. Er wird Geſchichtſchreiber, um durch das Bild einer edlen Menſchheit, durch große Charaktere die Herzen zu erheben. Er wird Philoſoph, um den reinen Grundprincipien des menſchlichen Denkens und Wollens nachzuforſchen und ſich ſelbſt über die tiefſten Fragen des menſchlichen Seins klar zu werden. Als endlich in beiden Richtungen ſein Geiſt ſich erweitert und geſammelt hat, erkennt er auf der letzten Stufe in der Dichtkunſt die Vereinigung der ſittlichen Größe und der Wahrheit mit dem Schönen; deutlich wird ihm ſein höchſtes Ziel, wie es ſeine Worte bezeichnen, Cultur und politiſche Freiheit auf dem Wege der Kunſt und Poeſie zu vermitteln und mit der Natur ſelbſt in Einklang zu bringen.

Von der ſubjectiven Idealität geht daher überall ſein geiſtiges Wirken aus; aber das Ideal wandelt ſich mit den Fortſchritten ſeiner ſittlichen und geiſtigen Bildung. Die feindliche Stellung gegen die Welt, deren Gemeinheit und Laſterhaftigkeit in ſeinen Jugenddichtungen zu Caricaturen verzerrt wird, weicht der Hoffnung auf eine höhere Vollkommenheit der zukünftigen Geſchlechter, als deren Mitbürger er ſich fühlt, und was ihm Anfangs nur als ein träumeriſches Ideal einer vollendeten Menſch-

Digitized by Google

heit vorschwebt, vermählt sich mehr und mehr mit der Wahrheit, mit der Wirklichkeit. Diese Harmonie zu erringen, dazu trieb ihn der Gang seiner Studien, dahin leitete ihn die Verbindung mit Goethe von dem Augenblicke an, wo ihn „Wilhelm Meister" in Entzücken versetzte, endlich der Gang der Weltereignisse, welche gewaltsam jedes Gemüth in die großen Bewegungen auf der realen Bühne der Menschheit hineinzogen; sie erst haben den Boden für Schillers dramatische Werke vom „Wallenstein" an geschaffen.

Schiller hat die beiden streitenden Welten nicht völlig zu versöhnen vermocht. Der Widerspruch geht durch alle seine Dichtungen und ist selbst in seinen vollendetsten Dramen nicht ganz gelöst. Der Mangel an Einheit würde mehr in's Auge fallen, wenn er nicht durch die Meisterschaft der Form, durch die vollkommene Sicherheit der Technik und durch den blendenden Glanz der Diction verhüllt wäre, wodurch die meisten Leser von einer kritischen Prüfung des Gedankeninhaltes und der Charakteristik der handelnden Personen abgehalten werden. In dem Sinne, wie Schiller die Forderung an den Dichter stellte, daß er seine Individualität zur reinsten und vollkommensten Menschheit hinaufzuläutern habe, glaubte er auch an das Recht, diese Individualität in der Dichtung geltend zu machen. Bei ihm liegt stets das Uebergewicht auf der Seite des reinen Ideals der Menschheit, wie es in seiner Seele Gestalt gewonnen hat; es drängt ihn stets zu der Darstellung des Sieges der moralischen Kraft über die Schranken der endlichen Verhältnisse, der sittlichen Freiheit über die Naturnothwendigkeit, deren tragische Bedeutung er gern im fatalistischen Sinne auffaßt, doch so, daß der Mensch im unbewußten Zusammenwirken mit den äußern Umständen sich selbst sein Schicksal bildet. So entspringt der tragische Conflict in letzter Instanz doch immer aus echt menschlichen Motiven. Das Höchste, was Schiller leistete, rang er seiner Natur ab.

Digitized by Google

Daher macht ſeine Poeſie nur ſelten den Eindruck genialer Unbewußtheit und Unbefangenheit; es zieht ihn ſtets zur Reflexion, die wohl nie bei einem großen Dichter in ſolchem Maße mit ſeinem ganzen künſtleriſchen Schaffen unzertrennbar verbunden war. So ſehr die Kritik geglaubt hat, dies als einen Mangel in der Poeſie Schillers bezeichnen zu müſſen, ſo hat gleichwohl dieſe Miſchung der reflectierenden Betrachtung mit dem poetiſchen Ausdrucke des hervorſtrömenden Gefühls ihn um ſo mehr zum nationalen Dichter gemacht, als ſie mit dem Weſen des deutſchen Charakters zuſammentrifft.

Der Streit, welcher größer ſei, Goethe oder Schiller, hat ſich gelegt, ſeit man angefangen hat, einen jeden in ſeiner Eigenthümlichkeit zu begreifen und unparteiiſch zu würdigen, ſtatt ſie mit banalen Phraſen zu kritiſieren oder um gewiſſer Parteizwecke willen den einen oder den andern auf den Schild zu erheben. Während Goethe, über die Schranken der Nationalität hinausragend, als Begründer am Eingang eines neuen Weltreichs der Poeſie ſteht, ſo verehren wir in Schiller den Dichter, in deſſen Perſönlichkeit und Werken das, wonach der deutſche Geiſt ſeit Jahrhunderten geſtrebt hatte, ſeine höchſte und reinſte Vollendung fand. Beide gelangten auf verſchiedenen Wegen zum Ideal des Schönen und dienten ſich gegenſeitig zur Ergänzung. Wenn Goethe aus der Fülle des Beſonderen zur allgemeinen Idee emporſtieg, ſo gieng Schiller den umgekehrten Weg. Er ſuchte zu dem geiſtigen Ideal die körperliche Geſtalt, um die Idee in die Wirklichkeit hinüberzuführen, vom Ideal in's Leben hinabzuſteigen. Der Stoff mußte ihm auf halbem Wege entgegenkommen, und auch dann bildete er ihn noch gewaltſam um, bis er für ſeine Idee brauchbar ward. Wo beides eins ward, wo ſich die volle Wärme ſeines für alles Große und Schöne glühenden Herzens in den vollen Tönen ſeiner klangvollen Dichterſprache ergießen konnte, in den lyriſchen Gedichten, welche die ideale Seite des

Digitized by Google

menſchlichen Daſeins über das Wandelbare und Vergängliche hervorheben, in den großartigen Männercharakteren ſeiner Dramen, welche die Reinheit des Willens mit der moraliſchen Kraft vereinigen, da iſt der volle Glanz, das rein und hell emporleuchtende Feuer ſeiner Poeſie, an dem ſich noch ſpäte Geſchlechter entzücken und erwärmen werden.

Digitized by Google

Register.

Digitized by Google

A.

Abel 689. 737.
Abbt 44. 238. 289. 294. 526. 528. 540. 547 f.
Abraham a Santa Clara 749.
Ackermann, Theaterdirector 275. 298. 300. 346.
Adelung 140.
Agricola 14.
Albrecht, Sophie, Schauſpielerin 715.
Andreä 15.
Anna Amalia, Herzogin von Weimar 368 ff. 385. 567. 582 f. 613. 639 f. 656. 718.
Arnim, Bettina von, geb. Brentano 658.
Arnim, Marie Henriette Eliſabeth von 715 f.
Arnold 23.
Aventinus, Johann Turmair, genannt 14.
Ayrer 15.

B.

Baggeſen 223. 474. 733.
Bahrdt, Profeſſor in Gießen 610.
Balde 592.
Baſedow 140. 303. 403.
Batſch, Profeſſor in Jena 646.
Baumer, Profeſſor in Erfurt 334.
Baumgarten 29. 36. 204. 210. 528.
Becker, Chriſtiane, geb. Neumann, Schauſpielerin 653.
Bellomo, Theaterdirector 620.
Benzler 220.
Beovulf 3.
Bernſtorff, Graf, däniſcher Miniſter 128 f. 158. 164 f. 167. 178. 183 f. 483 f. 490.
Berthold von Regensburg 12.
Bertuch 369. 386.
Beſſer, von 19. 36. 74.
Blumenorden an der Pegnitz 18.
Bode 300. 302. 403. 450. 536.
Bodmer 25. 27. 29. 34 f. 37 f. 42 f. 55. 81. 118. 120. 148. 151. 153. 155—159. 163 f. 168. 204. 207—210. 230. 232. 267. 270. 288. 336. 340—346. 353. 364. 366. 400. 483. 487 f.
Boie, Erneſtine, vgl. Voß.

Digitized by Google

Boie, Heinrich Christian 394 f. 414—418. 420. 424. 435. 445—451. 453. 456. 471. 484. 489.
Bök, Schauspieler 370.
Bondeli, Julie von 349. 352.
Boner 76. 309.
Borck, von 116.
Böttiger 379.
Boysen 220.
Brachmann, Luise 441.
Brandes, Schauspieler 292. 370.
Brawe, von 47. 134. 233. 280. 282.
Bredow 471.
Breitinger 25 ff. 29. 66. 231. 295.
Bremer Beiträge 32—35. 38. 54. 74. 77 f. 105. 123. 127. 132. 141. 152 f. 255. 259 f. 395. 600.
Brentano, Bettina, vgl. Arnim.
Brion, Friederike 604 f. 607.
Brockes 30. 50. 52. 55 f. 66. 333. 600.
Brucker 336.
Brückner, Schauspieler 298.
Brückner, Prediger in Großen-Vielen 186. 445—449. 452 ff. 457. 462.
Buff, Charlotte 607 f.
Bürger, Gottfried August 208. 371. 394. 396. 400 f. 412—433. 435. 441. 446 f. 453. 465. 552.
Bürger, Molly, geb. Leonhart 418 ff. 422 ff. 426. 431 f.
Büttner, Professor in Jena 621.

C.

Canitz, Freiherr von 19. 27. 36. 74.
Caroline, Landgräfin von Hessen-Darmstadt 184.
Christ, Professor in Leipzig 72. 115. 132. 152. 260.
Christian Friedrich, Herzog von Holstein-Augustenburg 733. 740.
Claudius 303. 392. 450. 453. 458. 508. 536. 569.
Clodius, Docent in Leipzig 602.
Cotta, Buchhändler 652. 657. 666. 737.
Cramer, A. W. 129 f.
Cramer, Johann Andreas 32. 34 f. 37. 39. 78. 81. 84. 91. 101. 104. 124—130. 152. 168 f. 172 f. 176. 188. 212. 288. 395. 483. 532. 600.
Cramer, Karl Friedrich 188. 190. 395.
Cramer, Karl Gottlob 404.
Creuzer 476.
Cronegk, Freiherr von 47. 88. 134. 281 f.
Culmus, Luise Adelgunde Victorie, vgl. Gottsched.

D.

Dach 213.
Dalberg, Friedr. Freiherr v. 579 f.
Dalberg, Karl Freih. v. 369. 731 f.
Dalberg, Wolfgang Heribert Freiherr von 687 f. 690—694. 696. 702 ff. 707.
Dannecker, Bildhauer 681. 736.
Denaisius 15.
Denis 43.
Deutschgesinnte Genossenschaft 18.
Dohm 418.
Drollinger 30 f. 66. 600.
Dürer 14.
Dyk, Buchhändler 140.

E.

Ebert 32. 34 f. 57. 78. 127 f. 152 f. 169. 212. 307. 450. 502.
Eckard 12.
Eckermann 750.

Digitized by Google

Edhof, Schauſpieler 133. 136. 278. 298. 370.
Edda 3. 6.
Eichhorn, Profeſſor in Jena 725.
Einſiedel, von 369. 567.
Elbſchwanenorden 18.
Enderlein 55.
Engel 246.
Erneſti, Profeſſor in Leipzig 132. 260. 308. 355. 394. 524.
Eſchenburg 322. 754.
Ewald 280.

F.

Fabricius, Profeſſor in Hamburg 51.
Feind 24. 50.
Fichte 406. 590. 646. 740.
Fiſchart 15.
Flachsland, Caroline, vgl. Herder.
Fleming 17. 74.
Forſter 407. 409. 592. 621.
Franck, Sebaſtian 14.
Francke, Auguſt Hermann 23.
Friedrich II. 36—39. 42. 90—93. 108. 180. 190 f. 213 f. 221 f. 226. 232. 235 f. 239. 241 f. 245. 297. 348. 732.
Fruchtbringende Geſellſchaft 16.
Fuchs 33. 54 f.

G.

Gall 578.
Gallitzin, Fürſtin 500. 502 ff. 506. 643.
Gärtner 31—35. 54. 72. 74. 78. 102. 153. 169.
Gatterer 408.
Gellert, Chriſtian Fürchtegott 28. 31—34. 38. 47. 70—102. 104. 106 ff. 112. 114 f. 117. 122 ff. 126. 130 f. 133. 139. 141. 202. 207. 213. 221. 238. 240. 252. 260. 265. 443. 600 ff.
Gemmingen, Freiherr von 398.
Gerhard 17. 85.
Gerſtenberg, von 58. 81. 136. 138. 176. 179 f. 392 f. 532. 552. 595. 682.
Geßner 42. 81. 234. 245. 362. 365. 438. 444. 464. 527.
Giſeke 33 f. 78. 104. 127. 153. 165 f. 169.
Gleim, Johann Wilhelm Ludwig 37—41. 81. 137. 157 f. 168 f. 177 f. 180. 204 ff. 208—224. 226—235. 238 f. 242. 244. 246. 250 f. 255. 264. 278. 280. 283 ff. 303. 343. 365 f. 370. 393. 414 f. 418. 458. 460. 465 f. 470 f. 483. 527. 565. 600.
Gleim der Jüngere 220.
Goeckingk, von 41. 221. 413. 419 f. 453.
Görner, Componiſt 57.
Göſchen, Buchhändler 623. 731.
Goethe, Auguſt von 636. 664. 668.
Goethe, Chriſtiane von, geb. Vulpius 636. 656. 663.
Goethe, Cornelia 599. 605. 612.
Goethe, Johann Kaſpar 599 ff. 605. 613.
Goethe, Johann Wolfgang von 33. 48. 81 f. 115. 138. 176. 185. 187 f. 251. 264. 268. 285. 295 f. 312. 314. 332. 354 f. 357. 364. 371—375. 377. 381 f. 384 ff. 391 ff. 396 f. 399—407. 417 f. 466. 470. 472 ff. 478. 486 ff. 491 f. 503. 509. 542. 544. 550. 552. 559 f. 562. 565. 567 ff. 573 f. 578. 580. 582. 598—676. 682. 684. 705. 718. 722 f. 725. 731. 738—742. 744—751. 753 f. 756—760. 763 f. 766. 768 f.

Goethe, Katharina Elisabeth, geb. Textor 378. 599.
Goethe, Ottilie von 664.
Gotter 48. 394. 414.
Gottfried von Straßburg 9. 203.
Göttling, Professor in Jena 646.
Gottsched, Johann Christoph 25—29. 31—37. 46 f. 54 f. 65. 72 ff. 79 f. 82. 93. 113. 115—119. 122 ff. 126 f. 133 f. 151. 153 f. 202. 209. 243. 259. 261. 270. 281. 288. 333. 345. 357. 528. 602.
Gottsched, Luise Adelgunde Victorie, geb. Culmus 28. 65. 82.
Götz, Johann Nicolaus 37 f. 205. 210. 239. 244.
Goeze, Johann Melchior 322. 324. 410. 456.
Griesbach, Prof. in Jena 472. 728.
Grillo 218.
Grimmelshausen, von 18.
Großmann 398.
Gruber 354.
Gryphius 17 f. 116.
Gudrun 9.
Günther 20. 52. 72.
Gutermann, Sophie von, vgl. la Roche.

H.

Hackert, Maler 628.
Hagedorn, Christian Ludwig von 50. 54 f.
Hagedorn, Friedrich von 30 f. 34. 41. 50—58. 83. 103. 118. 135. 162. 165. 255. 264. 444. 600.
Hahn 447 f. 450 f. 484 f.
Halem, von 496 f.
Haller, Albrecht von 31. 34. 40. 45. 58—69. 83. 157. 162 f. 202. 207. 255. 257. 259. 265. 334. 338. 362. 364. 394. 425. 444. 488. 573. 600. 683.
Haller, Mariane, geb. Wyß 62. 66.
Hamann 390 f. 404 f. 492. 516 ff. 520. 522. 524 f. 551. 554 f. 569. 574. 587. 591.
Hammer, von 662.
Hanke 72. 112.
Hartknoch, Buchhändler 522. 530. 532—535. 544.
Hartmann von Aue 9.
Haug, Schillers Jugendfreund 681.
Hegel 406. 577.
Heilmann 528.
Heinrich Frauenlob von Meißen 10.
Heinrich von Veldeke 9 f. 203.
Heinse 41. 220. 251. 402. 497.
Heinzmann 69.
Heliand 6. 180.
Herder, Caroline von, geb. Flachsland 530. 537—543. 545. 550. 574. 583 f. 587. 605.
Herder, Johann Gottfried von 48. 214. 221. 264. 288. 296. 306. 312. 371. 373. 390—393. 401. 404 f. 408. 410. 416. 448. 509—598. 604 ff. 608. 610 f. 614. 622 f. 630. 636 ff. 645. 649. 654. 664. 722. 727. 749.
Herzlieb, Minna 658.
Heyer 79. 98.
Heyne 187. 394. 422. 435. 446. 448. 451. 456. 464 f. 470. 554. 558. 584.
Hildebrandslied 6.
Hiller, Componist 139.
Hippel, von 404. 491.
Hirzel, Arzt 159—163. 211. 228. 230. 235.
Hoffmann von Hoffmannswaldau 19.
Hohenheim, Franzisca, Gräfin 683.

Digitized by Google

Hölty, Ludwig Heinrich Chriſtoph 395 f 433—441. 446—451.
Hoven, von, Arzt 681. 736.
Huber 707.
Humboldt, Alex. von 407. 577. 646.
Humboldt, Wilhelm von 646. 739. 743. 746 f. 759.
Hunold 24.

J.

Jacobi, Friedrich Heinrich 187. 247 f. 251. 253. 328 f. 402. 405. 500. 504 f. 567. 569. 574. 586 f. 611. 642.
Jacobi, Johann Georg 41. 219 ff. 246—255. 365 f. 414.
Jagemann, Caroline, Sängerin 664.
Jähns 220.
Janozki 114. 145.
Jean Paul Friedrich Richter 223. 404. 406. 574. 587. 749.
Jeruſalem, Johann Friedrich Wilhelm 54. 157.
Jeruſalem, Karl Wilh. 312 f. 607 f.
Iffland 140. 398 f. 653. 662. 698. 759. 762.
Jöcher 72. 268.
Joſeph II. 64. 180 ff. 190. 245. 252. 368. 388. 410.
Iſelin 408.
Jung Stilling 545. 604.

K.

Kalb, Charlotte von 702. 705. 707 f. 715. 717.
Kant 21. 129 f. 379. 390. 404. 406. 410. 424. 516. 518. 555. 569. 587. 590 f. 595. 646. 713. 728. 734. 741. 745.
Karl der Große 4 f.
Karl Auguſt, Herzog von Weimar 188. 368. 488 f. 559 f. 562. 565. 579. 585 f. 612—616. 618. 620. 623 f. 633 ff. 640. 642. 644. 656. 664 ff. 668 f. 684. 705. 725. 729. 753. 757. 759. 762. 766.
Karl Eugen, Herzog von Würtemberg 677—680. 683—686. 688—692. 736.
Karl Friedrich, Markgraf von Baden 186 f. 455 f. 541.
Karſch, Anna Luiſe 216 f. 527.
Käſtner 32. 65. 260 f. 394. 422 435. 445 f.
Kaufmann, Angelica 582. 626.
Kayſer, Componiſt 621.
Kleiſt, Ewald Chriſtian von 32. 39 f. 81. 87. 134. 159. 205. 211 ff. 215 f. 224—238. 242. 244. 255. 276. 280. 283. 289. 339. 342. 437 f. 513. 538.
Klettenberg, Suſanna Katharina von 603.
Klinger 392. 396 f. 402. 682.
Klopſtock, Friedrich Gottlieb 33 ff. 38—43. 49. 55. 68. 77. 81. 83. 104. 121 ff. 127 ff. 133. 143—203. 207. 212 f. 218 f. 221. 223 ff. 229. 231. 234. 240. 255. 267. 288. 302. 332 f. 338 ff. 342. 345. 349. 355 f. 361. 371. 378. 383. 389. 392 f. 395. 400 f. 438. 444. 448 ff. 453. 455 f. 458 ff. 464. 482—485. 489 f. 494. 497. 508 f. 513. 527. 532. 537 f. 552 f. 569. 600. 611 f. 635. 679. 681 f.
Klopſtock, Meta, geb. Moller 41. 165—174. 178. 192 f. 195. 201. 203.
Klotz, Profeſſor in Halle 249. 303—306. 365 f. 394. 413. 415. 526—529.
Knebel, von 240. 369. 567 f. 589. 612. 614. 623. 639. 725.
Knigge, Freiherr von 403.
Koch, Theaterdirector 133 f. 139. 277. 280. 298.

König, Eva, vgl. Lessing.
Konrad, Geistlicher zu Passau 7.
Köpke 429.
Körner, Oberappellationsrath 707 f. 710. 712 f. 717 f. 721—725. 727. 730 ff. 734. 736. 742. 757. 759.
Kotzebue, von 398 f. 404. 757.
Kuh 244.

L.

Lafontaine 404.
Lange, Johann Joachim 24.
Lange, Samuel Gotthold 37. 205. 212. 268.
Lauremberg 17.
Lavater 42. 377. 392 f. 403. 487. 493. 500. 505. 552. 567. 569. 611 f. 614. 621. 623.
Leibniz 21 f. 67. 318. 328. 334. 337 f. 573.
Leisewitz 374. 396. 682.
Lengefeld, Frau von 646. 719. 721 f. 729.
Lengefeld, Carol. v., vgl. Wolzogen.
Lengefeld, Charlotte von, vgl. Schiller.
Lenz 251. 396. 682.
Lessing, Eva, geb. Hahn, vormalige Frau König 303. 315 ff. 323.
Lessing, Gotthold Ephraim 28 f. 32. 44—48. 76. 81 f. 122 f. 131—138. 142. 180. 208. 213 ff. 219 f. 233—236. 238. 244 f. 255—332. 343. 347. 350. 352. 355 f. 364. 366. 370 f. 389—392. 396 f. 405. 410. 480. 509. 513. 525—528. 535 f. 551 ff. 574 ff. 580. 589. 596. 598. 602 f. 670. 679. 682. 754.
Lessing, Johann Gottfried 256 ff. 261—264. 266. 268 f. 293. 307.
Leuchsenring 545. 550. 610.
Lewezow, Ulrike von 665.
Lichtenberg 409. 422. 462.
Lichtwer 245. 483.
Lilienthal, Prof. in Königsberg 516.
Liscow 24 f. 57. 105.
Loder, Professor in Jena 621. 646.
Logau, von 243. 284.
Lohenstein, v. 19. 24. 29. 60. 66. 154.
Löscher 257.
Löwen 298. 300.
Luden 661.
Luise, Herzogin von Weimar 567. 585. 613. 615. 617. 619. 665. 668. 750. 757.
Luther 14. 85. 130. 202. 320. 448. 480. 676. 681.

M.

Maria Eleonore, Gräfin von Schaumburg-Lippe 547. 549 ff. 560.
Mascov 86. 91. 115.
Mastalier 43.
Matthisson, von 401. 441.
Meier, Georg Friedrich 29. 36 f. 153. 337.
Meiners, Professor in Göttingen 409. 460.
Meistersinger 10 f.
Melissus 15.
Mendelssohn 29. 44. 135. 208. 238. 270—273. 276. 278. 280 ff. 285. 287. 289 ff. 294. 318. 323. 327. 526. 574. 683.
Menke 25.
Merck 187. 370. 374. 377 f. 486. 537. 539 f. 543. 554. 606.
Meusel 305. 316.
Meyer, Heinrich 582. 629. 640. 643. 652.
Michaelis, Benjamin 220.
Michaelis, Johann David, Professor in Göttingen 248. 268. 524. 555.

Digitized by Google

Miller 395 f. 402. 435. 439 f 446 ff. 451. 461. 467. 472 f. 485. 500.
Moller, Meta, vgl. Klopstock.
Moritz 582. 626. 639. 725.
Moser, Freiherr von 42. 64.
Möser 251. 408. 552.
Mosheim 72. 257.
Müller, Friedrich (Maler) 397.
Müller, Friedrich von (Kanzler) 754.
Müller, Friedrich August 378.
Müller, Johannes von, Historiker 221. 408. 570. 586. 760. 762.
Müller, Johannes, Physiologe 657.
Müller, Johann Gottwerth von Itzehoe 403.
Musäus 369. 403 f. 565.
Mylius 32 f. 37. 127. 257. 259—264. 266. 269.

N.

Nast, Professor in Stuttgart 728.
Naumann 133.
Neuber, Friederike Caroline, Theaterdirectrice 28 f 261. 263.
Neuber, Johann, Theaterdirector 28. 115. 132.
Neukirch 19. 72. 74. 112.
Neumann, Christiane, vgl. Becker.
Nibelungenlied 7. 9. 35.
Nicolai, Christoph Friedrich 29. 43 f. 47. 134 f. 208. 218. 270 ff. 281 f. 287. 293 f. 305. 308. 321. 346 393. 403. 527. 745.
Nicolay, Ludwig Heinrich von 244.
Nicolovius 500 f.
Notker Labeo 7.

O.

Oken 621.
Opitz 16—19. 27. 31. 73 f.
Oeser, Friederike 603.
Oeser, Friedrich, Maler 603.
Otfried von Weißenburg 6.

P.

Palmenorden 16.
Pegnitz, Hirten an der 18.
Petersen, Schillers Jugendfreund 681. 687. 689.
Philippi, Professor in Halle 25.
Pietsch 25. 93.
Pilgrim, Bischof von Passau 7.
Postel 24.
Pyra 37. 205.

R.

Rabener, Gottlieb Wilhelm 32. 34. 72. 78 f. 83. 93. 101—111. 117. 133. 136. 142.
Rambach 257.
Ramler, Karl Wilhelm 29. 39. 43. 137. 169. 211. 217 f. 228. 230 f. 236. 238—246. 252. 255. 284. 289. 296. 309. 325. 369. 401. 444. 461. 602.
Recke, Elisa von der 427.
Reimarus, Elise 303. 536.
Reimarus, Hermann Samuel 303. 318 f. 321. 536.
Reinbeck 23.
Reineke Vos 11. 15. 35. 644.
Reinhard 410.
Reinhold, Professor in Jena 379. 406. 728. 733 f. 740.
Reinwald, Christophine, geb. Schiller 691. 694. 719. 744.
Reinwald, Wilhelm Friedrich Hermann, Bibliothekar in Meiningen 694. 696. 719.
Resewitz, Pastor in Kopenhagen 535.

Reß, Superintendent in Wolfenbüttel 322.
Richey, Professor in Hamburg 50 f.
Richter, vgl. Jean Paul.
Riedel, Professor in Erfurt 304. 365 f. 528.
Ringulf 187.
Rist 18.
Ritter 577.
la Roche, Georg Michael Frank von 344. 353. 363.
la Roche, Sophie, geb. von Gutermann 187. 251. 335 ff. 344. 353. 363. 367. 382 f.
Rollenhagen 15.
Romantische Schule 253. 310. 377. 384. 401 f. 406. 474. 589.
Rosenorden 18.
Rudnik 205. 210.
Ruodlieb 7.

S.

Sachs 13. 15. 375. 610. 632.
Sack, Oberconsistorialrath in Berlin 158. 163. 208. 343.
Salis-Seewis, von 401. 441.
Sämund Sigfusson 3.
Sangerhausen 220.
Scharffenstein, Schillers Jugendfreund 681. 684.
Scheffler 17.
Schelling 406.
Schiller, Charlotte von, geb. von Lengefeld 699. 716. 719—724. 728 ff. 732. 736. 753. 765.
Schiller, Christophine, vgl. Reinwald.
Schiller, Johann Christoph Friedrich von 21. 66. 222. 371. 381. 392. 397. 399 ff. 404. 406. 409. 423. 430—433. 466. 472. 474. 498. 504. 510. 567 f. 587. 589. 592. 598. 630. 637. 645—657. 666. 675—770.
Schiller, Johann Kaspar 676 ff. 680. 736. 744.
Schiller, Nanette 736. 744.
Schimmelmann, Graf, dänischer Minister 733.
Schlegel, August Wilhelm von 384. 433. 474. 575. 735. 746.
Schlegel, Johann Adolf 32. 34. 78. 98. 104. 114. 118. 123 ff. 127 f. 600.
Schlegel, Johann Elias 28. 32 f. 35. 46 f. 78 f. 112—123. 125 f. 265.
Schlegel, Johann Heinrich 125 f.
Schlosser, Friedrich Christoph 480.
Schlosser, Johann Georg 605. 612.
Schlözer 408 f. 553.
Schmid, Konrad Arnold von Lüneburg 33. 35.
Schmidt, Joh. Christoph aus Langensalza 33. 150. 152. 154. 162. 168.
Schmidt, Klamer 41. 101. 220. 224. 432.
Schmidt, Marie Sophie (Fanny) 127. 154—158. 161 f. 164. 168 f. 212. 225.
Schönaich, Freiherr von 35. 133. 267.
Schönemann, Anna Elisabeth (Lili) 612 ff. 665.
Schönemann, Theaterdirector 298.
Schröckh 140.
Schröder, Friedrich Ludwig 298. 300. 303. 392. 398.
Schröter, Corona, Sängerin 617.
Schubart 184. 401. 682. 684. 690.
Schuch, Theaterdirector 292.
Schulteß 158.
Schulz, Johann Abraham Peter, Componist 463 f. 469.
Schulz, Johann Christoph Friedrich, Professor in Gießen 436.
Schulze, Ernst 441.

Digitized by Google

Schummel 403.
Schütz, Professor in Jena 655. 728.
Schwabe 27. 31—34. 73. 105. 117. 123. 127. 205. 227.
Schwan, Christian Friedrich, Buchhändler 687. 693. 701. 711 f.
Schwan, Margarethe 701. 708. 711 f.
Scultetus 292. 309.
Seckendorf, Freiherr von 369.
Seiler, Superintendent in Erlangen 140.
Semler, Professor in Halle 524.
Seume 223.
Seyler, Theaterdirector 370.
Sömmering, Anatom in Cassel 621.
Spalding 32. 211. 556.
Spener 23.
Spieß 404.
Spittler 316. 409.
Stein, Charlotte von 491. 567. 614. 617 ff. 622. 636 f. 668. 722.
Stein, Fritz von 622.
Stolberg, Christian Graf zu 186. 395. 447. 453. 482—493. 495. 505. 612.
Stolberg, Friedrich Leopold Graf zu 186. 188. 190. 395 f. 400. 417. 440. 447. 450. 453. 456. 458. 460. 462. 465—469. 475. 481—508. 612 721.
Stoppe 55.
Straube 33.
Streicher 691. 693. 707.
Struensee, dänischer Minister 129. 183.
Sturz 45. 176. 564.
Sulzer 29. 43. 152. 158. 244. 270. 278. 309. 394.
Suso 12.

T.

Tauler 12.
Thomasius 22.
Thümmel, von 403.
Tieck, von 428 f. 746. 759.
Tiedge 221. 246. 401.
Tischbein, Maler 582. 626 f.
Trescho, Diaconus in Mohrungen 512 ff. 517. 523.
Triller 55.
Trimberg, von 309.
Tschudi 14 760.

U.

Uz, Johann Peter 32. 37 ff. 41. 136. 138. 204—210. 213. 228 f. 239. 255. 344. 444. 580.

V.

Vischer, Luise Friederike (Laura) 686.
Voigt, von, weimarischer Minister 586. 725.
Voß, Abraham 474.
Voß, Ernestine, geb. Boie 449—461 468. 471. 476 f.
Voß, Heinrich 474 f. 508. 764.
Voß, Johann Heinrich 39. 186. 188. 223. 244. 371. 380. 395 f. 400 f. 419 f. 435. 439 f. 442—482. 484. 489. 495. 505 507. 649 ff. 655. 721. 754.
Vulfila 1. 4.
Vulpius, Christian August 404.
Vulpius, Christiane, vgl. Goethe.

W.

Wagner, Heinrich Leopold 397.
Waldis 76.
Waltharius 7.
Walther von der Vogelweide 9.

Digitized by Google

Wehrs 447.
Weiſe, Chriſtian 132.
Weiße, Chriſtian Felix 29. 47. 103. 107. 109 ff. 130—142. 187. 209. 255. 261 f. 264. 277 f. 280 f. 287. 300. 602.
Werner 578.
Wernicke 19. 24. 57. 243.
Werthes 757.
Wieland, Chriſtoph Martin 41 ff. 45. 48. 81. 208. 213. 220 f. 232. 250. 288. 332—387. 395. 400—404. 460. 484. 559. 567. 569. 603. 610 f. 614 f. 714. 718. 724.
Wilhelm, Graf von Schaumburg-Lippe 54. 546—550. 557 f. 560.
Wilkens 56.
Willamov 519.
Willemer, Marianne von 663.
Williram 7.
Winckelmann 45 131. 294. 305 f. 389. 525. 527. 603. 630. 652.
Winthem, Johanna Eliſabeth von (Windeme) 183 f. 190. 193 ff.
Wolf, Friedrich Auguſt 470. 592. 651 f.
Wolff, Chriſtian von 22—25. 29. 36. 44. 72. 204. 248. 258. 321. 334. 529. 573.
Wolfram von Eſchenbach 9.
Wolzogen, Caroline von, geb. von Lengefeld 686. 699. 719—724. 728 f. 749. 753. 765.
Wolzogen, Charlotte von 694 f. 701.
Wolzogen, Henriette von 691. 693—696. 700. 706. 719.
Wolzogen, Wilhelm von 695. 719. 749. 753.
Wyß, Mariane, vgl. Haller.

Z.

Zachariä 32 f. 35. 212.
Zelter, Componiſt 656. 669.
Zeſen, von 18
Zimmermann 45. 335. 337. 346. 357. 361 f. 373. 440. 558 f.
Zinzendorf, Graf 24.
Zollikofer 139.
Zumſteeg, Schillers Jugendfreund 681. 699.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Papier von Gebrüder Rauch in Heilbronn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google